



SIMPLICIANA

Schriften der
Grimmelshausen-Gesellschaft

XXXIII. Jahrgang | 2011

PETER LANG

SIMPLICIANA

Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft

XXXIII (2011)

JOHANN JAKOB CHRISTOPH VON GRIMMELSHAUSEN-
GESELLSCHAFT e.V.

Ehrenpräsidenten Prof. Dr. Rolf Tarot, Hinterer Engelstein 13,
CH-8344 Bäretswil

Prof. Dr. Dieter Breuer, Rolandstr. 34,
D-52070 Aachen

Vorstand

Präsident Prof. Dr. Peter Heßelmann, Universität Münster, Germanistisches Institut,
Hindenburgplatz 34, D-48143 Münster

Vizepräsident Prof. Dr. Dr. h. c. Ruprecht Wimmer, Schimmelleite 42,
D-85072 Eichstätt

Geschäftsführer Prof. Dr. Dieter Martin, Universität Freiburg, Deutsches Seminar II,
D-79085 Freiburg i. Br.

Schatzmeister Hermann Brüstle, Stadtverwaltung Oberkirch, Eisenbahnstr. 1,
D-77698 Oberkirch

Prof. Dr. Eric Achermann, Universität Münster, Germanistisches Institut, Hindenburgplatz 34,
D-48143 Münster

Prof. Dr. Maximilian Bergengruen, Université de Genève, Département de langue et
de littérature allemandes, 12, Boulevard des Philosophes, CH-1211 Genève 4

Prof. Dr. Friedrich Gaede, Ochsenegasse 12, D-79108 Freiburg i. Br.

Dr. Klaus Haberkamm, Nienborgweg 37, D-48161 Münster

Prof. Dr. Nicola Kaminski, Universität Bochum, Germanistisches Institut, Universitätsstr. 150,
D-44780 Bochum

Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar,
Hauptstr. 207-209, D-69117 Heidelberg

Prof. Dr. Ma Wentao, Beijing Universität, Fakultät für westeuropäische Sprachen und Literaturen,
Beijing, VR China

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, D-77731 Willstätt

Prof. Dr. Gábor Tüskés, Téglavető Köz 6, H-1105 Budapest

Prof. Dr. Jean-Marie Valentin, 22, Rue Notre-Dame de Nazareth, F-75003 Paris

Prof. Dr. Rosmarie Zeller, Universität Basel, Deutsches Seminar,
Engelhof, Nadelberg 4, CH-4051 Basel

SIMPLICIANA
Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft
XXXIII (2011)

In Verbindung mit
dem Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft
herausgegeben von
Peter Heßelmann



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

Redaktion:

Eric Achermann, Klaus Haberkamm, Peter Heßelmann,
Hans-Joachim Jakob, Lars Kaminski, Ortwin Lämke,
Daniel Langner, Nadine Lenuweit, Torsten Menkhaus, Timothy Sodmann

Textherstellung und Layout: Nadine Lenuweit

Druck: Primerate, Budapest, Ungarn

Kommissionsverlag: Peter Lang AG, Internationaler Verlag der
Wissenschaften, Bern

Anschrift der Redaktion:

Prof. Dr. Peter Heßelmann, Westfälische Wilhelms-Universität Münster,
Germanistisches Institut, Hindenburgplatz 34, D-48143 Münster

© Peter Heßelmann 2011

ISSN 0379-6415

ISBN 978-3-0343-1012-3

E-ISBN 978-3-0351-0356-4

PETER LANG
open



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative
Commons Namensnennung 4.0 Internationalen Lizenz (CC-BY)
Weitere Informationen: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Jahrgänge I-VIII sind im Francke Verlag Bern erschienen:

I: ISBN 3-7720-1463-1 II: ISBN 3-7720-1511-5

III: ISBN 3-7720-1544-1 IV / V: ISBN 3-7720-1570-0

VI / VII: ISBN 3-7720-1598-0 VIII: ISBN 3-317-01628-0.

Diese und die folgenden, im Verlag Peter Lang erschienenen Bände sind
zu beziehen über den Schatzmeister der Grimmelhhausen-Gesellschaft
(s. Liste des Vorstands) oder beim Verlag Peter Lang AG.

Inhalt

Editorial	11
-----------------	----

*Beiträge der Tagung „Die Schlacht bei Wittstock (1636)
und ihre Folgen: Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens
und in der Literatur der Frühen Neuzeit“*

Michael Kaiser

Eine misslungene Bewährungsprobe des Prager Friedens. Melchior von Hatzfeldt und die Schlacht bei Wittstock (1636)	15
---	----

Martin Winter

„Die Veste Dömitz und Werben, Waren der Länder Verderben“. Truppenbewegungen und befestigte Lager im Vorfeld der Schlacht bei Wittstock	39
---	----

Joachim Krüger

Die Schlacht bei Wittstock aus schwedischer Perspektive	55
---	----

Marian Füssel

Die Fabrikation einer Schlacht. Wittstock (1636) als Medienereignis	73
--	----

Sabine Eickhoff, Anja Grothe, Bettina Jungklaus

„Dass blutige Treffen bei Wittstock den 4. octobris 1636“. Söldnerschicksale interdisziplinär untersucht	91
---	----

Gundula Gahlen

„Die Pest hatte sie schon sehr verderbet, aber die Feinde noch viel mehr“. Bevölkerungseinbußen der Stadt Perleberg im Dreißigjährigen Krieg	137
--	-----

Rosmarie Zeller

Rhetorik der Schlachtbeschreibung. Lucan, Tasso, Sidney und Grimmelshausen	159
---	-----

Jana Maroszová Die Schlachten bei Wittstock und Nördlingen in Grimmelshausens simplicianischem Zyklus	181
Friedrich Gaede Der Gegenlauf als Kriegsprinzip. Grimmelshausen: ein Pionier der Friedensforschung	199
Klaus Haberkamm Simplicianischer ‚Euphuismus‘. Hypertrophe Rhetorik in Grimmelshausens Schlachtschilderungen	213
Dieter Breuer Die Friedensschriften des Erasmus während des Dreißigjährigen Krieges	239
Dirk Niefanger „Die Welt vol Schrecken“. Die Schlacht bei Wittstock in Georg Greflingers Epos <i>Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg</i> und seinen Chroniken	255
Jost Eickmeyer Blutsäufer oder Held? Zum kontroversen Bild Tillys in der Literatur des Dreißigjährigen Krieges	271

Weitere Beiträge

Hans-Joachim Jakob Notizen zur produktiven Rezeption unhandlicher Folianten. Grimmelshausens <i>Simplicissimus Teutsch</i> und das <i>Theatrum Europaeum</i>	297
Klaus-Dieter Herbst Zum rechtlichen Verhältnis zwischen Autor und Verleger im Kalenderwesen um 1670. Mit einem Blick auf Grimmelshausen	319
Klaus Matthäus Nochmals zu den simplicianischen Jahreskalendern. Eine Replik	341

Timothy Sodmann Nochmals zu den simplicianischen Jahreskalendern. Eine Antwort	347
Helmut Aßmann Nachahmung, Schöpfung und Neugestaltung. Über das Verhältnis von Grimmelshausen zu Johannes Scheffler	353
Christian Hausknecht Illustrierte Grimmelshausen-Ausgaben seit 1900. Eine Bibliographie	357
Huizhen Cui Deutsche und chinesische Figurengedichte. Ein exemplarischer Vergleich	381
<i>Simpliciana Minora</i>	
Klaus Haberkamm Der <i>Simplicissimus</i> -Roman auf einer (1) Seite	399
Klaus Haberkamm „Jch flog durch die Lüffte! Wurd doch nit verlorn.“ Kriegserinnerungen eines ‚Simplicissimus‘ 1939–1945	401
Klaus Haberkamm Simplicianisches Rätsel im WDR	405
Peter Heßelmann Karl Amadeus Hartmanns <i>Simplicius Simplicissimus</i> in der Semperoper Dresden	405
Peter Heßelmann <i>Der Wittstocker Simplicissimus</i>	406
Peter Heßelmann Grimmelshausen-Preis 2011 an Peter Kurzeck	406
Klaus Haberkamm Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau 2011 an Reinhard Kaiser	407

Peter Heßelmann
Zweiter fachdidaktischer Wettbewerb der Grimmelshausen-
Gesellschaft: Preisverleihung an das Grimmelshausen-
Gymnasium Offenburg. Laudatio, Renchen, 29.11.2011 408

Paul Barone
Einblicke in die theaterpraktische Arbeit an
Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen 413

Regionales

Peter Heßelmann
Eröffnung des ersten Teilabschnitts eines neuen Museums
in Gelnhausen 423

Peter Heßelmann
Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach 423

Walter E. Schäfer
Neuer Grimmelshausen-Gedenkstein in Renchen 424

Martin Ruch
Auszeichnungen für Schülerinnen und Schüler
des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg 424

Rezensionen und Hinweise auf Bücher

Volker Meid: *Grimmelshausen. Leben, Werk, Wirkung.*
(Nicola Kaminski) 429

Lars Kaminski: *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und
Antoniusverehrung bei Grimmelshausen.* (Ruprecht Wimmer) 433

Italo Michele Battafarano: *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens
Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006.*
(Matthias Bauer) 438

Dieter Martin: *Grimmelshausen und der Mummelsee.*
(Jost Eickmeyer) 441

<i>Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur.</i> Hrsg. von Peter Heßelmann. (Jörg-Jochen Berns)	443
Heinrich Anshelm von Zigler und Kliphausen: <i>Die Asiatische Banise. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe des Erstdrucks 1689.</i> Hrsg. von Werner Frick, Dieter Martin und Karin Vorderstemann. (Jost Eickmeyer)	448
Flemming Schock: <i>Die Text-Kunstammer. Populäre Wissenssammlungen des Barock am Beispiel der „Relationes Curiosae“ von E. W. Happel.</i> (Peter Heßelmann)	451
Georg Philipp Harsdörffers <i>Universalität. Beiträge zu einem „uomo universale“ des Barock.</i> Hrsg. von Stefan Keppler-Tasaki und Ursula Kocher. (Rosmarie Zeller)	455
Heinz Dieter Kittsteiner: <i>Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618–1715.</i> (Torsten Menkhaus)	459
<i>Index Aureliensis. Catalogus librorum sedecimo saeculo impressorum.</i> Prima pars. Tomus XVI. Curavit Karla Faust. (Klaus Haberkamm)	464

Mitteilungen

Peter Heßelmann Rolf Tarot zum 80. Geburtstag	469
Klaus Haberkamm Die Grimmelshausen-Gesellschaft zu Gast an der Hamburger Sophie-Barat-Schule	470
Peter Heßelmann Bericht über die Tagung „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“, 01.–03. Juli 2011 in Wittstock	471

Rosmarie Zeller, Maximilian Bergengruen
 Einladung zur Tagung „Grimmelshausen und das Wissen vom
 Menschen. Anthropologische Konzepte im simplicianischen
 Werk“, 21.–23.06.2012 in Basel 474

Peter Heßelmann
 Ankündigung der Tagung „Der Teutsche Michel.
 Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens
 und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“,
 20.–22.06.2013 in Oberkirch und Renchen 477

Anhang

Beiträger *Simpliciana* XXXIII (2011) 481

Simpliciana und *Beihefte zu Simpliciana*.
 Richtlinien für die Druckeinrichtung der Beiträge 483

Bezug alter Jahrgänge der *Simpliciana* 483

Grimmelshausen-Gesellschaft e. V. 484

Beitrittserklärung 485

Editorial

Im Rückblick auf das Jahr 2011 ist zunächst an einen Geburtstag zu erinnern. Am 11. Juni 2011 beging Rolf Tarot, langjähriger Präsident und nun Ehrenpräsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, seinen achtzigsten Geburtstag. Die Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft gratulieren ihm herzlich und wünschen alles Gute.

In diesem Band der *Simpliciana* werden dreizehn Vorträge veröffentlicht, die während unserer interdisziplinären Tagung „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“ gehalten wurden. Die eindrucksvolle Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft fand in Kooperation mit dem Landkreis Ostprignitz-Ruppin (Land Brandenburg) und den Kreismuseen Alte Bischofsburg Wittstock vom 1. bis zum 3. Juli 2011 in Wittstock statt. Anlaß war der 375. Jahrestag der Schlacht bei Wittstock im Jahr 1636. Für die großzügige Unterstützung hat die Grimmelshausen-Gesellschaft dem Landkreis Ostprignitz-Ruppin – Kreismuseen Alte Bischofsburg Wittstock, der Stadt Wittstock, dem Förderverein Museen Alte Bischofsburg Wittstock und der Sparkassenstiftung Ostprignitz-Ruppin zu danken. Ein herzlicher Dank für die hervorragende Organisation der hochinteressanten und ertragreichen Tagung und der abschließenden Exkursion geht an Antje Zeiger, Leiterin der Kreismuseen Alte Bischofsburg – Museum des Dreißigjährigen Krieges.

Die Beiträge zur Wittstocker Tagung werden komplettiert durch sieben weitere Studien. Ein Rezensionsteil informiert in gewohnter Weise über Neuerscheinungen zu Grimmelshausen und zur Literatur der Frühen Neuzeit.

Im Februar 2011 ist das fünfte Beiheft zu unserem Jahrbuch erschienen. Es handelt sich um den Band *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Er enthält zwölf Vorträge einer Tagung, die im März 2009 in Oberkirch stattfand, und fünf zusätzliche Aufsätze.

Den von der Grimmelshausen-Gesellschaft zum zweiten Mal ausgeschriebenem fachdidaktischen Wettbewerb „Grimmelshausen und sein Werk im Unterricht“ hat das Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg für die herausragende Produktion *Courasche – Musiktheater nach*

Grimmelshausen gewonnen. Der Preis wurde am 29. November 2011 in Renchen anlässlich einer Schultheateraufführung von Carlo Goldonis Komödie *Viel Streit in Chiozza* verliehen.

Die nächste Tagung wird vorbereitet und veranstaltet von Rosmarie Zeller (Basel) in Verbindung mit Maximilian Bergengruen (Genf) und der Grimmelshausen-Gesellschaft. Sie wird vom 21. bis zum 23. Juni 2012 in Basel durchgeführt. Thema ist „Grimmelshausen und das Wissen vom Menschen. Anthropologische Konzepte im simplicianischen Werk“. Eine vorläufige Programmübersicht und eine Einladung findet man in diesem Jahrbuch in der Rubrik „Mitteilungen“.

Die übernächste Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft hat als Rahmenthema „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“. Vom 20. bis zum 22. Juni 2013 treffen sich Interessierte in Oberkirch und Renchen. Am 21. Juni 2013 wird auch die satzungsgemäße Mitgliederversammlung stattfinden. Eine ausführliche Tagungsankündigung bringt die Rubrik „Mitteilungen“. Vortragsangebote werden vom Präsidenten der Grimmelshausen-Gesellschaft bereits gerne entgegengenommen

Wie immer hoffe ich auch diesmal, zahlreiche Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft, Freunde und weitere Gäste auf den beiden Tagungen in Basel, Oberkirch und Renchen willkommen heißen zu dürfen. Aktuelle Informationen der Grimmelshausen-Gesellschaft erhalten Mitglieder auf der im vergangenen Jahr neu gestalteten Homepage unter www.grimmelshausen.org.

Mit der Auslieferung unseres neuen Jahrbuches bekommen alle Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft als kleine Sondergabe unsere neue Postkarte, die wieder in Kooperation mit der „Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten“ entstand und die hoffentlich die *argutia* der „curieusen“ Leser herausfordert.

Münster, im Dezember 2011

Peter Heßelmann

BEITRÄGE DER TAGUNG „DIE SCHLACHT BEI
WITTSTOCK (1636) UND IHRE FOLGEN: KRIEG
UND FRIEDEN IM WERK GRIMMELSHAUSENS UND
IN DER LITERATUR DER FRÜHEN NEUZEIT“

MICHAEL KAISER (Köln)

Eine misslungene Bewährungsprobe des Prager Friedens. Melchior von Hatzfeldt und die Schlacht bei Wittstock (1636)

Die Schlacht bei Wittstock am 4. Oktober 1636 hat in der Forschung eine unterschiedliche Wertung erfahren.* Mit dem Hinweis, dass es sich um „one of the most important battles of the war“ handelte, hat Peter Wilson kürzlich keinen Zweifel am Stellenwert der Schlacht bei Wittstock gelassen.¹ Hingegen bedachte Moriz Ritter schon 1908 diese Schlacht mit nur einem kurzen Stichwort: In seinen Augen demonstrierte Wittstock einmal mehr die Überlegenheit schwedischer Feldherrenkunst und kam damit vor allem dem Ruhm des Schweden Banér zugute; mehr offenbar nicht.² Dieter Albrecht hat jüngst Wittstock wiederum nur als eines von „größeren Gefechten“ angesehen, also dem Kampfgeschehen den Charakter einer veritablen Schlacht abgesprochen.³ Mag sein, dass sich aus der Perspektive des Biographen des bayerischen Kurfürsten Maximilian die Geschehnisse im Nordosten des Reiches tatsächlich etwas marginal ausnahmen. Doch diese wie auch die zuvor genannten Auffassungen bilden nur einen Teil des wissenschaftlichen Meinungsspektrums ab, andere Forscher haben andere Ansichten. So reiht Geoffrey Parker Wittstock unter die „major Swedish victories“ ein, zu denen er außerdem Breitenfeld (1631 und 1642), Lützen (1632)

* Das unpublierte Material entstammt folgenden Archiven: Schönstein, Fürstlich Hatzfeldt-Wildenburgsches Archiv, Kriegsarchiv Melchior von Hatzfeldt, zitiert als: Kriegsarchiv Hatzfeldt, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. Hauptabteilung, zitiert als: GStA PK, I. HA, Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, zitiert als: Bay HStA, Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, zitiert als: HStA Stuttgart.

1 Peter H. Wilson: *The Thirty Years War. Europe's Tragedy*. Cambridge, Ma. 2009, S. 583.

2 Moriz Ritter: *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648)*. Bd. 3. *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Stuttgart, Berlin 1908, S. 606.

3 Dieter Albrecht: *Maximilian I. von Bayern 1573–1651*. München, Wien 1998, S. 951.

und Jankau (1645) zählt.⁴ Bereits Hans Delbrück hat in seiner erstmals 1920 erschienenen „Geschichte der Kriegskunst“ eigens auch auf Wittstock rekurriert. Auch wenn er keine vier Seiten benötigt, um sie zu erläutern, diskutiert Delbrück sie doch aufgrund ihrer Anlage und des Verlaufs als eine der „erstaunlichsten der Weltgeschichte“.⁵

Wie ist also der Stellenwert der Schlacht bei Wittstock einzuschätzen? Wenn diese Frage im Folgenden aus der Perspektive des Kaisers und seiner Verbündeten beantwortet werden soll, geht es vor allem um die Sichtweise, die die kaiserliche Seite und speziell Melchior von Hatzfeldt, der kaiserliche Feldmarschall und Verlierer von Wittstock, zu den Ereignissen am und um den 4. Oktober 1636 hatten.⁶ Meine These geht dahin, dass Wittstock für die Schweden sicherlich ein wichtiger Sieg war, für die kaiserliche Seite aber keine Niederlage, die wirklich ins Gewicht fiel.

Zunächst soll die allgemeine politische Situation im Reich aufgezeigt werden. Dann werden der Feldzug des Jahres 1636 beleuchtet sowie die dort auftretenden Schwierigkeiten skizziert, aus denen heraus es zur Schlacht kam. Am Ende stehen dann die Beurteilungen der Schlacht auf kaiserlicher Seite sowie die militärischen und politischen Auswirkungen Wittstocks im Mittelpunkt. Der Forschungsstand zur Schlacht bei Wittstock ist nicht gut; die Ereignisse im Herbst 1636 haben schon seit längerem keine tiefergehende Aufmerksamkeit erfahren. So bleibt Referenzpunkt für viele, auch neuere Arbeiten nach wie vor als einzige Monographie die relativ knappe Studie von Rudolf Schmidt aus dem Jahr 1876.⁷ Allerdings beklagte schon dieser eine schwierige archivalische Überlieferung.⁸ Angesichts des Schwerpunkts auf die

4 Geoffrey Parker: *The Military Revolution. Military Innovation and the Rise of the West, 1500-1800*, Cambridge 1988, S. 23.

5 Hans Delbrück: *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*. Tl. 4. *Neuzeit*. Berlin 1920, S. 248.

6 Grundlegende Literatur: Julius Krebs: *Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeldt (1593–1636)*. 2 Bde. Breslau 1910–1926, hier Bd. 2; Thomas M. Barker: *The Military Intellectual and Battle. Raimondo Montecuccoli and the Thirty Years War*. Albany, New York 1975. Montecuccoli nahm an der Schlacht bei Wittstock teil.

7 Rudolf Schmidt: *Die Schlacht bei Wittstock. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges*. Halle 1876. Die Darstellung ist in ihren Ergebnissen allerdings nicht immer fehlerfrei.

8 Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 4–5 und S. 27.

kaiserlichen Seite und ihren Feldherrn Hatzfeldt sind vor allem Akten des Kriegsarchivs Melchior von Hatzfeldts ausgewertet worden.⁹

Prag 1635: der politische Rahmen für den Krieg

Im Mai 1635 war zu Prag ein Frieden zwischen dem Kaiser und Kursachsen geschlossen worden, der auf die drängenden politischen und konfessionellen Fragen eine offenkundig weitgehend tragfähige Antwort zu bieten vermochte und dem sich die meisten Reichsstände angeschlossen hatten.¹⁰ Doch bevor diese Friedenskonzeption wirklich umgesetzt werden konnte, galt es, den auswärtigen Feind zu besiegen: Nach wie vor standen Truppen der Schweden und ihrer Verbündeten im Reich. In Prag war somit eine Friedensordnung vereinbart worden, der erst einmal Gültigkeit verschafft werden musste. Zu diesem Zweck war eine Reichsarmada geschaffen worden, die sich aus den kaiserlichen Truppen, aber auch den Kontingenten der Kurfürsten von Sachsen und Bayern (d. h. der ehemaligen Katholischen Liga) zusammensetzte.¹¹ Der Feldzug des Jahres 1636 war somit auch eine Kampagne zur endgültigen Vertreibung der Schweden und damit der Durchsetzung des Prager Friedens.

Die Hauptlast dieser Kämpfe im Norden und Nordosten des Reiches hatte bereits im Jahr 1635 Kursachsen getragen. Da sich aber im Verlauf des Jahres 1636 abzeichnete, dass die schwedischen Kontin-

-
- 9 Der Bestand ist vorzüglich erschlossen durch folgendes Repertorium: *Das Kriegsarchiv des Kaiserlichen Feldmarschalls Melchior von Hatzfeldt (1593–1658)*. Analytisches Inventar bearb. von Günther Engelbert (†). Zum Druck gebracht von Hubert Salm. Düsseldorf 1993 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 61).
- 10 Dazu jetzt erschöpfend: *Die Politik Maximilians I. von Bayern und seiner Verbündeten 1618–1651*. Tl. 2., Bd. 10 (in vier Teilbänden). *Der Prager Frieden von 1635*. Bearb. von Kathrin Bierther. München, Wien 1997 (Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. N. F. 2, 10).
- 11 Zur Neuregelung des Kriegswesens im Reich durch den Prager Frieden siehe allgemein Albrecht, *Maximilian I.* (wie Anm. 3), S. 923–924. – Erst Ende 1636 beschloss auch Brandenburg eigene Werbungen; diese wurden wie auch die Truppen der beiden anderen weltlichen Kurfürsten unter ein eigenes Generalat gestellt, dazu Ulrich Kober: *Eine Karriere im Krieg. Graf Adam von Schwarzenberg und die kurbrandenburgische Politik von 1619 bis 1641*. Berlin 2004 (Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 24), S. 363–379.

gente unter dem Kommando Johan Banérs nicht zu unterschätzen waren, sollten kaiserliche Truppen die kursächsische Armee verstärken. Ihr Kommandant war Melchior Graf von Hatzfeldt, ein Angehöriger eines im Westerwald ansässigen Adelsgeschlechts, dessen Karriere im kaiserlichen Kriegsdienst schon im Böhmischem Krieg begonnen hatte. Noch unter Wallenstein hatte er seine ersten Kommandos bekommen, doch erst nach dessen Ende gelang ihm der Sprung in die Spitzengruppe der kaiserlichen Befehlshaber. 1635 in den erblichen Reichsgrafstand erhoben und zum Feldmarschall ernannt, blieb Hatzfeldt während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs eine der führenden militärischen Persönlichkeiten der kaiserlichen Armee.¹²

Der Feldzug des Jahres 1636 bestand nicht nur in der militärischen Herausforderung, die Schweden zu besiegen. Hinzu kamen politische Komponenten, die den Fortgang der Operationen nicht wenig beeinflussten. Hatzfeldt musste zeigen, dass die Prager Friedensordnung imstande war, ihren Unterzeichnern Schutz zu gewähren. Dies war keine theoretische Spekulation, sondern stellte sich als unmittelbare Anforderung mit Blick auf den Kurfürsten von Brandenburg, dessen Territorium wieder einmal zum Kriegsschauplatz der Operationen geworden war. Kaum war der kaiserliche Feldmarschall zu Beginn des Feldzugs 1636 im kursächsischen Hauptquartier in Halle eingetroffen,¹³ wurde der kurbrandenburgische Gesandte Marwitz im Lager der Verbündeten vorstellig: Er sollte Hatzfeldt und dem Kurfürst Johann Georg die schwedischen Absichten, „deß heill: Röm Reich und deßelben eingeseßene noch ferner zu beschädigen“, vorstellen und darauf dringen, dass dieses Vorhaben „contre-cassieret“ werde.¹⁴

Die Defension der brandenburgischen Lande und festen Plätze war ein Thema, das in den folgenden Wochen und Monaten aktuell bleiben und Gegenstand fortwährender Beratungen sein sollte. Sowohl Kursachsen als auch Hatzfeldt bestätigten, dass das brandenburgische An-

12 Neben der Monographie von Krebs, *Hatzfeldt* (wie Anm. 6), zuletzt eine knappe biographische Skizze bei Jörg Deventer: Melchior von Hatzfeldt (1593–1658). In: *Schlesier des 14. bis 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Arno Herzig. Neustadt a. d. Aisch 2004, S. 69–75.

13 Hatzfeldt traf am 05.04.1636 in Halle an der Saale ein, vgl. den kurbrandenburgischen Residenten Otto von der Marwitz an Bernhard Gottackern, Ritter des Johanniterordens und kurbrandenburgischer Rat, Halle a. d. Saale 29.03.1636 (a. St.), GStA PK, I. HA GR, Rep. 41: Beziehungen zu Kursachsen, Nr. 768 Ausf.

14 So die Anweisungen der kurbrandenburgischen Geheimen Räte an den brandenburgischen Residenten Otto von der Marwitz, Cölln an der Spree 04.04.1636 (a. St.), GStA PK, I. HA GR, Rep. 41: Beziehungen zu Kursachsen, Nr. 768 Kopie.

liegen „der billigkeit gemeetz sey“, wenn auch in der Praxis schwer zu verwirklichen.¹⁵ Gleichwohl rückte Brandenburg nicht von der Seite des Kaisers, und noch im September 1636 hielt Kurfürst Georg Wilhelm explizit fest, dass er kaisertreu bleiben wolle:¹⁶ Dieses Signal sandte er an die Gemahlin Georgs, des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, der in diesen Wochen eine unentschiedene Haltung einnahm und zwischen Schweden und dem Kaiser lavierte. Ihn galt es für die kaiserliche Sache zu gewinnen, sein klares Bekenntnis zum Kaiser stand noch aus – und war möglicherweise durch einen militärischen Erfolg gegen die Schweden zu erzielen.¹⁷

Der Feldzug 1636: Probleme eines Koalitionskriegs

Hatzfeldt führte den Feldzug gegen die Schweden nicht allein, vielmehr stand er gemeinsam mit den kursächsischen Kontingenten unter Generalleutnant Wolf Heinrich von Baudissin im Feld. Nun musste er also einen Koalitionskrieg organisieren. Dies bedeutete vor allem eine besonders kompliziert verwickelte Befehlsstruktur, die in einem gesteigerten Beratungs- und Abstimmungsbedarf resultierte und sich konkret in einem deutlichen Zuwachs an Korrespondenzen niederschlug.

Die militärischen Voraussetzungen für den Krieg waren insgesamt so schlecht nicht; die kaiserlichen und kursächsischen Truppen hatten die Initiative und befanden sich auf dem Vormarsch; im Laufe des Feldzugs rückte einmal mehr die Stadt Magdeburg in den Mittelpunkt, die von den Verbündeten belagert wurde. Am 13. Juli 1636 fiel dieser strategisch wichtige Stützpunkt an der Elbe in die Hand der Kaiserlich-

15 Vgl. die Akten zur Sendung des kursächsischen Generalwachtmeisters Hans Kaspar von Klitzing an Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zur Beratung über Maßnahmen zur Abwendung der Kriegsgefahr im Juni 1636, GStA PK, I. HA GR, Rep. 41: Beziehungen zu Kursachsen, Nr. 770, hier besonders „Memorial was an Kurbrandenburg vorgetragen werden soll“, praes. 10.06.1636 a. St.

16 Kurfürst Georg Wilhelm an die Herzogin von Braunschweig, Peitz 20./30.09.1636, in: *Documenta Bohemica Bellum Tricennale Illustrantia*. Bd. 6. Hrsg. von Bohumil Badura. Prag 1979, Nr. 321, S. 132.

17 Zu Braunschweig, das eine Politik der bewaffneten Neutralität präferierte, siehe immer noch Friedrich von der Decken: *Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges*. Tl. 3. Hannover 1834; auch knapp Wilson, *Thirty Years War* (wie Anm. 1), S. 569–570.

Kursächsischen.¹⁸ Das Kriegstheater verschob sich damit weiter nach Norden; im Folgenden musste es darum gehen, den Operationsraum der Schweden immer mehr zu reduzieren.¹⁹

Dieser Erfolg änderte aber nichts an den internen Spannungen. Schon der erste Kriegsrat des Feldzugs am 6./7. April hatte völlig divergente Auffassungen erkennen lassen, wie Kursachsen einerseits und Hatzfeldt andererseits den Feldzug zu führen gedachten.²⁰ Zudem konnte sich der kursächsische Generalleutnant Baudissin, der anstelle des nominellen Oberbefehlshabers Kurfürst Johann Georg das Kommando innehatte, lange nicht damit abfinden, dass Hatzfeldt nun weitgehend in die strategischen Planungen eingriff. Auch Kurfürst Johann Georg achtete sehr auf seine Prärogativen als Inhaber des Generalats über die kursächsischen Truppen; Kompetenzstreitigkeiten zwischen Hatzfeldt, Baudissin und Johann Georg behinderten immer wieder eine effektive Kriegsführung.²¹ Dass Baudissin sogar proschwedische Tendenzen nachgesagt wurden, machte die Lage nicht angenehmer.²² Doch war dies eine Haltung, die insgesamt unter den sächsischen Truppen verbreitet war. Sie galten als unzuverlässig und schienen wenig Lust zu verspüren, gegen die Schweden und damit die Konfessionsverwandten zu kämpfen.

Das hinderte die Soldaten nicht, im Brandenburgischen zu wüten und allerhand Übergriffe zu verüben. Die Kämpfe gegen den Gegner gingen nahtlos über in Exzesse an der Bevölkerung wie etwa in Tangermünde: Anfang Juli überfielen kursächsische und kaiserliche Truppen die Stadt und vertrieben die Schweden von dort – doch noch während des schwedischen Rückzugs begannen die Plünderungen und Ausschreitungen, die einen ganzen Tag währten und die Stadt völlig verwüsteten.²³ Doch solche Nachrichten gab es nicht erst im Sommer 1636; schon seit Monaten erreichten den brandenburgischen Kurfürsten immer wieder Klagen seiner Untertanen über den „Muthwillen“ der kursächsischen

18 Vgl. Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 40; Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 136.

19 Vgl. *Documenta Bohemica*. Bd. 6 (wie Anm. 16), Nr. 296, S. 120.

20 Siehe Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 129.

21 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 127, siehe auch *Documenta Bohemica*. Bd. 6 (wie Anm. 16), Nr. 295, S. 120.

22 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 121.

23 Siehe den Bericht des Bürgermeisters Zacharias Triller an Kurfürst Georg Wilhelm, Tangermünde 29.06.1636 a. St., GStA PK, I. HA GR, Rep. 41: Beziehungen zu Kursachsen, Nr. 731 Ausf., sowie die Klage von Bürgermeister und Rat von Tangermünde an Kurfürst Georg Wilhelm, Tangermünde 30.06.1636 a. St., ebenda, Ausf.

Soldaten und deren Exzesse in brandenburgischen Landen.²⁴ Umgekehrt beschwerte sich Kursachsen, dass die brandenburgischen Untertanen die verbündeten Soldaten übel traktieren, ja auch überfallen und ermorden würden, sobald sich nur die Gelegenheit dazu ergeben würde.²⁵ Diese Spannungen waren keine guten Voraussetzungen für die Planungen im Sommer 1636, als auf brandenburgischer Seite erwogen wurde, für die eigene Sicherheit kursächsische Truppen zu übernehmen: Denn das Land sei „nunmehr dergestalt zugrunde vertorben“, dass man weitere eigene Werbungen nicht mehr organisieren könne.²⁶

Doch was die brandenburgischen Räte mit den Sächsischen wegen der Übernahme fremder Truppen verhandelten, ließ sich kaum umsetzen. Als tatsächlich weitere kursächsische Einheiten im Land eintrafen, um gegen die Schweden vorzugehen, schlug ihnen blanke Ablehnung entgegen. Der kursächsische General Klitzing klagte gegenüber Hatzfeldt, dass er nicht in die Festung Spandau hineingelassen werde; auch die Kooperation *in puncto* Truppenversorgung sei mangelhaft: Er wisse nun kaum, wie er sich in der Situation gegen die Schweden zur Wehr setzen solle.²⁷ Kurze Zeit später widerfuhr ihm ähnliches vor Frankfurt an der Oder. Auch hier hätten die Brandenburgischen „keinen von vnß wollen hinein laßen“.²⁸ Diese Erfahrungen musste Camillo Gonzaga, ein kaiserlicher Offizier, kurz darauf bestätigen; ihm kam es „fremb vndt praejudicirlich“ vor,

dz Jm Ansehen zwischen Kayser vndt Churf geflogenen pacts [letztlich der Prager Frieden], das Khays. volck in Churf. Landen [Brandenburg] so wenig gerespectirt, Sondern gleich wie die rebellen [Schweden] feindmeißig allenthalben reijiciret, vndt außgeschlossen werden.²⁹

-
- 24 Kurbrandenburg an Kursachsen, Cölln an der Spree 21.01.1636, GStA I. HA Rep. 41 Nr. 730 Konz.
- 25 Kursachsen an Kurbrandenburg, Brandenburg 17.01.1636, GStA I. HA Rep. 41 Nr. 730 Ausf.: Klage, „das die Soldaten von den Märckern so übell tractiret werden“.
- 26 Kurbrandenburg „An Chur Sachßen wegen der newen werbungen“, Cölln an der Spree 11.06.1636, GStA PK, I. HA GR, Rep. 41: Beziehungen zu Kursachsen, Nr. 770 Ausf., aber mit Korrekturen/Ergänzungen (ein Siegel liegt dabei, daher wohl Ausf.).
- 27 General Hans Kaspar von Klitzing an Melchior von Hatzfeldt, Brandenburg 21.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Ausf.
- 28 General Hans Kaspar von Klitzing an Melchior von Hatzfeldt, Krossen 05.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Ausf.
- 29 Oberst Camillo Gonzaga an General Hans Kaspar von Klitzing, Krossen 13.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Kopie.

Brandenburg stand zwar auf der Seite des Kaisers, doch die kaiserlich-kursächsischen Truppen wurden im Land kaum als Verbündete wahrgenommen.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten fanden für Hatzfeldt zumindest die Querelen mit Baudissin ein Ende, als dieser infolge einer vor Magdeburg erlittenen Verwundung im Juli von seinem Kommando zurücktrat.³⁰ Kursachsen war einsichtig genug, diese Vakanz nicht mit einem neuen eigenen Kandidaten zu besetzen, sondern wollte Hatzfeldt auch das kursächsische Kommando übertragen. Kurfürst Johann Georg fragte deswegen – allerdings auch erst im September – den Kaiser an, ob ihm diese Regelung genehm sei;³¹ Ferdinand II. antwortete positiv, von der Hoffnung getragen, Hatzfeldt, ein „getrewer patriot vnd Landtsaß deß H[eiligen] Römischen Reichs“, werde sich derart bewähren, „daß Eur L[ieb]d[en] vorbemelte gegen Jhme geschöpfpte affection fürthin souil mehrers zue continuiren vrsach vnd anlaß gewinnen werde“.³² Dieses Schreiben wurde in Wien allerdings erst am 5. Oktober expediert – einen Tag nach der Schlacht bei Wittstock.

Unabhängig von der Personalie Baudissins brachte es also der Koalitionskrieg mit sich, dass Hatzfeldt letztlich auf zwei Kriegsherren Rücksicht nehmen musste: Kaiser Ferdinand II. und Kurfürst Johann Georg. Das war eine Konstellation, mit der zumindest Wien bereits seit den 1620er Jahren hinreichende, wenn auch nicht immer positive Erfahrungen gemacht hatte. Dies änderte nichts an einer schwergängigen Entscheidungsfindung, auch als im Laufe des Septembers die Operationen wieder an Fahrt aufnahmen.³³

30 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 136; Wilson, *Thirty Years War* (wie Anm. 1), S. 580–581.

31 Kursachsen an Ferdinand II., Perleberg 06.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Kopie.

32 Ferdinand II. an Kursachsen, Regensburg 05.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Kopie. – Zu den zeitgleichen Briefen Ferdinands an Hatzfeldt in dieser Angelegenheit siehe weiter unten.

33 Dies galt insbesondere im Verhältnis der Katholischen Liga zum Kaiser; die Konstruktion des Koalitionskriegs funktionierte hier bis zum Feldzug 1631, siehe Michael Kaiser: *Politik und Kriegführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg*. Münster 1999 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 28), S. 279–445. – Zur Befehlsstruktur zwischen Hatzfeldt und Kurfürst Johann Georg siehe Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 143.

Wittstock

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs waren Schlachten keineswegs an der Tagesordnung. Dies entsprach der vorherrschenden Kriegsdoktrin, die eine schlachtvermeidende Strategie bevorzugte. Zu unsicher und zu riskant war es, das mit vielen Unkosten aufgebrauchte Heer den kaum zu steuernden Zufällen eines Schlachtgeschehens auszuliefern. „Mit einem bleyern Fuß“, so eine Maxime der zeitgenössischen Kriegswissenschaft, sollte daher der Feldherr zur Schlacht schreiten.³⁴ Und viel besser war es, anstelle einer Schlachtentscheidung den Erfolg im Manöverkrieg zu suchen, der den Gegner ins Aus und seine Truppen in eine Notsituation führte, in der er entweder zu ungünstigen Konditionen schlagen oder am besten gleich aufgeben musste. Dies war zumindest die Lehre, die auf kaiserlicher Seite dominierte.³⁵

Doch wenn die Entscheidung auf dem Schlachtfeld unvermeidlich war oder in greifbare Nähe rückte, war es notwendig, alle verfügbaren Truppen zusammenzuziehen. Im Verlauf eines Feldzugs war dies meist gar nicht praktikabel. Denn die Regimenter konnten, wenn sie alle zusammengeführt wurden, kaum ausreichend versorgt werden. Die Konzentration der Truppen verschärfte also schlagartig die logistischen Schwierigkeiten – und damit beschwor diese Maßnahme eine Gesamtsituation herauf, die ein Feldherr nicht lange aufrechterhalten konnte. Entweder er suchte die Schlacht in allernächster Zeit, oder er musste die Regimenter bald schon wieder detachieren.

Genau dies spielte sich Anfang September 1636 ab: Hatzfeldt und Kurfürst Johann Georg vereinbarten tatsächlich eine koordinierte Aktion, bei der die kaiserlichen und kursächsischen Truppen über die Elbe nach Norden vorstoßen sollten, um die Schweden weiter an die Küste abzu drängen, ja sogar ganz vom Reichsboden zu vertreiben.³⁶ Eine Rolle spielte bereits die verschärfte Versorgungslage, es war also besser, die Truppen in Bewegung zu setzen.³⁷ Im Gegensatz zur Darstellung bei Grimmelshausen, in der es eher unversehens zur Schlacht kommt (die

34 So der spanische Feldherr Mendoza, zitiert nach Delbrück, *Kriegskunst* (wie Anm. 5), S. 353.

35 Exemplarisch sei hier verwiesen auf Kaiser, *Politik und Kriegführung* (wie Anm. 33), S. 105–151, Kap. II „Logistische Kriegskunst“.

36 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 143.

37 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 143, auch Barker, *Military Intellectual* (wie Anm. 6), S. 34.

dann aber zur Rettung des Simplicius vor der Verurteilung durch den Profosen führt),³⁸ muss jedenfalls in der historischen Situation allen Beteiligten klar gewesen sein, dass noch im Herbst 1636 mit einer Schlachtentscheidung zu rechnen war.

Der Vormarsch der Verbündeten selbst gestaltete sich mühsam und ging nur langsam voran. Anscheinend lag auch dies an der „prozessionsartigen Langsamkeit“ des Kurfürsten,³⁹ der nur sehr bedächtig die Operationen vorantrieb; verantwortlich dafür war vor allem „die sehr vbel bestellte Saxische artolleria“,⁴⁰ die unter starkem Pferdemangel litt. Die Initiative ergriff dann aber Banér, der bereits am 24. September vor dem kaiserlich-kursächsischen Lager bei Perleberg auftauchte und den offenen Kampf suchte; am darauffolgenden Tag bot der Schwede seinen Gegnern nochmals eine Schlacht an.⁴¹ Doch einer Schlachtentscheidung wichen Hatzfeldt und Johann Georg jetzt noch aus, sie setzten sich nach Osten in Marsch.⁴²

Das Kalkül der Verbündeten war, weitere Truppen zur Hauptarmee heranzuführen.⁴³ So waren ungefähr Mitte September kaiserliche Einheiten unter dem Generalfeldzeugmeister Marazini (Morzin) aus Pommern zu Hatzfeldt und Kurfürst Johann Georg gestoßen.⁴⁴ Diese Verstärkungen konnten jedoch gerade einmal die Abgänge aufwiegen, die durch die Absendung des sächsischen Generals Klitzing entstanden waren. Dieser war am 11. September mit mehr als 4000 Mann weiter ins Brandenburgische hinein entsandt worden.⁴⁵ Zunächst sollte er die

38 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2005 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 215.

39 Der Ausdruck bei Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 145.

40 Siehe die Klage bei Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Magdeburg 10.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

41 Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 55–57.

42 Eine ausführliche Schilderung der strategischen Gesamtlage und der damit verbundenen Optionen bot Melchior von Hatzfeldts Schreiben an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Perleberg 22.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

43 Diese Intention berichtet auch die Flugschrift „Ausführlicher Bericht/ Deß ganzen Verlauffs zwischen der Kron Schweden vnd Chur-Sächsischen Armeen gewaltiges Treffen/ geschehen zu Wittstock/ den 26. Septembr. Anno 1636 [...]“. Zu dieser den schwedischen Standpunkt spiegelnden Flugschrift Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 9–12.

44 Laut Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 61–62, handelte es sich um 3000–4000 Mann Kavallerie.

45 So Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 50–51.

festen Plätze Rathenow und Brandenburg zurückgewinnen; desweiteren aber war es wichtig, diesen Raum gegen die noch im Nordosten Brandenburgs operierenden Schweden unter Feldmarschall Wrangel zu sichern. Klitzing orientierte sich aber, als sich die Entscheidung zwischen den Verbündeten und den Schweden anbahnte, nochmals weiter zur Oder hin. Am 5. Oktober befand er sich zwar selbst in Krossen, westlich vom Spreewald, wollte aber seine Truppen bei Frankfurt und Landsberg positionieren, „vnd den Oderstrom so viel muglich mentiniren [manutenieren]“. ⁴⁶ Die Kommunikationslinien zwischen ihm und dem Hauptheer waren zudem gestört; so genau wusste man offenbar nicht, wo die jeweils anderen Truppen gerade standen; der kursächsische General klagte, er habe tagelang „wegen des feindts streifenden Partheyen“ keine Nachricht durchbringen können. ⁴⁷ Jedenfalls sollte es nicht mehr gelingen, Klitzing rechtzeitig zum Hauptheer heranzuführen. Seine Einheiten fehlten in der Schlacht. ⁴⁸

Am 1. Oktober erreichten die Verbündeten Wittstock. Weiter zogen sie nicht, offenbar war den Truppen ein neuerlicher Marsch nicht zuzumuten. Immerhin konnten sie einen anderen Vorteil für sich ausnutzen, indem sie die Örtlichkeiten bei Wittstock ganz nach ihrem Gutdünken besetzen und dort auch schanzen konnten. Drei Tage hatten sie dafür Zeit, bis am Samstag, dem 4. Oktober, die schwedischen Truppen auf die kaiserlich-kursächsischen Positionen vorrückten. Dass Banér die Entscheidung in der Schlacht suchte, war verständlich. Er wurde seit Wochen nach Norden manövriert und musste diese Entwicklung stoppen. Ihm war auch klar, dass Hatzfeldt womöglich weitere Verstärkungen heranziehen konnte, die das Kräfteverhältnis deutlich zuungunsten der Schweden verändert hätte; zum Zeitpunkt der Schlacht sollte das Kräfteverhältnis zwischen den Verbündeten, deren Truppen

46 General Hans Kaspar von Klitzing an Melchior von Hatzfeldt, Krossen 05.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Ausf.

47 General Hans Kaspar von Klitzing an Melchior von Hatzfeldt, Brandenburg 21.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Ausf.; Berichte von der Gegenseite bestätigen, dass Meldereiter („Trompeter“) abgefangen wurden, siehe „Extract Schreibens auß Stralsund vom 7. Octobris, Anno 1636“, HStA Stuttgart A 90 B Bü 115.

48 Weswegen Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 52, die Detachierung Klitzings als strategischen Fehler ansieht.

von Hatzfeldt selbst auf rund 18000 Mann veranschlagt wurden,⁴⁹ und den Schweden ungefähr ausgeglichen sein.⁵⁰

Hatzfeldt war sich seiner stark befestigten Position sicher und konnte einem Angriff der Schweden gelassen entgegensehen.⁵¹ Umso überraschter war er, als der Feind eben nicht frontal angriff, sondern ein Manöver „wider alles Nachsinnen vnd Jedermaß auch der kundigen meinung“ zur Umfassung des rechten Flügels unternahm: „also haben wir vnsern vortel verlasen vnd vnser fronte gegen Jme wenden muiffen“, wie Hatzfeldt später einräumte.⁵² Damit tat er aber genau das, was Banér bezweckte, und in den darauf folgenden Kämpfen wurde so hart und erbittert gefochten, wie es auch die Schilderung der Schlacht bei Grimmelshausen vermittelt. Auch wenn die Passage im *Simplicissimus* wahrscheinlich nicht auf den eigenen Erlebnissen des Dichters fußt,⁵³ wird das Bild, das Grimmelshausen hier entworfen hat, bestätigt. So berichtete ein in kursächsischen Diensten stehender Offiziere, dass es „ein sehr hartes tref-

49 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Perleberg 22.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

50 Die Forschung ist sich an dem Punkt uneins. Laut Wilson, *Thirty Years War* (wie Anm. 1), S. 581, waren beide Armeen praktisch gleich stark, Banér mit rund 17000 Mann, Hatzfeldt mit vielleicht 1000 Mann mehr. Barker, *Military Intellectual* (wie Anm. 6), S. 206–207, geht von 18000 Verbündeten und sogar 19000 Schweden aus. Hingegen standen nach Delbrück, *Kriegskunst* (wie Anm. 5), S. 248, 22000–23000 Kaiserlich-Sächsische nur 16000–17000 Schweden gegenüber. Auch Christoph Kampmann: *Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts*. Stuttgart 2008, S. 118, spricht von „zahlenmäßig überlegenen kaiserlich-kursächsischen Truppen“.

51 Ausführlich die Schilderungen bei Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 64–75; Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 145–155; Barker, *Military Intellectual* (wie Anm. 6), S. 206–212; Wilson, *Thirty Years War* (wie Anm. 1), S. 580–583.

52 Melchior von Hatzfeldt an Georg von Braunschweig-Lüneburg (und *mutatis mutandis* an den Kaiser und die Generäle Gallas und Götz), Magdeburg 09.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 34 Konz.

53 In der historischen Fachliteratur nimmt man zumeist die Augenzeugenschaft Grimmelshausens an, so bei Peter Englund: *Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt. Stuttgart 1998, der S. 160–161 Grimmelshausens Schilderung als Bericht eines „Augenzeugen“ inseriert. Dass Grimmelshausen selbst an der Schlacht bei Wittstock teilgenommen hat, behauptet auch jüngst noch Wilson, *Thirty Years War* (wie Anm. 1), S. 818–819. Die Wertung der Schilderung Grimmelshausens als zuverlässige historische Quelle geht zurück bis auf Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 67 Anm. 2 und S. 78 Anm. 1.

fen“ gewesen sei,⁵⁴ und es kursierte die Nachricht, dass schwedische Generale selbst haben „bekhennen müeßen, so Lang sie Soldaten gewesen, kaum einer solchen ernsten bluettigen battaglie beygewohnt zuhaben“.⁵⁵

In diesem hin und her wogenden Kampf konnten die Verbündeten durchaus Vorteile für sich verbuchen, auch gerieten die schwedischen Einheiten sehr unter Druck. Den Ausschlag brachte dann aber ein überaus riskantes Manöver der Schweden. Gleich zu Beginn der Kämpfe hatte Banér einen Teil seiner Truppen die feindlichen Stellungen umgehen lassen. Sie fehlten zunächst im Haupttreffen, doch ihr Erscheinen im Rücken der kaiserlich-kurfürstlichen Truppen stiftete Schrecken und Verwirrung. Banér hatte viel aufs Spiel gesetzt, und das ausgesprochen späte Eintreffen der schwedischen Umgehungstruppen am Abend, praktisch zum Ende der Schlacht hin, zeigte, wie geradezu hasardeurhaft seine Taktik letztlich war.⁵⁶ Ein Bewusstsein für diesen letztlich glücklichen Schlachtausgang spiegelt auch eine zeitgenössische protestantische Stimme:

Jnn Summa, wier können Got dem Allmächtigen vor solcher herrlicher Victorj, vnd Sig nicht gnugsam danckhen, dann gewißlich, wan man alle Vmbstände will consideriren, dise victorj recht miraculos kann genennet, vnd geschätzt werden.⁵⁷

Doch solche erleichternden und abwägenden Aussagen prägten nicht die Berichte über die Schlacht; es waren eher die Verherrlichungen des Sieges, die das tradierte Bild von Wittstock prägten, und so erwarb Banér bei Wittstock Schlachtenruhm – und den Respekt vieler Historiker.

54 So Curt Reinicke von Callenbergk an Fürst Ludwig von Anhalt am 06.10.1636 (wahrscheinlich nach altem Kalender), in: *Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges*. Hrsg. von Gottlieb Krause. Bd. 3. 1634–1637. Leipzig 1863, S. 704–705.

55 „Extract Schreibens auß Stralsund vom 7. Octobris, Anno 1636“, HStA Stuttgart A 90 B Bü 115; das Motiv wurde auch in einer Flugschrift aufgenommen, siehe Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 13.

56 Eine gute Einschätzung auch bei Cecily Veronica Wedgwood: *Der Dreißigjährige Krieg*. München ³1988 (engl. ¹1938), S. 389: „Baners Plan gewagt und kostspielig“.

57 „Extract Schreibens vß Alten Stettin, den 5. Octobris Anno 1636“, HStA Stuttgart A 90 B Bü 115.

Die Besiegten und ihr Optimismus

Doch war die kaiserlich-kurfürstliche Armee tatsächlich geschlagen worden? Wenn eine prokaiserliche Publizistik die Niederlage negierte und darauf beharrte, dass „die Schweden vff der Wahlstatt kein Advantage erhalten“,⁵⁸ so überrascht dies nicht – im Kampf um die öffentliche Meinung waren Euphemismen und auch irrige Darstellungen üblich. Bezeichnend ist jedoch das Meinungsspektrum in den internen Korrespondenzen der Verbündeten. Hier stellte der Kurfürst von Sachsen noch Ende Oktober fest, dass sich der Feind „in warheit keiner victoriae zurühen, wenn nicht die nacht beyde theile von einander geschieden und die unserigen aus einer in der finstere entstandenen confusion zurückgewichen“.⁵⁹ Auch Hatzfeldt war überzeugt davon, am 4. Oktober das Feld gegen die Schweden behauptet zu haben. Am Abend der Schlacht zeigte er sich zunächst noch willens, am nächsten Tag den Kampf wiederaufzunehmen. Doch nach Beratungen mit hohen Offizieren setzte sich die Meinung durch, dass man noch in dieser Nacht den Rückzug zur Elbe antreten sollte.⁶⁰ Man wird vor allem in diesem Entschluss die Ursache und das Hauptargument dafür sehen müssen, dass Wittstock ein Sieg für Banér wurde. Warum die Verbündeten diese folgenschwere Entscheidung trafen, darauf gibt eine Flugschrift kaiserlicher Provenienz einen Hinweis, derzufolge Offiziere bemerkten, wie beim Anbruch der Nacht, als die Kämpfe eingestellt wurden, „Soldaten zu Roß vnd Fuß sich weg[zu]schleichen“ begannen.⁶¹ Nach Hatzfeldt hätten „die officirer jns gemein“ große Auflösungserscheinungen befürchtet, falls man weiter am Schlachtort verblieben wäre.⁶² Anderen Stimmen zufolge kam der Beschluss für einen Rückzug zustande, weil man bei den Schweden noch frische Truppen

58 So der „Eigentlicher Verlauff Des Treffens bey Wittstock/ etc. vorgangen den 4. October/ 24. September 1636“. Zur Charakterisierung der Flugschrift siehe Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 28–31.

59 So Kurfürst Johann Georg an die kursächsischen Räte am 15.10.1636 a. St., zitiert nach Heiner Haan: *Der Regensburger Kurfürstentag von 1636/1637*. Münster 1967 (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte 3), S. 168 Anm. 150.

60 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 153–154.

61 „Eigentlicher Verlauff Des Treffens bey Wittstock“ (wie Anm. 58).

62 Melchior von Hatzfeldt an Georg von Braunschweig-Lüneburg (und *mutatis mutandis* an den Kaiser und die Generäle Gallas und Götz), Magdeburg 09.10.1636, Akte Nr. 34 Konz.

vermutete, während die eigenen Soldaten erschöpft und die Artillerie nicht mehr gefechtsfähig sei.⁶³

Schwer wog die Entscheidung abzurücken auch deshalb, weil Hatzfeldt die gesamte Artillerie und die meiste Bagage zurücklassen mußte. Hinzu kamen noch einmal heftige Verluste, als tags darauf die Schweden die zurückweichenden Soldaten der kaiserlich-kursächsischen Truppen überfielen und viele niedermachten. Erstaunlicherweise behauptete dagegen Hatzfeldt, dass seine Einheiten auf dem Rückmarsch keinen weiteren Schaden hatten hinnehmen müssen.⁶⁴ Diese Meinung war offenkundig nicht einer unübersichtlichen Nachrichtenlage kurz nach den Kämpfen geschuldet: Vielmehr beharrte der Feldmarschall auch noch eine Woche später darauf, dass „In der retraicte weder an folck oder beigagen“ Verluste aufgetreten waren.⁶⁵ Überhaupt sei, so Hatzfeldt weiter, auch „der verlust an folck bejm treffen gering“ gewesen. Sicherlich war in der Zeit unmittelbar nach der Schlacht noch unklar, wie viele Soldaten überhaupt verloren waren; die Hoffnung bestand, dass viele Versprengte sich wieder einfinden würden, und Hatzfeldt selbst ging davon aus, dass „viel sich zum generall Klitzing vnd anderwärts saluiret haben werden“.⁶⁶ Auch Anfang November verbreiteten Avisen immer noch Hatzfeldts Bemühungen, die Verluste insgesamt kleinzureden: So wären in der Schlacht „nit über 1500 gemeine Landts knecht todt vnd gefangenen“ worden.⁶⁷ Dabei hatte um diese Zeit eine Bestandsaufnahme keinen Zweifel mehr an den Verlusten gelassen: Die Ist-Stärke der kaiserlichen Armee betrug genau 3816 Mann.⁶⁸

63 So eine Flugschrift sächsischer Provenienz, siehe Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 33.

64 Melchior von Hatzfeldt an Georg von Braunschweig-Lüneburg (und *mutatis mutandis* an den Kaiser und die Generäle Gallas und Götz), Magdeburg 09.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 34 Konz.: „In vnsrer retirata ist [...] das wenichst schad nicht geschehen“.

65 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., Halberstadt 16.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

66 Melchior von Hatzfeldt an Georg von Braunschweig-Lüneburg (und *mutatis mutandis* an den Kaiser und die Generäle Gallas und Götz), Magdeburg 09.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 34 Konz. Ähnlich auch die Avisen „Auß Franckhenhausen den 9. Nouembris 1636“, die letztlich aus Hatzfeldt-Briefen berichten, Bay HStA Kurbayern Äußeres Archiv 2448 fol. 390–392.

67 So meldeten es die Avisen „Auß Franckhenhausen den 9. Nouembris 1636“, Bay HStA Kurbayern Äußeres Archiv 2448 fol. 390–392, die sich dabei auf Hatzfeldts Äußerungen beriefen.

68 Extract der Heeresschau vom 07.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284.

Was die Ursachenforschung anging, scheute sich der Feldmarschall nicht, die Fehler für das ungünstige Treffen bei anderen zu suchen. Er selbst schob die Verantwortung, „warumb man zu diesen extremitäten gerathen“, von sich: „Mir ist genug, daß es in meiner gewalt nicht gestanden, dieß zu remediren“. Dazu brach er auch gleich den Stab über die kursächsischen Truppen, die „auf keinerley Weise zu gebrauchen“ gewesen seien.⁶⁹ Auch habe die Schlacht zu einem ungünstigen Moment angefangen, da sich gerade „fast der halbe teyl vnseres volcks wider alles verbott“ zum Fouragieren außerhalb ihrer Stellung sich befunden hätte.⁷⁰ Und überhaupt sei General Klitzing, wie er vermerkte, „wider meinen willen“ an die Oder detachiert worden.⁷¹ Die Haltung, Fehler erst gar nicht bei sich selbst zu suchen und auch die Verantwortlichkeit für diese Kalamitäten von sich zu weisen, mag wenig aufrecht erscheinen. Doch warum hätte Hatzfeldt hier großmütig Schuld eingestehen und Verantwortung übernehmen sollen? Für einen Kriegsunternehmer wie ihn war es wenig opportun, eigenes Versagen einzugestehen und damit die eigenen Karrierechancen zu verringern; außerdem war die Kommandosituation des Feldzugs insgesamt schwierig gewesen – das war immerhin ein Umstand, der an den beteiligten Höfen auch aktenkundig geworden war.

Durchaus aufschlussreich ist daher, wie man andernorts auf die Schlacht bei Wittstock reagierte. Aus Wien erreichte Hatzfeldt in Reaktion auf die Berichte über die Schlacht folgende Nachricht: „Ob zwar der Verlust nicht so groß, so ist es doch an dehme dz meiste gelegen, dz alles wieder in eine Ordnung gebracht wirdt, gestalt dann mein herr solches ins werck zuerichten an seiner Person nichts wirdt erwindten

69 Feldmarschall Hatzfeldt an Feldmarschall Götz, Magdeburg 09.10.1636, bei Decken, *Herzog Georg* (wie Anm. 17), S. 277–278. – Den Vorwurf gegenüber den Sachsen wiederholte Melchior von Hatzfeldt gegenüber Ferdinand II., Ferdinand III. und Gallas, Magdeburg 10.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.: „Mich bekummern Nichts so hoch als das der saxische officirer vnd soldaten so vnwillich, vnd Jrem eigenen H[ernn] gants zu wider“.

70 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Magdeburg 10.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz., auch Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., Halberstadt 16.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.: „Es ist aber das folcks viel wegen steten Mangels ausgeloffen vnd Nicht bejm Treffen gewesen“.

71 Feldmarschall Hatzfeldt an Feldmarschall Götz, Magdeburg 09.10.1636, bei Decken, *Herzog Georg* (wie Anm. 17), S. 277.

Lassen⁷² – so Heinrich von Schlick, der als Hofkriegsratspräsident eine einflussreiche Position am kaiserlichen Hof hatte und vor allem das Ohr des Kaisers selbst.⁷³ Vorangestellt war dieser Aussage der kaiserliche Dank für „meines herrn Trewen Eüffer vnd Valor, so Er bey negst vervbergangenen Treffen [...] rühmblich erscheinen lassen“. Das Signal aus Wien war deutlich: Hatzfeldt stand nach wie vor in der Gnade des Kaisers, die Schlacht bei Wittstock hatte seiner Reputation keinen Abbruch tun können. Und um diese Auffassung noch einmal zu bekräftigen, hieß es in einem späteren Schreiben Schlicks, dass „Jhr Kay May haben sich auch nichts wieder mein herrn [Hatzfeldt] zubeschwehren, geben den selben auch ihn nichts kain Schult, sondern sindt [...] mit mein herrn woll zufriedten“.⁷⁴ Hintergrund war vor allem, dass der Hofkriegsratspräsident den Feldmarschall abzuhalten suchte, nach Wien zu kommen. Hatzfeldt meinte sich persönlich vor dem Kaiser erklären und rechtfertigen zu müssen, doch Schlick versicherte ihm, dass er dem Kaiser „viell grössere dienst thuen kann, wahn er bey Seyner armata verbleybt, als wahn er alherkommen möchte“.

Tatsächlich war es sinnvoll, dass Hatzfeldt im Feld blieb. Denn unmittelbar nach der Schlacht setzten auf kaiserlicher und kursächsischer Seite Maßnahmen ein, um die Situation wieder zu stabilisieren. Zunächst benötigte man Information über die tatsächliche Zahl und den Zustand der Truppen. Gleichzeitig begannen die Anstrengungen, neue Artillerie zu beschaffen; auch neue Pferde für die Kavallerie mussten organisiert werden.⁷⁵ Und was man an Soldaten hatte, musste reorganisiert und neu ausgerüstet werden, auch sollten sich die abgekämpften Einheiten erholen; der Hofkriegsratspräsident Schlick billigte ausdrücklich, „das die arme Soldatesca sich in etwas zue refreschiren auff ein 14 tag in Quartier geleet werdten, ist sehr gutt, dann Maniglich wisset, dz Sie in dem vergangenen wintter vnd Sommer mit arbeith vnd hunger zimblich abgemattet“.⁷⁶ Die Reorganisation der Truppen hingegen

72 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 30.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf., auch Nr. 451.

73 Vgl. die Aussage Schlicks, er „habe es auch als balten bey ihr May vor tragen“, Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 26.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.

74 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 26.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.

75 Die Schwierigkeiten beleuchtete Kursachsen an Melchior von Hatzfeldt, Leipzig 31.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 32 Ausf.

76 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 30.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.

machte beim sächsischen Heer offenbar nur wenige Fortschritte; der Kurfürst berichtete:

Das Fußvolck hatt sich noch schlecht recolligiret, kommen zwart nach vndt nach knechte wieder herüber, seindt aber vnbewehrt, nacket vnnndt bloß, also daß es mit ihnen nicht so inn eil zuthun, wie mann gerne wollte, Mann schaffet zwart gewehr zur handt, arbeitet auch an der Artillerie nach müglikheit, will sich aber also nicht erzwingen lassen.⁷⁷

Diese Schilderung sollte Hatzfeldt in seiner Skepsis bestätigen, die er bereits wenige Tage nach der Schlacht geäußert hatte; mit Blick auf die Kampffähigkeit der sächsischen Truppen bekannte er: „Mich bekumert Nichts so hoch als das der saxische officirer vnd soldaten so vnwillich, vnd Jrem aigenen H[errn] gants zu wider, das Mich besorge man werde Jrer dissen winter Nicht mechtich sein konnen“. Den kaiserlichen Soldaten zollte er dagegen durchaus mehr Achtung: „Ewer Maist folck, wie woll es auch vbel conditionirt, ist Noch williger“.⁷⁸ So trat neben die negative Einschätzung des kursächsischen Militärs, für die Hatzfeldt schon in den vorangegangenen Wochen und bei Wittstock Bestätigung gefunden zu haben glaubte, immerhin seine optimistische Prognose bezüglich der eigenen, kaiserlichen Truppen. Diese Zuversicht schlug auch noch in Hatzfeldts Nachricht an den Kaiser Anfang Dezember durch. Hier führte der Feldmarschall zunächst eine lange Liste an fehlenden Kriegsgütern an und sprach von der Erschöpfung und großen Not der Soldaten, hoffte aber, in zwei oder drei Wochen diese Mängel abgestellt zu haben: „so balden den alle requisita beysamen, wollen wir in Gottes nahmen gerade wieder auf den feindt gehen, die sachen aller besten fleises anstellen, vnd daß vbrige Gott befehlen.“⁷⁹

Überhaupt war echte Nervosität auf kaiserlicher Seite kaum zu verspüren. Einen Schock, wie etwa die Schlacht von Breitenfeld im Jahr 1631,⁸⁰ hat Wittstock jedenfalls nicht ausgelöst. Als etwa Hatzfeldt schon kurz nach der Schlacht auf die Gefährdung Schlesiens und damit

77 Kursachsen an Melchior von Hatzfeldt, Leipzig 26.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 32 Ausf.

78 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Magdeburg 10.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

79 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und *mutatis mutandis* an Ferdinand (III.), König von Ungarn und Böhmen, Marburg 02.12.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

80 Siehe dazu beispielhaft Kaiser, *Politik und Kriegführung* (wie Anm. 33), S. 462–480.

der kaiserlichen Erblande hinwies,⁸¹ reagierte man in Wien besonnen; rasch beauftragte der Kaiser mit Wolf zu Mansfeld einen weiteren erfahrenen General, der Schlesien und die Oderlinie zu sichern hatte.⁸² Damit erfuhr auch Klitzings Corps maßgebliche Unterstützung; zudem sollte Klitzing die Truppen des bei Wittstock schwer verletzten Marazini übernehmen⁸³ – derart verstärkt sah der Hofkriegsratspräsident den General Klitzing bereits wieder „auf der Jagd“ gegen die Schweden, „gott geb ihm glück, vnndt das er den alten teuffell den vrangell [Wrangel] selber bekombt“.⁸⁴ Und im Westfälischen gab es noch genügend Truppen, vor allem kurbayerische unter Götz, mit denen Hatzfeldt nun gemeinsam operieren sollte.⁸⁵ Auch Kursachsen strahlte nach wie vor Zuversicht aus. Gegenüber Hatzfeldt äußerte sich der Kurfürst optimistisch, dass zumalen im Zusammenspiel mit Feldmarschall Götz, „alles inn guten standt gebracht, vnndt der Feindt sich wegen deß bey Witstock fürgangenen Treffens keines vortels zurühen haben werde“.⁸⁶ Hatzfeldt hatte schon früh von der Schlacht bei Wittstock nur als einem „etwas wider werttigen vorgeloffenen Treffen“ gesprochen – mehr nicht.⁸⁷ Die weiteren Wochen nach der Schlacht bestätigten dann jedenfalls, dass der Kaiser und seine Verbündeten optimistisch in die Zukunft schauten.

-
- 81 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., auch an Gallas, Magdeburg 10.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.
- 82 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 30.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf., auch schon Kursachsen an General Hans Kasper von Klitzing, Leipzig 27.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 32 Kopie.
- 83 Patent Hatzfeldts wegen Übernahme des Kommandos über Marazins Truppen durch Klitzing, 13.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt), Akte Nr. 41 Ausf. mit Korrekturen.
- 84 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 26.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.
- 85 Schlick legte großen Wert auf die Kooperation und Vereinigung der Hatzfeldtschen Truppen mit denen von Götz gegen Banér, vgl. seine Schreiben an Hatzfeldt am 17.11.1636 und 26. 11. 1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.
- 86 Kursachsen an Melchior von Hatzfeldt, Leipzig 31.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 32 Ausf.
- 87 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II. und Ferdinand III., Halberstadt 16.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

Die Schlacht und ihre Folgen für das Reich

Für die Haltung Kursachsens war bezeichnend, dass der Kurfürst auch nach Wittstock ganz auf die militärische Expertise Hatzfeldts setzte. So bat Johann Georg den Kaiser, dass er ihm Hatzfeldt ganz als Kommandeur über die sächsischen Truppen überlasse.⁸⁸ Ferdinand II. antwortete positiv auf die Anfrage, und Ende Oktober kursierte schon das Gerücht, Hatzfeldt sei jetzt kursächsischer General-Leutnant.⁸⁹ Doch Hatzfeldt selbst sah seine Militärkarriere weiterhin in kaiserlichen Diensten und reagierte auf das sächsische Angebot und das kaiserliche Einverständnis deutlich gewunden: Es sei eine große Verantwortung, die ihm aber sehr bedenklich vorkomme, „allvnderthenichst vntherthanichsten gehorsamb gemes“ würde er „auff ein zeit“ dieses Amt übernehmen.⁹⁰ Bereits die sächsischen Avancen vor der Schlacht hatten keine Begeisterung bei ihm ausgelöst. Offenbar fürchtete der Feldmarschall, in kursächsischen Dienst abgeschoben zu werden, und Ferdinand II. versicherte daraufhin Hatzfeldt eigens, dass diese Regelung nicht sein Karriereende im kaiserlichen Dienst bedeute.⁹¹

Schon Anfang Oktober hatte der Kaiser auf die reichspolitische Dimension dieses Postens hingewiesen, mit dessen Wahrnehmung Hatzfeldt „vnnß [Ferdinand II.], vndt Sr des Churfursten L [Kurfürst von Sachsen] sowohl dem ganzen Römischen Reich sehr nuzlich: vnd ersprißliche guette dienst“ tun würde.⁹² Diesen Gedanken griff auch der Hofkriegsratspräsident Schlick wieder auf und verknüpfte damit die Hoffnung, „das vnser armes deuttches vatterlandt wieder vmb möge

88 Am 18. Oktober hatte der Kaiser davon an Hatzfeldt berichtet; das Ansinnen muss Kursachsen also kurz nach der Schlacht vorgebracht haben; vgl. Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II., Nov. (?) 1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

89 So berichtete der anhaltische Präsident von Borstell an den Landrat Caspar Ernst Knoche am 24.10.1636 (a. St.) aus Bernburg; Krause, *Urkunden, Aktenstücke und Briefe* (wie Anm. 54), S. 709. Die Charge des Generalleutnants implizierte das faktische Kommando über die Truppen.

90 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II., Nov. (?) 1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Konz.

91 Ferdinand II. an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 05.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Ausf. und Kopie, Indorsat: „versichern Jhr Excell. daß Jhro durch die general Leut: stelle furthin nichts solle benommen werden.“

92 Ferdinand II. an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 05.10.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Ausf.

ihn ruhe vnndt Friedt gesetzt werdt⁹³ – die Idee eines Friedens für das Reich, wie ihn der Prager Friedensschluss vorgestellt hatte, tauchte hier wieder auf. Dieser Vorstoß datierte allerdings schon von Mitte November, woraus ersichtlich wurde, wie sehr Hatzfeldt sich weiterhin gegen diesen Dienstwechsel wehrte. Am Ende blieb er Feldmarschall in kaiserlichen Diensten.⁹⁴ Gleichwohl ließen diese Überlegungen an den Höfen von Dresden und Wien deutlich erkennen, dass ungeachtet der Niederlage die Achse zwischen Kursachsen und dem Kaiser unverbrüchlich war.

Auf schwedischer Seite passierte nach Wittstock erst einmal nichts. Banér blieb nach der Schlacht zunächst inaktiv – es war eine „unheimlich wirkende Ruhe“,⁹⁵ mit der die Kaiserlichen nicht gerechnet hatten. Offenbar hatte der Sieg auch die Schweden einiges an Kraft gekostet. Kurze Zeit später aber nutzten sie den strategischen Vorteil, der sich ihnen bot, und besetzten bis auf vier Festungen ganz Brandenburg.⁹⁶ Während Feldmarschall Banér sich danach auf den Weg in die Altmark machte und auf Magdeburg zu marschierte,⁹⁷ besetzte Feldmarschall Wrangel Ende Oktober Berlin.⁹⁸ Dabei hatte General Klitzing noch Mitte September erklärt, dass man dem Feind in diesem Winter „den Havelstrom nicht laßen“ dürfe.⁹⁹ Doch an die Kontrolle über die Havel war nach Wittstock gar nicht mehr zu denken; selbst die Elblinie war kaum zu halten, denn die verbündeten Truppen rückten auf die Saale zurück und noch weiter nach Süden und Westen.

Mit diesem Rückzug überließ die kaiserliche Seite Brandenburg den Schweden. Dabei hatte Kaiser Ferdinand II. noch in Reaktion auf die Nachricht der Schlacht bei Wittstock dem Kurfürsten von Brandenburg zugesagt, man werde alles tun, damit

93 Heinrich von Schlick an Melchior von Hatzfeldt, Regensburg 17.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 137 Ausf.

94 Nach Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 85, Anm. 1, übernahm Hatzfeldt tatsächlich das Kommando über die kursächsischen Truppen. Aber dies ist den Akten nicht zu entnehmen, auch Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 163–164, kann dies nicht bestätigen.

95 Krebs, *Hatzfeldt*. Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 164.

96 Siehe *Documenta Bohemica*. Bd. 6 (wie Anm. 16), Nr. 341, S. 139–140.

97 Siehe *Documenta Bohemica*. Bd. 6 (wie Anm. 16), Nr. 339, S. 139.

98 Siehe dazu die Schilderung bei Johann Gustav Droysen: *Geschichte der preußischen Politik*. Tl. 3, Abt. 1. Leipzig 1861, S. 163.

99 General Hans Kaspar von Klitzing an Melchior von Hatzfeldt, Brandenburg 18.09.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 41 Ausf.

Euer L[ie]bd[en] [Kurfürst von Brandenburg] Landten nicht weniger als andere vor aller gefahr versichert, und der feindt auch durch entgegenstellung einer genugsamben macht ganzlich auffgehalten werden möge.¹⁰⁰

Der Kaiser bekundete damit seinen Willen, die Friedensordnung von Prag gegen den auswärtigen Feind zu verteidigen. Doch im Herbst 1636 mussten dies zunächst leere Worte bleiben, denen der Wiener Hof keine Taten folgen lassen konnte. Zu dieser realistischen Einschätzung der Möglichkeiten des Kaisers kam jedenfalls der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg. Ihm erschien es in dieser Situation wenig attraktiv, offen auf die kaiserliche Seite zu treten; im Gegenteil: bereits Mitte November argwöhnte Hatzfeldt, dass der Herzog entgegen seinen Versicherungen deutlich pro-schwedische Tendenzen erkennen lasse.¹⁰¹ Bereits Mitte Oktober gab es dann Hinweise, dass einige schwedische Einheiten, verstärkt durch Kontingente Wrangels, sich gegen Schlesien wenden sollten, während die Hauptmacht unter Banér Richtung Thüringen vorrücken wollte.¹⁰² Und noch Ende 1636 setzten Korrespondenzen Hatzfeldts mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt ein – er ein dezidiertes Parteigänger des Kaisers, der sich nun aber von den stetig vorrückenden Schweden bedroht fühlte.¹⁰³ Es war offenkundig, dass der Krieg zu Beginn des Jahres 1637 wieder in der Mitte des Reiches angekommen war.

All diese Entwicklungen gingen zu Lasten der kaiserlichen Seite. Bereits keine drei Wochen nach der Schlacht kursierten „allerhand seltsame bericht und discourse“, die den schwedischen Erfolg deutlich übertrieben.¹⁰⁴ Doch kann von einer Katastrophe nicht die Rede sein: Die Schlacht von Wittstock war für die kaiserliche Seite ein Rückschlag – mehr aber auch nicht. Militärisch half der Erfolg Banér, seine

100 Kaiser Ferdinand II. an Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, Regensburg 18.10.1636, GStA PK I. HA Rep. 24 b, Nr. 1a, Fasz. 22 Ausf. – Ich danke Frank Göse, Potsdam, der mir eine Transkription dieses Briefs zur Verfügung stellte.

101 Melchior von Hatzfeldt an Ferdinand II., „Natra“ 18.11.1636, Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 284, Reinschrift mit Verbesserungen.

102 Dies berichtete der kursächsische Offizier Curt Reinicke von Callenbergk an Fürst Ludwig von Anhalt am 06.10.1636 (wahrscheinlich nach altem Kalender) nach Aussagen von Kriegsgefangenen, siehe Krause, *Urkunden, Aktenstücke und Briefe* (wie Anm. 54), S. 705 (Postscriptum).

103 Siehe dazu die Korrespondenzen des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt mit Melchior von Hatzfeldt in: Kriegsarchiv Hatzfeldt, Akte Nr. 35.

104 Dies berichteten kursächsische Räte aus Dresden an ihren Kurfürsten, hier nach Haan, *Regensburger Kurfürstentag* (wie Anm. 59), S. 168 Anm. 150.

Operationsbasis zu verbreitern; nur schwer hätte die schwedische Seite eine weitere Niederlage verschmerzen können.¹⁰⁵ Dagegen konnten der Kaiser und seine Verbündeten die Verluste bei Wittstock durchaus verkraften; noch gab es hinreichende Ressourcen. Das Bewusstsein dieser Stärke muss auch die Grundlage für die Gelassenheit, ja Zuversicht gewesen sein, die auf kaiserlicher Seite nach Wittstock vorherrschte. Auch dass die militärische Initiative zunächst wieder an den Feind gegangen war, beunruhigte nicht. Zu Recht, denn bereits 1637 sollte das Pendel wieder in die andere Richtung ausschlagen.

Gleichwohl hatte die Niederlage bei Wittstock einen politischen Schaden verursacht, der kaum zu reparieren sein sollte: Der Kaiser hatte es nicht vermocht, mit der Reichsarmee den Prager Frieden militärisch zu bestätigen. Ob dieser Ordnungsentwurf für das Reich wirklich tragfähig sein würde, war mehr denn je wieder eine offene Frage. Gleichwohl sollte Feldmarschall Hatzfeldt in den folgenden Jahren in weiteren Kampagnen, freilich auch dann nur mit bedingtem Erfolg, für den Kaiser und seinen Frieden zu Felde ziehen.

105 Siehe dazu knapp, aber instruktiv Gerhard Schormann: *Der Dreißigjährige Krieg*. Göttingen²1993, S. 55 und S. 95. Ähnlich schon Schmidt, *Schlacht* (wie Anm. 7), S. 3: „Und das ist die grosse Bedeutung der Wittstocker Schlacht, dass sie im rechten Augenblicke zu Gunsten der hartbedrängten Schweden vor sich ging.“

MARTIN WINTER (Berlin)

„Die Veste Dömitz und Werben, Waren der Länder Verderben“. Truppenbewegungen und befestigte Lager im Vorfeld der Schlacht bei Wittstock

Nach der verheerenden Niederlage der Schweden im September 1634 bei Nördlingen war die schwedische Position im Reich gefährlich ins Wanken geraten. Eine Situation, die sich im folgenden Jahr durch den Anschluss der meisten Reichsstände an den Prager Frieden von 1635 noch wesentlich verschärfte, bis letztlich der Landgraf von Hessen als einziger Verbündeter der Krone Schwedens im Reich verblieb. Entsprechend verlagerte sich das Hauptaugenmerk der kaiserlichen Kriegsführung auf Frankreich, da man offenbar die im Reich verbliebenen schwedischen Truppen, nicht zuletzt wegen der Stärke des nun der Reichsarmee angeschlossenen sächsischen Heeres, als eine zu vernachlässigende Größe ansah.¹

Zwar gelang es dem Kurfürsten von Sachsen 1635 die schwedische „Schanze“ bei Werben einzunehmen, von der noch ausführlicher die Rede sein wird, doch kam der Vorstoß elbabwärts in der Gegend um die mecklenburgische, seit 1631 unter schwedischer Kontrolle befindliche Festung Dömitz zum Erliegen.² Immerhin konnte sich ein sächsisches Kontingent Reiterei, dem die zunächst geplante Vereinigung mit dem Fußvolk vor Dömitz nicht gelungen war, des befestigten Schlosses

1 Lothar Höbelt: Wittstock und die Folgen. Vom Prager Frieden bis zur Wende des Krieges. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges*. Hrsg. vom Landkreis Ostprignitz-Ruppin, Wittstock 1998, S. 56–66, hier S. 56–58.

2 Dömitz war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur mecklenburgischen Landesfestung ausgebaut und 1626/27 modernisiert worden, bevor es 1627 von Wallenstein besetzt wurde. 1631 bis 1637 schwedisch, wechselte Dömitz im Kriegsverlauf noch zwei Mal (1637 kaiserlich und 1643 schwedisch) den Besitzer. Dazu: *Mecklenburg/Pommern*. Hrsg. von Roderich Schmidt. Stuttgart 1996 (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands 12), S. 22. Zu den Ereignissen von 1635 aus der regionalen zeitgenössischen Perspektive vgl. Andreas Ritner: Altmärkisches Geschichtsbuch. In: *Antiquitates Tangermundensis*. Hrsg. von Georg Gottfried Küster. Berlin 1729, S. 47–48.

in Plau bemächtigen, das dort auch noch im folgenden Jahr einen sächsischen Vorposten im Mecklenburgischen bildete.³ Banér selbst hatte sich mit seinem Heer zunächst nach Tangermünde begeben, dort einige Tage „still gelegen“, um sodann erneut das schwedische Lager bei Werben zu beziehen. Die Verteidigungsanlagen wurden ausgebaut und in dieser gesicherten Position Versorgungsgüter zusammengezogen, während in Tangermünde und Stendal sieben Kavallerieregimenter als Vorposten stehen blieben.⁴

Mit Dömitz und Werben sind auch zwei wiederholt hart umkämpfte Brennpunkte des Geschehens genannt, die, entnommen aus der Chronik des Tangermünder Bürgermeisters Andreas Ritner, diesem Beitrag vorangestellt sind.⁵ Während die Festung Dömitz ältere Ursprünge hat,⁶ war das befestigte Feldlager von Werben eine Anlage Gustav Adolfs von 1631, mit der sich die umliegenden Landstriche und Handelsstraßen ebenso wie die Flussläufe von Elbe und Havel kontrollieren ließen. So vorteilhaft gerade diese beiden befestigten Elbübergänge besonders aus schwedischer Perspektive waren, so nachteilig wirkten sich die wiederholt in ihrem Schutz für größere Kontingente angelegten Feldlager für die Umgebung aus. Bezüglich Werben berichtete Ritner, Gustav Adolf habe dort

eine Schantze an dem Ort, da die Havel in die Elbe fällt, bauen lassen [...], dieselbe, als dem Lande sehr schädlich, nachdem alle Züge drauf zugiengen, und deswegen der gantze Tractus von Magdeburg bis Werben schier gantz wüste worden, weil nicht ein Hund ausser den Städten sich hat dürffen sehen lassen.⁷

Das befestigte Lager bei Werben hatte zwar den Vorteil, dass es sich relativ günstig auf dem Wasserweg auch mit Massengütern über größere Entfernungen versorgen ließ, doch gerade damit stand es im Sommer 1636 nicht zum Besten, da Dänemark die Elbmündung in die Nordsee

-
- 3 Rudolf Schmidt: *Die Schlacht bei Wittstock. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges*. Halle 1876, S. 58; Ritner, Geschichtsbuch (wie Anm. 2), S. 48.
- 4 Johann Christoph Bekmann, Bernhard Ludwig Bekmann: *Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg*. Bd. 2, Tl. 5, Buch I, Kap. 6. Berlin 1753, Sp. 50 [Nachdruck mit einem Vorwort von Uwe Czubatynski. Hildesheim, New York 2004].
- 5 Ritner, Geschichtsbuch (wie Anm. 2), S. 39.
- 6 Siehe Anm. 2.
- 7 Ritner, Geschichtsbuch (wie Anm. 2), S. 40.

für schwedische Schiffe blockierte und die schwedische Besatzung Magdeburgs am 3./13. Juli gegen freien Abzug kapituliert hatte.⁸

Nach Norden war das Lager durch die Elbe und die sumpfigen Flußauen, nach Süden und Westen durch die Stadtbefestigung und den Elbdeich gesichert. Im Zuge der Fortifikationsarbeiten von 1631 war die Deichkrone durch Geschützplattformen und Plankenwände ergänzt und der mittelalterliche Mauerring der Stadt durch eine vorgelagerte Wall-Graben-Anlage zusätzlich auf den Stand der Feuerwaffentechnik gebracht worden. Der mit Elbwasser gespeiste Graben vor dem Deich und der Stadtbefestigung ergänzte die Anlage. Im Falle eines feindlichen Eindringens in den Lagerbereich konnte zudem die Stadt als Rückzugspunkt eine Art Zitadelle bilden.

Obwohl auf dem Merian-Stich der Zusammenfluß von Elbe und Havel mit der Schiffsbrücke sowie der Schanzenanlage auf dem gegenüberliegenden Elbufer nicht ganz korrekt wiedergegeben ist, lässt sich die Verteidigungsanlage auch heute noch sehr gut im Gelände nachvollziehen.⁹

Allerdings dürften die Lebensbedingungen in dem Lager gerade in den Sommermonaten nicht die komfortabelsten gewesen sein.¹⁰ Das gesamte Lager in den Elbauen ist auf das in der Legende als „königlich“ bezeichnete Zelt ausgerichtet,¹¹ dessen Funktion jedoch keineswegs mit der Unterkunft für den Monarchen zu beschreiben ist. Den tatsächlichen Begebenheiten dürfte wohl Bekmanns in seiner historischen Beschreibung von 1753 wesentlich näher gekommen sein, indem er berichtet, dass der König und seine Staboffiziere 1631

den 11 Jul. ihr quartier in der Stadt genommen; zum lager aber ist die Mersche, eine gegend zwischen der Stadt und Elbe nahe bei den Elbteichen oder dämmen

8 Für den Ablauf der Ereignisse und die Bewegungen der einzelnen Kontingente nach wie vor maßgeblich: Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 3), S. 40–41.

9 Siehe hierzu die Umzeichnung nach dem Quadratmeilen-Blatt von Felix Biermann. Vgl. Felix Biermann, Ralf Gebuhr: Über Befestigungen im 17. Jahrhundert. Das königlich schwedische Feldlager zu Werben an der Elbe. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges*. Hrsg. vom Landkreis Ostprignitz-Ruppin. Wittstock 1998, S. 67–83, hier S. 73.

10 Biermann, Gebuhr, Befestigungen (wie Anm. 9), S. 73.

11 Zu den Lagerordnungen und der Ausrichtung auf das Generalszelt oder die Zelte des Stabes im 17. Jahrhundert siehe Max Jähns: *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*. Bd. 2. 17. und 18. Jahrhundert bis zum Aufreten Friedrichs des Großen 1740. Leipzig, München 1890 [Nachdruck Hildesheim, New York 1997], S. 1040 und S. 1149.

erwehlet worden, welche sonst zu der alten Sächsischen Kaiser zeiten die ergießung des wassers aushalten gemacht, ietzo aber an stat einer schanze gebraucht ward.¹²

Bekmann beschrieb in diesem Zusammenhang auch die auf dem „Werder“ zwischen Elbe und Havel gelegene Schanzanlage, die in Merians Topographie nicht wiedergegeben ist.

Städte oder größere Ortschaften, die wie Werben über die Möglichkeiten zur mehr oder weniger raschen provisorischen Fortifikation verfügten, oder bei denen größere Feldbefestigungen für ein Lager schon einmal angelegt worden waren, bildeten im Verlauf des Kriegsgeschehens immer wieder die Anlaufpunkte für die verschiedenen Armeen. So lässt sich dieses Muster etwa an Tangermünde beobachten, dessen Umfeld seit 1626 durch erste dänische Feldbefestigungen einen günstigen Lagerplatz bot, der wiederholt von den verschiedenen Parteien aufgesucht wurde. Nach dem eben bei Werben beschriebenen Muster wurden die Generalität und die Stäbe jeweils in der Stadt untergebracht, wohingegen die Armeen selbst auf dem Feld kampierten. Für den Fall von Tangermünde sind wir auch über die Funktion eines repräsentativen Zeltes als symbolisches und zeremonielles Zentrum des Lagers eher zufällig durch einen aufsehenerregenden Sturmschaden bei dem Aufenthalt einer Armee unter Tilly im Jahr 1631 unterrichtet:

Es hielt auch der General bei wärender einquartierung unter einem schönen großen gezelte auf dem anger im feldlager kriegesrat; wobei aber urplötzlich en so erschrecklicher wind entstanden, daß das gezelt, darin sie saßen, samt viel tausend hütten aufgehoben, und mehrentheils in die Elbe geworfen worden.¹³

Dieses wahlweise als göttliches Zeichen oder böser Zauber gedeutete Ereignis setzt sich sodann in einer knappen Erzählung über Tillys Rückzug nach Bayern und seine letztlich tödliche Verwundung in der Schlacht bei Rain am Lech fort, nachdem der Aufenthalt von Tillys Armee wegen der desolaten Versorgungslage in und um Tangermünde unmöglich geworden war (Abb. 1).

Wenn hier in einem kurzen Exkurs das Beispiel Tangermünde angesprochen wird, so vor allem wegen der guten Überlieferungslage, die ein Muster für einen mehr oder weniger langen Aufenthalt erkennen lässt. Es ging dabei nicht nur um die Ausnutzung vorhandener Ressour-

12 Bekmann, *Beschreibung* (wie Anm. 4), Tl. 5., Buch 1, Kap. 8., Sp. 46–47.

13 Ritner, *Geschichtsbuch* (wie Anm. 2), S. 42.

cen und einer günstigen verkehrsgeographischen Lage, sondern auch um die Schutzfunktion von in Teilen bereits vorhandenen Feldbefestigungen, die entweder erst im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges angelegt worden waren oder teils auf ältere Zeiten – etwa in Form von Landwehren (Perleberg), Deichen (Werben) oder natürlichen Geländeformationen – zurückgingen.

Banér, der zunächst im Sommer 1636 ein Entsatzunternehmen gegen Magdeburg geplant hatte, musste einerseits bestrebt sein, weitere Verstärkung für dieses Unternehmen an sich zu ziehen, andererseits hatte sich die Versorgungslage in der weitestgehend ausgesogenen Gegend um Werben derart verschlechtert, dass sich ein weiteres Verharren in dieser Position – zumal nach der beabsichtigten Verstärkung – verbot, wollte er nicht riskieren, daß sich sein Heer schlicht verflüchtigte.¹⁴

Während sich der im Mecklenburgischen stehende Wrangel wegen der Bedrohung durch Marazin (oder Marazini) nicht zu Truppenabstellungen in der Lage sah, fand sich General Leslie zu einem derartigen Unternehmen bereit. Allerdings operierte dieser, als ihn die Aufforderung Banérs zur Vereinigung der Armeen erreichte, fernab im Hessischen. Zu diesem Zeitpunkt – etwa parallel zur Kapitulation der schwedischen Besatzung von Magdeburg – hatten Leslies Truppen jedoch im Verbund mit dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel einen mehrmonatigen Feldzug, unter anderem mit dem Entsatz von Hanau, hinter sich, und belagerten das heutige Marsberg (damals Stadtbergen).¹⁵

Insofern sind die Ausführungen Schmidts, der angab, dass Leslie zu diesem Zeitpunkt seine „hart mitgenommenen“ Truppen zur Erholung entlang der Weser ausgebreitet habe, nicht ganz zutreffend.¹⁶ Ähnlich wie Banér bei seinem Abzug von Werben die Elbübergänge durch die Zurücklassung mehrerer Kontingente gesichert hatte, verblieben auch mehrere schwedische Besatzungen an der Weser, so dass zumindest theoretisch die schwedische Verbindungslinie zu dem letzten Verbündeten im Reich, dem Landgrafen von Hessen-Kassel über Weser und Elbe nach Mecklenburg offengehalten wurde. Der vereinbarte Vereinigungspunkt der Armeen Banérs und Leslies bei Lüneburg versprach

14 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 42.

15 Das Itinerar des Landgrafen Wilhelm V. und Leslies lässt sich unter anderem aus dem Tagebuch des Landgrafen erschließen, das mir freundlicherweise in Auszügen durch Angus Fowler zur Verfügung gestellt wurde, der eine entsprechende Edition dieser Quelle plant.

16 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 43.

immerhin für eine gewisse Zeit die Möglichkeit, die beiden strapazierten Heeresteile mit Geld und Nachschub zu versorgen. Der geplante Vorstoß in Richtung Magdeburg kam jedoch bereits in der Gegend um Salzwedel wieder zum Stehen, als die Nachricht von der Einnahme Havelbergs und Werbens durch die kaiserlich-sächsische Armee eintraf. Um sich die Operationen beiderseits der Elbe offenzuhalten marschierte die schwedische Armee daraufhin in Richtung Dömitz und bezog, wie es Hatzfeld berichtet haben soll, in der Umgebung von Lychow ein „unangreifbares Lager“,¹⁷ das bislang noch nicht lokalisiert ist.

Abgesehen von den Nachschubmöglichkeiten auf dem Wasserweg, über die in größerem Maße lediglich die kaiserlich-sächsische Seite verfügte, bildete die Sicherung mindestens eines der Elbübergänge zwischen Havelberg im Süden und Dömitz im Norden eine Voraussetzung für die Operationsfähigkeit der Heere beiderseits des Flusses. Hierzu kamen, von den üblichen Fährverbindungen abgesehen, die für die Bewegung größerer Kontingente nicht tauglich waren, in der Regel Schiffsbrücken zum Einsatz, die aus Kähnen oder Pontons zusammengesetzt waren.¹⁸ Derartige Brücken ließen sich jedoch nicht ohne weiteres an beliebigen Orten schlagen, da das Terrain an beiden Uferseiten entsprechend gefestigt und über hinreichende Zufahrtswege erschlossen sein musste, die auch für schwere Wagen und die Artillerie passierbar waren. Entsprechend günstige Bedingungen für derartige Anlagen boten sich etwa in Tangermünde und Sandau unweit von Havelberg sowie am Elbknie bei Werben, dem Zusammenfluss von Havel und Elbe.

Gerade das befestigte Feldlager von Werben entwickelte sich seit seiner Anlage durch Gustav Adolf 1631 zu einem Dreh- und Angelpunkt der Operationen der jeweiligen Armeen im hier behandelten Raum. Seit dieser Zeit scheint die Schiffsbrücke im Schutz der vorteilhaft ausgebauten Feldbefestigungen mit einer mehr oder weniger umfangreichen Besatzung eine gewisse Permanenz entwickelt zu haben.

Generell gelten befestigte Lager weder zu den bevorzugten Forschungsfeldern der Militärgeschichte noch der Archäologie, wenn man

17 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 47–48.

18 1631 war unter dem Befehl Pappenheims die Konstruktion einer aus festen Jochen bestehenden Brücke bei Tangermünde in Angriff genommen worden, die lediglich an der tiefsten Stelle der Elbe über Schiffskörper verfügen sollte. Das Vorhaben kam jedoch nicht zuletzt durch die im Laufe der Zeit sich immer weiter verschlechternde Situation im Lager bei Tangermünde nicht zur Ausführung. Vgl. Barbara Stadler: *Pappenheim und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges*. Winterthur 1991, S. 539–540.

einmal von Wallensteins Lager um die Alte Veste unweit von Nürnberg absieht.¹⁹ Werben bietet jedoch hierfür, wie Felix Biermann und Ralf Gebuhr gezeigt haben, ein anschauliches und auch im Gelände heutzutage gut nachvollziehbares Beispiel.²⁰ Die Anlage war einerseits auf dem Wasserweg zu versorgen und bot darüber hinaus die Kontrolle über Elbe und Havel zugleich. Durch die Lage an den zentralen Verkehrswegen waren Altmark, Prignitz und Havelland von hier aus gleichermaßen gut erreichbar und bis zu einem gewissen Grad kontrollierbar (Abb. 2). In der Merian-Topographie von 1652 wird Gustav Adolf mit den Worten zitiert, dass er

es erstlich besichtigt gesagt habe, es nehme ihn wunder, daß die Kriegeserfahrene diesen Orth so schläfferig auß der Acht gelassen, deßgleichen er noch nirgents bisher in Teutschland gefunden, der zur Befestigung mehrers tauglich were. Daher er auch alda eine gar starcke Schantz erbauet, bey welcher hernach es von beyden Seiten viel zu kämpffen gegeben hat.²¹

Die Truppenbewegungen der Phase nach dem Abmarsch Banérs in das Feldlager bei Lychow bis zur Schlacht bei Wittstock wurden bereits von Rudolf Schmidt in relativer Ausführlichkeit anhand der zeitgenössischen Relationen zusammengestellt,²² hingegen stellt die Kartierung der Ereignisse in Zusammenschau mit der Verkehrstopographie der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bislang ebenso ein Desiderat dar²³ wie eine historische und landeskundliche Analyse der noch im Raum vorhandenen Quellen bezüglich der Auswirkungen der Manöver im

19 Helmut Mahr: *Wallenstein vor Nürnberg 1632. Sein Lager bei Zirndorf und die Schlacht an der Alten Veste, dargestellt durch den Plan der Gebrüder Trexel 1634*. Neustadt a. d. Aisch 1982.

20 Biermann, Gebuhr, *Befestigungen* (wie Anm. 9).

21 Matthaeus Merian: *Topographia Electoratus Brandenburgici et Ducatus Pomeraniae*. Kassel 1965 (Faksimile der Erstaussgabe 1652), S. 121.

22 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8).

23 Als Grundlage hierfür kann das Kartenblatt zu den Handelsstraßen des Mittelalters von Gerd Heinrich herangezogen werden. Vgl. Gerd Heinrich: *Die Handelsstraßen des Mittelalters 1300–1375–1600*. Berlin, New York 1980 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin. Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin. Nachträge H. 5). Für zwei frühere Phasen des Dreißigjährigen Krieges wurde eine derartige Kartierung bereits durchgeführt: Rainer Wohlfeil: *Kriegsverlauf 1626/27. Kriegsverlauf 1630/31*. Berlin 1972 (Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin VIII).

Vorfeld der Schlacht bei Wittstock selbst.²⁴ Abgesehen von Perleberg, das für die Region über eine außergewöhnlich gute archivalische Überlieferung verfügt, wird dieses Unterfangen jedoch von der spärlichen Quellenlage nicht begünstigt.²⁵

Die folgende Phase der Märsche und Lager beider Armeen ist durch wenige Marschtage, kurze Ruhepausen und vor allem durch das Verweilen in mehr oder weniger stark befestigten Feldlagern in Anlehnung an Städte gekennzeichnet. Nachdem die kaiserlich-sächsische Seite mit der Verlegung der Schiffsbrücke von Tangermünde nach Sandau in der Nähe von Havelberg den Raum am Zusammenfluß von Elbe und Havel entsprechend gesichert und ausgebaut hatte, folgte eine gewisse Phase der Ruhe, in der Verstärkung und Nachschub herangezogen werden konnte.

Größere Bewegungen fanden erst wieder statt, nachdem sich die verbündeten Armeen am 3./13. September von Havelberg rechts der Elbe flussabwärts in Bewegung gesetzt und Banér damit zum Übergang über die Elbe bei Dömitz genötigt hatten. Der Vormarsch der kaiserlich-sächsischen Armee vollzog sich allem Anschein nach in mehreren Abteilungen, von denen eine bereits am 4./14. September bei Perleberg ein gesichertes Lager nahe der Stadt bezog.²⁶ Banér seinerseits rückte über Dömitz nach Parchim vor und hielt sich dort in einem bislang nicht näher untersuchten Lager auf.

Einen unwägbaren Faktor, der gleichzeitig ein Schlaglicht auf die Kommunikationsmöglichkeiten und die Probleme der militärischen Aufklärung wirft, stellte das am 1./11. September von Havelberg durch die kaiserlich-sächsische Seite havelaufwärts entsandte Korps von 5–6000 Mann unter Klitzing dar,²⁷ das am 23. August/2. September Rathenow einnahm und vor dem vergleichsweise nahe gelegenen Bran-

24 Bedauerlicherweise wurde im Zuge der groß angelegten archäologischen, anthropologischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen des Schlachtfeldes von Wittstock und des zugehörigen Massengrabes auf eine begleitende historisch-landeskundliche Forschung verzichtet. Vgl. Sabine Eickhoff, Anja Grothe, Bettina Jungklaus: „Dass blutige Treffen bei Wittstock den 4. octobris 1636“. Söldnerschicksale interdisziplinär untersucht. In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 91–136.

25 Zu den Ergebnissen der Kriegsergebnisse für Perleberg siehe Gundula Gahlen: „Die Pest hatte sie schon sehr verderbet, aber die Feinde noch viel mehr“. Bevölkerungseinbußen der Stadt Perleberg im Dreißigjährigen Krieg. In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 137–158.

26 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 53 und 55.

27 Über die Stärke dieses Korps liegen widersprüchliche Angaben vor; vgl. Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 51.

denburg erst am 11./21. September eintraf. Ob das Korps hierbei in seinem Vormarsch gehindert wurde, oder derart reiche Beute gemacht hatte, dass man sich einige Ruhetage „gönnte“ oder schlicht auf Schwierigkeiten beim weiteren Vormarsch stieß, ist Spekulation. Jedenfalls fehlen über das weitere Agieren dieser ansehnlichen Abteilung bislang jegliche Nachrichten.

Während im verbündeten Heer die Rückkunft dieses Korps für das weitere Vorgehen abgewartet wurde, konnte es nur im Sinne Banérs sein, einen Angriff zu wagen, bevor diese Verstärkung wieder zur Hauptarmee stieß. Wann damit zu rechnen war, scheint sowohl der kaiserlich-sächsischen Armee bei ihrem Aufenthalt in Perleberg und in der Umgebung von Wittstock, als auch Banér unklar gewesen zu sein.²⁸ Für diesen Zusammenschluss war die Verbindung über das Ruppiner Land in Richtung Fürstenberg und Zehdenick an der oberen Havel von entscheidender Bedeutung. Wie anhand der Kartierung der Verkehrswege im historischen Handatlas von Brandenburg zu erkennen ist, dünnten jedoch die Kommunikationswege im Raum östlich von Wittstock deutlich aus und waren im Bereich der mecklenburgischen Seenplatte von zahlreichen Paßsituationen gekennzeichnet.²⁹

Die Versorgungslage beider Heere war allen Berichten zufolge prekär, wobei die der kaiserlich-sächsischen Seite wohl graduell besser gewesen sein dürfte, da sie immerhin auf der Elbe in nennenswertem Umfang Nachschub aus Sachsen heranführen konnte, wie etwa das Abfangen mehrerer Versorgungsschiffe durch die Schweden bei Sandau im weiteren Verlauf der Ereignisse zeigt.³⁰ Entsprechend ging auch die Initiative nun von Banér aus, der sein Lager bei Parchim am 13./23. September verließ und über Putlitz auf das kaiserlich-sächsische Lager zumarschieren ließ. Allerdings fand er hier den Gegner in einer derart vorteilhaften Position „hinter zweyen hohen graben, also dass man fast nicht einen menschen darinnen sehen können, darzu von aussen mit einem morast undt vielen dornhecken undt streuchern versehen“ verschanzt, dass er einen direkten Angriff unterließ und statt dessen „an einen bequemen ort“ ein Gefecht anbot.³¹

28 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 57–58.

29 Heinrich, *Handelsstraßen* (wie Anm. 23).

30 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 57, sowie das Schreiben Banérs vom 24. September 1636 an Oxenstierna: *Rikskansleren Axel Oxenstiernas Skrifter och Brefvexling*. II. Abt. Bd. 6. *Johan Banérs Breef 1624–1641*. Hrsg. von Per Sonden. Stockholm 1893, S. 858.

31 *Banérs Breef* (wie Anm. 30), S. 857.

Ob die kaiserlich-sächsische Seite es sich in ihrer Versorgungslage leisten konnte abzuwarten, sei dahingestellt. *De facto* war jedoch für Banér ein längeres Ausharren vor dem Lager ausgeschlossen und ein Angriff auf die offenbar starke Stellung des Feindes militärisch wenig aussichtsreich. Allerdings war auch nicht zu erwarten, dass die kaiserlich-sächsische Armee das angebotene Gefecht auf offenem Feld annehmen würde, hätte dies doch für die Armee ein „Defilieren“ aus der Lagersituation in eine Schlachtordnung bedeutet. Ein derartiges Passieren schmaler Durchgänge, etwa aus einem Lager, beinhaltete in der frühneuzeitlichen Kriegsführung immer ein ernstzunehmendes Risiko, da die Hindernisse nur in vergleichsweise schmalen Kolonnen zu passieren waren, die sich anschließend in Schlachtordnung entfalten mußten. Stand der Gegner – wie vor Perleberg – bereits in Schlachtordnung bereit, bestand für die defilierende Armee ein enormes Risiko noch in der Phase der Entfaltung angegriffen zu werden.³²

Wo genau sich das an die Stadt angelehnte Feldlager der kaiserlich-sächsischen Armee innerhalb der Perleberger Landwehr befand, ist bislang nicht geklärt. Während ein knapper Hinweis der kaiserlich-sächsischen Seite lediglich erwähnte, dass „wir an der Landtwehr alda in gutem Vortheil gelegen“,³³ berichtete Banér von einem doppelten hohen Graben. Wahrscheinlich handelt es sich demnach um den nach Nordwesten besonders stark ausgebauten Teil der Perleberger Landwehr.³⁴ Der Raum zwischen Landwehr und Stadtbefestigung bot sich für die Anlage eines Feldlagers durch gesicherte Wasserversorgung an der schiffbaren Stepenitz – damit war auch die Verbindung zur Elbe gewährleistet – ebenso an, wie die mögliche Kontrolle des über weite Strecken einzigen Übergangs über die sumpfige Stepenitzniederung.

Bei den noch im 17. Jahrhundert zahlreich in der Landschaft vorhandenen Landwehren handelte es sich um relativ aufwendig gestaltete Wall-Graben-Anlagen und Verhaue, aus Dornestrüpp und Ranken

32 Eine Vorbereitung auf eine solche Situation in Bezug auf die Präparation entsprechenden Raumes innerhalb eines befestigten Feldlagers lässt sich wahrscheinlich anhand der schwedisch-nürnbergischen Feldbefestigungen rund um die Reichsstadt 1632 erkennen. Vgl. Franz Willax: Die Befestigungsanlagen Gustav Adolfs von Schweden um Nürnberg 1632. In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg* 82 (1995), S. 185–235, hier S. 203–204.

33 Gottlieb Krause: *Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges*. Bd. 3. Leipzig 1863, S. 704.

34 Dieter Hoffmann-Axthelm: *Perleberg im Mittelalter. Stadtentwicklung und Geschichte*. Berlin 2010, S. 71–73.

gezogen,³⁵ die ein ernstzunehmendes Hindernis für Mensch und Tier darstellten bzw., wie im Fall der nordwestlichen Perleberger Seite, eine Kombination aus beidem.

In jedem Fall ließ sich diese Landwehr gleichzeitig auch als Lagerumwallung nutzen, ohne dass größere Schanzarbeiten notwendig waren. Für Perleberg, wo nach dem gängigen Muster die Generalität und die Stäbe in der Stadt einquartiert waren, während die restliche Armee in dem gesicherten Lager vor der eigentlichen Stadt kampierte, hatte der gut 14-tägige Aufenthalt in und um die ohnehin von den vorangegangenen Kriegseinwirkungen in Mitleidenschaft gezogene Stadt die entsprechenden gravierenden Folgen.³⁶

So gewagt sich die folgenden Bewegungen Banérs bis zur Schlacht bei Wittstock auf den ersten Blick ausnehmen, so charakteristisch waren sie für seine Art der Kriegsführung vor dem Hintergrund der vorgerückten Jahreszeit und damit der Suche nach einigermaßen erträglichen Winterquartieren.³⁷ Es gibt keinen Grund, an seiner Absicht zu zweifeln – selbst ohne einen Zusammenstoß mit der kaiserlich-sächsischen Hauptarmee –, die eigenen Verbindungslinien in Richtung Mecklenburg preiszugeben und elbaufwärts in Richtung Sachsen zu marschieren, wo sich in jedem Fall eine weit bessere Versorgungslage bot, anstatt in dem ausgesogenen Landstrich zwischen Havelberg und Dömitz zu verweilen. Zusätzlich konnte Banér damit kalkulieren, dass der sächsische Kurfürst diesem Vormarsch nicht tatenlos zusehen würde, sondern zum Schutz seines Landes die Verbindung mit dem kaiserlichen Heer lösen und in Richtung seines Territoriums abmarschieren würde.

In der Folge stieß das schwedische Heer, unterbrochen von einem Ruhetag in Wilsnack, elbaufwärts vor und konnte am 18./28. September relativ rasch Havelberg einnehmen, wohingegen die Kräfte unter Banér erfolglos gegen die Werbener Schanze vorgingen. Weitere Erfolge konnten die Schweden mit der teilweisen Zerstörung der Schiffsbrücke bei Sandau verbuchen, wobei ihnen die Wegnahme von Proviantschiffen aus Böhmen und Meißen ebenso gelang wie die Aufbringung

35 Beispiele für Heckenpflanzungen aus der festungskundlichen Literatur bei Klaus Jordan: Grün in Festungen. Eine Literaturrecherche 1527 bis 1914. In: *Leben in und mit Festungen*. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung e.V. Regensburg 2010 (Festungsforschung 2), S. 99–124.

36 Gahlen, „Die Pest hatte sie schon sehr verderbet“ (wie Anm. 25).

37 Hierzu: Höbelt, Wittstock (wie Anm. 1), S. 62–63.

einer kaiserlichen Munitionskolonne, die von Tangermünde kommend linkselbisch in Richtung Werben unterwegs war.³⁸

So sicher sich Banér gab, dass er die Werbener Schanze in den folgenden Tagen eingenommen haben würde, so brach er dieses Unternehmen umgehend ab, als er über den am 19./29. September erfolgten Abmarsch der verbündeten Streitmacht von Perleberg nach Pritzwalk in Richtung Wittstock und damit dem Verbindungsweg zur oberen Havel informiert wurde.

In einer erstaunlich schnellen Bewegung marschierte das schwedische Heer zunächst in Richtung Kyritz, überschritt bei Wusterhausen die Dosse und erreichte das Ruppiner Land noch vor dem kaiserlich-sächsischen Heer, dem damit die Aussicht auf die seit langem kalkulierte Vereinigung mit dem immer noch ohne Nachricht im Raum der oberen Havel vermuteten Kontingent Klitzings genommen wurde.

Die vergleichsweise langsamere Geschwindigkeit des Heeres der Verbündeten wurde in erster Linie dem „gemächlichen“ Vorgehen des sächsischen Kurfürsten zugeschrieben, lag aber sehr wahrscheinlich an dem relativ großen Artilleriepark, den diese Armee mit sich führte.³⁹ Hingegen fehlen Nachrichten über die schwedische Artillerie völlig. In jedem Fall war Banér über die Situation der Verkehrswege – wohl nicht zuletzt durch die seit 1631 durchgeführte schwedische Landesaufnahme – gut im Bilde, um auch die weniger frequentierten Nebenwege zu nutzen.⁴⁰

Erstaunlich ist immerhin, dass die schwedische Armee zwar am Vorabend der Schlacht bei Wittstock am Dosseübergang bei Fretzdorf auf Gegenwehr der kaiserlich-sächsischen Seite stieß, diese jedoch kein größeres Hindernis darstellte, so dass das Heer nach der Reparatur der Dossebrücke am Morgen des 24. September/4. Oktober den Fluss überschreiten konnte. Erstaunlich deshalb, weil die Dossebrücke in der sumpfigen Niederung nur über einen langen Dammweg zu erreichen war. Ob es an der mangelhaften Aufklärung lag, dass dieser für eine Verteidigung relativ vorteilhafte Paß nicht stärker gesichert worden war, muss dahingestellt bleiben.

Ebenso muss offenbleiben, ob die verbündete Armee bei Wittstock in Anlehnung an die Stadt – etwa unter Ausnützung der partiell vor-

38 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 57, sowie das Schreiben Banérs: *Axel Oxenstiernas Skrifter* (wie Anm. 30), S. 858.

39 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 58.

40 Zuletzt hierzu: *Die Vermesser am Fluß*. Hrsg. von der Landesvermessung und Geobasisinformation Brandenburg. Potsdam 2009, S. 21–29.

handenen Landwehr – ebenso wie bei Perleberg ein gesichertes Lager beziehen wollte. Gerade die Nachrichten aus dem Lager der Verbündeten weisen darauf hin, dass ein derartiger Plan bestand, jedoch wegen der wider Erwarten äußerst ungünstigen Versorgungslage um die Stadt aufgegeben werden musste.⁴¹ Banér hatte seinerseits die Vermutung geäußert, dass sich seine Gegner erneut in einem vorteilhaften Lager festsetzen würden.⁴²

Nach dem Dossetübergang der schwedischen Armee kam es am 24. September/4. Oktober bei Wittstock zu dem Treffen oder der Schlacht, bei dem die kaiserlich-sächsische Seite auf den ersten Blick vorteilhaft ihre Artillerie, wahrscheinlich lediglich durch Schanzkörbe und zusammengesobene Wagen gesichert, in Stellung gebracht hatte. Aus der Sicht des Heeres der Verbündeten war das gewählte Schlachtfeld zwar durchaus vorteilhaft, aber dennoch eine Verlegenheitslösung, die ihnen durch die raschen Marschbewegungen Banérs diktiert worden war.

Im Nachgang der Schlacht, die nicht Gegenstand dieses Beitrages ist, und die mit dem Rückzug des geschlagenen kaiserlich-sächsischen Heeres in Richtung Werben endete, sollte es sich für dieses als Glücksfall erweisen, dass es Banér kurz zuvor nicht gelungen war, das befestigte Lager am Elbknie einzunehmen, so dass sich der Rückzug nicht zu einem völligen Desaster auswuchs.

Das Anliegen des Beitrages war es, auf die Problematik der Verkehrs- oder Kommunikationswege im Raum zwischen Havelberg und Dömitz aufmerksam zu machen, wobei die Sicherung der Elbübergänge eine zentrale Rolle spielte. Einen anderen Aspekt, der bislang in der militärhistorischen, archäologischen und landeskundlichen Forschung nur unzureichend zur Kenntnis genommen worden ist, stellen die befestigten Feldlager in Anlehnung an mehr oder weniger große Ansiedlungen dar, die nicht nur wegen der zu erwartenden Vorräte und der Infrastruktur, sondern auch unter Ausnutzung etwa vorhandener Strukturen wie des Elbdeiches bei Werben oder vorangegangener Befestigungsarbeiten, wie bei Tangermünde, von Interesse für die Sicherung der Heere waren.⁴³ Abgesehen von wenigen gut untersuchten Beispiele

41 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 58.

42 *Axel Oxenstiernas Skrifter* (wie Anm. 30).

43 Zahlreiche Anknüpfungspunkte finden sich für den Schanzenbau im südlichen Brandenburg bei: Felix Biermann, Ralf Gebuhr: *Erdanlagen im Festungsbau. Neuzeitliche Schanzen des 16. bis 19. Jahrhunderts, besonders im südlichen Brandenburg*. In: *An Elbe und Oder. Beiträge zur brandenburgischen Landesgeschichte*.

len wie dem Lager Wallensteins bei Zirndorf⁴⁴ und dem Gustav Adolfs um die Reichsstadt Nürnberg⁴⁵ von 1632 oder dem vom Dreißigjährigen bis zum Spanischen Erbfolgekrieg wiederholt aus- und umgebauten Schanzanlagen bei Eslarn,⁴⁶ stellen diese Anlagen nicht nur für die Militär- und Bevölkerungsgeschichte des Alten Reiches ein wenig bearbeitetes Forschungsfeld dar.

Für die Bevölkerung der jeweiligen Region stellten derartige Lager, die für einen mehr oder weniger langen Aufenthalt größerer Truppenmassen genutzt wurden, eine ernstzunehmende Gefährdung dar, wie sich anhand des zyklisch stark belegten Feldlagers am Elbknie bei Werben oder dem kaiserlich-sächsischen Feldlager bei Perleberg zeigen lässt.⁴⁷ Dass das Bedrohungspotential vorhandener Feldbefestigungen von der Bevölkerung wahrgenommen wurde, kann man etwa am Beispiel von Tangermünde nachweisen, wo 1626, bald nach dem Abzug der Dänen, „aus dem gantzen Lande etliche hundert Bauren aufgeboden [wurden], welche die Wälle und Batterien niederreißen und der Erde gleich machen sollen, welches in der Eil zu thun nicht müglich war“.⁴⁸ Entsprechend wurden die Anlagen teilweise im weiteren Verlauf des Krieges genutzt, und partiell instandgesetzt und waren auch im 18. Jahrhundert noch im Gelände erkennbar.⁴⁹ Im Fall von Werben wäre eine Schleifung des Elbdeiches nur um den Preis der Hochwassergefährdung möglich gewesen. Allerdings ergriff hier der brandenburgische Markgraf nach dem Waffenstillstand mit Königin Christina von 1642 die Initiative und ließ zumindest die Schanzen auf dem Werder und der gegenüberliegenden Havelseite sehr zum Bedauern der schwedischen Seite schleifen, was Bekmann im 18. Jahrhundert zu der Wiedergabe eines angeblich überlieferten Reims veranlasste:

te. Winfried Schich zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Christian Popp und Joachim Stephan. Einhausen 2008, S. 149–269.

44 Mahr, *Wallenstein* (wie Anm. 19).

45 Willax, Befestigungsanlagen (wie Anm. 32).

46 Hier auch mehrere teils gut dokumentierte Anlagen im bayerisch-tschechischen Grenzgebiet: Hermann Kerscher: Zur Topographie, Kartographie und Baugeschichte der Tillyschanz bei Eslarn, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab. In: *Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz* 2 (1998), S. 423–448.

47 Gahlen, „Die Pest hatte sie schon sehr verderbet“ (wie Anm. 25).

48 Ritner, *Geschichtsbuch* (wie Anm. 2), S. 32.

49 Rote Ruhr und „Pest“ sollen in diesem Sommer durch das Lager in Tangermünde insgesamt 1600 Menschen – Soldaten und Stadtbürger – dahingerafft haben. Vgl. Ritner, *Geschichtsbuch* (wie Anm. 2), S. 32.

Der Schweden König that bawen gutt
 Die Schanze bey Werben zu seiner Huth.
 Welche Churfürst Friedrich Wilhelms Rath
 Durch Hauptmann Stranzen rasiren that.⁵⁰

Auf den „Wasserzoll“, den die Schweden an gleicher Stelle erhoben hatten, wollte der Kurfürst freilich nicht verzichten. Er wurde kurzerhand nach Lenzen verlegt.⁵¹

Abbildungen



Abb. 1: Schiffsbrücke bei Tangermünde. In: *Theatrum Europaeum*. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1646, nach S. 416.

50 Bekmann, *Beschreibung* (wie Anm. 4), Tl. 5, Buch I, Kap. VII, Sp. 49. Während Bekmann die Schleifung der Schanzen bei Werben auf 1642 datiert, gibt Ritner hierzu das Jahr 1643 an. Vgl. Ritner, *Geschichtsbuch* (wie Anm. 2), S. 40.

51 Bekmann, *Beschreibung* (wie Anm. 4), Tl. 5, Buch I, Kap. VII, Sp. 49.

Die Schlacht bei Wittstock aus schwedischer Perspektive

Einleitung

Der schwedische Sieg bei Wittstock am 24. September 1636 (jul.) bedeutete die Rettung für die schwedische Armee, die im Reich unter der Führung Johan Banérs operierte.¹ Banérs Erfolg verschaffte dem Königreich eine dringend benötigte Atempause. Der Sieg kam in einem Augenblick, als die schwedische Politik im Reich gänzlich zu scheitern drohte, als sich die Stimmen, die im schwedischen Reichsrat nach einem raschen Ausstieg aus dem Krieg riefen, mehrten. Ohne die Leistung der schwedischen Armee wäre das schwedische Kriegsabenteuer, das 1628/30 im Reich begann, beendet gewesen. Entsprechend breiten Raum nimmt die Schlacht von Wittstock in der schwedischen Historiographie ein.²

Dieser Beitrag befasst sich einerseits mit der „offiziellen“ schwedischen Sichtweise auf die Schlacht bei Wittstock. Dabei nimmt die Person des schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstierna eine nicht unwesentliche Rolle ein. In seiner Hand liefen die Zügel der schwedischen Innen- und Außenpolitik zusammen.³ Aufgrund der Zensurbestimmungen im Königreich Schweden nahm er großen Einfluss auf die

-
- 1 Bertil Boëthius: Johan Banér. In: *Svenskt Biografiskt Lexikon*. Bd. 2. Stockholm 1920, S. 669–688.
 - 2 Beispielhaft genannt seien Peter Englund: *Ofredsår. Om den svenska stormakts-tiden och en man i dess mitt*. Stockholm 1993; übersetzt ins Deutsche von Wolfgang Butt: Peter Englund: *Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Stuttgart ⁴2001, S. 157–162; Lars Ericson Wolke, Göran Larsson und Nils Erik Villstrand: *Trettioåriga kriget. Europa i brand 1618–1648*. Stockholm 2006, S. 149–152; Allan Sandström: *En Stormakt föds. Sverige i 30-åriga kriget*. Örebro 1998, S. 163; Sten Carlsson und Jerker Rosén: *Svensk historia*. Bd. 1. *Tiden före 1718*. Lund ⁴1978, S. 416.
 - 3 Vgl. Alexander Zirr: *Axel Oxenstierna. Schwedens Reichskanzler während des Dreißigjährigen Krieges. Studien zu seiner Innen- und Außenpolitik*. Leipzig 2008.

dortige öffentliche Meinung, was sich auch in der ersten in Schweden gedruckten Flugschrift über die Schlacht bei Wittstock und der schwedischen Hofhistoriographie widerspiegelt. Andererseits wird die militärische und politische Situation Schwedens im Vorfeld der Ereignisse von Wittstock diskutiert. Zum besseren Verständnis der schwedischen Reaktion auf den Prager Frieden von 1635 wird auch das Verhältnis der skandinavischen Königreiche Dänemark-Norwegen und Schweden zueinander kurz beleuchtet, ein Gesichtspunkt, der in der deutschen Historiographie oft zu kurz kommt.⁴

Die Situation Schwedens nach dem Tode Gustav II. Adolfs

Bekanntlich fiel der schwedische König Gustav II. Adolf am 6. November 1632 (jul.) in der Schlacht bei Lützen.⁵ Das war ein schwerer Schlag für das skandinavische Königreich. Denn vor allem seine Autorität, weniger sein Verhandlungsgeschick, war es, welche die verbündeten Reichsfürsten zusammenhielt.⁶ Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna drückte es in einem Memorial kurz nach dem Tode

-
- 4 Auf die notwendige Verknüpfung der verschiedenen Konflikträume bei einer Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges wurde kürzlich hingewiesen von Frank Kleinhagenbrock: Das Alte Reich als europäisches Schlachtfeld. Der Schwedisch-Französische Krieg (1635–1648). In: *Der Dreißigjährige Krieg. Facetten einer Epoche*. Hrsg. von Peter C. Hartmann und Florian Schuller. Regensburg 2010, S. 128–145, hier S. 134–135.
- 5 Lars Ericson Wolke: Die Schlacht bei Lützen. In: *Gustav Adolf. Die Kraft der Erinnerung 1632–2007*. Hrsg. von Maik Reichel und Inger Schuberth. Döbel 2007, S. 61–70; Bo Eriksson: *Lützen 1632*. Stockholm 2006; allgemein zur schwedischen Kriegsführung bis 1632 siehe: *Sveriges Krig 1611–1632*. Bd. 5–6. Hrsg. vom schwedischen Generalstab. Stockholm 1938–1939.
- 6 Zum Eingreifen Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg siehe: Sverker Oredsson: Warum griff Schweden in den Dreißigjährigen Krieg ein? In: *Pommern. Geschichte – Kultur – Wissenschaft. 1. Kolloquium zur Pommerschen Geschichte, 13. bis 15. November 1990*. Hrsg. von Hans-Jürgen Zobel. Greifswald 1991, S. 105–112; Johannes Burkhardt: Warum hat Gustav Adolf in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen? Der schwedische Krieg 1630–1635. In: *Der Dreißigjährige Krieg* (wie Anm. 4), S. 94–107; Sverker Oredsson: *Gustav II Adolf*. Stockholm 2007.

des Königs folgendermaßen aus: „då Kungl. Maj:ts auktoritet, respekt, conduit och allt det, den herren följde, är fallet“.⁷

Wie sah nun die Situation Schwedens aus? Nach dem Tod des Königs trat in Schweden eine Vormundschaftsregierung unter der Leitung des Reichskanzlers Axel Oxenstierna zusammen. Diese steuerte die Geschicke Schwedens. Oxenstierna selbst versuchte, die Politik Gustav II. Adolfs im Reich in gewissem Maße fortzusetzen.⁸ Er hielt sich bis zum Juli 1636 im Reich auf und korrespondierte von dort mit den übrigen Mitgliedern der Vormundschaftsregierung und des Reichsrates.⁹

Gustav II. Adolf hatte den Plan eines Bündnisses evangelischer Fürsten unter schwedischer Leitung, das sogenannte *Corpus evangelicorum*, verfolgt. Mit dem am 23. April 1633 aus der Taufe gehobenen Heilbronner Bund schuf Oxenstierna ein ähnliches Bündnis, das allerdings nur eine verkleinerte Version eines *Corpus evangelicorum* darstellte.¹⁰ Der Heilbronner Bund fasste die evangelischen Stände des fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen und kurrheinischen Reichskreises unter schwedischer Leitung zusammen. Deutsche Libertät, die Wahrung der Reichsgesetze und ein allgemeiner Frieden unter schwedischer Hegemonie waren die weiteren Ziele. Weit wichtiger war jedoch die Beteiligung der evangelischen Reichsstände an der Finanzierung der schwedischen Kriegführung. Problematisch dabei war – Kaiser Ferdinand II. lehnte den Heilbronner Bund als Verhandlungspartner ab. Und die wichtigsten protestantischen Reichsstände, Kursachsen und Kurbrandenburg, traten dem Bund nicht bei. Vor allem Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg fürchtete, dass Schweden sich dauerhaft das Herzogtum Pommern einverleiben könne, auf das er einen Erbanspruch geltend machen konnte. Und der letzte pommersche Herzog, Bogislaw XIV., hatte keinen Erben und war überdies alt und krank.¹¹

7 Nach Carlsson, Rosén, *Svenskt historia* (wie Anm. 2), S. 415: „die Autorität, der Respekt, das conduit der Königlichen Majestät und alles dasjenige, das dem Herren folgte, ist gefallen“ (übers. d. Verf.).

8 Eriksson, Lützen (wie Anm. 5), S. 70.

9 Helmut Backhaus: Inledning. In: *Rikskanslern Axel Oxenstiernas skrifter och brevväxling*. Bd. I: 16, S. 8–14, hier S. 8. – Für diese Quellenausgabe wird im Folgenden die Abkürzung AOSB verwendet.

10 Georg Schmidt: *Der Dreißigjährige Krieg*. München ⁶2003, S. 55–56; Englund, *Die Verwüstung Deutschlands* (wie Anm. 2), S. 140.

11 Bogislaw XIV. starb 1637. Mit ihm erlosch das pommersche Herzogsgeschlecht im Mannesstamm. Zum brandenburgischen Erbanspruch auf Pommern siehe Martin Wehrmann: *Geschichte von Pommern*. Bd. 2. Gotha ²1921 (Deutsche Landes-

Den Oberbefehl über das schwedische Heer führten Gustav Horn und Bernhard von Weimar.¹² Kampfhandlungen gab es 1633 keine mehr; der kaiserliche Feldherr Wallenstein verhandelte mit den verschiedenen Parteien. Bekanntermaßen wurde er im Februar 1634 in Eger ermordet. Der Krieg flammte erst 1634 wieder auf. Kursächsische Truppen, die zu diesem Zeitpunkt noch mit den Schweden verbündet waren, stießen in Richtung Prag vor, während Gustav Horn und Bernhard von Weimar Bayern und Franken heimsuchten. Kaiserliche und spanische Truppen operierten zwischen Regensburg und Donauwörth. Schließlich wurde die evangelische Stadt Nördlingen belagert. Die beiden schwedischen Heerführer fassten nun den Plan, Nördlingen zu entsetzen. Am 6. September 1634 kam es zur Schlacht, die aufgrund mangelnder Zusammenarbeit der beiden Generäle in einer aus schwedischer Sicht furchtbaren Katastrophe endete.¹³

Damit brach die schwedische Machtposition im Reich vollständig zusammen. Der Heilbronner Bund löste sich auf. Und Kurfürst Johann Georg von Sachsen nahm Verhandlungen mit dem Kaiser über einen möglichen Frieden auf.¹⁴ Noch 1634, am 24. November, wurde ein Vorvertrag, die *Pirnaer Noteln*, geschlossen. Dem folgte am 30. Mai 1635 der Prager Friede. Der Vertrag enthielt eine Klausel, nach der alle Reichsfürsten, die sich dem Frieden anschlossen, ihre Truppen unter den Befehl des Kaisers zu stellen hatten. Sie sollten bei der Rückgewinnung der Territorien helfen, die seit 1630 von fremden Truppen besetzt worden seien. Das war eindeutig gegen das Königreich Schweden gerichtet.¹⁵

Es ist nicht nötig, an dieser Stelle genauer auf den Prager Frieden einzugehen, nur soviel – die Chance auf einen allgemeinen Frieden-

geschichten 5), S. 27–29; Helmut Backhaus: *Reichsterritorium und schwedische Provinz. Vorpommern unter Karls XI. Vormündern (1660–1672)*. Göttingen 1969 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 25), S. 27–32 und S. 47–49.

12 Zu den Hintergründen siehe Eriksson, Lützen (wie Anm. 5), S. 70.

13 Göran Rystad: *Kriegsnachrichten und Propaganda während des Dreißigjährigen Krieges. Die Schlacht bei Nördlingen in den gleichzeitigen gedruckten Kriegsberichten*. Lund 1960 (Skrifter Vetenskaps-Societeten i Lund 54); Schmidt, *Der Dreißigjährige Krieg* (wie Anm. 10), S. 58; Englund, *Die Verwüstung* (wie Anm. 2), S. 144–146

14 William P. Guthrie: *The later Thirty Years War. From the Battle of Wittstock to the Treaty of Westphalia*. London 2003 (Contributions in Military Studies 222), S. 37.

15 Kleinhagenbrock, *Das Alte Reich* (wie Anm. 4), S. 131–132; Englund, *Die Verwüstung* (wie Anm. 2), S. 150–151.

schluss wurde aus mehreren Gründen vertan. Einerseits wurden die reformierten Fürsten ausgeschlossen. Zweitens wurden die ausländischen Mächte wie Schweden nicht hinzugezogen. Aufgrund der Kriegslage war die schwedische Vormundschaftsregierung zu diesem Zeitpunkt durchaus verhandlungsbereit. Allerdings fällt Ferdinand II. einen folgenschweren Beschluss, der einen Affront gegenüber Schweden darstellte. Der Kaiser wollte die Bistümer Bremen und Verden dem dänisch-norwegischen König Christian IV. überlassen.¹⁶

Um die Bedeutung dieser Entscheidung zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick auf das Verhältnis Schwedens zu Dänemark zu richten. In der deutschsprachigen Historiographie werden die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges meist aus der Perspektive des Alten Reichs betrachtet. Das betrifft auch das Eingreifen der beiden nordischen Mächte in den Krieg. Dabei wird jedoch eine wesentliche Komponente übersehen. Der eigentliche Konkurrent Schwedens im 17. Jahrhundert war nicht der Kaiser, sondern Dänemark. In der skandinavischen Historiographie wird dieser Zeitraum als der Kampf um das *Dominium Maris Baltici* bezeichnet, der Kampf um die Herrschaft über die Ostsee. Diese Auseinandersetzungen spielten sich zwischen 1563, dem Beginn des Nordischen siebenjährigen Krieges und 1721, dem Ende des Großen Nordischen Krieges ab. Der Kampf um das *Dominium Maris Baltici* ist eines der zentralen Themen in der skandinavischen historischen Forschung.¹⁷ Kennzeichnend dafür ist, dass sich in all diesen Auseinandersetzungen Schweden und Dänemark unversöhnlich gegenüberstanden. Daneben waren freilich auch andere Mächte involviert, etwa Polen-Litauen, Russland und im Dreißigjährigen Krieg auch die Habsburger Monarchie.

Der dänische König Christian IV. betrachtete die schwedischen Rüstungen der Jahre 1620/21 mit großer Sorge. Er war sich nicht sicher, welches Ziel Schweden angreifen wollte, etwa Polen oder aber Dänemark. Als Gegenmaßnahme wollte er die dänischen Positionen im norddeutschen Raum ausbauen, was den angenehmen Nebeneffekt

16 Schmidt, *Der Dreißigjährige Krieg* (wie Anm. 10), S. 59–60.

17 Genannt seien nur Knud J. V. Jespersen: *Rivalry without Victory. Denmark, Sweden and the Struggle for the Baltic 1500–1720*. In: *Quest of Trade and Security. The Baltic in Power Politics 1550–1990*. Bd. 1. 1500–1800. Hrsg. von Göran Rystad, Klaus-Richard Böhme und Wilhelm M. Carlgren. Lund 1994, S. 137–176; Robert I. Frost: *The Northern Wars. War, State and Society in Northeastern Europe, 1558–1721*. London 2000; Kleinhagenbrock, *Das Alte Reich* (wie Anm. 4), S. 134–135.

einer Machtdemonstration gegenüber dem Kaiser gehabt hätte. Im August 1620 rief Christian IV. einen Reichstag ein, auf dem er sich über das schwedische Auftreten im Ostseeraum beklagte.¹⁸ Der König wünschte ein Offensivbündnis mit den Niederlanden und England, das sich gegen Schweden richten sollte. Der dänische Reichsrat war an einer harten Haltung gegenüber Schweden jedoch wenig interessiert. Einem Defensivbündnis stimmte man aber zu. In dieses Bündnis eingebunden werden sollten verschiedene norddeutsche Fürstentümer.

Nach dem 1621 erfolgten schwedischen Angriff auf Polen und Litauen wurden die Verhandlungen zunächst zurückgestellt, da von Schweden nunmehr keine Gefahr auszugehen schien. Die schwedischen Erfolge an der südöstlichen Ostseeküste beunruhigten Christian IV. jedoch zutiefst, weshalb er vom dänischen Reichsrat eine Erklärung einforderte, welche die Grenzen des dänischen Hegemonialbereichs im Ostseeraum beschreiben sollte. Diesem Ansinnen folgte der Reichsrat. Er definierte eine Linie in der Ostsee als Scheide zwischen dem schwedischen und dem dänischen Machtbereich, die nördlich der Inseln Gotland und Ösel (Saarema) und der Rigaer Bucht verlief.¹⁹ Sollte diese Linie von Schweden überschritten werden, hoffte Christian IV., den dänischen Reichsrat zum Eingreifen bewegen zu können. Diese an sich recht undramatisch beschriebene Erklärung des Reichsrates bedeutete in Wirklichkeit einen großen Einschnitt im Verhältnis der beiden Staaten zueinander. Dänemark-Norwegen erkannte erstmalig an, dass das bisher von Dänemark beanspruchte *Dominium* geteilt war.

Zu der schwedischen Bedrohung kam dann eine weitere hinzu – das Ausgreifen der kaiserlichen Macht in den Norden. Auch hier reagierte Christian IV. angemessen. Er versuchte mit unterschiedlichem Erfolg, den dänischen Einfluss in Norddeutschland durch die Besetzung vakanter Bistümer mit seinen Söhnen und sonstigen Verwandten auszuweiten.²⁰ Die durch die Heirat Gustavs II. Adolf mit Eleonora von

18 Jens E. Olesen: Christian IV og dansk Pommernpolitik. In: *Gemeinsame Bekannte. Schweden und Deutschland in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Ivo Asmus, Heiko Droste und Jens E. Olesen. Münster 2003 (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte 4), S. 383–396, hier S. 385–386.

19 Leo Tandrup: Når to trættes, så ler den tredje. Christian IVs og rigsrådets forhold til det tyske Rige og især Sverige. In: *Christian IVs Verden*. Hrsg. von Svend Ellehøj. Kopenhagen 1988, S. 64–97, hier S. 65–68; *Aktstykker og Oplysninger til Rigsraadet og Stændermodernes Historie i Kristian IV's Tid*. Bd. 1. 1588–1626. Hrsg. von Kristian Erslev. Kopenhagen 1883–1885, S. 336–337.

20 Troels Dahlerup: Christian IVs udenrigspolitik set i lyset af de første oldenborgeres dynastipolitik. In: *Christian IVs Verden* (wie Anm. 19), S. 41–63; Leon Jesper-

Brandenburg öffentlich demonstrierte Verbindung Schwedens mit Kurbrandenburg sollte mittels einer engeren Einbeziehung des Teilherzogtums Pommern-Wolgast in den dänischen Einflussbereich gestört werden. 1624/25 versuchte Christian IV. sogar, die zum Teilherzogtum Pommern-Wolgast gehörende Insel Rügen zu kaufen, was jedoch an dem Einspruch Herzog Bogislaws XIV. von Pommern-Stettin scheiterte.²¹ Alle diese Maßnahmen sollten in erster Linie Dänemarks Positionen gegenüber Schweden stärken.

Die kaiserlichen Erfolge in der ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges wurden dann jedoch von Christian IV. als eine Bedrohung seiner eigenen Hegemonialpolitik angesehen, der man unbedingt begegnen müsse. Schweden war durch sein Engagement in Livland gebunden. Der schwedische Krieg mit Polen und Litauen machte Christian IV. gewissermaßen den Rücken frei, um dem Kaiser begegnen zu können. 1625 ließ Christian IV. sich zum Obristen des Niedersächsischen Kreises wählen.²² Als Herzog von Holstein und Reichsfürst, nicht als dänischer König, trat er gegen den Willen des dänischen Reichsrates in den Krieg gegen den Kaiser ein.²³

Nach dem zwischen Wallenstein und Christian IV. 1629 in Lübeck geschlossenen Frieden nahm Dänemark seine traditionell schwedenfeindliche Politik wieder auf.²⁴ Einerseits versuchte der dänisch-norwegische König, auf diplomatischem Wege ein Festsetzen Schwedens im norddeutschen Raum zu verhindern. Daneben erlaubte Christian IV. dänischen Offizieren, auf der kaiserlichen Seite gegen die schwedische Armee ins Feld zu ziehen.²⁵

sen: Wallenstein – Feind oder „Freund“ Dänemarks? In: *Terra felix Mecklenburg – Wallenstein in Nordeuropa. Fiktion und Machtkalkül des Herzogs zu Mecklenburg. Internationale Tagung 7.–9. November 2008 auf Schloß Güstrow*. Greifswald 2010 (Publikationen des Lehrstuhls für Nordische Geschichte 11), S. 99–111.

21 Olesen, Christian IV (wie Anm. 18), S. 388.

22 Udo Gittel: *Die Aktivitäten des Niedersächsischen Reichskreises in den Sektoren „Friedenssicherung“ und „Policey“ (1555–1682)*. Hannover 1996 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 35), S. 147–150.

23 Steffen Heiberg: *Christian 4. – en eurpæisk statsmand*. Kopenhagen 2006, S. 260–270.

24 Robert Rebitsch: Albrecht von Wallenstein und der Lübecker Friede. In: *Terra felix Mecklenburg* (wie Anm. 20), S. 59–88.

25 Als prominentestes Beispiel ist der dänische Adlige Graf Heinrich Holck zu nennen, der an der Seite Wallensteins bis zum kaiserlichen General aufstieg; vgl. Joachim Krüger: Graf Heinrich Holck und sein Wechsel auf die kaiserliche Seite. In: *Leben und Sterben auf dem Schlachtfeld von Lützen. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums der schwedischen Lützen-Stiftung Göteborg in Zusammenarbeit*

Nun also belehnte Ferdinand II. Christian IV. mit Gebieten, die Schweden als mögliche Kriegsbeute betrachtete. Gleichzeitig bedeutete das eine Stärkung der Dänen im Gebiet zwischen den auch für Schweden wichtigen Handelsstädten Hamburg und Bremen.²⁶ Das war für Oxenstierna und die Vormundschaftsregierung keinesfalls akzeptabel.

Ein Frieden kam 1635 also nicht zustande. Die Zahl der Gegner Schwedens vermehrte sich in dieser bedrängten Lage dadurch, dass Kursachsen ins gegnerische Lager umschwenkte. Und die Lage für Schweden verschärfte sich noch weiter. Der unter Vermittlung Frankreichs 1629 in Bärwalde geschlossene Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen lief aus. Es bestand die Gefahr eines erneuten Kriegseintritts Polens. Kardinal Richelieu vermittelte zwar einen neuen Waffenstillstand, den Vertrag von Stuhmsdorf, mit einer Laufzeit von 26 Jahren. Aber dieser Vertrag bedeutete einen drastischen Einschnitt für die schwedische Kriegsfinanzierung.²⁷ Die Vormundschaftsregierung einigte sich mit Sigismund III. Vasa von Polen dahingehend, dass Schweden zwar Livland behalten könne, die Eroberungen in Preußen aber an Polen abtreten müsse. Damit fielen die Seezölle, die Lizenten, aus den preußischen Hafenstädten weg, die zu diesem Zeitpunkt etwa 30 Prozent der ordinären Einkünfte Schwedens ausmachten.²⁸ Die Lizenten dienten zum größten Teil zur Finanzierung des schwedischen Heeres im Reich. Neben den ausbleibenden Mitteln des Heilbronner Bundes brach nun also eine weitere Finanzsäule des schwedischen

beit mit der Stadt Lützen vom 5. bis 8. November 2009. Hrsg. von Maik Reichel und Inger Schubert. Lützen, Göteborg 2011, S. 145–153.

- 26 Heiberg, *Christian IV* (wie Anm. 23), S. 379–390. Bremen und Verden wurden tatsächlich auch 1645 vom schwedischen Generalleutnant Hans-Christoph von Königsmarck erobert. Im Westfälischen Friedensvertrag wurde der Erwerb legitimiert. Bis zur Eroberung durch dänische Truppen 1712 im Rahmen des Großen Nordischen Krieges (1700–1721) gehörten die früheren geistlichen Territorien und nunmehrigen Herzogtümer als Reichslehen zu Schweden. Dazu Beate-Christine Fiedler: *Die Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden in der Schwedenzeit 1652–1712. Organisation und Wesen der Verwaltung.* Stade 1987 (Einzelschriften des Stader Geschichts- und Heimatvereins 29. Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Stade 7), S. 18–20.
- 27 Zur schwedischen Kriegsfinanzierung im Dreißigjährigen Krieg siehe Jens E. Olesen: Der schwedische Staat als Kriegsunternehmer 1620–1660. In: *Gustav Adolf, König von Schweden. Die Kraft der Erinnerung 1632–2007.* Hrsg. von Maik Reichel und Inger Schubert. Döbel 2007, S. 49–60; Kersten Krüger: Typen der Kriegsführung und Kriegsfinanzierung. In: *Terra felix Mecklenburg* (wie Anm. 20), S. 21–31.
- 28 Carlsson, Rosén, *Svenskt historia* (wie Anm. 2), S. 416.

Kriegsunternehmens weg. Oxenstierna kommentierte das so: „Halva rikets makt och styrka sin kos“.²⁹

Die ökonomische und wirtschaftliche Situation des schwedischen Mutterlandes war 1635 ebenfalls alles andere als gut. 1634 und 1635 hatte es schwere Missernten gegeben, die Steuereinnahmen gingen zurück. Außerdem wirkten sich die dauernden Aushebungen negativ auf die Bevölkerungsentwicklung und, damit verbunden, auf die Landwirtschaft aus. Das geographisch gesehen riesige Schweden war nur sehr dünn besiedelt. Man rechnet um 1600 mit gerade einmal 1 Million Einwohner in allen Landesteilen einschließlich Finnland. Und ebenfalls 1635 erschöpfte sich eine der wichtigsten Erzgruben, Stora Kopparberget.³⁰ Zusammenfassend muss man konstatieren, dass die militärische und politische Situation Schwedens im Jahre 1635 fast schon hoffnungslos schien.

Die Kriegserklärung Ludwigs XIII. an den spanischen König Philipp IV. vom Mai 1635 brachte eine nur geringe Entlastung für die schwedische Armee. Der französische Kriegseintritt geriet anfänglich zu einem Desaster. Spanische Truppen rückten bis zum August des Jahres 1636 bei Pontois auf eine Entfernung von knapp 30 km an Paris heran. Und im September 1636 stand der kaiserliche Heerführer Matthias Gallas in Burgund und eroberte Dijon.³¹ Die verbliebene schwedische Armee operierte 1635 unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Johan Banér. Nach dem durch den Prager Frieden verursachten Abzug der kursächsischen Einheiten wandte sich Banér mit dem ihm verbliebenen Heer in die Gegend zwischen Magdeburg und Mecklenburg. Im November und Dezember 1635 kam es zu kleineren Gefechten bei Dömitz und Kyritz, in denen Banér siegreich blieb.³² Der Druck der überlegenen kaiserlichen Streitkräfte blieb jedoch bestehen. Und die Truppen, die Banér zur Verfügung standen, waren ausgemergelt und schlecht ausgerüstet.

29 Nach Carlsson, Rosén, *Svenskt historia* (wie Anm. 2), S. 416, „des halben Reiches Macht und Stärke sind verloren“ (übers. d. Verf.).

30 Englund, *Die Verwüstung* (wie Anm. 2), S. 152.

31 Anja Hartmann: *Von Regensburg nach Hamburg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem französischen König und dem Kaiser vom Regensburger Vertrag bis zum Hamburger Preliminärfrieden*. Münster 1998 (Schriftenreihe des Vereins zur Erforschung der Neueren Geschichte 27), S. 262; Lothar Höbelt: Wittstock und die Folgen. Vom Prager Frieden zur Wende des Krieges. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock/Dosse*. Hrsg. vom Kreis Ostprignitz-Ruppin. Wittstock o. J., S. 56–66, hier S. 56–57; Englund, *Die Verwüstung* (wie Anm. 2), S. 154–155.

32 AOSB II: 6, S. 230–231, Nr. 141, 23. Oktober 1636 (jul.); S. 259–262, Nr. 158, Kyritz, 7. Dezember 1636 (jul.), beide Briefe von Johan Banér an Axel Oxenstierna.

Der Sieg bei Wittstock aus der schwedischen Perspektive

Am 24. September (^{jul.}) 1636 erfocht Johan Banér mit einer strategischen Meisterleistung einen aus schwedischer Perspektive glänzenden Sieg. Zwar ging die eigentliche Schlacht am 24. September (^{jul.}) eher unentschieden aus. Die Verfolgung des abziehenden kaiserlichen-kursächsischen Heeres durch die schwedische Kavallerie am 25. September (^{jul.}) führte jedoch zur Auflösung der gegnerischen Truppenverbände und vervollständigte den Sieg.³³ Das hatte weitreichende Auswirkungen. Nicht nur, dass der Erfolg der schwedischen Armee eine dringend benötigte Atempause verschaffte und neue Versorgungsräume sicherte. Er entlastete auch Frankreich. Denn der kaiserliche General Matthias Gallas, der zu diesem Zeitpunkt seine Truppen in Richtung Paris in Marsch setzte, sah sich gezwungen, ins Reich zurückzukehren.³⁴ Zwischen Schweden und Frankreich wurde ein neuer Subsidienvertrag ausgehandelt, der die schwedische Kriegsfinanzierung auf eine etwas solidere Basis stellte, auch wenn noch einige Zeit vergehen sollte, bis die dringend benötigten Gelder tatsächlich bei der Armee eintrafen. Vor allem aber bewirkte Banérs Erfolg einen Meinungsumschwung in Schweden.

Der Reichskanzler Axel Oxenstierna kehrte am Beginn des Monats Juli 1636, also anderthalb Monate vor der Schlacht, nach einem ca. 10jährigen Aufenthalt in Preußen und im Reich nach Stockholm zurück. Nach dem Tode Gustavs II. Adolf hatte er im Reich die Zügel der schwedischen Politik in der Hand gehalten. Er repräsentierte die schwedische Krone gegenüber dem Kaiser und den deutschen Fürsten, leitete die schwedische Kriegsorganisation im Reich, ebenso die diplomatischen Verhandlungen. Trotzdem stand er in dauerhaftem Kontakt mit der Regierung in Stockholm, wobei der Kommunikationsweg durchaus zwischen zehn Tagen und zwei Monaten dauern konnte, je nachdem, wo sich Oxenstierna gerade aufhielt.³⁵ Nach seiner Rückkehr nach Schweden verhielt es sich genauso, nur umgekehrt. Jetzt kommunizierte er von Stockholm aus mit wichtigen Politikern und Militärs im Reich und in Europa.

Johan Banér verfasste einen Tag nach dem Ereignis, am 25. September (^{jul.}) 1636, in Wittstock einen an Königin Christina gerichteten

33 Guthrie, *The later Thirty Years War* (wie Anm. 14), S. 48–58.

34 Höbelt, Wittstock und die Folgen (wie Anm. 31), S. 61.

35 AOSB I: 16, S. 8.

Bericht über den Verlauf der Schlacht.³⁶ An Axel Oxenstierna schickte er wahrscheinlich ein gleichlautendes Schreiben ab, das jedoch nicht erhalten ist.³⁷ Erste Nachrichten über das Treffen müssen das Königreich Schweden erstaunlich schnell erreicht haben. Denn nur 13 Tage nach dem Gemetzel erwähnt Oxenstierna in einem Brief an den Pfalzgrafen Johann Kasimir eine Schlacht zwischen Banér und den kursächsischen Truppen, ohne jedoch genauere Angaben zu machen.³⁸ Es ist fraglich, ob ihm Banérs Bericht zu diesem Zeitpunkt schon bekannt war.

Noch eine Woche vorher, am 1. Oktober (^{jul.}) 1636, also bereits nachdem die Schlacht bei Wittstock geschlagen worden war, schrieb Oxenstierna an den in Frankreich operierenden Bernhard von Weimar.³⁹ Der Reichskanzler wünschte darüber informiert zu werden, welche Pläne Bernhard weiter verfolgen würde, ob er mit seinem Heer in Frankreich bleiben wolle oder ob er vorhabe, ins Reich zurückzukehren. In diesem Zusammenhang ist wichtig, dass Oxenstierna in Erfahrung gebracht hatte, dass sich die Kontingente von Leslie und Herman Wrangel mit der Armee Banérs vereinigt hätten und gegen den Feind vorrückten. Oxenstierna drückte die Erwartung aus, dass die nächsten Tage eine Entscheidung bringen würden (die zu diesem Zeitpunkt bereits gefallen war).

Axel Oxenstierna muss einer Entscheidung förmlich entgegengefiebert haben. Denn niemand anders als er wusste besser, was auf dem Spiel stand. Entsprechend gelöst, ja euphorisch war dann auch sein Ton, als er am 15. Oktober (^{jul.}) 1636 einen längeren Brief an den Landgrafen Wilhelm von Hessen verfasste. Wenn man Oxensternas ansonsten doch eher nüchternen Schreibstil kennt, so merkt man deutlich, welche Last von den Schultern des Reichskanzlers abgefallen war:

[...] was der gethrewe güethige Gott auß sonderbahren millten gnaden dem Herrn Veldtmarschall Bannern unnd der königl:en Armée am 24. Septemb: nechsthin bey Wittstockh in der Marckh Brandenburg vor eine herrliche grosse Victorie gegen die gesambte Churfl: Sachsisch: unnd Kayserliche feind verliehen unnd beschehret hatt, warfür seiner göttlichen Allmacht immer und ewig Lob, Preys, Ehr unnd danckh gesagt seye.⁴⁰

36 AOSB II: 6, S. 856–863.

37 In der *Oxenstierna samlingen* im *Riksarkivet* in Stockholm besteht zwischen Mai/Juni und November 1636 eine Lücke, vgl. AOSB II: 6, S. 339–340.

38 AOSB I: 16, S. 44. Der Brief ist auf den 8. Oktober 1636 (^{jul.}) datiert.

39 AOSB I: 16, S. 44.

40 AOSB I: 16, S. 44–46.

Auch wenn er schreibt, dass ihm noch nicht alle Einzelheiten der Schlacht bekannt seien, dürfte ihm zu diesem Zeitpunkt Banérs Bericht vorgelegen haben:

Wann ich jedoch den orth und Situation des Landts zusampt der abgeschnittenen sichern retractive, verlohrenen Artillerie unnd Bagage und anderes considerire, so kann ich des feindts erlittenen schaden, und daß seine Infanterie wol meist müsse auff den Handel gegangen sein, leicht judiciren.

Oxenstierna dachte auch gleich wieder in offensiven Bahnen. Am 19. Nov. (jul.) erörterte er die Lage nach der Schlacht von Wittstock in einem Schreiben an Bernhard von Weimar, von dem er hoffte, dass jener bis an den Rhein vorrücken und die Stellung dort halten werde.⁴¹ Wilhelm von Hessen habe die Absicht geäußert, sich den Truppen Banérs anzuschließen, der weiterhin den Feind attackieren würde, um in den kaiserlichen Erbländern Fuß zu fassen, eine etwas optimistische Einschätzung der Lage im fernen Stockholm. Immerhin war es aber Herman Wrangel in der Zwischenzeit gelungen, die Stadt Frankfurt a. d. Oder einzunehmen.⁴² Noch Monate nach dem Ereignis ließ sich Oxenstierna in hochtrabenden Worten über die „große Victori bey Wittstock“ aus.⁴³

Es dauerte jedoch noch eine geraume Weile, bis Oxenstierna in allen Einzelheiten über die Schlacht bei Wittstock Bescheid wusste. Erst am 16. Februar 1637 (jul.) erreichte ihn ein Teilnehmer der Schlacht persönlich, der Quartiermeister Anders Jonsson, der einen weiteren Bericht Banérs mit sich führte und der außerdem die bei Wittstock und Torgau eroberten feindlichen Fahnen und Standarten überbrachte.⁴⁴

41 AOSB I: 16, S. 50.

42 AOSB II: 9, S. 325-327, Penkun, 5. Oktober 1636, Herman Wrangel berichtet über die Eroberung der Städte Schwedt und Gartz a. d. Oder und von seinen Plänen, auf Frankfurt a. d. Oder vorzustoßen.

43 AOSB I: 16, S. 53.

44 AOSB I: 16, S. 78-79.

Die Schlacht von Wittstock in der öffentlichen Wahrnehmung in Schweden

Das Königreich Schweden ist ein gut untersuchtes Beispiel frühmoderner Staatsbildung.⁴⁵ Der schwedische Staat wurde unter Gustav II. Adolf (1611–1632) und seinem Reichskanzler Axel Oxenstierna (1611–1654) grundlegend reformiert und modernisiert. Damit war eine enorme Stärkung der Zentralverwaltung, und damit einhergehend, der Bürokratie, verbunden. Die Verwaltung des Staates war dem Reichskanzler, besonderen Sekretariaten und speziell neu eingerichteten Institutionen unterstellt.⁴⁶

Wichtig war jedoch nicht nur die Kontrolle der wirtschaftlichen Ressourcen, sondern auch der öffentlichen Meinung und der Religion. Im frühneuzeitlichen Schweden herrschte deswegen eine strenge Form der Zensur. Die Druckereien waren ursprünglich direkt dem schwedischen König unterstellt. Bereits unter König Gustav I. Vasa (1521/23–1560) wurde das Druckereiwesen in Stockholm zentralisiert. Die zunächst noch in Söderköping existierende bischöfliche Druckerei wurde auf königliche Anordnung 1526 geschlossen. Gustav I. Vasa las des Öfteren persönlich die Manuskripte, die veröffentlicht werden sollten. Wiederholt griff er in den Druck von Schriften ein. Später wurden königliche Vertraute mit der Zensur beschäftigt. König Johann III. (1568–1592) verbot alle Drucke, die nicht vorher von einem Bischof oder einem anderen gelehrten Mann gelesen und freigegeben worden waren. Kein schwedisches Buch durfte außerhalb Schwedens gedruckt werden.⁴⁷

45 Jan Lindegren: Den svenska militärstaten 1560–1720. In: *Magtstaten i Norden i 1600-tallet og dens sociale konsekvenser. Rapporter til den XIX nordiske historiskerkongress Odense 1984*. Bd. 1. Hrsg. von Erling Ladewig Petersen. Odense 1984, S. 99–130; Michael Roberts: *Sverige som stormakt 1560–1718. Uppkomst och sönderfall*. Stockholm 1980, S. 9–12.

46 Ein gutes Beispiel für die schwedischen Zentralisierungsbestrebungen war die 1628 erfolgte Schaffung des *lantmäterikontoret*, einer Vermessungsbehörde, deren Aufgabe eine umfassende Landesaufnahme, und damit verbunden, eine geographische Beschreibung des gesamten schwedischen Staates war. Der schwedische Staat war bestrebt, sich einen vollständigen Überblick über die wirtschaftlichen und menschlichen Ressourcen zu verschaffen. Dazu Mats Höglund: Inledning. In: *1600-talets jordbrukslandskap. En introduktion till de äldre geometriska kartorna*. Hrsg. von Mats Höglund. Sundbyberg 2008 (Skrifter utgivna av Riksarkivet 29), S. 9–15.

47 Claes-Göran Holmberg: Nästan bara posttidningar (tiden före 1732). In: *Den svenska pressens historia*. Bd. 1. *I begynnelsen (tiden före 1830)*. Hrsg. von Karl Erik Gustafsson und Per Rydén. Stockholm 2000, S. 22–97, hier S. 29.

So verwundert es wenig, dass auch fast alle Flugblätter und Flugschriften, die in Schweden in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts gedruckt wurden, offiziellen Ursprungs waren. In der Kanzleiordnung von 1626 wurde u. a. festgelegt, dass sämtliche Zeitungen und Flugblätter, die aus dem Ausland den Weg nach Schweden fanden, im Archiv der Reichskanzlei verwahrt werden müssten. Daraus wurden dann gezielt Neuigkeiten für eigene Flugschriften entnommen.⁴⁸ Daneben unterhielten herausragende Personen wie z. B. Axel Oxenstierna selbst ein umfangreiches Korrespondentennetz. Bezahlte Residenten in verschiedenen Orten des Reichs verfassten regelmäßig Berichte über mehr oder weniger wichtige Ereignisse in ihrem Umfeld und versorgten so den Reichskanzler und andere Personen mit Neuigkeiten.⁴⁹ In einigen Städten des Reichs wie z. B. in Leipzig und Frankfurt a. M. ließen Gustav II. Adolf und Oxenstierna Postkontore einrichten, die gezielt schwedisches Informations- und Propagandamaterial im Alten Reich verbreiten sollten.⁵⁰

Insofern verwundert es wenig, dass die in Schweden nach der Schlacht von Wittstock gedruckten Flugschriften den Weg über die Kanzlei in Stockholm gegangen waren. Der vermutlich früheste Bericht, der in Schweden über die Schlacht von Wittstock in Umlauf gelangte, ist noch 1636 in der Druckerei von Heinrich Kayser in Stockholm entstanden. Er ist in deutscher Sprache, der damaligen „lingua franca“ im schwedischen Konglomeratstaat, verfasst.⁵¹ Sein Titel lautet:

*Relation, was vor eine herrliche grosse Victori der Gerechte Gütige Gott am 24 September dieses 1636 Jahrs bey Wittstock in der Marck Brandenburg, bey vorgangenen Haupt-Treffen der Königl. May:t zu Schweden, unter Conduicte dero Feldt-Marschalck Herrn Johann Bannern, wider die Chursächsische und Kayserische gesambte Armaden aus Gnaden gegönnet und verliehen.*⁵²

48 Holmberg, *Nästan bara posttidningar* (wie Anm. 47), S. 34–36.

49 Hierzu ausführlich Heiko Droste: *Im Dienst der Krone. Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert*. Berlin 2006 (Nordische Geschichte 2).

50 Holmberg, *Nästan bara posttidningar* (wie Anm. 47), S. 38.

51 Roberts, *Sverige som stormakt* (wie Anm. 45), S. 86.

52 *Relation, Was vor eine herrliche grosse Victori der Gerechte Gütige Gott am 24 Septemb. dieses 1636 Jahrs bey Wittstock in der Marck Brandenburg bey vorgangenen Haupt-Treffen der Königl: Mayst. Zu Schweden unter Conduicte dero Feldt Marschalck Herrn Johann Bannern wider die Chursächsische und Kayserische gesambte Armaden aus Gnaden gegönnet und verliehen, gedruckt bey Heinrich Kaysern M.DC. XXXVI. (4) Bl.; 4°*. Ein Exemplar des Drucks befindet sich in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (Signatur Xb 9353), ein weiteres in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena [Signatur 4 Bud. His. Un 159(59)].

Es fällt sofort auf, dass diese Relation in den meisten Passagen gleichlautend ist mit dem Bericht Johan Banérs, den dieser am 25. September (jul.) 1636 verfasste und an Königin Christina (und wahrscheinlich auch an Axel Oxenstierna) übersandte.⁵³ Nur in einigen Punkten ist die Relation ergänzt bzw. erweitert worden. Das lässt darauf schließen, dass die Schrift vor der Drucklegung in der Kanzlei überarbeitet worden ist. Die meisten Ergänzungen betreffen Kleinigkeiten wie z. B. korrekte Titel und Namen der beteiligten Offiziere, geographische Hinweise und kleinere Erweiterungen zu einzelnen Phasen des Aufmarschs der Truppen und des eigentlichen Gefechts. Ebenfalls eingefügt bzw. umgestellt wurden Angaben über die Stärke der feindlichen Verbände, die der Bericht Banérs in dieser Form nicht erhielt bzw. die an anderen Stellen in seinem Brief verstreut waren, und die zum besseren Verständnis für den Leser neu positioniert wurden.

Die umfangreichsten Änderungen im Gegensatz zu Banérs Bericht betreffen Angaben über die feindlichen Verluste. So schrieb Banér nur, der Feind habe „viele fähnlein undt standarten“ zurückgelassen. In der gedruckten Relation ist die Zahl der eroberten Fahnen und Standarten mit 151 angegeben. Weiterhin heißt es im Brief Banérs, der Gegner habe „auch alles geschütz stehen lassen und über drey brijgaden zu fuess nicht davon gebracht“.⁵⁴ Diese Tatsache ist in der gedruckten Relation ausführlich ergänzt worden:

[...] von 33 Gross und Kleinen Stücken und 2 Feuermörsern und Baggage, zu etlichen viel tausend Wägen und Caretten, zusampt allen Munition-Wägen, der Canzley unnd des Churfürsten Hoff- und Silber-Wägen, demselben aberhalben werden. Und ist kein zweiffel, da nicht, zu ihrem sonderbaren großen Glück, die Nacht so eylig eingefallen, dass Sie gänzlich und zu Grund weren ausge-tilget worden. Jedoch hat der feind in allem nicht wol tausend Mann Infanterie davon gebracht, die doch mehrentheils von den Sächsischen übrig. Die Käyserische aber seyndt gantz geblieben, gefangen oder ruinirt. Die Cavallerie hat sich mehrentheils, vermittelst der Nacht mit der Flucht salviert unnd mercklich zer-strewet, und ist der Rest der Infanterie bei Werben über die Elb, die Cavallerie durch die Havel durch; der Churfürst aber selbsten mit wenig Personen bey Wittenborch ohnfern Perleberg über die Elb kommen.

Weitere Ergänzungen betreffen gefallene und verwundete eigene und vor allem feindliche Offiziere:

53 AOSB II: 6, S. 856–863.

54 AOSB II: 6, S. 861.

[...] ist der Generalzeugmaister Marazini mit einer Kugel an den Kopff getroffen, die Obristen, Graffen von Wildberg und Falkenstein, geblieben, Obrister Del Maistro tödtlich verwundt. Von Chur-Sächsischen seindt geblieben Obr. Seidlitz, Obr. Schartow, Obr. Beither, Obr. De Wendt. Tödtlich verwundt Obr. Milbe, Obr. Militz, Obr.-Wachtmeister Ripp etc. Sonsten aber von Ihnen auf der Wahlstatt ohngefehr zwischen 4 unnd 5000 Mann todt gefunden, ohne die so in der Nachfolg niedergemacht unnd gefangen worden.

Die eigenen hohen Verluste werden verschleiert. So werden in der gedruckten Relation neben mehreren Offizieren „etlich hundert gemeiner Knecht“ als tot oder vermisst angegeben, dazu noch „ein guter theil Soldaten gequetscht unnd beschädiget“.⁵⁵

Resümierend lässt sich feststellen, dass durch die genaue Auflistung der gegnerischen und durch die ungenaue Angabe der eigenen Verluste der eigene Erfolg noch stärker betont wird. Das dürfte ganz im Sinne Oxenstiernas gewesen sein, da sich nach dem Debakel von Nördlingen 1634 auch im Kreise der Vormundschaftsregierung und des Reichsrates die Stimmen mehrten, die für ein Ausscheiden Schwedens aus dem Krieg plädierten.

Die gedruckte Relation entfaltete eine eigene Wirkungsgeschichte. Sie trug mit dazu bei, dass es zu einem Meinungsumschwung innerhalb der schwedischen Regierung über die weitere Kriegsführung kam. Außerdem fand die auf Banérs Bericht beruhende Relation Eingang in die schwedische Historiographie. So liegt sie der Darstellung der Schlacht von Wittstock in dem vom schwedischen Hofhistoriographen Königin Christinas, Bogislaw Philipp von Chemnitz, verfassten *Königlichen Schwedischen In Teutschland geführten Kriegs*, dessen erste Teile sowohl in Stockholm wie auch in Stettin zwischen 1648–1653 gedruckt wurden, zugrunde. Der dritte Band, den v. Chemnitz 1668 fertig stellte und der den Bericht über die Schlacht bei Wittstock enthält, wurde aus Geldmangel nicht mehr veröffentlicht. Das Originalmanuskript wurde außerdem 1697 bei Brand des Schlosses *Tre kronor* in Stockholm mitsamt einer Vielzahl anderer unersetzlicher Quellen zerstört. Allerdings waren mehrere Abschriften angefertigt worden, die einerseits auf eine Nutzung des Manuskripts hindeuten und auf deren Grundlage der Band in der 2. Hälfte des 19. Jahrhundert herausgegeben werden konnte.⁵⁶

55 AOSB II: 6, S. 861.

56 Bogislaus Philipp von Chemnitz: *Königlichen Schwedischen In Teutschland geführten Kriegs Theil 3: Worin dessen völliger rechter verlauff unter des FeldMarschalcks H. Johan Baners etc. Kriegs-Direction, von des ReichsCantzlers H. Axel*

Die späte Drucklegung der letztlich auf Banérs Bericht beruhenden Darstellung der Schlacht bei Wittstock beförderte dann auch die durchweg positive Beurteilung der Ereignisse von Wittstock in der sich ausbildenden modernen schwedischen Geschichtsschreibung.

Fazit

Aus der schwedischen Perspektive war ein Sieg unbedingt notwendig. Seit Nördlingen ging es unaufhaltsam rückwärts, Schweden stand kurz davor, den Krieg zu verlieren. Entsprechend erleichtert, ja begeistert, wurde die Nachricht von Banérs Sieg in Stockholm aufgenommen und verbreitet. Allerdings darf man auch nicht darüber hinwegsehen, dass zu diesem Zeitpunkt noch nichts entschieden war. Banérs Erfolg hatte den Schweden eine wichtige Atempause verschafft, die Rettung war es jedoch noch nicht. Durch die Schlacht bei Wittstock zog sich Banér das Gros der kaiserlichen Armee selbst auf den Hals.⁵⁷ 1637 wurde Banérs Armee erneut in den Norden zurückgedrängt und von einem überlegenen Feind gejagt, wobei sich jedoch bestätigte, dass Banér ein wesentlich besserer Stratege war als sein Gegenpart Matthias Gallas. Beide Heere setzten sich schließlich in dem bereits ausgesaugten Pommern fest. Und hier war es lediglich die schlechte Versorgungslage, die den kaiserlichen Feldherrn Gallas als ersten zwang, 1638 aufzugeben.⁵⁸ Erst ab 1638 war Schweden im Bündnis mit Frankreich wieder in der Lage, dem Kaiser, mittlerweile Ferdinand III., und seinen Verbündeten die Stirn zu bieten.

Oxenstiernas etc. abreisen aus Teutschland, bis FeldMarschalcks tödtlichen hintritt, beschrieben wird, Buch I. Stockholm 1855, Vorwort, S. 39–41.

57 Höbelt, Wittstock und die Folgen (wie Anm. 31), S. 61–62; Guthrie, *The later Thirty Years War* (wie Anm. 14), S. 58–59.

58 Englund, *Die Verwüstung* (wie Anm. 2), S. 166–168, S. 186–188.

MARIAN FÜSSEL (Göttingen)

Die Fabrikation einer Schlacht. Wittstock (1636) als Medienereignis

Obwohl der Dreißigjährige Krieg reich an Schlachten war, haben diese in der jüngeren Forschung vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit erfahren. Ein Befund, der allerdings keine Besonderheit in der Beschäftigung mit diesem Krieg darstellt, sondern auf ein allgemeines Problem mit dem Thema „Schlacht“ insbesondere der deutschsprachigen Historiographie verweist. Schlachten als einstige Schwerpunkte der Militärgeschichte galten einer sozialhistorisch gewendeten „neuen Militärgeschichte“ lange als schwere Hypothek.¹ Eine jüngere Ausnahme für den Bereich des Dreißigjährigen Krieges stellt bezeichnenderweise Olivier Chalines kulturhistorische Studie zur Schlacht am Weißen Berg dar.² Chaline rekonstruiert die Gewalterfahrungen der Soldaten vor dem Hintergrund religiöser Wahrnehmungs-, Handlungs- und Deutungsmuster und zeigt so Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Schlachtengeschichte auf.

Neben der Erfahrungsgeschichte zählt die Behandlung als Medienereignis inzwischen seit längerem zu den etablierten Zugängen zur Kulturgeschichte der Schlachten.³ An entsprechende Studien – wie etwa zur Schlacht von Altenoythe (1623) oder Nördlingen (1634) – anknüpfend, möchte ich die Medialisierung der Schlacht von Wittstock rekonstruieren und damit gleichzeitig einige grundlegende Probleme der

-
- 1 Jutta Nowosadtko: *Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte*. Tübingen 2002 (Historische Einführungen 6), S. 7.
 - 2 Olivier Chaline: *La Bataille de la Montagne blanche (8 Novembre 1620). Un mystique chez les guerriers*. Paris 2000. Als knappe deutsche Zusammenfassung vgl. Olivier Chaline: Die Schlacht am Weißen Berg (8. November 1620). In: *1648. Krieg und Frieden in Europa*. Textbd. I. Hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling. Münster 1998, S. 95–101.
 - 3 Vgl. Jürgen Wilke: Krieg als Medienereignis – Konstanten und Wandel eines endlosen Themas. In: *Medien und Krieg – Krieg in den Medien*. Hrsg. von Kurt Imhof und Peter Schulz. Zürich 1995, S. 21–35.

Darstellbarkeit und Entscheidungsqualität von Schlachten diskutieren.⁴ So wird danach gefragt, nach welchen Kriterien sich die Entscheidung einer Schlacht im Zeitalter ihrer tendenziellen Unentschiedenheit bemaß und welche Rolle dabei ihre medialen Repräsentationen spielten.⁵ Medienereignisse konstituieren stets eine eigene Realität des Ereignisses, die zur unmittelbaren Erfahrungsebene der beteiligten Akteure hinzutritt.⁶ Dies führt zu Fragen der Evidenzproduktion und Kanonisierung eines Ereignisses. Welche Narrative kursierten von der Schlacht bei Wittstock und mit welchen Realitätseffekten arbeiteten diese? Wie verdichteten sich welche Informationen?⁷ Was qualifizierte ein Ereignis überhaupt als Schlacht?

Eine erneute Beschäftigung mit der Schlacht von Wittstock (04.10./ jul. Kal. 24.09.1636) kann scheinbare Selbstverständlichkeiten hinterfragen und dabei die Beschäftigung mit einem klassischen historiographischen Thema neu beleben. Die immer noch ausführlichste Darstellung der Schlacht von Wittstock stammt von Rudolf Schmidt und datiert aus dem Jahr 1876.⁸ Schmidt hat die zeitgenössische Flug-

-
- 4 Walter Barton: *Die Schlacht von Altenoythe (Weihnachten 1623) und das Ende von Mansfelds Herrschaft in Ostfriesland als Medienereignisse ihrer Zeit*. Oldenburg 1991 (Oldenburger Studien 34); Göran Rystad: *Kriegsnachrichten und Propaganda während des Dreißigjährigen Krieges. Die Schlacht bei Nördlingen in den gleichzeitigen, gedruckten Kriegsberichten*. Lund 1960; Annette Hempel: „Eigentlicher Bericht/ So wol auch Abcontrafeytung“. *Eine Untersuchung der nicht-allegorischen Nachrichtenblätter zu den Schlachten und Belagerungen der schwedischen Armee unter Gustav II Adolf (1628/30–1632)*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern 2000 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 878).
- 5 Vgl. Marian Füssel: Die Krise der Schlacht. Das Problem der militärischen Entscheidung im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Krise als Form gesellschaftlicher Selbstbeobachtung in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Marcus Sandl [u. a.]. Berlin 2012 [im Druck]. Allgemein dazu Russel F. Weigley: *The Age of Battles. The Quest for decisive Warfare from Breitenfeld to Waterloo*. London 1993.
- 6 Vgl. Matthias Kepplinger: Der Ereignisbegriff in der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 46 (2001), S. 117–139.
- 7 Aus pragmatischen Gründen konzentrieren sich die folgenden Ausführungen im Wesentlichen auf die überlieferten Flugblätter und Flugschriften und klammern die zeitgenössische Zeitungsberichterstattung aus.
- 8 Rudolf Schmidt: *Die Schlacht bei Wittstock. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Halle 1876 (Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte 4); ergänzend dazu Julius Krebs: *Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeldt 1632–1636*. Bd. 2. Breslau 1926, S. 145–155 und S. 245–255; vgl. ferner *Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock/Dosse* [Ausstellungskatalog]. Hrsg. vom Kreis Ostprignitz-Ruppin. Wittstock 1998.

schriftenüberlieferung gesichtet und rund ein dutzend unterschiedlicher Schriften ausfindig gemacht. Während seine profunde Quellenkritik einer Medienkulturgeschichte der Wittstocker Schlacht eine wichtige Grundlage bietet, hat sich freilich das damit verbundene Erkenntnisinteresse signifikant gewandelt. Es geht nicht mehr um ein militärhistoristisches „wie es eigentlich gewesen“, sondern darum, die Konstruktionsbedingungen von Ereignis und Repräsentation selbst zu problematisieren.

1. „Göttliche Victori“ und „blutiges Treffen“: Die Flugschriften

Die Medialisierung des Ereignisses vollzog sich in drei Etappen. Zuerst wurden Flugschriften mit Darstellungen verfasst, die noch unmittelbar vom Ort des Geschehens berichteten, dann folgte die Festschreibung des Ereignis-Narrativs in den Messrelationen, die dann wiederum in einer dritten Phase in allgemeine Periodika wie das *Theatrum Europaeum* oder die zeitgenössische Historiographie und Literatur eingingen. Als eines der ersten zeitnahen Zeugnisse kann eine pro-schwedische Flugschrift mit dem Titel *Wahrhaftige Relation wegen der Göttlichen Victori, wieder die Kayserl. Und Cur-Sächsische Armeen* (1636) gelten, die zwei Briefe enthält, von denen der erste bereits unmittelbar nach der Schlacht vom 24./ 25. September aus Wittstock datiert.⁹ Bereits hier kündigen sich *in nuce* einige der klassischen Deutungsmuster und Bewertungskriterien von Sieg und Niederlage an. Seit der Antike galt als Sieger einer Schlacht, wem es gelang, die Wahlstadt, d. h. das Schlachtfeld zu behaupten. Obwohl es zunächst so ausgesehen habe „als würden die Schwedischen/ weil dieselben keinen guten Platz vor sich gehabt/ das Feldt raumen müssen“, so hätten schließlich der sächsische Kurfürst und die kaiserlichen Generäle „den Platz quitiret und reiß aus genommen“. Zur Bekräftigung dieser Inbesitznahme und der damit verbundenen Kontrolle des Raumes wird einige Zeilen später erwähnt, dass die Schweden „das Lager auff der Wahlstadt“ genommen hätten. Auch bei Grimmelshausen heißt es folgerichtig: „Die Schwedischen

9 *Wahrhaftige Relation wegen der Göttlichen Victori, wieder die Kayserl. u. Cur-Sächsische Armeen So wol auch Welchergestalt die importante Pässe Schwedt und Gartz an der Oder/ theils von den Kays. Verlauffen/ theils durch Accord erobert worden.* [s. 1.] 1636 [VD 17 14:005875F].

Sieger trieben unsere Überwundenen von der Stell/ darauff sie so unglücklich gefochten.¹⁰

Über die Gründe für den somit eindeutigen schwedischen Sieg lässt der Verfasser der Flugschrift keinen Zweifel:

Unpartheyisch von der Sache zu schreiben/ so ist Gott damit im Spiel gewesen/ und ist diese Victori Gott allein zuzuschreiben/ Inmassen der Feldmarschall Banier und aller Schwedische hohe und niedrige Officirs und Soldaten einmuthiglich Gott den herrn das Lob und Preis dieser Victori/ und ihrer viel mit Thränen und Andacht zuschreiben/ Mit nechstem solls der Herr umständlicher haben/ so Gott will.

Der Kontingenz des blutigen Ereignisses wird so mit religiösen Deutungsmustern begegnet.¹¹

Eine feindliche Armee zum überstürzten Rückzug zu zwingen bedeutete oftmals, eine große materielle Beute zu machen. Über diese erfahren wir, dass

32 Stück geschütz/ der Ammunition/ aller Bagagewagen/ auch der Churf. Durchl. Cantzley- und eigen Silberwagen (worunter der knöppfichte Becher/ welcher dem Herrn Feldtmarschall Banier zu Theil geworden/ als ein köstliches Kleinodt sonder zweiffel am meisten wird beklaget werden).

Über den konkreten materiellen Profit hinaus konnte der Besitz des Bechers ähnlich den 154 eroberten „Cornethen und Fahnen“ somit als besonderer symbolischer Gewinn verbucht werden. Eine weitere Flugschrift ähnlichen Zuschnitts präsentiert *Extracte* aus Schreiben direkt vom Schlachtfeld, die sich fast ausschließlich auf die Aufzählung der Beutestücke, einer Art Buchhaltung symbolischen Kapitals an Fahnen etc., sowie der Nennung von gefallenen Offizieren konzentriert.¹² Die

-
- 10 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2005 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 216. Zu den Quellen Grimmelshausens, dessen Darstellung die ältere Forschung noch für einen Augenzeugenbericht hielt, vgl. Hans Geulen: „Arcadische“ *Simpliciana*. Zu einer Quelle Grimmelshausens und ihrer strukturellen Bedeutung für seinen Roman. In: *Euphorion* 63 (1969), S. 426–437.
- 11 Zur religiösen Dimension leider wenig erhellend die knappen Bemerkungen bei Sabine Berthold: Die Schlacht bei Wittstock – ein Schauplatz des Martyriums im Dreißigjährigen Krieg. In: *Martyrer-Porträts. Von Opfertod, Blutzeugen und heiligen Kriegern*. Hrsg. von Sigrid Weigel. München 2007, S. 131–134.
- 12 *Extract Und Eigentlicher Bericht Auß Wittstock vom 25. und 26. Septembris, Wie es mit dem Treffen zwischen der Königlichen Schwedischen Armee eins Theils*

Authentizität der Berichte wird unter anderem durch Hinweise auf selbst erlittene Verletzungen ausgewiesen: „In welchem Treffen ich für meine Person fünff Wunden empfangen/ verhoffe aber deroselben innerhalb vierzehn Tagen wiederum zu genesen/ unnd dann meine Revange zu suchen.“

Ein *Ausführlicher Bericht/ deß gantzen Verlauffs*, laut Schmidt womöglich der „offizielle Bericht“ Banérs, gibt einen komprimierten Überblick über das Gesamtgeschehen.¹³ Auffällig im Vergleich zu einem ähnlichen, ebenfalls Banér zugeschriebenen Bericht ist die zurückhaltende religiöse Deutung. So heißt es zu einem Moment des Gefechts, an dem die kaiserlich-sächsische Seite bereits ihren Sieg verkünden ließ: „Weil aber des Feindes frolocken nit gefallen/ so ist der Herr Feld Marschall Leslae eben zu rechter Zeit mit 5. Brigaden zu Fuß zur secunde kommen“. In der angeblich auf einem Notifikationsschreiben Banérs beruhenden *Außführlichen und Gründlichen Nachrichtung* wird hingegen deutlich das göttliche Lenken betont:

Auch allbereiden durch persuasion beym Feind/ also ob Ihre Excell. Herr Feldmarschall Bannier todt oder gefangen were/ Victori geruffen und geblasen worden/ aber GOTT/ deme deß Feindes frolocken nicht gefallen/ hat es also geschickt dass [...] der Feind consternirt/ in schrecken und confusion gerathen/ die Wahlstatt quitirt.¹⁴

Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „In Summa es ist Göttlicher Allmacht nicht genug zu danken/ dass dieses schwere Werck auff unser Seiten so glücklich außgeschlagen/ Gott gebe ferner glückliche Successus.“

Vergleicht man die drei letztgenannten Drucke, so zeigt sich, wie erst langsam ein taktisches Narrativ als Begründung des Sieges entwickelt wird. Im *Extract* heißt es noch etwas verworren:

unnd der Churfürstl. Durchl. zu Sachsen, andern Theils abgangen sey. [s. 1.] 1636 [VD17 12:200657E].

- 13 *Außführlicher Bericht Deß gantzen Verlauffs zwischen der Kron Schweden und Chur Sächs. Armeen gewaltiges Treffen geschehen zu Wittstock den 26. Septembr. Anno 1636. Hierbey die Verzeugnis Aller Käyserlichen unnd Chur-Sächsischen Regimenten welche bey dem Treffen gewesen.* [s. 1.] 1636 [VD17 12:000066E].
- 14 *Außführliche und Gründliche Nachrichtung, Wie es mit dem blutigen zwischen dero Königl. Mayest. vnd Reiche Schweden Kriegsarmee, vnd denen beyden Keyserlichen [...] vnd dero Chur Sächsischen Armaden, den 24. Septem. jüngsthin bey Wittstock gehaltenem Treffen hergangen: auß einer Hohen Vornehmen Person zu Garleben, den 24. Octobr. 1636. datirtem Notificationschreiben außgezogen.* [s. 1.] 1636 [VD17 14:005882Q].

Berichte dem Herrn hiemit ferner/ wie wir den Feind zum Stand gebracht und auß seinem Vortheil gejaget/ welches unmöglich gedacht zu seyn/ nachdemahl er sich auff dem Berge verschantz/ 8. Reduten gemacht/ und alles seine Stücke/ deren 40. gewesen/ darauff gepflanzt/ da wir ihm aber in die flanken kommen/ unnd ein Salve auff ihn gethan/ hat er sich anfangs gewendet/ und uns den Rücken gekert/ aber sich wider Recolligiert/ da wir denn zum andern mahl auff ihn getroffen/ und unsere Brigade aufgesetzt/ da wir ein zimliches eingebüset/ und den Feind totaliter in die Flucht geschlagen.

Im *Ausführlichen Bericht* gestaltet sich der Ablauf dann wie folgt: Obwohl der Feind „in einer grossen avantage und also stehend gefunden“ habe Banér „nichts destominder [...] gegen ihn avancirt“ und in der „hoffnung geschwebet ihn zur Verrückung seiner wohlverwahrten posture zu veranlassen. Er habe mit dem rechten Flügel geschwencket“ weil „der lincke Flügel [...] zu weit umschweiffen müssen und so bald nit an den Feind gelangen können“, so dass es auf der rechten Seite zu einem schweren Gefecht gekommen sei, das so lange angedauert habe, „biß allgemach der Lincke Flügel zu chargiren angefangen“ und dem Feind beim Anblick der Reserve „der Muth gesunken“ sei, er sich „irre machen lassen“ und die „retraite“ gesucht habe. Die Umgehung des Feindes und der unabhängige Angriff auf zwei Flügeln etablierten sich nun allmählich als zentrale Deutungsfigur des Ablaufs.

Doch wie sahen die Vertreter der kaiserlich-sächsischen Seite die Geschehnisse? In einer Flugschrift mit dem Titel *Eigentlicher Verlauff des Treffens bei Wittstock* (1636) ist von religiösen Deutungsmustern keine Spur.¹⁵ Die Begründung für den Ausgang ist rein taktischer Natur, und so bietet der dreiseitige Text vor allem eine Beschreibung der Aufmarschmanöver und Kampfhandlungen. Eines der argumentativen Hauptziele ist der Versuch, die angebliche Behauptung der Wahlstadt durch die Schweden zu relativieren. Alles läuft eher auf eine unentschieden abgebrochene Schlacht hinaus:

Und ist darauff der Combat an allen Orten surreusement angangen/ welches biß in die finstere Nacht continuirt worde/ mit unterschieden Glück/ weil die Armeen unterschiedlich die Schweden von ihren Stücken unnd außm Felde getrieben/ wie sie dann endlich den Berg/ darauff der Schweden erstes Desegne mit Gewalt inne behalten/ also seynd die Armeen wie es finster worden/ nach unnd an einander stehen blieben/ der Meinung und Hoffnung den Handel uff folgenden Tag glücklich außzutragen.

15 *Eigentlicher Verlauff des Treffens bei Wittstock/ [et]c. vorgangen den 14. October/ 24. September 1636.* [s. 1.] 1636 [VD17 23:323240S].

Die Dunkelheit beendet den Kampf und der Ausgang der Schlacht scheint noch offen. Doch aufgrund mangelnder Disziplin der gemeinen Soldaten auf kaiserlicher Seite bleibt schließlich nur ein geordneter Rückzug:

Als aber die Officirer insgemein verspürt/ daß die Soldaten zu Roß und Fuß sich wieder wegschleichen/ daraus befahret/ man möchte sich gegen Tag nicht in solcher Postur finden/ als etwa verhofft/ so ist dahin beschlossen worden/ noch bey der nacht offzubrechen/ und gegen die Werberschantze zu gehen/ massen dann ohngefehr zu Mitternacht der Offbruch und abmarschiren von der Walstatt mit guter Manier erfolgt.

Die „gute Manier“ des Abmarsches folgt dem klassischen Erzählmuster einer „belle retraite“, eines in Ordnung vollzogenen Rückzugs, mit dem die Zeitgenossen immer wieder versuchten, offensichtliche Niederlagen in moralische Siege umzudeuten. Die Verantwortung liegt hier ganz bei den gemeinen Soldaten, die Offiziere hingegen haben den Überblick über die Gesamtsituation behalten und taktisch klug gehandelt. Ein weiteres Argument, das neben der räumlichen Besetzung des Schlachtfeldes immer auch eine Rolle spielte, war die Höhe der Verluste. So heißt es: „haben also die Schweden uff der Wahlstatt kein Avantage erhalten/ denn ihnen allda sehr viel und mehr Volck/ als den andern Theile blieben ist“, worauf noch eine Aufzählung gefallener Offiziere folgt.

Ein anderer *Gründlicher und warhafftiger Bericht/ Von dem Blutigen Treffen [...]* bey Wittstock (1636) verweist noch deutlicher auf die Unentschiedenheit und Ungewissheit des Ausgangs. So sei es in

geschwinder eyl zu einer blutigen Bataglia [...] gekommen/ welches von 3. Uhren nach Mittage bis in die finstere Nacht continuiert/ daß man jnner 3. Stunden nicht wissen können/ auff welcher Seiten Gott die Victoriam geben wollte/ Endlichen aber haben die Keyserl. Und Churfürstl. ganz zertrennet/ und in die Flucht geschlagen.¹⁶

Der Kampf dauerte bis in die „sinckende Nacht“, und die kaiserlichen Truppen verloren die Übersicht: „die Churfürstl. und Keyserl. auch wegen finster der Nacht/ mit etzlichen Regim. in ziemliche Confusion gerathen/ sintemal man nicht mehr sehen können/ wer Freund oder Feind gewesen.“

16 *Gründlicher und warhafftiger Bericht/ Von dem Blutigen Treffen/ Welches den 24. Septembr. 4. Octobris im Lande zu Mechelburg bey Wittstock/ zwischen Churfürstl. Durchl. zu Sachsen/ [et]c. So wol dem Keys. General Feldmarschalck Graff von Hatzfeldt/ [et]c. Und der Cron Schweden Generaln Johann Banner vorgegangen.* [s. 1.] 1636 [VD17 3:626752P].

Eine dritte, ebenfalls pro-kaiserliche und deutlich knapper gehaltene *Relation Deß blutigen treffens* folgt in den wesentlichen Punkten dem *Bericht*, stellt aber noch deutlicher die Disziplinlosigkeit der eigenen Truppen heraus, die sogar die eigenen Ressourcen geplündert hätten: „die Bagage/ so aber doch in der Nacht durch entstandenen Tumult durch die Kais. und Churf. Wacht/ so dazu ist verordnet worden/ durch ein blinden Lärmen selbstn das meiste geplündert worden“.¹⁷ Beide Texte beharren fast wortgleich darauf, dass das Schlachtfeld erst in der Nacht verlassen wurde: „Die Churfürstl. und Keyserl. seynd nach obig erzehlten Treffen noch 3. Stund auff der Wallstadt geblieben/ und weil sie von unterschiedenen gefangenen Obristen auch andern hohen und nieder Officirern in Erfahrung gebracht/ daß der Schwedischen Reserva noch nicht zum Treffen kommen“, habe General Hatzfeld eine Kriegsrat einberufen, der es „endlich für gut befunden/ von dem Platz abzumarschiren/ und sich gegen Werben zu wenden/ und seynd also selbige Nacht/ jedoch mit guter Manier fortgangen/ und ihren March auff die Werber Schantz zugenommen.“ Die folgenreiche Entscheidung, das Schlachtfeld zu verlassen, war demnach auf gemeinsame Beratung gegründet und keine übereilte Einzelentscheidung. Auch wird darauf hingewiesen, dass die Schweden die Geschütze auf dem Schlachtfeld „gleichsam gefunden“ hätten und „nicht mit wehrhafter Hand überkommen“. Angesichts der offensichtlichen Wertung als Verlust wird so anhand der Darstellung einzelner Handlungen versucht, die Ehre der eigenen Seite zu verteidigen und Schadensbegrenzung vorzunehmen.

Die *Relation Deß blutigen treffens* ist gleichzeitig eine der wenigen bebilderten Flugschriften und enthält somit eine der ältesten bildlichen Repräsentation der Schlacht (Abb. 1).¹⁸ Das doppelseitige Kupfer ist

17 *Relation Deß blutigen treffens/ welches den 24. Septem. 4. Octobr. bey Witstock zwischen Churf. Durchl. zu Sachsen/ so wol dem Käyserl. General Feld Marschalck Graf von Hatzfeld. Unnd dann Der Cron. Schweden General Joh. Banner vorgangen.* [s. 1.] 1636. Auch der *Gründliche und warhafftige Bericht* schreibt: „die Kayserl. Und Churfürstl. Pagage theils von den Schwedischen/ meistentheils aber von ihren eigenen Völcckern ganz geplündert“. Vgl. ebenfalls die Abbildung und die Nachweise in John Roger Paas: *The German Political Broadsheet 1600–1700*. Bd. 7. 1633–1648. Wiesbaden 2002, S. 168.

18 Matthias Pfaffenbichler: Das barocke Schlachtenbild – Versuch einer Typologie. In: *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien* 91 (1995), S. 37–110; Matthias Pfaffenbichler: Das frühbarocke Schlachtenbild – vom historischen Ereignisbild zur militärischen Genremalerei. In: *1648. Krieg und Friede in Europa*. Textbd. 2. *Kunst und Kultur*. Hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling. Münster 1998, S. 493–501.

mit *Praely Fortissimi Habiti Repraesentatio* betitelt und verweist direkt auf die besondere Intensität des Ereignisses. Die Stadt Wittstock ist ganz rechts abgebildet, im Zentrum steht der Kampf um die Einnahme der kaiserlich-sächsischen Stellung. Die Abfolge der drei schwedischen Angriffe wird – mit den Buchstaben i, k und l bezeichnet – von links nach rechts folgend dargestellt. Die gesamte Ästhetik ist zeittypisch auf die geometrische Ordnung der Tercios und Schlachthaufen konzentriert. Figürliche Darstellungen und geometrische Zeichen gehen zum Teil ineinander über, so dass der Stich zu einer Mischung aus Schlachtenkarte und Kampfdarstellung wird. Ein weiteres bebildertes Flugblatt mit dem Titel *Kurtzer Bericht und Verlauff* ist offensichtlich für mehrere spätere Bild Darstellungen prägend geworden (Abb. 2).¹⁹ Der Textteil dieser eher kaiserlichen Darstellung enthält Teile des schwedischen *Ausführlichen Berichts*. Neben Merians Stich diente die Darstellung offenbar auch als Vorlage für einen weiteren Wittstock-Stich in einer Schlachtenbilderserie von Nikolaus Weishun aus dem Jahr 1666.²⁰ Alle drei Darstellungen setzen den von der Militärgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als taktische Innovation gefeierten Angriff zweier unabhängiger Heeresteile in Szene, ohne dass dieser im Text als solcher explizit hervorgehoben wird.²¹ Dass Wittstock auch zu einem europäischen Medienereignis wurde, zeigen Flugblätter und Zeitungsberichte in französischer, niederländischer und englischer Sprache. Ein bebildertes Flugblatt erschien unter dem Titel *Relation veritable* in französischer und unter dem Titel *Grondelijke verklaringe* in niederländischer Sprache.²² Die Abbildung ist nahezu identisch, auf dem

19 Vgl. Paas, *Broadsheet* (wie Anm. 17), S. 169.

20 Nikolaus Weishun: *Abbildung der denckwürdigsten Schlachten, welche die Christen mit dem/ Erbfeinde dem Türcken, nechster Zeit gehalten/ Darbey die vor diesem im Röm. Reich werenden 32/ iäringen Teutschen Kriege gehaltene 12 Haupt-Schlachten. Nebst einenn summarischen Bericht/ bey ieder Schlacht zu befinden*. Dresden 1666; Abb. In: *Simplicius Simplicissimus*. Grimmelshausen und seine Zeit. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. [Ausstellung und Katalog: Peter Berghaus, Günther Weydt]. Münster 1976, S. 24.

21 Vgl. Hans Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte*, Bd. 4 Neuzeit. Berlin, New York 2000 [1920], S. 278–282.

22 *Relation veritable de tout ce qui s'est passe' en la sanglante deffaicte de l'armee dv Dvc de Saxe et de l'empereur, par la Couronne de Suede, soubz la conduite du General Banier, prés de Vvitstocq, le 16 Octobre 1636 [...]*. Paris: Michel van Jochom [o. J.], Museum des Dreißigjährigen Krieges, Wittstock (Signatur 9800028); *Grondelijke verklaringe van de swaren Slagh/ tusschen der Croon*

französischen Blatt allerdings spiegelverkehrt wiedergegeben.²³ Sie zeigt eine im Vergleich zu den anderen Bilddarstellungen nahe Sicht auf die Kämpfe am Rücken des Hügels.

2. Verdichtung

Eine weitere mediale Verdichtungsstufe der Berichterstattung setzt mit der Frankfurter Messrelation von 1636/1637 ein.²⁴ In deren *Eigentliche Beschreibung des blutigen Treffens* sind mindestens drei der genannten Flugschriften eingegangen: der *Außführliche Bericht*, die *Außführliche vnd Gründliche Nachricht* und der *Gründliche und warhafftige Bericht*. Damit sind Perspektiven beider Seiten berücksichtigt worden. Die besondere Bedeutung der Messrelation für die Konstitution Wittstocks als Medienereignis liegt darin, das ihr Text wiederum zur Grundlage für das *Theatrum Europaeum*, den *Meteranus Novus* und erste historiographische Verarbeitungen wie dem Werk des Bogislaus Philipp von Chemnitz (1605–1678) wurde und damit gewissermaßen den Referenztext des Ereignisses bildete.²⁵

Sweden/ ende den kuer-Vorst van Saxen ende de keyserl. Armade/ tot Wittstock den sesten October ouden stijl 1636 voorgefallen [...]. Amsterdam: Jan van Hilten 1636, Königliche Bibliothek zu Stockholm (Kungliga Biblioteket: Historiska plantscher). Für den Hinweis und die Bereitstellung von Kopien dieser Drucke danke ich Antje Zeiger (Wittstock).

- 23 In der niederländischen Abbildung ragt noch ein Baum durch den rechten oberen Winkel des Bildes, die Bezeichnung der Truppenteile ist weitgehend identisch.
- 24 *Relationis historicae semestralis continuation, d. i. Jacobi Franci Denkwürdige Beschreibung derjenigen Dinge etc., welche sich von der Fastnachtsmesse bis zur Michaelismesse 1636 zugetragen.* Frankfurt a. M. 1636, S. 39–45.
- 25 *Theatri Europaei. Continuatio III [...].* Frankfurt a. M. 1639, S. 633–636; *Meterani Novi. Das ist Newer Niederländischer Historien Vierdter Theil.* Amsterdam 1640, S. 494–495; Bogislaus Philipp von Chemnitz: *Königlichen Schwedischen In Teutschland geführten Kriegs. Aus glaubwürdigen und mehrentheils Orginal-Acten zusammengetragen, und in vier Bücher abgefasset [...].* Theil 3. *Geschichte des Schwedischen Feldzugs in Deutschland unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Johann Baner vom Juni bis December 1636.* Stockholm 1855, S. 39–41; dazu Frieda Gallati: „Der Königlich Schwedische in Teutschland geführte Krieg“ des Bogislav Philipp von Chemnitz und seine Quellen. Frauenfeld 1902.

Über die rituelle Siegesfeier nach der Schlacht und die Beerdigung der Toten berichten die Flugschriften so gut wie nichts.²⁶ Erst in der Frankfurter Messrelation finden sie Erwähnung. So habe Banér nach der Rückkehr von Stallhansen „zuvorderst dieser herrlichen Victory halben an S. Michaelis Tag/ dem Allmächtigen zu Ehren/ bey allen Regimentern Danckfest gehalten/ und darauff auß allen Stücken Salve geben lassen.“²⁷ Ihre ausführlichste Darstellung findet die Siegesfeier in einem englischen Organ, *The principall passages*.²⁸ Der öffentlichen akustischen Kommunikation des Sieges kam zentrale propagandistische Bedeutung zu.²⁹ So erfahren wir bei von Chemnitz über Siegesfeiern in Straßburg am 16. Oktober:

Gemeldter Gouverneur zu Benfeld lies den sechszehenden tag WeinMonats, selbige [die Straßburger Bürgerschaft], und was sonst dieser Partey wol zugethan, desto mehr zu animiren, hingegen den Feind noch in grössere Bestürtzung zu setzen, wegen der bey Wittstock erhaltenen Victori, nebenst einer feyerlichen dancksagung, welche in der Kirche geschehen, von den Wällen mit allen Stücken zweymahl Freuden-Schüsse thun, und zugleich durch die Musquetier der gantzen Besatzung eine doppelte salve geben. Wobey den sehr

26 Von den Ausmaßen der Zerstörung zeugen vor allem jüngere archäologische Forschungen, vgl. Sabine Eickhoff, Anja Grothe und Bettina Jungklaus: Söldnerbestattungen des Dreißigjährigen Krieges. Ein Massengrab bei Wittstock. In: *Ostprignitz-Ruppin Jahrbuch* 17 (2008), S. 103–112; Anja Grothe und Bettina Jungklaus: In Reih’ und Glied – die Söldnerbestattungen von 1636 am Rande des Wittstocker Schlachtfeldes. Archäologische und anthropologische Aspekte. In: *Schlachtfeldarchäologie*. Hrsg. von Harald Meller. Halle 2009 (Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle 2), S. 163–171.

27 *Relationis historicae* (wie Anm. 24), S. 42.

28 „Three day were spent by the Swede after his victory, partly in piety, partly in polity, yet piety prodeeded, and polity followed as the Hand-maid. First hee assembled his companies to give thanks to him, who had covered their heads in the day of battell, and blessed the enterprize with so good and great successe, singing te Deum after their Manner, and suplying the want of Organs & other Churchmusicke, with Drums, Fites, Trumpets, Canonadoes and Musquatadoes intermingled, not to the disturbing of the soldiers devotion, but the raysing of their spirits, who reioyced that they had now opportunity to spend their powder in triumph, not in an uncertaine fight against the enemy.“ – *The principall passages of Germany, Italy, France, and other places for these last sixe moneths past: historically reduced to time, place, and action, till the end of the yeare 1636. according to the forraine computation. In which short space you will finde much variety of matter, and no small atteration amongst princes. All faithfully taken out of good originals by an English Mercury*. London 1636, S. 35–36.

29 Vgl. allg. Michèle Fogel: *Les ceremonies d’information dans la France du XVIIe au milieu du XVIIIe siecle*. Paris 1989.

denkwürdig ist: das von selbiger Victori ein starckes gerüchte vor etlichen vielen Wochen, und lange zuvor, ehe sie vorgangen, durch dieses gantz Land unter den leuten, mit sonderbarer bewegung der gemüther, herumb gelauffen.³⁰

Zur Medialisierung der Schlacht trugen demnach nicht nur Texte und Bilder der Flugpublizistik bei, sondern auch Gerüchte und akustische Kommunikationsformen wie Gebet, Gesang, Glockengeläut oder Salut.

Das *Theatrum Europaeum* bietet eine weitere bildliche Darstellung der Schlacht (Abb. 3). Der von Matthäus Merian geschaffene Stich zeigt unter F deutlich die schwedische Umgebungsbewegung auf der linken Seite, während auf dem rechten Flügel ein völlig unabhängiges Gefecht stattfindet.³¹ Am unteren Bildrand ist die schwedische Reserve abgebildet. Auch hier dominiert die Geometrisierung, die aufeinander treffenden Linien werden in dichten Pulverdampf gehüllt. Zeitliche Abfolgen werden durch Strichelung der verlassenen Positionen abzubilden versucht, so dass hier deutlicher als in den anderen Stichen die Umgehung der kaiserlichen Position zur Geltung kommt. Die Merian-Darstellung bildete das Vorbild für ein Ölgemälde aus den 1670er Jahren mit dem Titel *Battaglie vor Wittstock 1636* von Johan Hammer (1640–1698), das für das Schloss Läckö des schwedischen Reichskanzlers Magnus Gabriel de La Gardie gemalt wurde.³² Ergänzt um eine Reitergruppe mit Heerführer auf steigendem Pferd im linken Vordergrund, zeigt das Bild vor allem die geordneten Tercios der schwedischen Reserve, während die eigentliche Schlacht auf dem Schrecken-berg eher in den Hintergrund rückt.

30 Chemnitz, *Kriegs, Theil 3* (wie Anm. 25), S. 85.

31 Lucas Heinrich Wüthrich: *Das druckgraphische Werk von Matthäus Merian d. Ae. Die Grossen Buchpublikationen*. Hamburg 1993, S. 117 und S. 173. Zu möglichen Vorläufern vgl. die beiden Aquarelle und Federzeichnungen bei Ulla Ehrens-vård: Handgezeichnete Veduten und Pläne in öffentlichen Sammlungen zu Stockholm und Uppsala. In: *Lüneburger Beiträge zur Vedutenforschung*. Hrsg. von Eckhard Jäger. Lüneburg 1983, S. 33–44, hier S. 37–38.

32 Vgl. Lars Ericson [u. a.]: *Svenska slagfält*. Stockholm 2003, S. 147–154, hier S. 148; *Sveriges krigshistoria i bilder, med text av Generallöjtnant Gustav Björnin*. Hrsg. von John M. Pahlmann. 3 Bde. Stockholm 1914–1919, Bd. 1, S. 103–107, Gemälde nach S. 104, Zeichnung nach S. 106.

3. Deutungsmuster: Gewalt und Entscheidung

Erst nach der Beendigung der Schlacht wird das ganze Ausmaß der Zerstörung sichtbar. Doch im Gegensatz etwa zur zwar topischen, aber drastischen Darstellung Grimmelshausens spielt die Schlachtengewalt in der Berichterstattung kaum eine Rolle. Mehrere Berichte bringen allerdings durch die Qualifizierung als „blutiges Treffen“ eine hohe Verlustintensität zum Ausdruck. Die konkreten Zahlen differieren zwischen 5000 und 7000 Toten.³³ Die Messrelation bekundet ferner, dass es beide Armeen zu einem „so scharppfen Fechten (so von drey Uhr nach Mittag biß in die finstere Nacht continuirt) gerathen/ dergleichen (als bey den Cavaliers Worten und Glauben geredt und geschrieben worden) in erdenklichen Jahren nicht fürgangen“ sei. Die Evidenz der topischen Formel „in erdenklichen Jahren nicht fürgangen“ wird somit noch durch den Verweis auf Wort und Glauben der Cavaliere mit zusätzlicher Autorität ausgestattet. Ähnliche Bilder bemühten die Banérsche *Ausführliche Bericht* und die *Ausführliche und Gründliche Nachricht*, in denen es heißt: „ein so starckes, crudeles und continuirliches Fechten“ und „es ist bald zu einem so crudelen fechten gediegen/ derogleichen ich meine lebtage nicht beygewohnet“.³⁴ Auch in der hier verwendeten euphemisierenden Rhetorik der Kriegsberichterstattung – der rechte schwedische Flügel war „etwas abgemattet“ und „fast ruinirt“ – zeigt sich deutlich, dass eine besondere Intensität von Kampfhandlungen repräsentiert werden sollte.

Mustert man die Titel der Flugschriften weiter, so fällt auf, dass Wittstock nie als Schlacht, sondern stets als Treffen bezeichnet wird. Erst in den Texten ist von einer „Bataglie“ oder sich in „Bataglia stellen“ die Rede. Dies kann in zwei Richtungen gedeutet werden. Im späteren militärischen Diskurs etwa des 18. Jahrhunderts werden Treffen und Schlachten in dem Sinn zu unterscheiden versucht, dass das Treffen eher zufälligen Charakter trägt, die Schlacht hingegen auf einer Übereinkunft zu Schlagen beruht. Der Verlust eines Treffens wiegt daher weniger schwer als der einer Schlacht. Ist der Ausgang des

33 Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 78–81.

34 Vgl. *Ausführliche und Gründliche Nachricht* (wie Anm. 14). Auch Chemnitz greift diese Beurteilung Banérs auf: „Wortüber es zu einem so hitzigen, scharffen, grausamen gefechte gediehen, das der FeldMarschalck, seiner eigenen bekindnus nach, dergleichen die zeit seines lebens nicht beygewohnet.“ – Chemnitz, *Kriegs* (wie Anm. 25), S. 39; Schmidt, *Wittstock* (wie Anm. 8), S. 13.

Wittstocker Ereignisses zudem erst in der Berichterstattung und Rezeption symbolisch zu einem schwedischen Sieg vereindeutigt worden, so würde das Treffen eher für den unentschiedenen und kontingenten Charakter des Ereignisses sprechen, das erst durch die beschriebenen Elemente einer „pitched battle“, wie sich in „bataglia“, bzw. in „Schlacht-Ordnung“ zu positionieren, zu einer richtigen Schlacht wurde. Andererseits ist in Rechnung zu stellen, dass die semantische Unterscheidung von Schlacht und Treffen sich vielleicht zu diesem Zeitpunkt überhaupt erst zu differenzieren begann. Ein Prozess, für den unter anderem Bezeichnungen wie „Haupt-Treffen“ sprechen, die Größendimension und Entscheidungsqualität einer Kampfhandlung kennzeichnen. Sowohl im Titel der französischen *Relation veritable* als auch der *Grondelijck verklaringe* ist bezeichnenderweise jeweils von einer „bataille“ bzw. „Slagh“ die Rede.³⁵ Die Berichterstatter mussten mit der vagen Begriffswahl also keine differenzierende Wertung des Ereignistyps verbinden. Deutlich wird jedoch, dass die Berichterstattung *ex post* eine eigene Ereignisrealität schuf, in der die Unentschiedenheit durch die narrative Zusammenführung von symbolischen Elementen eines klassischen Schlachtensieges aufgehoben wurde. Die Schweden versuchten die Kaiserlichen zu einer „Bataglia zu irritirn“, dies gelingt schließlich und beide stellen sich in Schlachtordnung auf, es kommt zum Kampf, in dem die Schweden nach langem hin und her die Wahlstatt behaupten, aufgrund der Flucht des Gegners reiche Beute im Stil des klassischen Tropaions machen und den Sieg symbolisch durch *Salut* und *Te Deum* bekunden.

Fazit

Angesichts mangelnder Selbstzeugnisse und wenigen schriftlichen Zeugnissen der Generalität stellen die Flugschriften eine der zentralen Quellen zur Geschichte der Schlacht bei Wittstock dar. Die Schlacht ist somit im Wesentlichen in ihrer Repräsentation als Medienereignis überliefert. Die Überlieferungssituation bleibt nicht ohne Folgen für die Möglichkeiten ihrer Thematisierung. Einem „face of battle approach“

35 *Relation veritable* (wie Anm. 22); *Grondelijck verklaringe* (wie Anm. 22).

beispielsweise, wie ihn die angloamerikanische Forschung inzwischen mehrfach erprobt hat, sind damit enge Grenzen gesetzt.³⁶

Angesichts einer gut verschanzten Stellung erschien ein schwedischer Sieg mehr als unwahrscheinlich. Durch den Angriff auf zwei Flügeln wurden so viele Kräfte gebunden, dass der Kampf bei Einbruch der Dunkelheit abgebrochen werden musste, ohne dass eine Entscheidung sichtbar geworden wäre. Auf Seiten der Schweden bemühte man daher eine göttliche Fügung als zentrale Begründungsfigur, während man auf kaiserlich-sächsischer Seite betonte, dass die Schlacht bis in die Nacht Unentschieden war. Die mediale Repräsentation wurde so zum eigentlichen Feld der Schlachtentscheidung. Indem es gelang, ein Erzählmuster von der erfolgreichen Einnahme und Behauptung der kaiserlichen Stellung zu etablieren, wurde Wittstock erst zu einem schwedischen Schlachtensieg. Das Aufeinanderprallen der Truppen auf engem Raum in der Hügelsituation musste sich dabei zweifellos sehr verlustreich auswirken. Die Flugschriften zeigen in ihrer zeitlichen Staffelung den Übergang von der Verwunderung über die Behauptung des Feldes zur Etablierung eines taktischen Narrativs, die Kontingenz des Ereignisses wird durch eine Kombination aus erfolgreicher taktischer Planung und göttlicher Vorsehung rationalisiert und kontrolliert. Wittstock wurde zu einem Medienereignis europäischen Ausmaßes, über das nicht nur im Reich und in Schweden, sondern auch in Frankreich, England und den Niederlanden berichtet wurde.

36 Vgl. Jeremy Black: *Rethinking Military History*. London, New York 2004, S. 35–37.

Abbildungen

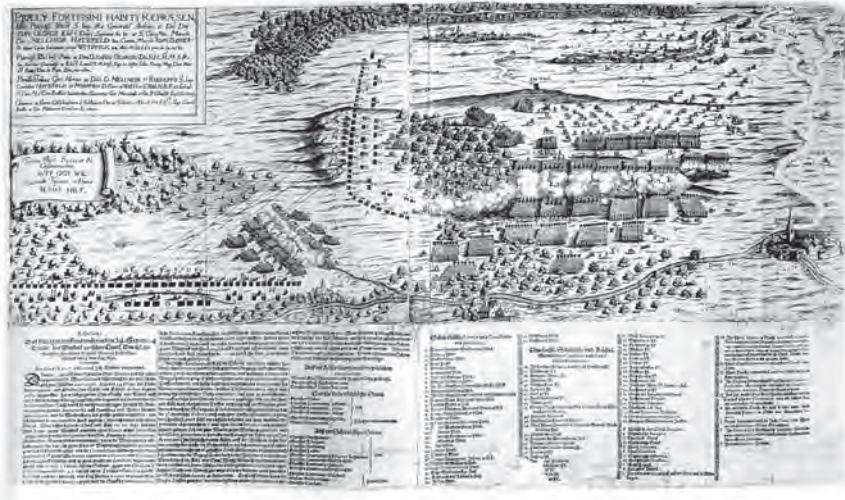


Abb. 1: *Relation Desß blutigen treffens/ welches den 24. Septem. 4. Octobr. bey Wittstock [...] vorgangen [s. 1.] 1636.* In: John Roger Paas: *The German Political Broad-sheet 1600–1700.* Bd. 7. 1633–1648. Wiesbaden 2002, S. 168.

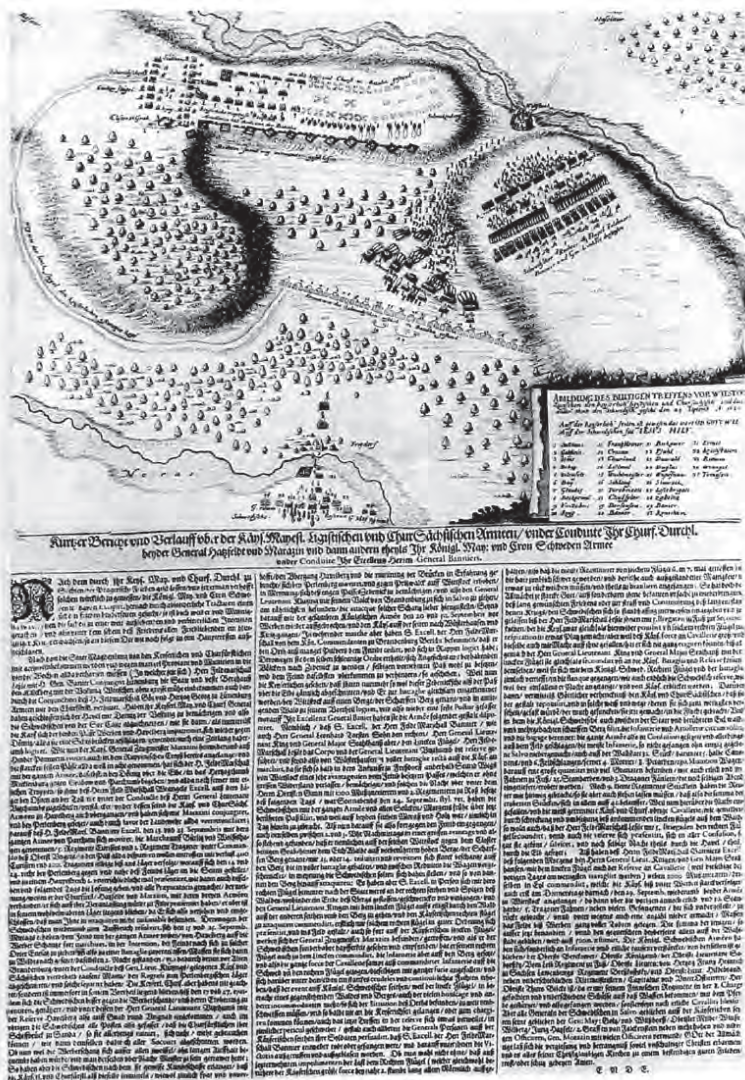


Abb. 2: Kurtzer Bericht und Verlauff [...] Abbildung des blutigen Treffens von Wittstock. In: John Roger Paas: The German Political Broadsheet 1600–1700. Bd. 7. 1633–1648. Wiesbaden 2002, S. 169.



Abb. 3: Eigentliche Delineation des Treffens so [...] bey Wittstockh den 24. September A 1636 vorgang. Aus: *Theatrum Europaeum*. In: Lucas Heinrich Wüthrich: *Das druckgraphische Werk von Matthäus Merian d. Ae. Die Grossen Buchpublikationen*. Hamburg 1993, S. 117 und S. 173.

„Dass blutige Treffen bey Wittstock den 4. octobris 1636“. Söldnerschicksale interdisziplinär untersucht

1. Einleitung

Am 24. September bzw. 4. Oktober 2011 jährte sich die Schlacht von Wittstock zum 375. Mal.¹ Aus diesem Anlass riefen das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologische Landesmuseum (BLDAM) zusammen mit dem Museum des Dreißigjährigen Krieges in Wittstock und weiteren Partnern das Gedenkjahr „375 Jahre Schlacht bei Wittstock“ aus. Von April 2011 bis April 2012 erinnerten viele Veranstaltungen an die Schlacht und arbeiteten die Geschehnisse von damals auf. Ein Höhepunkt der Veranstaltungsreihe war die Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft. Seinen Abschluss fand das Gedenkjahr in der Eröffnung der archäologischen Sonderausstellung „1636 – ihre letzte Schlacht“ im Archäologischen Landesmuseum in Brandenburg an der Havel.

Im Focus dieser Ausstellung stand ein Massengrab mit 125 beige-setzten Toten aus der Schlacht, das im Frühjahr 2007 von Bauarbeitern südlich der Stadt Wittstock im Gewerbegebiet am Scharfenberg entdeckt worden war. Es ist das erste Massengrab dieser Schlacht und zugleich das derzeit europaweit größte und besterhaltene Grab des Dreißigjährigen Krieges. Vier Jahre lang hat ein interdisziplinäres Team aus mehr als einem Dutzend Forscher das Massengrab und das Wittstocker Schlachtfeld analysiert. Dabei standen archäologische, archäometrische, anthropologische und medizinische Untersuchungen im Mittelpunkt. Zur Einordnung in den Kontext und zum Verständnis der Hintergründe wurden geographische und historische Recherchen betrieben.² Insgesamt entwickelte sich so ein lebendiges Bild vom Le-

1 Im Folgenden wird nur noch das dem heutigen, gregorianischen Kalender entsprechende Datum „4. Oktober“ verwendet.

2 Die Untersuchungen am Wittstocker Massengrab und Schlachtfeld führten zahlreichen Kollegen und Kolleginnen durch. Neben den Autorinnen Dr. Sabine Eick-

bensalltag im Dreißigjährigen Krieg. Zudem konnte das Schlachtgeschehen vom 4. Oktober 1636 weitgehend rekonstruiert werden.

2. Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg (Sabine Eickhoff)

2.1. Einige sozialgeschichtliche Aspekte

Der Darstellung des archäologischen und anthropologischen Befundes sowie der Rekonstruktion des Schlachtgeschehens werden einige sozialgeschichtliche Aspekte zum Berufsstand der Söldner vorangestellt, die den Kontext für deren Bewertung bilden.

Im heiligen römischen Reich deutscher Nation erfolgten die Aushebungen von Regimentern durch meist adelige Obristen, die als Kriegsunternehmer Gewinne erzielen wollten. Die Werbung wurde dabei oft in den Heimatgebieten der Obristen und somit auch außerhalb der Kriegsschauplätze durchgeführt. Die Herkunft des Obristen liefert somit einen Anhaltspunkt für die Herkunft der Söldner. Die Obristen der in Wittstock beteiligten habsburgisch-sächsischen Regimenter kamen aus allen Teilen Mitteleuropas: aus Mecklenburg, Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Hessen, Westfalen, dem Rheinland, Bayern und Österreich. Einige Regimenter wurden in Nieder- oder Oberdeutschland geworben, andere stammten zumindest teilweise aus Spanien und Italien.³ Anfänglich waren es religiöse Gründe oder Abenteuerlust, die ei-

hoff (Geschichte), Anja Grothe M. A. (Archäologie) und Dr. Bettina Jungklaus (Anthropologie) waren in der Forschergruppe tätig: Dr. Joachim Wacker und Dr. h. c. Otto Braasch (Luftbildarchäologie), Burkhard Schauer (Numismatik), Interessengemeinschaft Ostfalensucher (Archäologische Begehungen), Prof. Dr. Dr. Michael Schultz (Histologie), Prof. Dr. Gisela Grupe (Archäometrie), Dr. Hans Günter König und Prof. Dr. Joachim Wahl (Traumatologie), Dr. Beate Rehbock (Radiologie), Hilja Hoevenberg (Forensische Gesichtsrekonstruktion), Dr. Rebecca Renneberg (Humangenetik), Prof. Dr. Steve Murdoch (Schottische Geschichte), Jürgen H. Fricker (Waffenkunde) und Heiko Wedel (Kartographie). Wir danken allen sehr herzlich für ihre Unterstützung.

3 Vgl. hierzu: *Relation Deß blutigen treffens/ welches den 24. Septem. 4. Octobr. bey Wittstock zwischen Churf. Durchl. zu Sachsen/ so wol dem Käyserl. General FeldMarschalck Graf von HatzFeld. Unnd dann Der Cron. Schweden General Joh. Banner vorgangen.* Kupferstich 1636 von Samuel Weishun; Alphons von Wrede: *Geschichte der k. u. k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen und Anstalten von 1618 bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts.* Hrsg. von der Direktion

nen jungen Mann zur Armee geführt haben. Im Verlauf des Krieges erfolgte der Eintritt jedoch fast ausschließlich aus wirtschaftlicher Not. Oft wurde er mit unlauteren Mitteln erzwungen.

In Schweden gab es ein als ‚Utskrivning‘ bezeichnetes System der Zwangsrekrutierung. Aus einer sog. Rotte von zehn Männern, ab 1642 aus zehn Häusern wurde ein Mann eingezogen. Schon seit den 1620er Jahren gab es dabei Möglichkeit einen Ersatzmann zu stellen, der dann meist aus der landlosen Bauernbevölkerung kam.⁴ Beim Kriegseintritt Schwedens 1630 gab es rein schwedisch-finnische Regimenter.⁵ Ebenfalls zahlreich waren Balten aus dem zu Schweden gehörenden Kurland sowie Soldaten aus Schottland.⁶ Im Verlauf des Krieges wurden die Einheiten mehr und mehr mit Söldnern beliebiger Herkunft aufgefüllt. Nur ca. 10 % der Soldaten kehrten wieder nach Hause zurück, so dass die Rekrutierungspraxis die männliche Bevölkerung enorm dezimierte. Auch ohne Kampfhandlungen im eigenen Land erlitt das agrarische Schweden einen wirtschaftlichen Niedergang.⁷

Zahlreiche Musterordnungen und andere Reglements untersagten die Anwerbung von Gebrechlichen und Lahmen, von Hör- und Sehgeschädigten, von Bruchkranken, von Unverständigen, von Schwind- und Fallsüchtigen. Es sollten nur gesunde Männer als Soldaten geworben werden. Hier gingen Anspruch und Realität weit auseinander: Da der Soldat für den Werbeoffizier bares Geld brachte, hatten körperlich Behinderte und anderweitig Gehandicapte gut Chancen, Musterungen zu

des k. u. k. Kriegsarchivs. Bd. 3. Wien 1901, S. 411–412, 444–445, 448, 485, 492–496, 541.

- 4 Mikko Huthamis: Ersatzmänner, Zwangsaushebung und Bauerngemeinschaft im 17. Jahrhundert in Schweden. In: *AMG-Bulletin* 4 (2000), S. 23–28. Online über: http://www.amg-finz.de/projekte/akt_pro2.php/ID=51, Abruf 13.03.2010.
- 5 Richard Brzezinski, Richard Hook: *Die Armee Gustav Adolfs. Infanterie. Kavallerie*. Königswinter 2006, S. 11–16.
- 6 *Scotland and the Thirty Years' War, 1618–1648. History of Warfare*. Bd. 6. Hrsg. von Steve Murdoch. Leiden, Boston 2001, S. 215–241; Alexia Grosjean: *An unofficial Alliance: Scotland and Sweden 1569–1654*. Leiden 2003 (Northern World 5); Peter Engerisser, Pavel Hrnčirik: *Nördlingen 1634. Die Schlacht bei Nördlingen – Wendepunkt des Dreißigjährigen Krieges*. Weissenstadt 2009, S. 242–250.
- 7 Vgl. Jan Lindegren: Utskrivning och utsugning. In: *Studia Historia Upsaliensia* 117 (1980), S. 117–120, 257; Jan Lindegren: Frauenland und Soldatenleben. Perspektiven auf Schweden und den Dreißigjährigen Krieg. In: *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*. Hrsg. von Benigna Krusenstjern und Hans Medick. Göttingen ²2001, S. 135–158.

überstehen.⁸ Nur die Amputation einer Gliedmaße war wohl nahezu immer ein Ausschlusskriterium.

Der Berufsalltag der Söldner während des Dreißigjährigen Krieges war nicht vorrangig durch Schlachten und Kämpfe geprägt. An erster Stelle stand vielmehr das Marschieren. Der gemeine Söldner Peter Hagedorf, dessen Tagebuch 1993 entdeckt und veröffentlicht wurde, legte in seinen 21 Dienstjahren mehr als 25000 km meist zu Fuß zurück.⁹ Eindrucksvoll ist auch das Pensum der schwedischen Truppen in den beiden Wochen vor der Wittstocker Schlacht: Zwischen dem 23. September und dem 4. Oktober marschierte die Armee inklusive ihres Trosses und der vollen Ausrüstung etwa 150 km. Das war das Zwei- bis Dreifache einer normalen Tagesleistung. Die Soldaten verbrachten die Nächte in offenen Feldlagern, d. h. vermutlich wiederholt unter freiem Himmel. Die Armee überquerte zweimal den Fluss Dosse, eroberte die Stadt Havelberg, belagerte das befestigte Lager von Werben fast drei Tage lang, lieferte sich mehrere Reitergefechte mit gegnerischen Einheiten und stellte sich zweimal in Erwartung der großen Schlacht in Formation auf. Nach einem weiteren, 5 km langen Marsch am Vormittag kam es dann am Samstag, den 4. Oktober gegen 14 Uhr am Nachmittag zur entscheidenden Schlacht.¹⁰

Den Arbeitsalltag prägte sodann der Drill mit den Waffen. Die Kampftaktik in festen, aber beweglichen Schwadronen und Kompanien machte es notwendig, dass Bewegungen des Einzelnen und auch der Formationen eingeübt wurden. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erschienen daher eine ganze Reihe von Kriegs- oder Drillbüchern mit Anweisungen zur Kriegszugübung. So erforderte die Salve der Musketiere in untereinander rotierenden Reihen 43 Handgriffe, dem einfachen Piquenier wurden 21 Einzelschritte abverlangt. Auch der Kavallerie musste das Angaloppieren und Schießen aus vollem Lauf angedrillt werden. Durch das häufige Wiederholen verinnerlichteten die Soldaten

-
- 8 Vgl. Bettina Jungklaus: Alter und Gesundheitszustand beim Eintritt in die Armee. In: *1636 – ihre letzte Schlacht. Leben im Dreißigjährigen Krieg*. Hrsg. von Sabine Eickhoff und Franz Schopper. Stuttgart 2012. [im Druck]
- 9 Vgl. *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte*. Hrsg. von Jan Peters. Berlin 1993, S. 200.
- 10 Vgl. *Bericht Alexander Leslies an den Reichskanzler vom 26. September 1636*. In: *Rikskansleren Axel Oxenstiernas skrifter och brevveling*. Utgifna af kongl. Vitterhets-historie- och antiqvitets-akademien. Sjette Bandet: Johan Baners Bref 1624–1641. Stockholm 1893, S. 465–468; *Johan Banérs berättelse, Skrivelser till konungen*. Bd. 1. 25. Sept. 1636. Reichsarchiv Stockholm.

die Bewegungsabläufe, damit sie diese auch in Gefechtssituationen präzise ausführen konnten.¹¹

Die Kriegsführung während der frühen Neuzeit kannte keine festen Frontlinien. Jederzeit und überall musste mit Überfällen gerechnet werden. Daher war die Sicherung der eigenen Position lebenswichtig. So wurde das eigene Lager durch Verhaue, Befestigungen, Schanzen und Redouten gesichert, die oftmals die Umgebung einbezogen und enorme Ausmaße erreichten.¹² Geschanzt wurde auch auf dem Schlachtfeld, um die eigenen Truppen und insbesondere die Artillerie in eine vorteilhafte Position zu bringen. Und natürlich mussten die Soldaten bei der Belagerung von Städten umfangreiche Schanzarbeiten durchführen. Die gestaffelten Belagerungsringe aus Wall, Graben und diversen Laufgräben waren oft viele Kilometer lang. Gab es zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges noch spezielle, schlecht bezahlte Schanzer, so fiel diese Aufgabe nach und nach allen zu, oftmals auch dem mitziehenden Tross oder den Bauern der Umgebung.¹³

Neben diesen permanenten gleichmäßigen Belastungen gab es im Soldatenleben natürlich auch Phasen der Ruhe mit Langeweile, Wache schieben und Karten- sowie insbesondere Würfelspiel, aber auch Phasen massiver Überlastung. Diese können sicherlich teilweise auf Situationen in Schlachten oder Überfällen zurückgeführt werden. Auch wenn die Anzahl großer Schlachten während des Dreißigjährigen Krieges gar nicht so hoch war, war doch jedes Aufeinandertreffen ein Kampf auf Leben und Tod, der mit aller Kraft, Energie und Brutalität geführt wurde. Ebenso grausam waren die in die Tausende gehenden Scharmützel einzelner Truppenteile und die unzähligen Auseinandersetzungen mit der örtlichen Bevölkerung. Auch wer sein Leben nicht verlor, erlitt häufig schwere, oftmals bleibende Schäden.

11 Vgl. Peter Engerisser: *Von Kronach nach Nördlingen. Der Dreißigjährige Krieg in Franken, Schwaben und der Oberpfalz 1631–1635*. Weißenstadt 2004.

12 Vgl. Felix Biermann, Ralf Gebuhr: Über Befestigungen zur Zeit der Konfessionskriege. Das königlich-schwedische Feldlager zu Werben an der Elbe. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges*. Ausstellungskatalog. Hrsg. vom Landkreis Ostprignitz-Ruppin. Wittstock 1998, S. 67–83; Felix Biermann, Ralf Gebuhr: Erdanlagen im Festungsbau. Neuzeitliche Schanzen des 16. bis 19. Jahrhunderts, besonders im südlichen Brandenburg. In: *An Elbe und Oder. Beiträge zur brandenburgischen Landesgeschichte*. Winfried Schich zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Christian Popp und Joachim Stephan. Einhausen 2008, S. 149–269.

13 Vgl. Peter Burschel: *Söldner in Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien*. Göttingen 1994, S. 199–200.

Die alltäglichen Lebensbedingungen der Armeen während des frühen 17. Jahrhunderts sind kaum mehr vorstellbar. Die oftmals 20000 und zeitweise bis zu 50000 Mann starken Heere wurden begleitet von dem oftmals ebenso großen Tross,¹⁴ von tausenden von Pferden, von Pferde- und Ochsengespannen sowie von großen Herden Schlachtvieh. Meist war das Kriegsvolk mit seiner Bagage in Bewegung und ganzjährig den Witterungsverhältnissen ausgesetzt. Festere Feldlager wurden nur bei Belagerungen und während des Winters eingerichtet. Die Befehlshaber besaßen zumeist geräumige, teilweise luxuriöse Zelte, manchmal sogar mit fest installierten Öfen.¹⁵ Den Soldaten standen nur einfache Stoffzelte oder Hütten aus Stroh, alten Möbelteilen o. ä. zur Verfügung.¹⁶ Mensch und Tier lebte auf engstem Raum ohne geregelte Essensversorgung, Sanitäreinrichtungen und – war keine Fluss oder Bach in der Nähe – auch ohne fließendes Wasser.

Infektions- und Immunschwächekrankheiten hatten ein leichtes Spiel, Seuchen und parasitärer Befall breiteten sich nahezu ungehindert aus. Eine strukturierte und organisierte Heeresmedizin gab es nicht.¹⁷ Die Pflege durch im Tross lebende Familienangehörige war die bessere Versorgung.¹⁸ Wurde ein Soldat in der Schlacht verwundet, blieb er oftmals auf dem Schlachtfeld liegen oder er fiel in die Hände der Feldscherer. Diese waren für die als Handwerk geltende Chirurgie zuständig

-
- 14 Vgl. Bernhard R. Kroener: „Die Soldaten sind ganz arm, bloß, nackend, ausgemattet.“ Lebensverhältnisse und Organisationsstruktur der militärischen Gesellschaft während des Dreißigjährigen Krieges. In: *1648. Krieg und Frieden in Europa*. Hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling. Textbd. 1. *Politik, Religion, Recht und Gesellschaft*. Münster 1998, S. 285–292; Bernhard R. Kroener: „... und ist der jammer nit zu beschreiben“. Geschlechterbeziehungen und Überlebensstrategien in der Lagergesellschaft des Dreißigjährigen Krieges. In: *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*. Hrsg. von Karen Hagemann und Ralf Prüve. Frankfurt a. M., New York 2008, S. 279–296; Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 505–515.
- 15 Jochen Fahr, Cornelia Müller, Peter Pacak: Das schwedische Feldlager von Latdorf bei Bernburg von 1644 (Salzlandkreis, Sachsen-Anhalt) – Ergebnisse der Ausgrabungen am Kalkteich 22 und an der L73. In: *Schlachtfeldarchäologie – Battlefield Archaeology*. Hrsg. von Harald Meller. Halle 2009 (Tagungen des Landesmuseums für Vorgeschichte 2), S. 151–162.
- 16 Vgl. Burschel, *Söldner* (wie Anm. 13), S. 260–261.
- 17 Vgl. Ralf Vollmuth: *Die sanitätsdienstliche Versorgung in den Landsknechtsheeren des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit: Probleme und Lösungsansätze*. Würzburg 1991.
- 18 Vgl. *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg* (wie Anm. 9), S. 226–228; Kroener, *Lebensverhältnisse* (wie Anm. 14), S. 289–290.

und hatten ihr medizinisches Wissen zumeist auf Jahrmärkten oder von Barbieren erlernt. Die studierten Feldärzte für die Offiziere waren jedoch ebenfalls medizinisch schlecht ausgebildet und zudem nicht in allen Regimentern anzutreffen.¹⁹

2.2. Die Waffengattungen

Um die Verletzungen, die an den Skeletten der toten Soldaten aus dem Massengrab sichtbar wurden, interpretieren zu können, soll an dieser Stelle die zeitgenössische Bewaffnung kurz vorgestellt werden. Das Fußvolk, die Infanterie, wurde maßgeblich aus Musketieren gebildet, die in 10er-, später nur noch in 6er-Reihe hintereinander standen und versuchten, in einem rotierenden System Salvenfeuer abzugeben. Sie waren mit Luntenschlossmusketen bewaffnet und trugen für den Nahkampf zusätzlich Degen mit langer, schmaler, zweischneidiger Klinge oder die etwas kürzeren Rapiere sowie einen Dolch. Standardwaffe der Pikeniere war die Pike, ein Langspieß mit bis zu 5,5 m langem Schaft. Waagrecht auf Augenhöhe wehrten diese Piken anrückendes Fußvolk ab. Schräg gegen den rechten Fuß gestemmt, bildeten sie ein Bollwerk eiserner Spitzen auf Brusthöhe der anstürmenden Pferde. Hinzu kamen für den Nahkampf wiederum Rapier und Dolch. In die Kampfformationen eingestreut waren kleinere Gruppen von Hellebardenträgern. Die Hellebarde oder Helmbarte zählte zu den Stangenwaffen. Das beilförmige Eisen und der gegenüberliegende Haken an einem bis 2 m langen Schaft eigneten sich zum Hauen und Stechen. Die vielseitige Waffe war zudem Rangabzeichen schwedischer Infanterie-Offiziere.²⁰

Der Anteil der Reiterei stieg in den Armeen des Dreißigjährigen Krieges stetig an. Die Kürassiere der schweren Kavallerie waren bis in die 1630er Jahre durch einen kompletten Harnisch, den Kürass geschützt. Nach und nach wurden diese etwa 25 kg schweren Rüstungen durch leichtere Brust- und Rückenstücke mit offenen Sturmhauben abgelöst. Für den Kampf in der Halbdistanz waren die Reiter mit einem Paar Reiterpistolen ausgerüstet. Die Arkebusiere verwendeten Arkebusen oder Karabiner mit Radschloss, die mit dem Karabinerhaken an einem quer über dem Rücken getragenen Riemen gesichert wurden. Auch die berit-

19 Vgl. Christa Habrich: *Badermedizin, volksmedizinisches Brauchtum, wissenschaftliche Medizin und Chirurgie vom 16.–20. Jahrhundert*. Braunschweig 1995 (Deutsches Medizinhistorisches Museum Ingolstadt 2), S. 42–56, 77–93.

20 Vgl. Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 484–492, 573; Brzezinski, Hook, *Die Armee Gustav Adolfs* (wie Anm. 5), S. 22.

tenen Truppen waren für den Nahkampf ausgestattet, wobei hier zumeist das Reitschwert üblich war. Ergänzend kamen Dolche hinzu sowie insbesondere bei osteuropäischen Regimentern Äxte oder Streitkolben.²¹

Die Artillerie war während des Dreißigjährigen Krieges eine noch wenig standardisierte und zudem teure Waffengattung. Die schweren Belagerungsgeschütze erforderten einen enormen logistischen Aufwand. Aber auch die leichteren Feldgeschütze mussten von Pferden gezogen werden und waren während einer Schlacht kaum beweglich. Erst die im Verlauf des Krieges von den Schweden entwickelten Regimentsgeschütze ließen sich gut manövrieren. Die Artillerie wurde vorwiegend am Beginn einer Schlacht eingesetzt und verursachte hohe Verluste in den engen Kampfformationen. Neben den „Kartaunen“ und „Schlangen“ für Eisenkugeln von 2 bis 48 Pfund Gewicht, kamen Steilfeuergeschütze zum Einsatz. Haubitzen und Mörser verschossen Granaten, d. h. Hohlkugeln mit spezieller Zündvorrichtung und Brandsatz sowie Kartätschen, d. h. mit Steinen, Metallkugeln oder Schrott gefüllte Beutel oder Büchsen.²²

3. Der Ablauf der Schlacht (Sabine Eickhoff)

Zahlreiche Historiker haben in den vergangenen etwa 100 Jahren die historischen Quellen zur Schlacht von Wittstock ausgewertet und Skizzen zum Ablauf der Geschehnisse erstellt.²³ Wenn man diese Karten georefe-

21 Vgl. Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 456–483; Brzezinski, Hook, *Die Armee Gustav Adolfs* (wie Anm. 5), S. 61–67.

22 Vgl. Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 575–591.

23 Hier seien beispielhaft genannt: Julius Mankell: *Arkiv till upplysning om svenska krigens och krigsinrättningarnes historia. Tredje Bandet*. Stockholm 1861; Rudolf Schmidt: *Die Schlacht bei Wittstock: ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Halle 1876, S. 54–82; Gustaf Björilin: *Johan Banér*. Stockholm 1910, S. 451–455; Julius Krebs: *Aus dem Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Melchior von Hatzfeld 1632–1636*. Breslau 1910, S. 145–155, 245–255; Lars Tingsten: *Fältnarskalkarna Johan Banér och Lennart Torstensson såsom härförare*. Stockholm 1932, S. 63–75; Wilhelm Polthier: *Geschichte der Stadt Wittstock*. Berlin 1933, S. 92–96; Birger Steckzen: *Der schwedische Löwe Johan Baner*. Leipzig 1942, S. 183–201; Peter Englund: *Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Stuttgart 1998, S. 157–161; Gundula Gahlen: *Kataster zur Schlacht bei Wittstock von 1636*. In: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 5 (2002), S. 171–173; William P. Guthrie: *The later*

renziert und anschließend übereinander legt, ergibt sich ein viel zu großes Areal, mit stark voneinander abweichenden Aufstell- und Kampfzonen.

Um mit einiger Sicherheit sagen zu können, wo und wie sich das Schlachtgeschehen abgespielt hat, genügt es nicht, die Informationen aus den Schriftquellen heranzuziehen. In einem weiteren Arbeitsschritt wurde daher die frühere Landschaft rekonstruiert. Dabei halfen historische Landkarten, darunter die in der Staatsbibliothek Berlin aufbewahrte Handzeichnung der Gemarkung Wittstock aus der Zeit um 1700, in der Topographie, Bebauung und Pflanzenbewuchs verzeichnet sind (Gemarkung Wittstock um 1700). Die Sichtung von Luftbildern machte die starken baulichen Veränderungen des Schlachtfeldareals in den letzten 50 Jahren deutlich. Es wurden mehrere archäologische Luftbildflüge durchgeführt, um anhand von Bewuchsmerkmalen an Pflanzen die in den Schriftquellen wiederholt erwähnten Schanzanlagen der Verbündeten zu verorten. Die bei einer Laserscan-Befliegung 2010 gesammelten Vermessungsdaten ermöglichten schließlich eine genaue Darstellung der Geländeoberfläche, selbst in den Waldgebieten. Die wichtigsten Informationen ergaben sich jedoch aus den Verteilungsplänen der etwa 1100 zeitgenössischen archäologischen Funde, die bei Begehungen des Schlachtfeldareals in den Jahren 2009 bis 2011 vermessen und geborgen wurden. Auf Basis dieser Informationen stellen sich der Ablauf und die Verortung der Geschehnisse folgendermaßen dar.

3.1. Der Vorabend – Annäherung und Kampfvorbereitung

Das kaiserlich-sächsische Heer verließ am 29. September 1636 das feste Lager bei Perleberg und zog in Richtung Osten. Am Mittwoch, dem 1. Oktober lagerte es bei Wittstock. Der schnelle Anmarsch der Schweden ließ kein Ausweichen zu und zwang die Verbündeten zur Entscheidungsschlacht. Zahlreiche Ausrüstungs- und Gebrauchsgegenstände sowie vereinzelte Munitionsfunde zeigen, dass sie in den zwei Tagen vor der Schlacht mit ihrem Tross auf den Wiesen und Feldern südöstlich und östlich von Papenbruch lagerten. Hier schützte sie nach Süden das Feuchtgebiet der Natten Heide und nach Osten ein angrenzendes großes Waldgebiet. Nach Westen und Norden sicherten das

Thirty Years War. From the battle of Wittstock to the treaty of Westphalia. Westport, London 2003 (Contributions in Military Studies 222), S. 54–69; Angus Fowler: Schlacht bei Wittstock am Scharfenberg 1636. Exkursionsführer vom 21. September 2008 (unveröffentlichtes Manuskript); Roland Sennwald: *Das Kur-sächsische Heer im Dreißigjährigen Krieg.* Leipzig 2011. [im Druck]

Dorf Papenbruch und die aus Wall- und Graben bestehende spätmittelalterliche Wittstocker Landwehr das Lager. Wie aus der erwähnten Karte der Gemarkung Wittstock ersichtlich wird, erstreckte sich diese Befestigungsanlage damals deutlich weiter nach Süden als heute, nämlich bis kurz vor Papenbruch.



Abb. 1: Aus der handgezeichneten Karte der Gemarkung Wittstock aus der Zeit um 1700 lassen sich viele Details zur Rekonstruktion der zeitgenössischen Landschaft ablesen (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Kartenabteilung Inv. Kart. N 6980; Repro D. Sommer, BLDAM).

Die Befehlshaber Generalfeldmarschall Graf Melchior von Hatzfeld und Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen suchten einen für den Kampf geeigneten Bereich. Sie entschieden sich für die leichten Anhöhen zwischen Papenbruch und einer als „Langer Grund“ bezeichneten Geländerinne. Zu ihrem Schutz legten die Regimenter auf den Anhöhen Schanzen an. Sie ebneten das Gelände und brachten die etwa 40 Kanonen der Artillerie in geeignete Schusspositionen. Die Zwischenräume sicherten sie durch Wagen und Karren. Bei den Schanzanlagen handelte es sich, entgegen beispielsweise dem Kupferstich von Matthäus Merian aus dem *Theatrum Europaeum*, nicht um tiefe Gräben und hohe Wälle.²⁴ Fehlende Bewuchsmerkmale zeigen, dass es in dem betroffenen Areal keine Grabenanlagen geben hat. Vielmehr legten die Soldaten kaum in den Untergrund eingreifende Verschläge und Wandkonstruktionen an.

Am Freitag, dem 3. Oktober erreichten die Schweden nach mehreren Eilmärschen die Dosse bei Fretzdorf, etwa eine schwedische Meile (ca. 10 km) von den gegnerischen Stellungen entfernt. Sie eroberten den Flussübergang und reparierten die zerstörte Brücke. Etwa 1000 Musketiere setzten zum Gut Warnstadt über und sicherten damit den Übergang. Die Reiter-Regimenter von General Lennart Torstensson und Johan Banérs eigenes Regiment folgten noch am Abend.

Die Schlacht schien unausweichlich und so gaben die Verbündeten die Kampf-Losung aus: „Auf Gott Will“. Die Soldaten verbrachten in banger Erwartung des Kampfes eine kurze Nacht unter freiem Himmel, seit den frühen Morgenstunden in formierter Stellung.

3.2. Der Morgen – Aufstellung und Strategie

Am frühen Morgen stellten die Verbündeten ihre zwischen 22000 und 23000 Mann starken Truppen in Schlachtordnung auf. Zehn sächsische und 24 kaiserliche Infanterie-Regimenter nahmen im Zentrum ihre Position ein, die Reiter von 19 sächsischen und 20 kaiserlichen Regimentern gruppieren sich an den Flügeln.²⁵ In einer etwa 2,5 km langen, doppelten Frontlinie warteten sie auf den schwedischen Gegner, der sich südöstlich von ihnen befand. Die Formationen waren dabei nahezu

24 Matthäus Merian: *Eigentliche Delineation des treffens [...] bei Wittstock*. In: *Theatrum Europaeum*. Bd. 3. Frankfurt a. Main 1670, S. 707–710.

25 An dieser Stelle soll weder eine Bewertung der Truppenstärken noch der tatsächlich eingesetzten Regimenter erfolgen, siehe dazu z. B. Guthrie, *The later Thirty Years War* (wie Anm. 23) oder Sennewald, *Heer* (wie Anm. 23).

nach Osten und nicht – wie bislang zumeist angenommen – nach Süden ausgerichtet. So schützten die auf über 100 m ansteigenden Hottenberge mit der Hottenburg und der spätmittelalterlichen Landwehr den Rücken der Aufstellung und der Ort Papenbruch die rechte Flanke. Die Artillerie war auf die östlich gegenüberliegende Hügelkette und dabei wohl vornehmlich auf den mittleren Weinberg ausgerichtet sowie auf die davor liegende Flächen. Eine Ausrichtung nach Süden auf das Feuchtgebiet der Natten Heide scheint wenig sinnvoll, da dieses während des 17. Jahrhunderts noch nicht melioriert war, so dass es weder von Fuß- noch von Reitereinheiten zu durchdringen war.²⁶

Seit den frühen Morgenstunden setzten die schwedischen Truppen bei Fretzdorf über den Fluss, zuerst die Kavallerie, dann folgte die Infanterie. Die Einheiten zogen entlang der Niederung der Dosse an die Stadt heran. Um die Mittagszeit sammelte sich der Großteil der Regimenter auf einem Feld in etwa einer halben Meile Entfernung vom Feind. Dieses Aufmarschgebiet konnte bislang nicht archäologisch untersucht werden, so dass noch unklar ist, wo genau sich die schwedische Armee in Formation stellte (Abb. 3). Die schwedische Armee unter Feldmarschall Johan Banér war mit 19000 bis 21000 Mann wohl etwas schwächer als der Gegner.²⁷ Auch hier befand sich die Kavallerie mit 32 Regimentern auf den Flügeln und die Infanterie im Zentrum. Die Anzahl der Kanonen ist unbekannt. Die Kampflösung der Schweden lautete „Gott mit uns“.

Nachdem Feldmarschall Banér die gegnerischen Stellungen in Augenschein genommen und erkannt hatte, dass der übliche Frontalangriff nicht erfolgreich sein könne, traf er eine für damalige Gepflogenheiten ungewöhnliche Entscheidung. Er teilte seine Armee und ließ die Kavallerie einen doppelten Flügelangriff ausführen. Die ca. 2650 Mann starke aus Schweden, Finnen und angeworbenen deutschen Truppen bestehende Reiterei des linken Flügels unter den Generälen Torsten Stalhanske und James King machte sich nach Westen auf den Weg die kaiserliche Armee zu umgehen. Die überwiegend aus nationalschwedischen Brigaden bestehende Kavallerie vom rechten Flügel unter General Torstensson und Johan Banér selbst umging die feindlichen Stellungen östlich. Entlang der Niederung der Dosse bewegten sie sich,

26 Vgl. Generallieuten: *Kings Relation of the late battell before Wittstock the 24th. of September 1636*. The National Archives London, SP 80/9, ff. 275–276. Ich danke Adam Marks von der Universität St. Andrews für die Entdeckung und Überlassung dieses wertvollen Dokuments.

27 Siehe dazu Anm. 4.

weiterhin außerhalb der Sicht des Gegners, auf die Stadt Wittstock zu. Die Infanterie des Zentrums unter Alexander Leslie folgte den Reitern mit einigem Abstand.

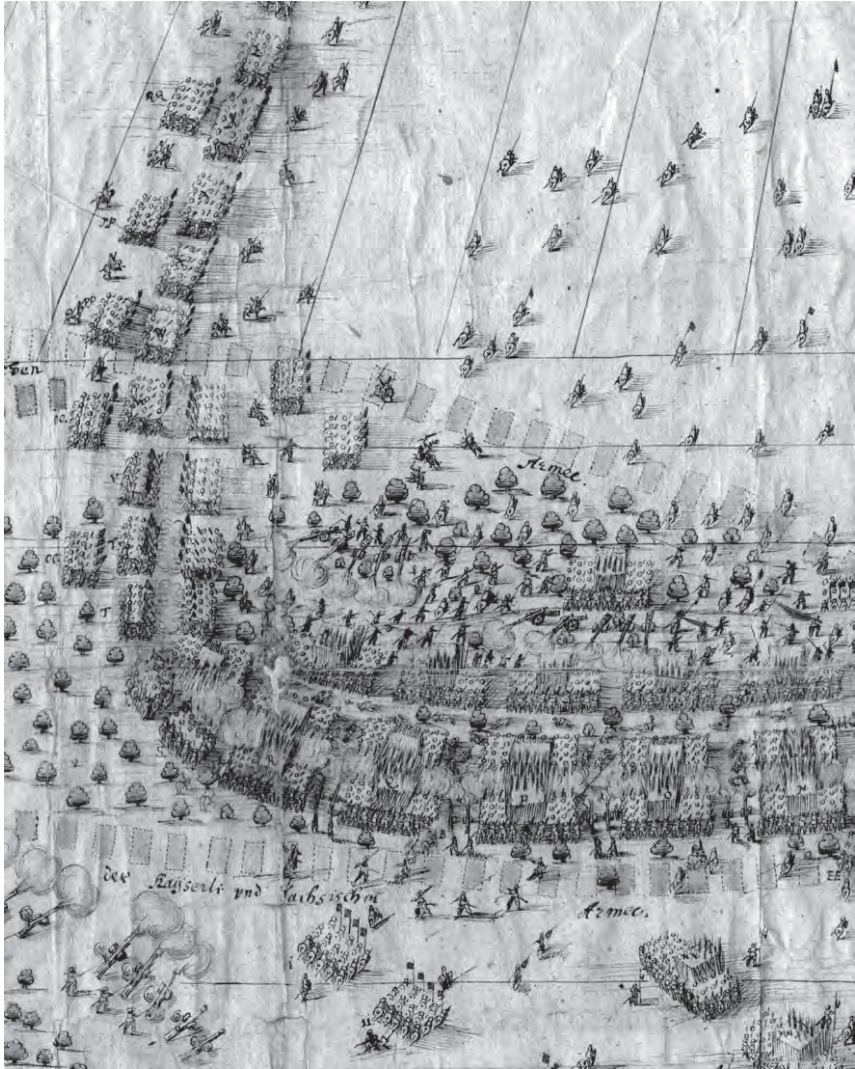


Abb. 2: Die detailreiche Schlachtdarstellung des Konrad von Maesberg aus dem Jahr 1636 zeigt das Aufeinanderprallen der gegnerischen Einheiten (Kriegsarchiv Stockholm, Sveriges Krig 3:200, Ausschnitt).

3.3. Der Nachmittag – Kampf und Gemetzel

Spätestens als die Reiter des rechten schwedischen Flügels auf Höhe des Scharfenbergs ankamen, wurden sie vermutlich gegen 14 Uhr für die Kaiserlichen und die Sachsen sichtbar. Sie begannen jedoch nicht, sich anzunähern, sondern nahmen weiterhin ihren Weg nach Norden. Um den geplanten Zangenangriff und ein Einfallen in ihren Rücken zu verhindern, musste sich der linke Kavallerie-Flügel der Verbündeten sowie mit einiger Verzögerung auch die langsamer manövrierbare Infanterie aus den gesicherten Stellungen herausdrehen.²⁸ Angeführt von Feldmarschall Hatzfeld eilten sie durch den „Langen Grund“ nach Nordosten, fingen die Schweden ab und stellten sich ihnen entgegen. Die Kampfhandlungen begannen. Schnell griffen auch Reiter des verbündeten rechten Flügels in das Geschehen ein. Die schwedischen Reiterregimenter ritten immer wieder (nach schriftlichen Berichten bis zu zehn Mal) gegen die Anhöhen. Gemäß einer detailreichen farbigen Karte eines anonymen schwedischen Grafikers, die im Kriegsarchiv in Stockholm aufbewahrt wird,²⁹ führte Lennart Torstensson den Reiterangriff. Die Grafik zeigt ihn im Galopp auf die in hohem Tempo von einem Hügel herabkommenden verbündeten Reiter zupreschen. Auf dem Hügel haben bereits drei sächsische Infanterieregimenter Position bezogen. Des „Feindes ganze Forza von Kavallerie“ richtete sich auf den schwedischen rechten Flügel, so dass trotz anfänglicher Schwierigkeiten die Position der kaiserlichen und sächsischen Einheiten zunehmend besser wurde.

Eine große Anzahl an Bleikugeln von Handfeuerwaffen an der Nord-, Ost- und Südflanke des so genannten Bohnekamp, erlaubt es, den so hart umkämpften Hügel hier zu verorten (Abb. 4). Nirgends auf dem Schlachtfeld war die Anzahl aufgefundener Bleikugeln so hoch. Mehr als 90 % von ihnen ist sehr stark deformiert und belegt somit das Abfeuern der Waffen auf kurze und kürzeste Distanz.³⁰

28 Vgl. *Bericht Leslies* (wie Anm. 10).

29 Anonymus: *Vorzeichnuss vnd Abriss des Treffens so zwischen den Schwedischen vnd Keiserischen, bey Wittstock auff den Scharffen Berge geschehen [...] Den 24 September 1636*. Krigsarkiv Stockholm. Sveriges Krig 3:199.

30 Vgl. Glenn Foard: *The investigation of early modern battlefields in England*. In: *Schlachtfeldarchäologie* (wie Anm. 15), S. 117–125; Glenn Foard: *Guidance on Recording Lead Bullets from Early Modern Battlefields*. O. O. 2009. Online: http://www.heritagescience.ac.uk/Research_Projects/projects/Projectposters/Conservation_of_Battlefield_Archaeology_project_report_Appendix3, Abruf 19.09.2011.

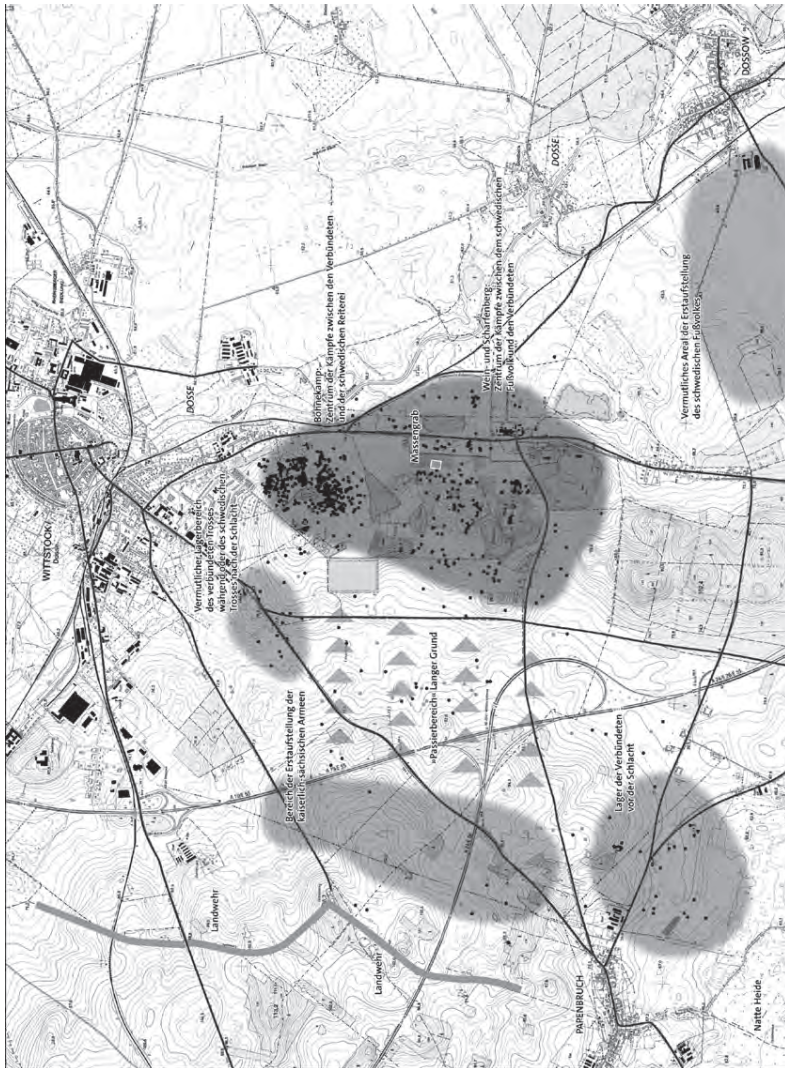


Abb. 3: Als Ergebnis aller historischen, archäologischen und landschaftsgeschichtlichen Untersuchungen können Aufmarsch-, Kampf- und Passierzonen voneinander abgegrenzt werden (Grafik: A. Löser/R. Opitz, BLDAM).

Die Kugelkonzentration besteht sowohl aus Pistolen- und Arkebusenmunition als auch aus Musketenkugeln. Am häufigsten vertreten sind Musketengeschosse, doch ist dieser Anteil an Infanteriegeschossen nicht höher als der Anteil an Kavalleriemunition, d. h. Pistolen- und Arkebusenkugeln zusammen. Da Reiter ihre Pistolen jedoch oft nur mit einem oder zwei Schüssen einsetzten, während aus Arkebusen, insbesondere jedoch aus Musketen viel mehr Schüsse abgegeben wurden, kann dennoch von einer Dominanz der Reiterei am Bohnefeld ausge-

gangen werden. Damit erstreckten sich die Gefechte deutlich weiter noch Norden als bislang bekannt, nämlich bis nicht einmal 1 km vor die Tore der Stadt.

Nach dem mühsamen Weg entlang der Dosse-Niederung erreichte das schwedische Fußvolk unter Feldmarschall Alexander Leslie am frühen Nachmittag das Kampfgebiet. In der „anonymen Karte“ reitet der schottische Feldherr an der Spitze seiner Truppen, die fünf Brigaden mit zahlreichen schwedischen, finnischen und schottischen Einheiten umfasste. Ihr Einsatz verschaffte der schwedischen Reiterei zwischenzeitlich Entlastung. Als jedoch schließlich die kaiserliche und sächsische Infanterie in die neue Kampfrichtung gedreht war und eingriff, konnte keine Partei mehr einen deutlichen oder schnellen Vorteil für sich erringen. Feldmarschall Leslie berichtete dem schwedischen Reichskanzler Axel Oxenstierna später, dass er ein so „scharpfes rencontre“ in seinem Leben „fast nicht mehr gesehen“ habe.³¹ Die von ihm geführten Regimenter zu Fuß erlitten hohe Verluste; die schottische Brigade verlor fast die Hälfte ihrer Soldaten.

Diese Gefechte ereigneten sich vornehmlich am Weinberg sowie dem südlich anschließenden Scharfenberg. Diese beiden, heute bewaldeten Erhebungen gehen ineinander über und sind durch so viele moderne Bodeneingriffe in Mitleidenschaft gezogen, dass alle Interpretationen unter einem gewissen Vorbehalt stehen. 60 Jahre nach der Schlacht war nur der südliche, der eigentliche „Scharfe Berg“ bewaldet. Bei den archäologischen Begehungen erwies sich dessen Kuppe als weitgehend fundfrei. In etwa entlang der aus der Karte von 1700 übertragbaren Waldgrenze sowie zwischen den Kiefern am Weinberg kamen jedoch zahlreiche Projektile und andere Fundgegenstände zum Vorschein (Abb. 4). Damit wird der Gehalt der historische Karte bestätigt und die Kuppe des eigentlichen Scharfenbergs kann als zentrales Kampfareal ausgeschlossen werden.

Die Verteilung der Bleikugeln am Weinberg ist weniger dicht als am Bohnenkamp (Abb. 4). Aber auch hier machen Musketenkugeln etwa die Hälfte der Funde aus. Innerhalb der Munition der Kavallerie sind Kugeln für Karabiner wiederum häufiger als die für Pistolen. Im Bereich um das Massengrab kehrt sich dieses Verhältnis jedoch um. Wie auch im Grab selbst, wo 21 der 24 aufgefundenen Projektile aus Reiterpistolen stammen, ist ihr Anteil hier deutlich erhöht. Zudem überwiegen unter diesen Pistolenkugeln solche, bei denen der Gusskanal nicht

31 *Bericht Leslies* (wie Anm. 10).



Abb. 4: Fundverteilung von Projektilen (schwarze Signatur) und anderen Funden (rote Signatur) des 17. Jahrhunderts (Inhalt: A. Grothe, BLDAM, Grafik: A. Löser, BLDAM).

entfernt wurde, um ein Vielfaches. Insgesamt lassen sich somit andere Gefechte als am Bohnenkamp erfassen. Der Weinberg kann als Zentrum der Infanteriekämpfe angesehen werden. Als der schottische Oberbefehlshaber mit seinen Fußsoldaten das Kampfgebiet erreichte, waren die Gefechte rundherum bereits entbrannt und die eigene Kavallerie in großer Bedrängnis. Die geringere Anzahl an Kugeln, die in den Schriftquellen aufgeführten hohen Verluste der beteiligten Einheiten und auch

die Art und Anzahl der erlittenen Verwundungen (siehe unten) lassen annehmen, dass die Einheiten schnell zum Nahkampf mit Schwert und Degen übergehen mussten. Bei einzelnen Reiterangriffen kamen allerdings ebenfalls viele Männer zu Tode. Diese Einheiten verwendeten in einem überdurchschnittlich hohen Maß Kugeln mit Gusszapfen und bewirkten so besonders schwere Verletzungen bei den Getroffenen. Ob es sich dabei, wie in der Wittstocker Bischofschronik aus dem Jahr 1697 genannt, um sächsische Kürassierregimenter handelte,³² muss jedoch unbeantwortet bleiben.

Auf der Kuppe und am Osthang des Weinberges fanden sich die unterschiedlichen Einzel- und Kartätschengeschosse der Artillerie. Die unregelmäßig deformierten Bleiklumpen mit einem Kaliber von bis zu 27 mm wurden ursprünglich in Metallbüchsen, Leinen- oder Holzbehälter eingelegt und konnten sowohl aus Steil- als auch Flachfeuergeschützen verschossen werden.³³ Um Gewicht und Material zu sparen, besaßen die Bleikugeln teilweise einen Kern aus Kieselsteinen, der sich beim Aufprall aus der Bleimatrix heraus schob. Die Wittstocker Stücke aus Weichblei besitzen die typischen facettierten Oberflächen, die durch den Druck bei der Beschleunigung während des Abschusses entstanden. Zudem weisen sie charakteristische Spuren auf, die eindrücklich vom Aufprall in die eng gestellten Reihen von Soldaten und Reitern zeugen.

Der überwiegende Teil konnte aus leichten Bockbüchsen oder Falkonetten sowie mindestens Drei- oder Vierpfünder-Kanonen abgefeuert werden, die aufgrund ihres vergleichsweise geringen Gewichtes gut manövrierbar waren und während der Schlacht mitgeführt werden konnten. Dennoch fand sich die Munition fast nur am Weinberg und damit in einem Gebiet, das von der Erstaufstellung der verbündeten Armee nördlich von Papenbruch aus beschossen werden konnte. Deren, wie bereits erläutert, nach Osten ausgerichtete Stellungen hatten den Langen Grund und den Westhang des Weinbergs als ursprünglich geplantes Kampfareal im Visier. Die Kuppe und der Osthang des Wein-

32 *Die Wittstocker Bischofschronik des Joachim Conrad Stein vom Jahre 1697.* Übertragen und übersetzt von Kurt Zellmer. Wittstock 2000 (unveröffentlichtes Manuskript), S. 109.

33 Vgl. Derek Allsop, Glenn Foard: Case shot: an interim report on experimental firing and analysis to interpret early modern battlefield assemblages. In: *Journal of Conflict Archaeology* 3 (2008), S. 111–146. Diese Ausführungen zur Artilleriemunition stammen von meiner Kollegin Anja Grothe. Ich danke ihr zudem für die Überlassung der Projektil-Kartierungen zur historischen Auswertung.

bergs liegen jedoch nahezu 2,5 km von dieser Position entfernt und überschreiten damit die anzunehmenden maximalen Schussweiten der Geschosse.³⁴ Somit spricht zwar einiges dafür, dass die Artilleriemunition von den Kaiserlichen oder den Sachsen abgefeuert wurde, ein Beschuss aus schwedischen Geschützen kann jedoch nicht ausgeschlossen werden.³⁵ Dies gilt besonders für Einzelschüsse aus den mitgeführten Infanteriegeschützen.

Die Schlacht dauerte mehrere Stunden. Es gab unendliche Grausamkeiten, viele Söldner starben oder wurden verletzt. Dennoch findet sich kaum eine zeitgenössische Abbildung, die einen realistischen Eindruck vom Kampfgeschehen in Wittstock vermittelt. Die galoppierenden Pferdehufe und schmetternde Trompeten, donnernde Schüsse und Pulvernebel, klirrende Schwerter und laute Schmerzenschreie der Verletzten, zerschmetterte Schädel und blutige abgetrennte Gliedmaßen, das verzweifelte Flehen der Sterbenden und das Röcheln verletzter Pferde lassen sich aus keiner Darstellung auch nur im Ansatz erahnen.

3.4. Der Abend – Sieg oder Niederlage

Je länger der Kampf dauerte, desto deutlicher wurde die Übermacht der Verbündeten. Diese hatten mittlerweile den größten Teil ihrer Regimenter ins Geschehen beordert. Die Schweden erwarteten immer dringender die Unterstützung durch ihren linken Kavallerieflügel sowie die Infanteriereserve. Erst kurz vor Sonnenuntergang erschien von Süden Generalmajor Johann Vitzthum von Eckstädt mit der Reserve des Fußvolkes und griff in die Kämpfe ein. Nach der Schlacht kritisierte Feldmarschall Banér den Deutschen heftig für den verzögerten Anmarsch und ließ ihn dazu in Schweden durch ein Gericht befragen.

Gleichzeitig erreichten die Reiter des linken schwedischen Flügels ihr Ziel, die unter ihren Generälen Stalhanske und King die Natte Heide weiträumig umgangen hatten. General James King erläuterte in seinem Bericht an den englischen König, dass einige Regimenter einen zu weiten Weg nahmen und andere, darunter sein eigenes, unterwegs in längere Gefechte mit abseits der kaiserlichen Hauptarmee befindlichen Trup-

34 Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 586, gibt für Vierpfünder halbwegs zielsichere maximale Schussweiten von 1150 m – 1600 m an und für Mörser von 1500 m – 2300 m.

35 Einen solchen Beschuss kaiserlicher Kürassiere durch die schwedische Artillerie erwähnt Steckzen, *Der schwedische Löwe* (wie Anm. 23), S. 190.

pen verwickelt worden waren.³⁶ Im letzten Abendlicht erreichten die Truppen jedoch ihr Ziel und fielen den kaiserlichen Infanterieeinheiten, die noch in der ursprünglichen Position standen, überraschend in die Flanke. Dieses Areal, in dem der schwedische linke Flügel nach der Umgehung der Natten Heide die verbliebenen kaiserlichen Infanterieregimenter in letzte Gefechte verwickelte, ist aufgrund zu geringer Fundmengen derzeit nicht abgrenzbar (Abb. 4).

Aufgrund der Dunkelheit kamen die Kämpfe an den verschiedenen Fronten gegen 18 Uhr ohne eindeutigen Sieger zum Erliegen. Zwischen all den toten und verletzten Menschen und Pferden mussten die Soldaten auf dem Schlachtfeld verbleiben. Aufgrund der an den verschiedenen Stellen neu aufgeflamten Gefechte konnten die Verbündeten die tatsächliche Größe der schwedischen Truppen nicht mehr einschätzen. Hohe Verluste und mehr und mehr Fahnenflüchtige in den eigenen Reihen veranlassten sie, das Schlachtfeld in der Nacht zu räumen. Damit hatte die schwedische Seite den Sieg errungen.

Am folgenden Morgen, dem 5. Oktober 1636, setzten die Schweden den Verbündeten in Richtung Pritzwalk nach und töteten noch zahlreiche Soldaten. Dieser Weg der fliehenden kaiserlich-sächsischen Truppe in Richtung Heiligengrabe und Perleberg konnte bislang noch nicht archäologisch untersucht werden. Die Schweden machten überreiche Beute. Neben der kompletten Artillerie, hunderten von Transport- und Munitionswagen sowie zahlreichen Fahnen und Standarten kam der sächsische Kanzlei- und Silberwagen in schwedischen Besitz. Feldmarschall Banér ließ das Schlachtfeld aufräumen und nach verwundeten Offizieren suchen. In den folgenden Tagen legten vermutlich schwedische Soldaten am Weinberg das Massengrab an. Tote und in den Wochen nach der Schlacht ihren Verletzungen erlegene Offiziere beider Gegner fanden in den beiden Kirchen der Stadt, der Heilig-Geist- und der Marienkirche ihre letzte Ruhestätte.

Die schwedische Armee benötigte aufgrund der Strapazen der Schlacht und der Gewaltmärsche in den Tagen zuvor dringend eine Ruhepause. Der für zwei Tage geplante Aufenthalt sollte auch der Versorgung der Verwundeten dienen. Daher wurde südlich der Stadt und somit ganz in der Nähe des Schlachtfeldes das Lager für die Truppen und den Tross aufgeschlagen. Banér selbst und ein Teil seiner Generäle scheint jedoch in der Stadt Quartier bezogen zu haben. Eine Anhäufung von Funden nordwestlich des Kampfgebietes entlang der Straße

36 Vgl. Generall Lieuten, *Kings Relation* (wie Anm. 26).

Wittstock-Papenbruch steht in Verbindung mit der Versorgung der Truppen und somit vermutlich mit einem Tross. Ob jedoch die Begleitmannschaft der Verbündeten hier das Kampfgeschehen abwartete oder auch den Munitionsnachschub organisierte oder das Areal zu dem schwedischen Lager gehörte, das nach dem Ende der Kämpfe aufgeschlagen wurde, kann nicht sicher beantwortet werden. Einiges spricht für die zweite Möglichkeit, jedoch sind die Bereiche vor den Mauern der Stadt inzwischen weitgehend überbaut und daher archäologisch kaum noch zu erforschen.

4. Archäologische Analysen von Massengrab und Schlachtfeld (Anja Grothe)

Die Erforschung des Wittstocker Schlachtfeldes begann 2007 mit einem Zufallsfund: Ein Kiesgrubenbesitzer meldete dem Museum des Dreißigjährigen Krieges in Wittstock den Fund menschlicher Knochen in seiner Kiesgrube vor den Toren der Stadt. Diese wichtige Information gelangte dann an das BLDAM, eine erste Sichtung und Sicherung des Befundes folgte, die vom Bagger aus ihrem Zusammenhang gerissenen Knochen wurden aufgesammelt. Eine erste anthropologische Untersuchung ergab, dass es sich nicht um Opfer der Todesmärsche aus dem KZ Sachsenhausen handelte, die im Frühjahr 1945 über die Landstraße nach Norden zogen. Die Zähne wiesen keine Spuren moderner medizinischer Behandlungen auf, die ausschließlich von Männern stammenden Knochen waren robuster als dies für eine moderne Population zu erwarten wäre. Dies deutete somit auf eine Verbindung zur Schlacht von Wittstock vom 4. Oktober 1636 hin.

Dieser zufälligen Entdeckung folgte einige Wochen später die wissenschaftliche, von Anfang an interdisziplinär angelegte, von Archäologen und Anthropologen gemeinschaftlich durchgeführte Ausgrabung dieses einzigartigen Befundes. Am Ende der siebenwöchigen Kampagne war ein Massengrab von 3,50 m Breite und 4,80 m Länge mit 88 Skeletten in originaler Fundlage und einer großen Anzahl Einzelknochen aus der vom Bagger verursachten Störung an der Westseite untersucht. An der Baggerkante wurde ein Schädel dokumentiert, der – trotz des fehlenden, vom Bagger zerstörten restlichen Skelettes – zur Rekonstruktion der Gesamtlänge des Befundes diente: Verlängert man das

Grab um die rekonstruierte Durchschnittsgröße der hier bestatteten Männer von 1,70 m kann die Grabgrube auf eine Gesamtlänge von etwa 6 m vervollständigt werden (Abb. 5). Sowohl die archäologische, auf dieser Situation beruhende als auch die anthropologische, auf der Berechnung der Einzelknochen basierende Berechnung, erbrachte ein übereinstimmendes Ergebnis: Diese ursprüngliche Größe von 6 m x 3,5 m bot ausreichend Raum, um etwa 125 tote Körper aufzunehmen.³⁷

Die Grabgrube war ostnordost-west-südwestlich ausgerichtet, berücksichtigte somit die topografischen Bedingungen der Umgebung. Die ursprüngliche Geländeoberfläche an dem von Norden nach Süden abfallenden Hang des Weinbergs war bereits vor Grabungsbeginn rund um das Massengrab großflächig durch den Sand- und Kiesabbau abgetragen worden, so dass die Eintiefung der Grabgrube in den sandigen Untergrund von etwa 1,60 m – 1,70 m allenfalls geschätzt werden kann.

Wenn auch die Schriftquellen über den Zeitpunkt und Ablauf der Bestattung nichts verraten, liefert doch der archäologische Zusammenhang im Grab selber viele Informationen. Die Beisetzung der Soldaten in einer offensichtlich festgelegten Reihenfolge erfolgte mit dem Ziel, möglichst viele Leichen in der Grube unterzubringen. Zunächst wurden die Toten in drei Lagen übereinander mit den Köpfen entlang der Längsseiten und den Füßen zueinander dicht an dicht in dieses Grab gelegt. Es ließ sich nachweisen, dass in der untersten Bestattungslage die toten Körper zunächst in der nördlichen, dann in der südlichen Reihe, jeweils von West nach Ost abfolgend, abgelegt wurden. Der Kiesbagger hatte den Westteil des Grabes und damit den Zusammenhang der an den Anfang der Reihen gelegten Körper zerstört. Das erste bei der Ausgrabung in originaler Fundlage freigelegte Skelett erhielt die Bezeichnung „Individuum 50“, das letzte am Ostrand der Südreihe „Individuum 52“. Diese unterste Lage umfasste 25 Skelette unterschiedlicher Erhaltung. In der nächsten Bestattungslage mit 23 Toten wurde in der südlichen Reihe begonnen, dann folgte die nördliche; die Richtung von Westen nach Osten wurde beibehalten. Somit ist „Individuum 55“ im Westen der Südreihe der erste Tote dieses Stratums, „Individuum 51“ im Nordosten der letzte. In der dritten Lage behielt man das Muster bei: „Individuum 41“ in der Südwestecke wurde zuerst, „Individuum 9“ in der Nordostecke zuletzt in die Grube gelegt.

37 Vgl. Anja Grothe, Bettina Jungklaus: In Reih' und Glied – die Söldnerbestattungen von 1636 am Rande des Wittstocker Schlachtfeldes. Archäologische und anthropologische Aspekte. In: *Schlachtfeldarchäologie* (wie Anm. 15), S. 163–171.

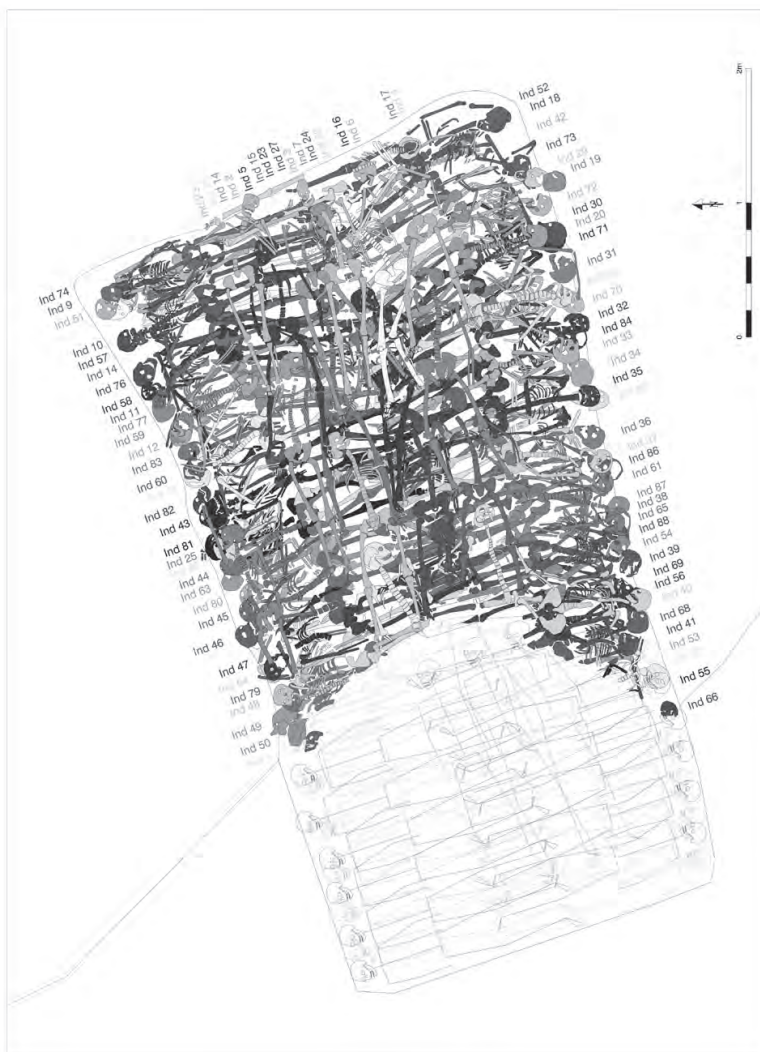


Abb. 5: Umzeichnung der Skelette im Massengrab, mit ergänzender Rekonstruktion der Gesamtlage (Grafik: A. Grothe, BLDAM).

Auf die Beine, die im unverwesten Zustand weniger Platz in der Grube einnahmen als die Oberkörper, wurden anschließend weitere Leichen eingebracht. Die Ausrichtung änderte sich allerdings: die Toten lagen nun rechtwinklig zu den vorherigen. Von Westen nach Osten fortschreitend wurde das Grab mit Reihen von jeweils drei oder vier Toten so gefüllt, dass in dieser Bestattungsebene Unterkörper und Beine der nachfolgenden Reihe neben und über den Köpfen und auf den Oberkörpern der darunter liegenden Reihe deponiert waren. Somit wurden die „Individuen 26 bis 28“ von den „Individuen 22 bis 24“ überlagert,

darauf folgten die „Individuen 14 bis 17“, danach die „Individuen 7, 8, 6, 5“ und schließlich die „Individuen 2 und 3“. Den allerletzten Platz entlang der Ränder der Grabgrube erhielten nun die einzelnen Körper des „Individuum 25“ und „Individuum 1“.

Diese Beisetzung entspricht nicht der für einen Gemeindefriedhof üblichen christlichen Ausrichtung, die vorsieht, dass der Tote nach Osten blickt, in die Richtung, in der die Sonne am „Jüngsten Tag“ aufgeht. Die Bestattung wurde vielmehr den militärischen Erfordernissen angepasst, den Platz in der Grabgrube mit möglichst vielen Leichen auf einmal auszunutzen.³⁸

Angelegt wurde das Grab wahrscheinlich von Angehörigen der schwedischen Armee, möglicherweise durch Kriegsgefangene beim Zusammentragen der Leichen und beim Ausschachten der Grube unterstützt. Somit dürfte sich auch die Art und Weise, wie die Toten in die Grube gelegt worden waren, erklären lassen: Die zumeist vom Körper abgespreizten Arme und die eng zusammen liegenden Beine erlauben den Rückschluss, dass ein Soldat die Leichen an Armen und Handgelenken hielt und sie in das Grab hinab gleiten ließ, während ein zweiter, in der Grube stehender den Körper an den Beinen in die passende Position zog. Die auf und unter dem Körper des Nachbarn liegende Arme könnten darauf hindeuten, dass sich die Totenstarre zumeist wieder gelöst hatte. Hinweise, dass die Toten längere Zeit auf dem Schlachtfeld gelegen haben könnten, wie Verbißsspuren von Hunden, Füchsen oder Nagern an den Knochen, fanden sich nicht. Somit dürfte die Bestattung der Gefallenen wahrscheinlich ein bis zwei Tage nach dem Ende der Kämpfe erfolgt sein.

Nicht nur die Bestattungsvorgänge lassen sich am Massengrab ablesen, sondern auch die Plünderungsvorgänge nach der Schlacht. Nur an insgesamt 26 der 88 Individuen sind zur Kleidung zu zählende Kleinfunde aus Eisen und Buntmetall nachweisbar. Ihre Lage an den Knochen ermöglicht es, auf die Kleidungsstücke rückzuschließen, die die Männer zum Zeitpunkt der Bestattung noch trugen, denn gerade die kleinteiligen Verschlussstücke wie Haken und Ösen sind auf zeitgenössischen Abbildungen niemals abgebildet. Textile Reste der Alltagskleidung der Soldaten hatten sich nur als durch Metallsalze konservierte

38 Vgl. Anja Grothe, Bettina Jungklaus: Archaeological and anthropological examinations of a mass grave from the 1636 battle at Wittstock: a preliminary report. In: *Limping together through the ages. Joint afflictions and bone infections*. Hrsg. von Gisela Grupe, George McGlynn und Joris Peters. München 2008 (Documenta Archaeobiologiae 6), S. 127–135.

Reste von Woll- und Leinenfäden, nur vereinzelt als kleinteilige Stoffreste im Bereich der Metallfunde erhalten. Am Skelett von Individuum 18 fanden sich im Oberkörperbereich eine größere Anzahl von omega-förmigen Ösen und Haken von etwa 1 cm Größe aus gebogenem Eisendraht, die zum Verschließen einer Jacke dienten.



Abb. 6: Haken und Ösen in verschiedenen Größen (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Bei weiteren 15 Skeletten konnten derartige Haken und Ösen, wenn auch nur jeweils als Einzelstücke, nachgewiesen werden (Abb. 6 oben). Sie zeigen, dass Teile der ursprünglichen Verschlüsse ausgerissen sein müssen und die Träger ihre Kleidungsstück entweder nicht mehr vollständig in der ursprünglich gedachten Variante zuknöpfen konnten oder die Jacke alternativ mit Nestelschnüren oder mit Knöpfen aus Leder oder gezwirnter Wolle verschlossen. Die Haken und Ösen waren als nicht sichtbare Verschlüsse auf einer verdeckten Leiste oder am Leinenfutter der Wolljacken oder Lederkoller aufgenäht, wie erhaltene Beispiele zeitgenössischer Kleidung zeigen.³⁹ Zu dieser Jacke gehörten

39 Vgl. David Blackmore: *Arms and armour of the English Civil War*. London 1990, S. 18–21.

kleine Knöpfe von etwa 11 mm Durchmesser im unteren Ärmelbereich. Interessanterweise lassen sich drei verschiedene Arten dieser halbkugligen Eisenknöpfchen beobachten: Die Stücke am linken Unterarm sind mit radial zusammenlaufenden Linien, am rechten mit einer kleinen Erhebung verziert. Als Einzelstück am jeweils linken und rechten Ärmel befand sich ein etwa gleichgroßer Knopf, der ursprünglich mit Stoff überzogen war. Offensichtlich hatte der Besitzer der Jacke im Laufe der Benutzung des Kleidungsstückes die aufwändigeren Knöpfe verloren und zweimal durch einfachere ersetzt (Abb. 7).

In der Taille verschlossen größere Haken und Ösen die Jacke. Einzel- oder Doppelpaare fanden sich im Beckenbereich von sechs Individuen (Abb. 6 unten). Auf bildlichen Darstellungen sind sie meist unsichtbar unter einem breiten Gürtel oder dem Schwertgehänge verborgen. Zwei Haken mit passenden Ösen im Beckenbereich lassen sich auch als diskreter Verschluss einer Hose deuten.



Abb. 7: Knöpfe vom Ärmel von Individuum 18 (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Nur einmal fanden sich Reste einer Kopfbedeckung: im Schädelbereich von Individuum 38 wurden Resten dünnen, tordierten Buntmetalldrahts

sowie Textilreste mit feinsten Buntmetallumwicklungen nachgewiesen (Abb. 8). Hierbei scheint es sich um Reste eines sehr aufwändig hergestellten, mit Metallfäden durchsetzten Stoffes zu handeln, der zur Stabilisierung mit fein tordierten Drähten versehen war. Sie gehörten wahrscheinlich zu einer bunten Schleife oder Hutumwicklung. Zu welcher Art Kopfbedeckung, ob Hut oder Mütze, ließ sich aufgrund fehlender Textilreste nicht bestimmen.

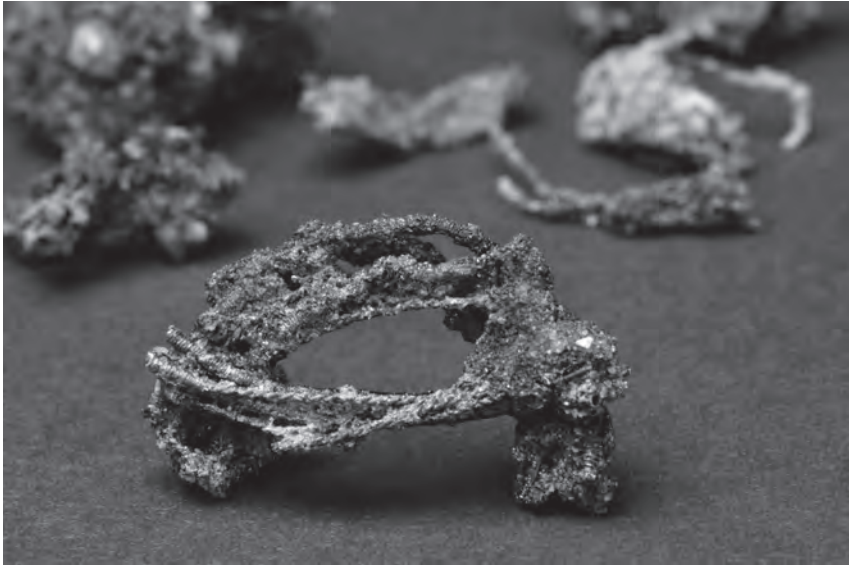


Abb. 8: Reste des aufwändigen Stoffes, bestehend aus tordiertem Buntmetalldraht und metalldurchsetzten Fäden (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Diese bei den Soldaten im Wittstocker Massengrab verbliebenen Kleidungsreste können aus verschiedenen Gründen der Plünderung entgangen sein, sei es, dass sie durch den langen Gebrauch oder auch durch die Kampfspuren so unansehnlich geworden waren, dass sie an den Körpern der Toten verblieben. Das Fehlen von weiteren Metallfunden an den Skeletten erlaubt im Umkehrschluss aber auch nicht unbedingt die Folgerung, dass die übrigen Toten vollständig entkleidet waren. Die unter den Jacken getragenen langen Hemden weisen, wie erhaltene Stücke zeigen, keinerlei Metallverschlüsse auf,⁴⁰ sie wurden mit einfa-

40 Vgl. Anna Maria Dahlberg: Hemd. In: *Gustav Adolf, König von Schweden. Die Kraft der Erinnerung 1632–2007*. Hrsg. von Maik Reichel und Inger Schubert. Döbel 2007, S. 186.

chen Bändern und Schleifen zugeknotet. Während der mehr als 370 dauernden Bodenlagerung sind diese Textilreste ohne Spuren zu hinterlassen vollständig vergangen. So ist es durchaus möglich, dass die im Wittstocker Massengrab Beigesetzten doch noch ein letztes Hemd trugen. Nicht mehr war auch dem gefallenen Schwedenkönig Gustav II. Adolf 1632 auf dem Lützener Schlachtfeld geblieben, dessen Leichnam ansonsten vollständig geplündert worden war.

Abgesehen von den Kleidungsresten lagen an den Knochen von 19 Skeletten insgesamt 24 Bleiprojektile, an fünf von ihnen jeweils zwei Geschosse (Abb. 9). Sie belegen eindrücklich den Schusswechsel, in den die Soldaten vor ihrem Tod geraten waren.

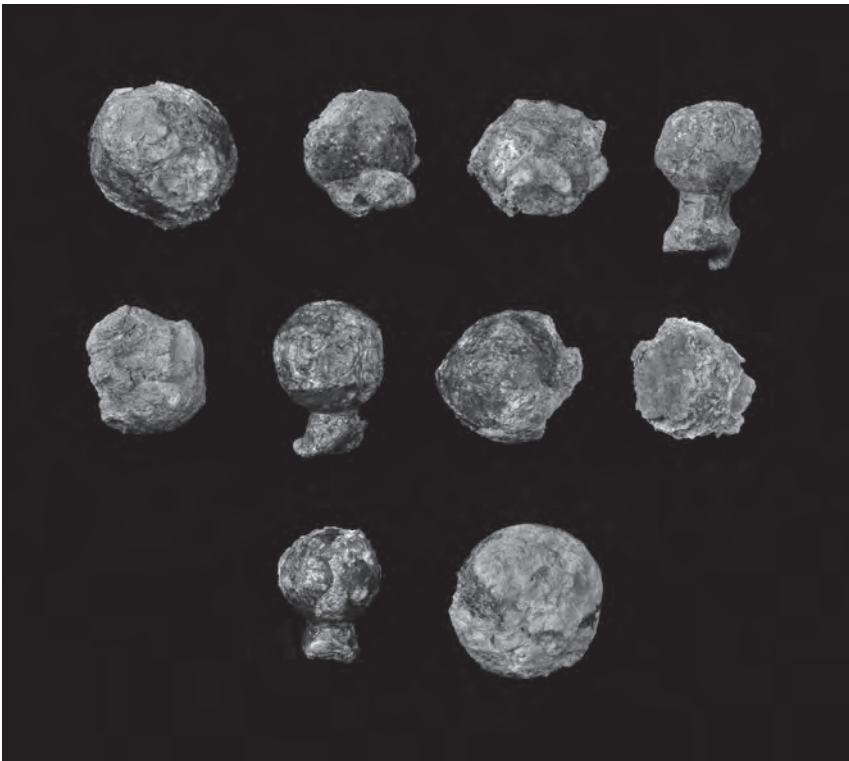


Abb. 9: Auswahl von Projektilen aus dem Massengrab: Bis auf das Exemplar rechts in der untersten Reihe handelt es sich um Pistolenkugeln (Foto: D. Sommer, BLDAM).

21 der 24 Projektilen wurden aus Reiterpistolen mit Kalibern unter 14 mm gefeuert. Anders als bei Musketen- und Karabinergeschossen wurde bei ihnen der zapfenartige Gusskanal nicht entfernt. Dieser hatte sich

beim Aufprall auf den Knochen teilweise verformt. Diese Deformationen an den Projektilen lassen vermuten, dass die meisten Kugeln mit hoher bis mittlerer Geschwindigkeit auftrafen, was auf eine geringe Entfernung zwischen Pistolenschütze und Opfer von unter 15 m in den Nahkämpfen schließen lässt. Nur dreimal waren Männer von Musketenkugeln getroffen worden, wobei eine Kugel ein Kaliber von etwa 19 mm aufweist, welches typisch für schwedische Musketen nach 1632 ist. Diese Verteilung deutet darauf hin, dass im Grab vor allem die Opfer von Kavallerieattacken auf Infanterieeinheiten liegen. Die Fußtruppen konnten ihre Schusswaffen offenbar nicht mehr in ausreichendem Maß einsetzen und kämpften im Nahkampf eher mit den Blankwaffen, wie die anthropologischen Ergebnisse zeigen.

Diese Überlegungen decken sich mit den Ergebnissen der Begehungen des Schlachtfeldes. In den Jahren 2009 bis 2011 wurden weite Bereiche des Schlachtfeldes begangen und nach Funden insbesondere aus Metall abgesucht. Begonnen wurde in der historischen Forschung als Aufmarsch- und Kampfbereiche gedeuteten Arealen. Infolge der davon abweichenden Verteilung der Projektilfunde wurden die Flächen ausgeweitet, so dass etwa 6 km² in unterschiedlicher Intensität untersucht wurden (Abb. 4). Da die Suche mit Metallsonden im Land Brandenburg genehmigungspflichtig ist, wurde dieses bis dato einmalige Projekt in enger Abstimmung zwischen dem BLDAM und der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises Ostprignitz-Ruppin und dem Referat Gebietsbodendenkmalpflege Havelland/Prignitz durchgeführt. Die Begehungen waren sehr erfolgreich und erbrachten mehr als 2700 Metallobjekte, vom bronzezeitlichen Schwertfragment bis hin zu Objekten der vergangenen Jahrzehnte. Etwa 1100 Funde ließen sich dem 17. Jahrhundert zuordnen, davon entfielen knapp 900 auf die Projektile aus der Schlacht (Abb. 4).

Der überwiegende Teil der aufgefundenen Kugeln ist Handfeuerwaffen zuzuordnen; die Bestimmung des „rollenden Kalibers“ und des Gewichts erlaubt Rückschlüsse auf die zugehörige Waffe. Auch wenn während des Dreißigjährigen Krieges Feuerwaffen bereits in hohen Stückzahlen in Manufakturen hergestellt wurden, war die verwendete Munition den zwischen den Herstellungsorten differierenden Rohrkalibern der Waffenläufe angepasst und daher weit davon entfernt, einheit-

lich zu sein.⁴¹ Die Bleikugeln mit Durchmesser zwischen 9,7 mm und 19,1 mm lassen sich Reiterpistolen, Arkebusen und Musketen zuweisen.⁴² Die Kartierung der Kugeln nach diesen Waffentypen erlaubt somit Einblicke in die Areale, in denen die entsprechenden Einheiten von Reitern und Fußtruppen eingesetzt waren. Leider schränken die Übergänge zwischen den Pistolen- und Arkebusenkalibern einerseits sowie Arkebusen- und Musketenkugeln andererseits die Ergebnisse in Einzelfragen ein. Dennoch lässt sich das Geschehen der Schlacht anhand der Projektile genauer beschreiben und bildet somit eine wichtige Grundlage zur Neubewertung der Ereignisse des 4. Oktober 1636: Die Kartierung von verschossener und unverschossener Munition zeigt deutlich Bereiche intensiver Kämpfe, aber auch solche, in denen die Waffen geladen wurden oder nach der Schlacht geplündert wurde (siehe oben).

Neben der Munition trat auch eine Vielzahl von anderen Funden zutage (Abb. 4), zu denen zeitgenössische Münzen sowie eine Vielzahl von Knöpfen und Schnallen gehören. Diese lassen sich dem Geschehen des 4. Oktober zuordnen, unterscheiden sich jedoch deutlich von den Exemplaren aus dem Grab. Erstere wurden wahrscheinlich im Nahkampf oder beim Plündern abgerissen und blieben unbemerkt auf dem Schlachtfeld liegen. Im Gegensatz zu den kleinen Eisenknöpfen aus dem Grab sind diese Knöpfe annähernd doppelt so groß. Sie dienten nicht nur als praktischer Verschluss, sondern zierten in vielfältiger Weise auch die Ärmel und Hosenbeine der Soldaten, oft sogar in doppelten Zierreihen. Somit liegen sie nicht nur vom Wittstocker Schlachtfeld, sondern beispielsweise auch von dem Lützener⁴³ vor und aus den Gräbern im Feldlager von Latdorf in Sachsen-Anhalt.⁴⁴ Schnallen sind ebenfalls in vielfältigen Formen im Fundgut belegt. Sie gehörten einerseits zur Kleidung und Ausrüstung der Soldaten; Besonders typisch sind achtförmige Schnallen aus Buntmetall, mit denen die Lederriemen

41 Engerisser, *Kronach* (wie Anm. 11), S. 544–563; Erich Gabriel: *Die Hand- und Faustfeuerwaffen der habsburgischen Heere*. Wien 1990 (Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien. Militärwissenschaftliches Institut 11), S. 21.

42 Vgl. Foard, *The investigation* (wie Anm. 30), S. 118, 123; Foard, *Guidance* (wie Anm. 30); André Schürger: Die Schlacht von Lützen 1632. Archäologische Untersuchungen auf dem linken kaiserlichen Flügel. In: *Schlachtfeldarchäologie* (wie Anm. 15), S. 135–149.

43 Schürger, *Lützen* (wie Anm. 42), S. 147.

44 Vgl. Jochen Fahr, Peter Pacak: Das schwedische Feldlager Latdorf. In: *Archäologie am Kalkteich 22 in Latdorf. Die Chemie stimmt!* Hrsg. von Harald Meller. Halle 2008 (Archäologie in Sachsen-Anhalt. Sonderband 9), S. 105–117; Fahr, Müller, Pacak, *Feldlager von Latdorf* (wie Anm. 15), S. 161.

der Schwertaufhängung am Gürtel befestigt wurden.⁴⁵ Die Wittstocker Stücke zeigen Spuren langen Gebrauchs, einige sind sogar verbogen: Hinweise auf die starke Beanspruchung der Ausrüstung während der Schlacht. Größere Schnallen sind dem Zaumzeug der Pferde zuzuordnen, zumeist wurden sie aus Eisen gefertigt.

Nur etwa 3,5 m voneinander entfernt lagen zwei silberne Löwenfiguren (Abb. 10). Aus jeweils einer der beiden gestreckten Vorderpranken erwächst ein halbrunder flacher Haken. Bei dem nach rechts blickenden Löwen ist dieser vollständig, bei dem nach links blickenden ist der Haken abgebrochen. Die gegossenen, nur knapp 2 cm großen Figuren waren an einer rückwärtig angebrachten Öse auf das Kleidungsstück aufgenäht: Fauchend und mit dramatisch gerolltem Schwanz standen sie sich auf dem geschlossenen Wams oder Lederkoller eines höheren Offiziers gegenüber. Dass beide Verschlusssteile beim Kampf gleichzeitig abrissen, ist unwahrscheinlich; vermutlich war es das Werk von Plünderern. Ob sich weitere Silberhaken an dem Kleidungsstück befanden, ist unklar. Ein sehr ähnliches Paar fand sich im Schatzfund von Beeskow (Lkr. Oder-Spree),⁴⁶ dort war der Verschlussmechanismus als Haken und geschlossene Öse konstruiert. Angesichts der Fundumstände bleiben aber auch dort die Trageweise und das zugehörige Kleidungsstück unbekannt.

45 Renate Ludwig, Manfred Benner, Ulrich Klein: Tilly vor Heidelberg. In: *Der Winterkönig. Friedrich V. Der letzte Kurfürst aus der Oberen Pfalz. Amberg – Heidelberg – Prag – Den Haag*. Hrsg. von Peter Wolf. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2003. Augsburg 2003 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 46/03), S. 132–161; Schürger, Lützen (wie Anm. 42), S. 227.

46 Vgl. Sabine Eickhoff: Der Schatzfund von Beeskow. In: *1636 – ihre letzte Schlacht* (wie Anm. 8).



Abb. 10: Zeichen der Stärke und der Macht: Löwenapplikationen aus Silber für die Kleidung eines hohen Offiziers (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Die Auswertung des Massengrabes, die daraus geborgenen Funde sowie jene vom Kernbereich des Schlachtfeldes liefern somit die Basis für die Neubewertung der Abläufe während und nach der Schlacht.

5. Anthropologische Untersuchungen (Bettina Jungklaus)

Alle Skelette aus dem Grab sind inzwischen unter verschiedenen Gesichtspunkten naturwissenschaftlich untersucht worden. Die Ergebnisse ermöglichen Einblicke in zwei verschiedene Aspekte des Söldnerwesens im Dreißigjährigen Krieg: In das Leben der Soldaten in der Armee, was ihre Ernährungslage, die hygienischen Verhältnisse, die Unterbringung und die körperlichen Belastungen durch Märsche und Kämpfe umfasst. Auch die Frage der Herkunft der einzelnen Gefallenen und damit ihrer Truppenzugehörigkeit lässt sich beantworten. Zum anderen erlauben die Untersuchungen detaillierte Einblicke in das Sterben der Söldner in der Schlacht von Wittstock.

Die Untersuchung der Söldnerskelette begann mit der Bestimmung der Individualdaten Geschlecht, Sterbealter und Körperhöhe. Obwohl davon ausgegangen werden konnte, dass alle Toten männlich waren, wurde dies mit anthropologischen Methoden überprüft und bestätigt. Wichtig war die Bestimmung des Sterbealters. Dabei werden Veränderungen und Entwicklungen von Skelettmerkmalen während des Wachstums und des Alterungsprozesses abgeschätzt. Dabei ist lediglich das Skeletalter, d. h. das biologische Alter des Individuums feststellbar, nicht jedoch das chronologische Alter in tatsächlichen Lebensjahren. In Wittstock hatte die Mehrzahl der beigesetzten Soldaten das 21. bis 36. Lebensjahr erreicht. Sechs Männer waren im jugendlichen Alter von nicht einmal 20 Jahre verstorben, lediglich einer wurde älter als 40 Jahre.⁴⁷ Das durchschnittliche Sterbealter lag bei 28 Jahren. Wie viele Dienstjahre der Einzelne lebend überstanden hatte oder ob er erst kurz vor der Schlacht der Armee beigetreten war, konnte allerdings nicht rekonstruiert werden. Dieses Ergebnis entspricht den Vorstellungen von der Alterszusammensetzung einer frühneuzeitlichen Söldnerarmee. Obwohl im 17. Jahrhundert nur wenige Streitmächte systematische Berichte über ihre Truppen erstellten, zeigten die erhaltenen Fragmente, dass das Durchschnittsalter der eingeschriebenen Soldaten bei 24 Jahren lag.⁴⁸

Die Wittstocker Soldaten waren durchschnittlich 1,70 m groß. Der kleinste Soldat maß 1,60 m, der größte 1,82 m. Damit ist kein Unterschied zu zeitgleichen Bevölkerungen zu erkennen.⁴⁹ Es gab wohl keine gezielte Größenauswahl bestimmter Männer für den Kriegsdienst.

Eine ausreichende Ernährung ist eine wichtige Voraussetzung für Gesundheit und Wohlbefinden. Obwohl der menschliche Organismus Hunger und Mangel in gewissen Grenzen kompensieren kann, schwächt lang anhaltende Unterernährung den Körper und macht ihn anfällig für Krankheiten. Das menschliche Skelett und dabei besonders die Zähne können Auskunft über die Ernährungsweise eines Menschen geben. Die Zähne zerkleinern die Nahrung und sind damit verschiedenen schädigenden Einflüssen ausgesetzt. Insbesondere in Getreidekost

47 Grothe, Jungklaus, Söldnerbestattungen (wie Anm. 37).

48 Geoffrey Parker: Der Soldat. In: *Der Mensch des Barock*. Hrsg. von Rosario Villari. Frankfurt a. M. 1997, S. 47–81.

49 Bettina Jungklaus, Carsten Niemitz: Hinweise zu unterschiedlichen Lebensbedingungen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit am Beispiel der Skelettserie Tasdorf, Brandenburg, Deutschland. In: *Archaeologia Austriaca* 84–85 (2000–2001), S. 221–232.

enthaltene Verunreinigungen, wie Steinstaub der Mühlsteine oder Kieselsäure aus den Spelzen, aber auch Herdasche reiben den Schmelz ab.⁵⁰ Brot wurde damals meist für zwei bis drei Wochen auf Vorrat gebacken. Es war daher härter als heutiges Brot aus feinen Auszugsmehlen und erforderte eine entsprechend lange Kauarbeit.⁵¹ Auch dies hatte eine starke Beanspruchung des Zahnschmelzes zur Folge. Ein 30 bis 39 Jahre alter Söldner kaute seine Zähne beispielsweise bis zum Zahnbein ab, das sich im Innern dunkel gegen den Schmelz abzeichnet. Insgesamt waren die Zähne der Söldner jedoch wenig abgeschliffen, was auf einen vergleichsweise hohen Anteil an Fleisch, Fisch oder Milchprodukten hinweist.



Abb. 11: Starke Abkautungen an den Zähnen des Oberkiefers (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

-
- 50 Don R. Brothwell: The Macroscopic Dental Pathology of some Earlier Human populations. In: *Dental Anthropology*. Hrsg. von Don R. Brothwell. Oxford 1963, S. 54–65.
- 51 Vgl. Herbert Greth, Hanscarl Schmitt: Kariesverhältnisse zur Zeit des Mittelalters im Gebiet der unteren Mosel (etwa 1250 bis 1500). In: *Die Zahnkaries im Lichte vorgeschichtlicher und geschichtlicher Studien*. Hrsg. von Gerhard Euler. München, Berlin 1939, S. 148–161, hier S. 158.

Eine bedeutende Rolle spielt die Ernährung auch bei der Entstehung von Karies. Aus den niedermolekularen Kohlenhydraten von Zucker oder Auszugsmehlen werden im Mund Säuren gebildet, die den Zahnschmelz angreifen und dadurch besonders kariesfördernd wirken. Bevölkerungen mit überwiegend pflanzlicher Nahrung, insbesondere aus Getreideprodukten, sind stärker kariesbelastet, als solche mit vorwiegend tierischer Kost aus Fleisch, Fisch und Milchprodukten. Die Karieshäufigkeit bei den Wittstocker Söldnern von etwa 50% war vergleichsweise gering. Wenige Männer waren allerdings stark betroffen, wie beispielsweise ein 25- bis 30jähriger Söldner mit zwei großen Karieslöchern in den beiden letzten Mahlzähnen der rechten Unterkieferseite.



Abb. 12: Rechte Unterkieferseite mit zwei durch Karies stark zerstörten Backenzähnen (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

Neben diesen durch die bloße Anschauung erkennbaren Veränderungen am Gebiss, lieferten auch biochemische Analysen Informationen zur Ernährung der Wittstocker Söldner. Die beim Essen aufgenommenen Stoffe werden nicht alle wieder ausgeschieden, sondern teilweise in den Knochen abgespeichert. Insbesondere die stabilen Isotope von Kohlen-

stoff und Stickstoff ermöglichen dabei Rückschlüsse auf die durchschnittliche Zusammensetzung der Nahrung. Die Analyse beruht auf der Tatsache, dass bei Lebewesen, die sich ausschließlich von Pflanzen ernähren, eine vergleichsweise geringe Menge des schweren Stickstoffisotopes ^{15}N in deren Knochenkollagen eingebaut wird. Nimmt das Lebewesen tierisches Eiweiß zu sich, d. h. ist es ein Alles- oder Fleischfresser, steigt das Verhältnis von schwerem zu leichtem Isotop an. Eingefügt in das Nahrungsnetz, an dessen Basis die Pflanzen stehen, ergibt sich für zentraleuropäische Regionen bei einem Stickstoff-Isotopenverhältnis von unter 7 Promille eine weitgehend vegetarische Ernährung. Von etwa 9–10 Promille an kann man von einer guten Zufuhr an tierischem Protein ausgehen.⁵² Dies ist der Fall bei den meisten Wittstocker Söldnern, für die somit ein regelmäßiger Konsum von tierischem Protein nachgewiesen werden kann. Sie haben somit ausreichend Milch, Milchprodukte wie beispielsweise Käse und Eier sowie Fleisch zu sich genommen, Nahrung, welche jeweils vor Ort beschafft worden sein dürfte.⁵³ Der Wert des im Knochen vorhandenen Kohlenstoffs ($\delta^{13}\text{C}$) kann Hinweise auf den Fettgehalt der Nahrung liefern. Je höher der Wert ist, desto fettreicher wurde gegessen. Durch diese Untersuchungen können allerdings keine akuten Hungersnöte oder Unterversorgung festgestellt werden, sondern lediglich die langfristige, durchschnittliche Ernährung.

Lange Märsche, Drill an den Waffen und kontinuierliche harte Arbeit hinterließen Spuren an den Körpern der Söldner. Abnutzungen und traumatische Veränderungen an den Gelenken sowie „starke Knochen“ durch kräftig entwickelte Muskeln lassen auf enorme körperliche Belastungen schließen. Degenerative Gelenkveränderungen bzw. das Krankheitsbild der Arthrosis deformans gehören zu den häufigsten Erkrankungen des menschlichen Knochenapparats.⁵⁴ Insbesondere die großen Körpergelenke Schulter, Ellenbogen, Hüfte und Knie sind davon betroffen, aber auch die kleinen Gelenke der Hände und Füße können in Mitleidenschaft gezogen werden. Ursache sind zumeist übermäßige oder einseitige körperliche Belastungen, die das Gelenk dauerhaft

52 Vgl. Gisela Grupe, Kerrin Christiansen, Inge Schröder, Ursula Wittwer-Backofen: *Anthropologie. Ein einführendes Lehrbuch*. Berlin, New York, Heidelberg 2005.

53 Vgl. Alexander Lutz: *Anthropologische Untersuchungen an Massengräbern aus dem Dreißigjährigen Krieg*. Diplomarbeit, Ludwig-Maximilians-Universität München 2010.

54 Milan Stloukal, Lubos Vyhnánek: Die Arthrose der großen Gelenke. In: *Homo* 26 (1975), S. 121–136.

schädigen. Aufgrund der hohen mechanischen Beanspruchung wird die Knorpelschicht abgebaut. Ein beginnender Schaden kann vom Organismus nicht selbst regeneriert werden, so dass die anhaltende Belastung den Knorpel weiter abnutzt. Mit dem Alter werden die Gelenkschädigungen immer stärker. Es kommt zu reaktiven Knochenneubildungen und zu Knochenwülsten am Gelenkrand. Ist der Knorpel völlig abgebaut, reiben die gegenüberliegenden Knochen gegeneinander; größere Knochenareale werden freigelegt und mitunter ausgedehnte Schleifspuren ausgebildet.⁵⁵

Die Hüft- und Kniegelenke der Wittstocker Söldner waren stark von arthrotischen Veränderungen betroffen. Auf diesen beiden Gelenken lastet, neben der Wirbelsäule und den Sprunggelenken, der Großteil des menschlichen Körpergewichts. Dauerhafte und starke Belastungen, etwa durch schwere körperliche Arbeit, Tätigkeiten im Stehen, das Zurücklegen großer Wegstrecken oder das Heben schwerer Lasten, erhöhen das Risiko für Arthrosen an diesen Gelenken erheblich. Die während des Dreißigjährigen Krieges üblichen langen Märsche mit schwerem Gepäck, die wiederholt beschriebenen Gewaltmärsche, forderten den Männern viel ab und hinterließen Spuren an ihren Knochen. In zeitgleichen bäuerlichen Bevölkerungen, wie beispielsweise aus Tasdorf, einem Dorf östlich von Berlin, wiesen die jungen Männer deutlich schwächere Abnutzungen an den Hüft- und Kniegelenken auf.⁵⁶ Obwohl die Arbeit in der Landwirtschaft ebenfalls recht hart war, zeigten sich derartige Überlastungen wie bei den Wittstocker Söldnern nicht.

Überdurchschnittlich häufig litten die Soldaten an akuten Gelenkdefekten; jeder vierte war betroffen. Auf den Gelenkflächen zumeist der Hüft-, Knie- und Sprunggelenke, seltener auch der Wirbel, fanden sich oft ovale bis rundliche Eindellungen. Durch ein lokal begrenztes Trauma infolge einer unmittelbaren Überlastung war es zu schalenförmigen Ablösungen kleiner Knorpelareale aus der Knochenoberfläche gekommen, so dass lochartige Defekte zurückblieben. Dies verursachte Entzündungen und Schwellungen mit heftigen Schmerzen bis hin zur

55 Vgl. Bernd Herrmann, Gisela Grupe, Susanne Hummel, Holger Piepenbrink, Holger Schutkowski: *Prähistorische Anthropologie*. Berlin 1990.

56 Vgl. Alexandra Matschke: *Degenerative Gelenkerkrankungen in Tasdorf – Vergleich der Arthrosebelastung einer mittelalterlichen und einer frühneuzeitlichen Landbevölkerung*. Diplomarbeit, Freie Universität Berlin 2008.

Gelenksperre durch verkeilte Knorpelbruchstücke. Eine Heilung war ohne intensive medizinische Betreuung nicht möglich.⁵⁷

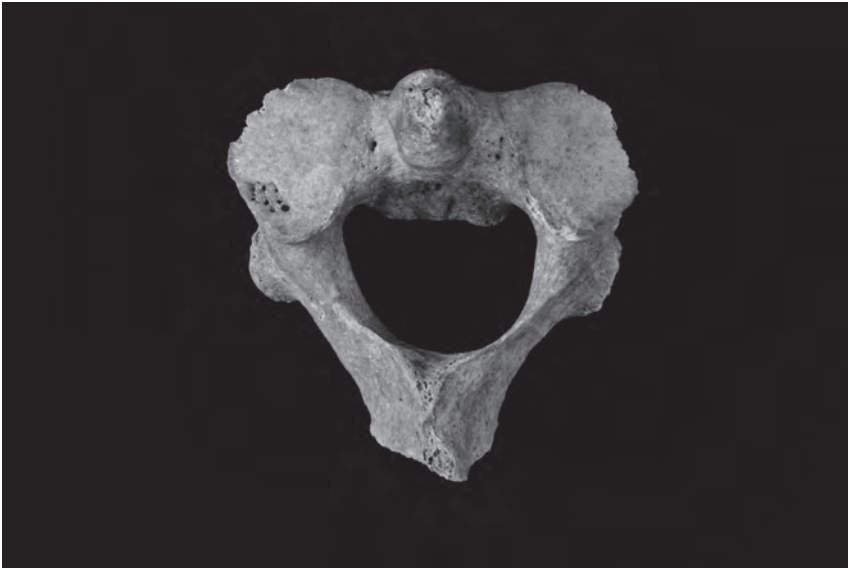


Abb. 13: Durch Überlastung entstandener Lochdefekt auf der linken Gelenkfläche eines zweiten Halswirbels (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Ein Muskel vergrößert sich, wenn man ihn durch bestimmte Aktivitäten dauerhaft belastet. Auch seine Ansatzstelle am Knochen wird umstrukturiert. Oft wiederholte Bewegungen lassen sich daher an der äußeren Form des Knochens erkennen.⁵⁸ Die Wittstocker Söldner haben die Muskelgruppen am Schultergürtel und an den Oberarmen stark beansprucht. Dies steht mit dem Gebrauch von Waffen in Verbindung: Sowohl das Exzerzieren mit Musketen und Piken als auch die Unterweisungen im Degenfechten und Schwertkampf haben die Muskeln kräftiger werden lassen und deren Ansatzstellen am Knochen verstärkt.

57 Vgl. Maxim Zetkin, Herbert Schaldach: *Lexikon der Medizin*. Wiesbaden¹⁶1999.

58 Diane E. Hawkey, Charles F. Merbs: Activity-induced Musculoskeletal Stress Markers (MSM) and Subsistence Strategy Changes among Ancient Hudson Bay Eskimos. In: *International Journal of Osteoarchaeology* 5 (1995), S. 324–338.



Abb. 14: Verdickungen am Ansatz des Deltamuskels an diesem linken Oberarmknochen zeugen von einer kräftigen Schultermuskulatur des Mannes (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

Durch besondere Aktivitätsmuster können zusätzliche Gelenkflächen entstehen, die Hinweise auf bestimmte wiederholte Tätigkeiten geben. Hierzu gehören so genannten Reiterfacetten, schmerzlose Veränderungen am Oberschenkelkopf. Sie entstehen durch eine Dauerbelastung beim Reiten, wenn bei gespreizten Beinen ein beständiger Druck nach Innen ausgeübt wird. Ein Drittel der Söldner weist diese „Reiterfacetten“ auf.



Abb. 15: Reiterfacette am linken Oberschenkelknochen (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

Chemische Analysen des Zahnschmelzes erlauben Aussagen zum Lebenslauf eines Menschen und zeigen, wo er aufgewachsen ist. Während der Zahnentwicklung in den ersten vierzehn Lebensjahren werden die mit der Nahrung und dem Wasser aufgenommenen Sauerstoff- und Strontiumisotope im Schmelz eingelagert. Die Strontiumisotope spiegeln die Signatur des Bodens oder Gesteins wider, auf dem der Mensch lebte und von dessen Feldfrüchten er sich ernährte. Aus ganz Europa liegen Karten mit den Isotopenwerten des Untergrundes vor, mit denen die gemessenen Werte eines Individuums verglichen werden können. Da sich die Analyseergebnisse verschiedener Gebiete allerdings teilweise überschneiden oder sich Regionen sehr kleinräumig aufgliedern, werden zur genauen Herkunftsbestimmung weitere Informationen benötigt. Hier bieten sich die Sauerstoffisotope an. Die Sauerstoffwerte gelten als „Paläothermometer“. Sie geben die durchschnittliche Temperatur am Wohnort, den Breitengrad oder seine Höhe über dem Meeresspiegel an. Durch die Kombination dieser Werte mit den Strontiumangaben für den geologischen Untergrund kann nun die Herkunftsregion eines Menschen eingegrenzt werden. In der Auswertung zur Herkunftsbestimmung wurden die Messergebnisse der Sauerstoff- und

Strontiumisotope gegeneinander aufgetragen. Liegen die Daten eines Menschen in Bereichen, die sowohl in Bezug auf den geologischen Untergrund als auch die Temperatur einer bestimmten Region zugeordnet sind, kann man erkennen, wo er aufgewachsen ist.

Etwa ein Viertel der toten Soldaten kann mit Bestimmtheit der schwedischen Armee zugewiesen werden: Zwölf Männer stammten sicher aus Schottland, zwei sind im südlichen Schweden und drei im südlichen Finnland aufgewachsen. Sechs Männer kamen aus dem damals zu Schweden gehörenden Lettland. 32 weitere Söldner könnten ebenfalls aus Schottland stammen, doch ist aufgrund von Überschneidungen mit anderen Herkunftsgebieten keine exakte Angabe möglich. Ihre Analysewerte und die der zahlreichen „Mitteleuropäer“ lassen sich mehreren möglichen Herkunftsgebieten zuweisen, so dass die meisten in den historischen Quellen genannten Gebiete in Frage kommen.⁵⁹

Nach den großen Feldschlachten bedeckten die Toten zu Tausenden die Kampfplätze. Vermutlich mehr als 8000 Söldner waren in der Schlacht von Wittstock gefallen.⁶⁰ Die bei den Ausgrabungen im Sommer 2007 ans Tageslicht gebrachten 125 Tote aus der Wittstocker Schlacht⁶¹ ermöglichen Einblicke in die Momente vor dem Sterben, denn an den Skeletten können Verletzungsmuster und Todesursachen abgelesen werden. Äußere Gewalteinwirkungen hinterlassen am Knochen meist deutliche Spuren, deren Entstehung auch noch nach Jahrhunderten rekonstruiert werden kann. Speziell bei den Söldnern aus der Wittstocker Schlacht konnten Informationen zum Entstehen der einzelnen Verletzungen den Schlachtablauf genauer beleuchten. Bei jedem dritten Söldner konnten unverheilte Verletzungen am Schädel nachgewiesen werden, am häufigsten Hiebe von Blankwaffen, aber auch Trümmerfrakturen von stumpfer Gewalteinwirkung. Art und Form der Verletzung erlaubt Rückschlüsse auf die verwendete Waffe. Blankwaffen verursachen meist gerade, regelmäßig geformte und im Querschnitt V-förmige Kerben im Knochen. Die Schwere solcher Verletzungen reicht von kleinen Ritzungen bis zu langen, tiefen Kerben, die den

59 Gisela Grupe, Sabine Eickhoff, Anja Grothe, Bettina Jungklaus, Alexander Lutz: Missing in action during the Thirty Years' War: Provenance of soldiers from the Wittstock battlefield, October 4, 1636. An investigation of stable strontium and oxygen isotopes. In: *Migrations in Prehistory and Early History*. Berlin 2012 (Topoi. Berlin Studies of the Ancient World series). [im Druck]

60 Schmidt, *Die Schlacht* (wie Anm. 23), S. 78–80.

61 Grothe, Jungklaus, *Archeological* (wie Anm. 38), S. 129.

Knochen durchtrennen.⁶² Verletzungen durch „stumpfe Gewalt“ beruhen auf der Wirkung flächiger Gegenstände wie z. B. Keulen oder Kriegshämmer. Die kompakte, äußere Schädeldecke bricht senkrecht zur Krafteinwirkung und es entstehen Berstungsfrakturen und ausgedehnte Trümmerzonen.⁶³ Einschusslöcher sind in der Regel rund oder oval, scharf begrenzt und nach Innen trichterartig erweitert. Ausschussöffnungen erweitern sich nach außen, sind größer als der Einschuss und unregelmäßiger geformt.⁶⁴ Die Größe des Defekts hängt vom Kaliber, von der Dicke des Knochens und der Geschwindigkeit des Projektils ab.⁶⁵

Mehrfach fanden sich Hiebe von Schwertern und Degen, auch Reiteräxte kamen zum Einsatz. Hellebarden hinterließen tiefe Wunden am Schädel. Nicht jeder Hieb auf den Kopf führte zum Tode. Wurde der Knochen an der Oberfläche nur angeritzt, kam es lediglich zu starken Blutungen der verletzten Kopf- und Knochenhaut. Durchtrennte die Waffe den Schädelknochen ganz und zog das Gehirn in Mitleidenschaft, verstarb der Getroffene unausweichlich.

Traumatologische Analysen der einzelnen Verletzungen decken die persönlichen Schicksale der Söldner auf. Unter den Toten fällt ein 21 bis 24 Jahre alter Schotte durch besonders viele Krankheitsspuren und schwere Verletzungen auf. Mit fast 1, 80 m war er zudem der größte Söldner im Grab. An ihm werden die Entbehrungen während des frühen 17. Jahrhunderts und die Brutalität der Wittstocker Schlacht eindringlich fassbar. Er erlitt mehrere schwere Verwundungen, deren zeitlicher Ablauf jedoch nicht sicher geklärt werden kann. Wahrscheinlich geschah folgendes: Ein Schuss aus einer Reiterpistole traf den Mann von der rechten Seite her. Die Bleikugel blieb im oberen Bereich des rechten Oberarms stecken. Die Wucht des Aufpralls führte neben den Weichteilverletzungen zu zahlreichen Berstungsbrüchen im Knochen und sprengte mehrere Fragmente ab. Obwohl stark verletzt, wurde der Söldner anschließend in einen Nahkampf verwickelt.

62 Don R. Brothwell: *Digging up Bones*. Oxford 1981.

63 Joachim Wahl, Hans Günter König: Anthropologisch-traumatologische Untersuchung der menschlichen Skelettreste aus dem Bandkeramischen Massengrab bei Talheim, Kreis Heilbronn. In: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 12 (1987), S. 65–193.

64 Gérald Quatrehomme, Mehmet Yasar Iscan: Characteristics of gunshot wounds in the skull. In: *Journal of Forensic Science* 44 (1999), S. 568–576.

65 Ann H. Ross: Caliber estimation from cranial entrance defect measurements. In: *Journal of Forensic Science* 41 (1996), S. 629–633.

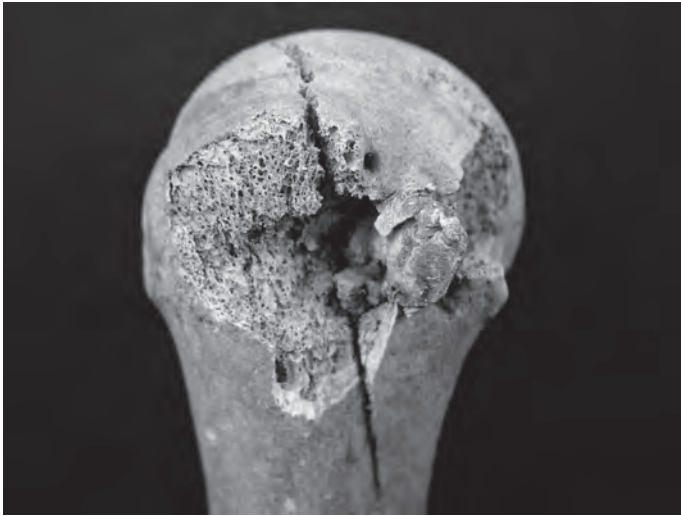


Abb. 16: Steckschuss im rechten Oberarm (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

Ein schwerer Hieb traf ihn an der rechten Schläfe. Vermutlich eine Hellebarde durchdrang den Knochen mit großer Kraft, was zu einem langen Berstungsbruch entlang der rechten Schädelseite führte. Die offene Schädel-Hirnverletzung dürfte eine sofortige Bewusstlosigkeit ausgelöst haben, nicht zwangsläufig jedoch den unmittelbaren Tod.



Abb. 17: Hiebverletzung auf der rechten Schädelseite (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Der Verletzte fiel sicherlich zu Boden. Offensichtlich lag er auf dem Rücken, als ihn dann ein Dolchstich in die Kehle traf. Der Dolch durchdrang den Hals von vorne, durchtrennte die Luft- und Speiseröhre und sprengte am zweiten Halswirbel den kleinen Knochenfortsatz ab. Diese Verletzung führte mit Sicherheit zum Tod.



Abb. 18: Durch Dolchstich abgetrennter Knochenfortsatz am zweiten Halswirbel (Foto: B. Jungklaus, BLDAM).

Möglicherweise lässt sich der Dolchstoss in die Kehle als Gnadenstoss für den tödlich verwundeten Soldaten interpretieren. Endlich traf den am Boden liegenden Verstorbenen ein weiterer massiver Schlag oder Tritt von vorn auf den Unterkiefer. Daraufhin zerbarst der Knochen in drei Teile. Wie viel Zeit zwischen den einzelnen Angriffen lag, bleibt im Dunkeln der Geschichte verborgen.



Abb. 19: Durch massiven Schlag oder Tritt zerbrochener Unterkiefer (Foto: D. Sommer, BLDAM).

Letzten Endes führten bei allen Gefallenen starker Blutverlust und tiefe Verletzungen lebenswichtiger Organe zum Tode. Grimmelshausen beschreibt im *Abentheurlichen Simplicissimus Teutsch* das Schlachtfeld von Wittstock am Ende der Kämpfe folgendermaßen:

[...] da sah man nichts als einen dicken Rauch und Staub/ welcher schiene/ als wolte er die Abscheulichkeit der Verwundten und Todten bedecken/ in demselbigen hörete man ein jämmerliches Weheklagen der Sterbenden/ [...] Die Erde/ deren Gewonheit ist/ die Todten zu bedecken/ war damals an selbigem Ort selbst mit Todten überstreut/ [...].⁶⁶

66 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke I*. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 215–216.

„Die Pest hatte sie schon sehr verderbet, aber die Feinde noch viel mehr“. Bevölkerungseinbußen der Stadt Perleberg im Dreißigjährigen Krieg¹

1. Einleitung

Der Dreißigjährige Krieg war die gravierendste europäische Bevölkerungskrise in der Frühen Neuzeit.² Dieses Urteil wird ungeachtet zugespitzter Gegendarstellungen³ in zahlreichen Einzelstudien, die regionale und lokale Verhältnisse beleuchten,⁴ untermauert. Insgesamt reduzierte

-
- 1 Dieser Beitrag basiert zu weiten Teilen auf Gundula Gahlen: Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs während des Dreißigjährigen Krieges. In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz* 2 (2002), S. 21–59. Vgl. daneben auch Gundula Gahlen: Dreißigjähriger Krieg und städtische Bevölkerungsentwicklung in Brandenburg. Das Beispiel Perleberg. In: *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig und Anton Schindling. Münster 2008 (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit 9), S. 143–165. Hier wird die frühneuzeitliche Bevölkerungsentwicklung Perlebergs über die gesamte Frühe Neuzeit verfolgt und der Einschnitt des Dreißigjährigen Krieges zu bestimmen versucht.
 - 2 John Theibault: The Demography of the Thirty Years War Re-revisited: Günther Franz and his Critics. In: *German History* 15 (1997), S. 1–21, hier: S. 2. Vgl. zur europäischen Dimension der Bevölkerungskrise des Dreißigjährigen Krieges Anne E. C. McCants: Historical Demography and the Crisis of the Seventeenth Century. In: *Journal of Interdisciplinary History* 40 (2009), S. 195–214, bes. S. 202–203.
 - 3 Sigfrid Henry Steinberg: The Thirty Years' War. A New Interpretation. In: *History* 32 (1947), S. 89–102; Robert Ergang: *The Myth of the All-Destructing Fury of the Thirty Years' War*. Pocono Pines 1956.
 - 4 Führende Beispiele der Lokalstudien, die auch die demographischen Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges untersuchen, sind: Christopher R. Friedrichs: *Urban Society in an Age of War: Nördlingen 1580–1720*. Princeton 1979; Rudolf Schlögl: *Bauern, Krieg und Staat. Oberbayerische Bauernwirtschaft und frühmoderner Staat im 17. Jahrhundert*. Göttingen 1988 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 89); Bernd Roeck: *Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität*. Göttingen 1989; John Theibault: *German Villages in Crisis: Rural Life*

sich die Bevölkerung im Heiligen Römischen Reich um etwa ein Drittel von zirka 16 auf zehn Millionen Menschen. Allerdings waren die Bevölkerungsverluste regional höchst unterschiedlich. Bevölkerungseinbußen bis zu 70 % erlitten die Ostseeanrainer Mecklenburg und Pommern und die Kerngebiete des Reiches Thüringen, Franken, die Pfalz, die Wetterau und Schwaben. In Holstein, Oldenburg und Friesland im Norden und der Schweiz, Tirol und Österreich im Süden hingegen blieb die Bevölkerung von Verlusten verschont.⁵

In Bezug auf die Mark Brandenburg macht schon allein der Kriegsverlauf deutlich, dass der Dreißigjährige Krieg einen tiefen bevölkerungsgeschichtlichen Einschnitt bedeutete. Brandenburg war nach seiner anfänglichen Neutralität insbesondere in den Jahren 1626 bis 1640 fast ununterbrochen Truppendurchzügen und Kriegshandlungen sowie den damit verbundenen Plünderungen und Brandschatzungen ausgesetzt. Hinzu kamen mehrfach auftretende Seuchen.⁶ Innerhalb des Reiches bildet Brandenburg eine Region mittlerer Zerstörung mit Bevölkerungsverlusten um die 50 %. Besonders schwer betroffen waren die Prignitz, Ruppın, die Uckermark, die Altmark und die nördliche Neu-

and the Thirty Years War in Hesse-Kassel, 1580–1720. New Jersey 1995. Vgl. den Forschungsüberblick bei Quentin Outram: *The Demographic Impact of Early Modern Warfare*. In: *Social Science History* 26 (2002), S. 245–272, hier S. 248.

- 5 Vgl. hierzu: Günther Franz: *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk*. Stuttgart, New York ⁴1979; Wolfgang Behringer: *Von Krieg zu Krieg*. Neue Perspektiven auf das Buch von Günther Franz „Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk“ (1940). In: *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*. Hrsg. von Benigna von Krusenstjern und Hans Medick. Göttingen 1999 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 148), S. 543–591; Sheilagh Ogilvie: *Germany and the Seventeenth-Century Crisis*. In: *Historical Journal* 35 (1992), S. 417–441; Theibault, *The Demography of the Thirty Years War* (wie Anm. 2); Manfred Vasold: *Die deutschen Bevölkerungsverluste während des Dreißigjährigen Krieges*. In: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 56 (1993), S. 147–160.
- 6 Matthias Asche: *Neusiedler im verheerten Land. Kriegsfolgenbewältigung, Migrationssteuerung und Konfessionspolitik im Zeichen des Landeswiederaufbaus. Die Mark Brandenburg nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts*. Münster 2006, S. 24–39; Richard Dietrich: *Die Städte Brandenburgs im 16. Jahrhundert*. In: *Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit*. Hrsg. von Wilhelm Rausch. Linz 1980 (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 4), S. 153–192, hier: S. 153; Wolfgang Neugebauer: *Brandenburg im absolutistischen Staat. Das 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Brandenburgische Geschichte*. Hrsg. von Ingo Materna und Wolfgang Ribbe. Berlin 1995, S. 291–394, hier S. 298–304.

mark, während Berlin-Cölln, die südliche Neumark oder der Raum um Cottbus etwas weniger stark entvölkert wurden.⁷

Die Immediatstadt Perleberg, Hauptstadt des kurmärkischen Hauptkreises Prignitz,⁸ zeichnet sich für eine demographische Betrachtung gegenüber anderen brandenburgischen Städten durch eine überdurchschnittlich günstige Quellenlage aus. Besonders hervorzuheben ist, dass die Kirchenbucheintragungen schon im 16. Jahrhundert beginnen und es ermöglichen, die Bewegung der Bevölkerung Jahr für Jahr nachzuzeichnen. Zwar weisen die Sterberegister erhebliche Lücken auf, doch sind die Tauf- und Trauregister ab 1590 durchgängig erhalten geblieben.⁹ Ein direkter Bezug zur Schlacht von Wittstock¹⁰ besteht darin, dass das etwa 20000 Mann starke kaiserlich-kursächsische Heer im August und September 1636 bei Perleberg sein Lager hatte. Die Stäbe und drei Regimenter hatten sich in der Stadt einquartiert, worauf

-
- 7 Vgl. hierzu Asche, *Neusiedler im verheerten Land* (wie Anm. 6), S. 40–54. Des- sen detailreiche Skizzierung der Bevölkerungsverluste der einzelnen branden- burgischen Kreise bestätigt im Ergebnis die Übersicht von Günther Franz, dessen Buch in seiner ersten Auflage während des Nationalsozialismus erschien; Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk* (wie Anm. 5), S. 20–23; siehe zum Fortbestand der Ergebnisse von Günther Franz auch Behringer, *Von Krieg zu Krieg* (wie Anm. 5).
 - 8 Einen Überblick über die Geschichte Perlebergs geben: *Handbuch der Histori- schen Stätten Deutschlands*. Bd. 10. *Berlin und Brandenburg*. Hrsg. von Gerd Heinrich. Stuttgart ³1995, S. 309; Wolfram Hennies: *750 Jahre Perleberg*. Perle- berg 1990 (Perleberger Hefte 5); *Historisches Ortslexikon für Brandenburg*. Tl. 1. Prignitz. Bearb. von Lieselott Enders. Weimar ²1997 (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam 3), S. 644–652; *Deutsches Städ- tebuch. Handbuch städtischer Geschichte*. Bd. 2. Brandenburg und Berlin. Hrsg. von Evamaria Engel [u. a.]. Stuttgart, Berlin, Köln 2000, S. 393–400.
 - 9 Alle Kirchenbücher im hier relevanten Zeitraum befinden sich im Pfarramt St. Jacobi in Perleberg (im Folgenden zit.: Kirchenbuch). Die Trauregister Perlebergs liegen bis 1704 nach Namen alphabetisch geordnet ediert vor: Georg Grüneberg: *Trauregister aus den ältesten Kirchenbüchern der Westprignitz. Von den Anfän- gen bis zum Jahre 1704*. Bd. 1. *Raum Lenzen – Putilitz – Perleberg*. Lenzen (Elbe) 1994 (Quellen und Schriften zur Bevölkerungsgeschichte der Mark Brandenburg 2), S. 117–170.
 - 10 Rudolf Schmidt: *Die Schlacht von Wittstock*. Halle 1875; Franz Siebert: *Die Schlacht von Wittstock am 4. Oktober 1636*. Pritzwalk 1936; Kurt Zellmer: *Die Schlacht am Scharfenberg vor Wittstock – 24. Oktober 1636 a. st. – Eine wörtliche Übertragung aus der handschriftlichen Chronik des Stadtschreibers Joachim Conrad Stein*. Wittstock 1995; Lothar Höbelt: Wittstock und die Folgen. Vom Prager Frieden zur Wende des Krieges. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock / Dosse. Katalog*. Hrsg. vom Kreis Ostprignitz / Ruppin. Wittstock 1998, S. 94–97.

in Perleberg die Pest ausgebrochen war. Nach der Schlacht von Wittstock nahm Perleberg die Verwundeten von zwei schwedischen Regimentern auf, obwohl die Pest damals noch in der Stadt wütete. Die schlimmsten Kriegsleiden erlebte Perleberg allerdings nachfolgend im Jahr 1638, als die Stadt mehrmals geplündert und verwüstet wurde.¹¹

Über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Perleberg sind sehr viele Augenzeugenberichte überliefert. Diese Quellen haben durchgängig die folgende narrative Struktur: Sie gehen zuerst auf die Belastungen des Krieges durch die hohen Steuerforderungen und Truppenzüge ein. Nachfolgend kommen sie auf die verheerenden Auswirkungen der Epidemien zu sprechen. Und schließlich schildern sie als Höhepunkt der Kriegsleiden die mehrmalige Erstürmung und Plünderung der Stadt samt der hierdurch hervorgerufenen Hungersnot im Jahre 1638, das deswegen in den Berichten stets als das „Schreckensjahr“ bezeichnet wird. Von den konkreten Gräueln der mordenden und plündernden Soldateska, den Quälereien an der Bevölkerung, den Vergewaltigungen der Frauen und dem Schänden der Kirchen wird dabei besonders ausgiebig berichtet. Als Fazit ziehen die Augenzeugenberichte stets die Entvölkerung und den totalen Ruin der Stadt.¹² Der damalige Kantor Freyer schreibt in seinem Bericht besonders griffig als Bilanz des Krieges über die Bevölkerung Perlebergs: „Die Pest hatte sie schon sehr verderbet, aber die Feinde noch viel mehr.“¹³

11 Für den Überblick siehe Lieselott Enders: *Die Prignitz. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert*. Potsdam 2000, S. 645–667; Johannes Schultze: *Die Prignitz. Aus der Geschichte einer märkischen Landschaft*, Köln, Graz 1956 (Mitteldeutsche Forschungen 8), S. 188–205; Carl Ganzel: *Kriegswirren vor 300 Jahren*. In: *700 Jahre Perleberger Stadtgeschichte*. Perleberg 1939, S. 19–22; Wilhelm Stappenbeck: *Der Denktag Perlebergs oder Perleberg im Jahre 1638*. Perleberg 1839.

12 Die hochgradige narrative Überformung von Berichten über Gräueltaten und Leiden des Dreißigjährigen Krieges wird allgemein von der Forschung betont, ohne dass die Existenz von massiven Grenzüberschreitungen während des Dreißigjährigen Krieges in Abrede gestellt wird. Entscheidend ist, dass sich anhand der verfügbaren Quellen nur die medial präsentierte und nicht die tatsächlich verübte Gewalt rekonstruieren lässt. Vgl. hierzu die programmatischen Beiträge in den Sammelbänden: *Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert*. Hrsg. von Markus Meumann und Dirk Niefanger. Göttingen 1997; *Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge zur 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD*. Hrsg. von Claudia Ulbrich [u. a.]. Berlin 2005 (Historische Forschungen 81).

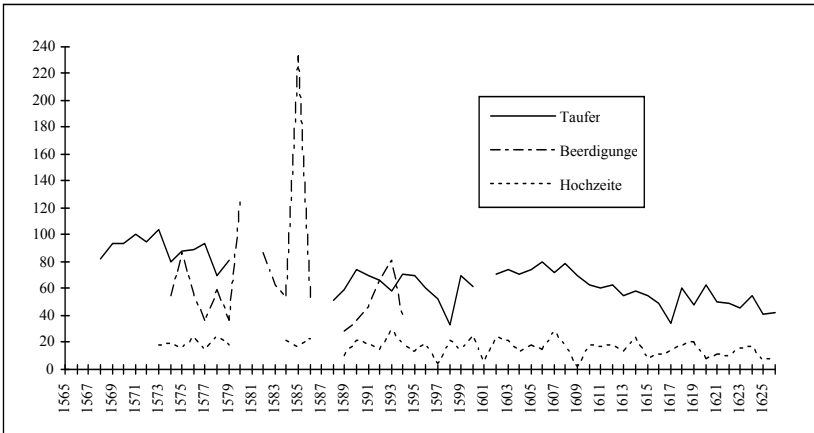
13 „Folgendes ist genommen aus einer gedruckten Schrift, die der Herr Cantor Georgius Freyer auf Begehren des Hrn. Insp. Mag. von der Linde zusammengetragen“.

Im Folgenden werden für die schwer vom Krieg betroffene Stadt Perleberg die Auswirkungen des jahrelangen Kriegszustandes auf die Bevölkerungsentwicklung dargestellt. Nach einem kurzen Überblick über die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs vor dem Dreißigjährigen Krieg werden der Kriegsverlauf in Perleberg und die Bevölkerungsverluste insgesamt durch den Krieg skizziert. Nachfolgend wird geklärt, inwieweit die Seuchen, die Gräueltaten während der Erstürmung der Stadt und die darauf folgende Hungersnot die Übersterblichkeit bedingten. Und schließlich wird neben der erhöhten Morbidität die Bedeutung der Abwanderung samt deren Ursachen für die Bevölkerungsverluste herausgearbeitet. Welche Rolle spielten hier die steuerlichen Belastungen, die den Handel hemmende Unsicherheit auf den Straßen und die Plünderungen der Stadt?

2. Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs vor dem Dreißigjährigen Krieg

Die Auswertung sowohl der Kirchenbücher als auch der erhaltenen Steuer- und Musterungslisten ergibt, dass sich die Bevölkerung Perlebergs schon vor dem Dreißigjährigen Krieg deutlich verringerte.

In: Johann Crusius: *Höchstnöthige und heilsame Erneuerung des solennen Perlebergischen Dencktages* [...]. Perleberg 1720, S. 48. Die Plünderungen und die Erstürmung von 1638 prägten sich so tief in das historische Gedächtnis der Stadtbewohner ein, dass zur Erinnerung an sie der „Perleberger Dencktag“ eingeführt wurde. Dieser wurde bis zu den Weltkriegen alljährlich im November, am Donnerstag nach Martini, unter Beteiligung des Magistrats offiziell begangen. – Willy Gädke: Aus Perlebergs schwerer Vergangenheit. Der Perleberger Gedencktag. In: *Unsere Heimat. Blätter aus der Prignitz* 3 (1957), S. 215–218, hier: S. 217–218.

Grafik: Die jährliche Vitalstatistik Perlebergs bis 1626¹⁴

Die hier abgedruckte Grafik bildet die Vitalstatistik ab, die die natürlichen Bevölkerungsbewegungen aufgrund der Kirchenbucheinträge Jahr für Jahr aufzeigt. Die Sterberegister haben in dieser Zeit leider deutliche Lücken, aber die Entwicklung der Taufen und Heiraten gibt den Bevölkerungsrückgang eindeutig wieder. Die jährlichen Taufzahlen sanken innerhalb von 50 Jahren zwischen 1573 und 1626 um ungefähr 50 %, die jährlichen Eheschließungen um ungefähr 35 %. Zwar ist bei der Auswertung der Kirchenbücher zu beachten, dass sie neben der Einwohnerschaft Perlebergs Taufen, Heiraten und Beerdigungen von Personen enthalten können, die sich nur kurzfristig in Perleberg aufhielten, doch machte der Anteil an Hochzeiten, bei denen beide Partner von auswärts kamen, auch in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges nur etwa 10 % der Hochzeiten aus.¹⁵ In der Friedenszeit des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, als Einquartierung von Soldaten oder Flucht hinter die schützenden Mauern der Stadt ausblieb, lag der Anteil sicherlich nicht höher. Die Anzahl der bewohnten Häuser nahm demgegen-

14 Kirchenbuch zu Perleberg Nr. 1: Taufen 1568–1581, S. 57–204; Sterbefälle 1573–1586, S. 21–56; Trauungen 1573–1580, 1584–1586, S. 1–20; Kirchenbuch von Perleberg Nr. 2: Taufen 1586, 1588–1601, S. 71–238; Sterbefälle 1589–1595, S. 47–67; Trauungen 1589–1600, S. 13–46; Kirchenbuch (unnummeriert): Taufregister 1601–1643, S. 88–278, 293–307; Copulationsregister 1601–1644, S. 1–58. Die Trauregister Perlebergs liegen bis 1704 nach Namen alphabetisch geordnet ediert vor: Grüneberg, *Trauregister* (wie Anm. 9), S. 117–170.

15 Vgl. hierzu Gahlen, Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs (wie Anm. 1), S. 54–56.

über weniger stark ab und sank zwischen 1550 und 1623 lediglich um 18 %. Wahrscheinlich verringerte sich in diesem Zeitraum die Behausungsziffer, d. h. die Zahl der Personen, die in einem Haus zusammenlebten, deutlich.¹⁶

Perleberg verlor seine Einwohner seit Mitte des 16. Jahrhunderts vor allem aus wirtschaftlichen Gründen. Die Stadt hatte unter der Politik der damaligen brandenburgischen Landesherren zu leiden, die den Adel auf Kosten der Städte privilegierte. Aufgrund der hohen steuerlichen Belastung und der Konkurrenz des Adels beim Bier- und Getreidehandel ging Perlebergs Wirtschaftskraft im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert kontinuierlich zurück. Da nicht genügend Erwerbsmöglichkeiten vorhanden waren, wanderten viele Einwohner der Stadt ab. Die hohen Bevölkerungseinbußen durch mehrmals auftretende Epidemien wurden nicht durch vermehrte Zuwanderung ausgeglichen. Vielmehr überstieg die Abwanderung die Zuwanderung.¹⁷

16 Vgl. zur Liste von 1550 die Edition bei Peter von Gebhardt: Eine Musterungsliste von Perleberg von etwa 1550. In: *Archiv für Sippenforschung* 10 (1933), S. 328–330. Vgl. zur Musterungsliste von 1623: BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 78 Kurmärkische Lehnskanzlei, I Generalia 69. Die Musterungsliste wurde mit dem dazugehörigen Protokoll von Grüneberg ediert. Vgl. Georg Grüneberg: *Die Prignitz und ihre städtische Bevölkerung im 17. Jahrhundert*. Lenzen 1999 (Quellen und Schriften zur Bevölkerungsgeschichte der Mark Brandenburg 6), S. 101–109. Ganzel gibt abweichend an, dass diese Liste 278 Namen enthalten habe. Vgl. Carl Ganzel: Die Bevölkerung Perlebergs im Dreißigjährigen Kriege. In: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 50 (1938), S. 312. Auch die übrigen erhaltenen Steuer- und Musterungslisten geben den Abwärtstrend wieder. Vgl. Gundula Gahlen: Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs im „langen“ 16. Jahrhundert. In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz* 1 (2001), S. 7–35, hier S. 10–21.

17 Diese Entwicklung zeigte sich auch in Großstädten wie etwa der einst blühenden Hansestadt Soest, deren Bevölkerung seit Mitte des 16. Jahrhunderts von 15000 auf 10000 schrumpfte, oder Goslar, das 1600 nur noch 8000 Einwohner zählte. Vgl. Heinz Schilling: *Die Stadt in der Frühen Neuzeit*. München 1993 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 24), S. 12.

3. Der Kriegsverlauf in Perleberg und der Bevölkerungsverlust infolge des Krieges

Bis 1626 blieb die Bevölkerung der Prignitz von direkten Kriegseinwirkungen verschont und musste lediglich mit Teuerung und Münzverschlechterung zurechtkommen.¹⁸ Danach jedoch wurde der Kreis aufgrund seiner geostrategisch günstigen Lage zwischen den Pässen bei Dömitz, Lenzen, Havelberg und Fehrbellin durch Einquartierungen von Soldaten, Kontributionen und Kriegshandlungen stark in Mitleidenschaft gezogen. Als Hauptstadt der Landschaft fiel Perleberg in der Regel die Aufgabe zu, den Stab der durchmarschierenden und einquartierten Truppen aufzunehmen. Auch trafen sich in der Stadt drei wichtige Straßen,¹⁹ und Perleberg war der einzige bequeme Übergangspunkt über die weithin von sumpfigen Ufern begleitete Stepenitz.

Zwischen 1626 und 1648 wurden die Einwohner Perlebergs Jahr für Jahr mit Kriegssteuern und Truppendurchzügen belastet. In den Jahren 1626 und 1627 kamen die Truppen des Feldherrn der protestantischen Union, Ernst Graf von Mansfeld, danach jene des brandenburgischen und des dänischen Heeres nach Perleberg. Alle forderten Kriegskontributionen und quartierten sich teilweise in der Stadt ein. 1627 bis 1631 war Perleberg das Hauptquartier der in der Prignitz lagernden Regimenter Wallensteins. In dieser Zeit wurde die Stadt nicht nur durch immense Kontributionsforderungen belastet, sondern litt auch unter Plünderungen durch Soldaten.²⁰

1636 bis 1639 waren die härtesten Kriegsjahre für die Stadt.²¹ Wie schon erwähnt, hatte im August und September 1636 ein etwa 20000

18 Für den Überblick siehe Enders, *Die Prignitz* (wie Anm. 11), S. 648–652; Schultze, *Die Prignitz* (wie Anm. 11), S. 188–205.

19 Es handelte sich um die Straße von Havelberg und Wilsnack nach Norden zu den Ostseestädten Wismar und Rostock, jene von Kyritz nach Grabow Richtung Lübeck und die Straße von Pritzwalk nach Wittenberge, Lenzen und Hamburg. – *Historisches Ortslexikon für Brandenburg* (wie Anm. 8), S. 637; Heinz Schirrholtz: *Die Städte der Prignitz. Von den Anfängen bis zur Herausbildung ihrer vollen städtischen Verfassung*. Berlin 1957, S. 60; Paul Viereck: *Die Stadt Perleberg: Baugeschichte der Altstadt*. Perleberg 1989, S. 9.

20 Vgl. zu dem Kapitel Ganzel, Kriegswirren (wie Anm. 11), S. 19–22; Stappenbeck, *Der Denktag Perlebergs* (wie Anm. 11).

21 Auch für die Prignitz insgesamt, das Land Ruppín und die Uckermark galten diese Jahre als die schlimmsten Kriegsjahre. Asche, *Neusiedler im verheerten Land* (wie Anm. 6), S. 33; Enders, *Die Prignitz* (wie Anm. 11), S. 656; Lieselott En-

Mann starkes kaiserlich-kursächsisches Heer bei Perleberg sein Lager. Die unsichere Lage führte dazu, dass die Landbevölkerung vermehrt Schutz hinter den Stadtmauern Perlebergs suchte.²² Auch quartierten sich die Stäbe und drei Regimenter in der Stadt ein, worauf in Perleberg die Pest ausbrach. Obwohl in Perleberg die Seuche noch virulent war, nahm die Stadt nach der Schlacht bei Wittstock am 4. Oktober 1636²³ die Verwundeten von zwei schwedischen Regimentern auf.

Im Jahr 1638, das in den Augenzeugenberichten als das „Schreckensjahr“ deklariert wird, brachen in der Stadt wiederum Epidemien aus. Im Oktober 1638 quartierten sich in Perleberg acht Regimenter des kaiserlichen Generalwachtmeisters Graf Buchheim ein, sodass die Stadt völlig überfüllt war. Unter den Soldaten kam es zu Kämpfen um Quartier und Verpflegung, sie plünderten am 24. Oktober 1638 alle Häuser samt der Kirche und den Hospitälern. Nach ihrem Abzug ließen die kaiserlichen Truppen 50 Mann als Schutztruppe zurück. Am 15. November 1638 stürmten Marodeure Perleberg, denen die Schutztruppe wenig entgegenhalten konnte. Nach Kämpfen flüchtete sie mit den meisten Bürgern aus der Stadt. Zwei Tage lang verübten die Marodeure Morde, Gräueltaten, Plünderungen und Zerstörungen.²⁴ Ende November 1638 gelang es schließlich einem brandenburgischen Trupp, die letzten Marodeure zu vertreiben, woraufhin viele der Bürger wieder in ihre zerstörte Stadt zurückkehrten. Der Winter 1638/39 war sehr kalt und führte zu einer Hungersnot in der Stadt. Nur schleppend gelang der Wiederaufbau, da Perleberg bis 1648 weiterhin mit Truppeneinzügen und Kontributionsforderungen belastet wurde.

ders: *Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert*. Weimar 1992 (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam 28), S. 328; Johannes Schultze: *Die Herrschaft Ruppin und ihre Bevölkerung nach dem Dreißigjährigen Kriege*. Ruppin 1925 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppin 1), S. 10.

22 Ganzel, Kriegswirren (wie Anm. 11), S. 20

23 In dieser Studie werden die Daten nach der gregorianischen Zeitrechnung wiedergegeben, die in den katholischen Ländern Europas 1582 eingeführt wurde, sich in den lutherischen Gegenden allerdings erst 1700 durchsetzte. Vgl. Friedrichs, *Urban Society* (wie Anm. 4), S. XVI.

24 Die Leiden der Stadt werden eingehend geschildert in: „Bittschrift des Rates an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm vom 2. Januar 1641“. In: *Märkisches Provinzialblatt*. Hrsg. von Friedrich August Pischon. Bd. 1. Berlin 1818, S. 37–61; Weitere Augenzeugenberichte von Perlebergern sind abgedruckt bei Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13).

Der kriegsbedingte Bevölkerungsverlust in Perleberg lässt sich durch den Vergleich einer Musterungsliste von 1623 und einer Kontributionsliste von 1648 abschätzen. In beiden Listen ist die Anzahl der bewohnten Häuser angegeben. Die meisten geflüchteten Einwohner, die sich nicht in der Fremde niedergelassen hatten, werden bis 1648 nach Perleberg zurückgekehrt sein. Die Musterungsliste von 1623 gewährt eine ungefähre Vorstellung von der Anzahl der bewohnten Häuser in der unmittelbaren Vorkriegszeit. Damals drohte der schon seit Jahren in Süddeutschland tobende Krieg sich nach Norddeutschland zu verlagern.²⁵ In Perleberg war der Militärdienst an das Haus gebunden, die Hauseigentümer mussten pro Haus einen Mann hierfür zur Verfügung stellen. Allein die kirchlichen und städtischen Häuser waren von der Musterung ausgenommen. Die Musterungsliste enthält 282 Eintragungen.²⁶ Die Liste von 1648 wurde mit dem Zweck aufgestellt, die für die Kriegskontribution noch zur Verfügung stehenden Haushalte zu bestimmen.²⁷ Die Anzahl der bewohnten Häuser umfasste nur noch 123 gegenüber den 282 bewohnten Häusern 1623. Perleberg hatte demnach 1648 gegenüber 1623 über die Hälfte seiner bewohnten Häuser verloren.

25 Das Edikt hierzu befindet sich im GStAPK Berlin, I. HA, Rep. 24 Kriegssachen hauptsächlich aus der Zeit des 30jährigen Krieges, F. 1. fasc. 7.

26 BLHA Potsdam, Pr. Br. Rep. 78 Kurmärkische Lehnkanzlei, I Generalia 69. Die Musterungsliste wurde mit dem dazugehörigen Protokoll von Grüneberg ediert. Vgl. Grüneberg, *Die Prignitz* (wie Anm. 16), S. 91–99. Ganzel gibt abweichend an, dass diese Liste 278 Namen enthalten habe. Vgl. Ganzel, *Bevölkerung* (wie Anm. 16), S. 312.

27 Stadtarchiv Perleberg, Urkunde Nr. 198; Die Liste ist abgedruckt bei Ganzel, *Bevölkerung* (wie Anm. 16), S. 327–330, und bei Grüneberg, *Die Prignitz* (wie Anm. 16), S. 100–106. In den Steuer- und Musterungslisten finden sich die Kategorien Häuser, Haushalte und Feuerstellen. Dabei umfassen in Bezug auf Perleberg die Begriffe Haushalt und Feuerstelle im Regelfall die gleichen Personen, da hier größtenteils nur ein Haushalt in einem Wohngebäude lebte. Doch werden unter den Begriff Feuerstelle sowohl Häuser als auch Buden gefasst. Buden, meist auf den Häusergrundstücken neben dem Wohnhaus in Seitenstraßen von wohlhabenden Bürgern erbaut, wurden von Stadtbewohnern ohne Bürgerrecht gemietet. – Johannes Gebauer: *Die Städte der Alt- und Neustadt Brandenburg und ihre Landschaft zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges*. In: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte* 22 (1909), S. 1–93, hier S. 3. Im Jahr 1568, in dem Angaben für die Buden und Häuser erhalten sind, machte der Budenanteil 21 % aus. Schossregister von 1568: GStAPK Berlin, I. HA, Rep. 21 Märkische Städte und Orte, Nr. 118. 1648 war, da aufgrund der Bevölkerungsverluste vermehrt hochwertiger Wohnraum vorhanden war, der Anteil der bewohnten Buden geringer. In der damals aufgestellten Kontributionsliste wurden lediglich elf bewohnte Buden aufgeführt.

Bei diesem Ergebnis wird darauf verzichtet, mit Hilfe von einem pauschal gesetzten Multiplikator – wie etwa fünf Einwohner pro Haus – die Häuserangaben auf die Gesamtbevölkerung hochzurechnen.²⁸ Anhand der gleichzeitigen Feuerstellenangaben und Einwohnerzahlen, die seit 1730 für Perleberg in den Populationstabellen vorliegen, ist ersichtlich, mit welcher hohen Risiken Hochrechnungen mit Multiplikatoren belastet sind. Bei gering veränderten Feuerstellenangaben schwankte die Einwohnerzahl Perlebergs im 18. Jahrhundert erheblich.²⁹

Auch wenn so keine Schätzung der Einwohnerzahl vorgenommen wird, sprechen zwei Gesichtspunkte dafür, dass die durch den Krieg bedingte Halbierung der Zahl der bewohnten Häuser zumindest auch eine Halbierung der Einwohnerschaft widerspiegelt. Zum einen geht aus der Liste von 1648 hervor, dass auch zu diesem Zeitpunkt wie vor dem Dreißigjährigen Krieg in jedem Haus nur eine Familie lebte. Zum anderen waren bei Epidemien und Hungersnöten generell alte Leute und Kinder besonders betroffen, was ein Indiz für eine gegenüber dem Krieg verringerte Haushaltsgröße ist. So kann relativ sicher gesagt werden, dass Perleberg mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung im Dreißigjährigen Krieg verlor. Es dauerte drei Generationen, bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Stadt die Verluste des Dreißigjährigen Krieges ausgeglichen werden konnten.³⁰

28 Vgl. zur Problematik von Multiplikatoren allgemein Walter G. Rödel: „Statistik“ in vorstatistischer Zeit. Möglichkeiten und Probleme der Erforschung frühneuzeitlicher Populationen. In: *Bevölkerungsstatistik an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit: Quellen und methodische Probleme im überregionalen Vergleich*. Hrsg. von Kurt Andermann und Hermann Ehmer. Sigmaringen 1990 (Oberrheinische Studien 8), S. 9–25, zu den Feuerstellenzählungen bes. S. 15; Christian Pfister: *Bevölkerungsgeschichte und Historische Demographie 1500–1800*. München 1994 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 28), bes. S. 70–71.

29 Zum Beispiel wurden 1740 346 Feuerstellen und 1804 Einwohner gezählt. 1750 hatte sich die Zahl der Feuerstellen nur um neun erhöht, doch die Zahl der Einwohner um über 300 Personen auf insgesamt 2110. Friedrich Wilhelm August Bratring: *Statistisch-topographische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg*. Kritisch durchgesehene und verbesserte Neuauflage von Otto Büsch und Gerd Heinrich. Mit einer biographisch-bibliographischen Einführung und einer Übersichtskarte von Gerd Heinrich. Berlin 1968 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin 22. Neudrucke 2), S. 411; *Historisches Ortslexikon für Brandenburg* (wie Anm. 8), S. 644–652.

30 Vgl. hierzu ausführlich Gundula Gahlen: Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs nach dem Dreißigjährigen Krieg. In: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz* 3 (2003), S. 84–107.

3. Bevölkerungsverluste durch Gräueltaten, Hungersnot und Seuchen

Inwieweit waren die schlimmsten Kriegsjahre, 1636–1639, für den Bevölkerungsverlust verantwortlich? Welche Auswirkungen hatten die Gräueltaten während der Plünderungen, die Hungersnot und die Seuchen? Ein großes Manko bei der Untersuchung dieser Fragestellung ist, dass die Sterberegister für die Zeit dieser Krisenjahre fehlen und lediglich für die Jahre 1640–1653 erhalten sind.³¹ Entsprechend ist man bei der Abschätzung der Mortalität auf die nur sporadisch vorhandenen Angaben in den Steuer- und Musterungslisten und die Schilderungen in den erzählenden Quellen angewiesen, wobei Letztere mit anderen Angaben auf ihre Plausibilität geprüft werden müssen.

Gerade die Augenzeugenberichte machen deutlich, dass der Großteil der Bevölkerung vor dem Einfall der Marodeure geflohen und nur eine kleine Minderheit in der Stadt geblieben war, auch wenn die Plünderungen Perlebergs samt den damals geschehenen Gräueln in den Augenzeugenberichten stets besonders ausführlich geschildert werden. Schon über den Aufenthalt der acht kaiserlichen Regimenter in Perleberg im Oktober 1638, bei welchem alle Häuser zum ersten Mal geplündert wurden, berichtet der Kantor Freyer: „Etliche Einwohner und Bürger lieffen mit Weib und Kindern in der sinckenden Nacht davon ihr Leben zu salviren, weil sie an Wein, Brod, Butter, Käse, Speck, Bier u. nichts mehr übrig hatten und schaffen konten.“³² Als die gleichen Soldaten schon einen Tag nach ihrem Abzug wiederkehrten, kam es zu einer erneuten Flucht. Freyer schreibt hierzu:

Die Leute lieffen zu den Häusern hinaus und flohen vor solche verdrießliche Gäste aus den Stadt-Thoren hinweg. Da verlohren sich die Weiber von ihren Männern, von ihren Eltern die Kinder, die sie hernach in vielen Wochen kaum wieder ausforschen mögen [...].³³

Nach dem endgültigen Abzug der kaiserlichen Truppen hatte sich so anscheinend die Einwohnerschaft schon deutlich dezimiert. Als am 15.

31 Kirchenbuch (unnummeriert), Beerdigungen 1640 – 26.04.1653, S. 278–290.

32 „Folgendes ist genommen aus einer gedruckten Schrift, die der Herr Cantor Georgius Freyer [...] zusammengetragen“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 39.

33 „Folgendes ist genommen aus einer gedruckten Schrift, die der Herr Cantor Georgius Freyer [...] zusammengetragen“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 39.

November 1638 Marodeure die Stadt stürmten, sollen die meisten der noch vorhandenen Einwohner daraufhin in die Altmark geflohen sein.³⁴ Die Angabe im Bericht des damaligen Bürgermeisters Theodor Bake, dass kaum 50 Häuser nach den Plünderungen noch bewohnt gewesen seien,³⁵ ist so nicht dahingehend zu verstehen, dass die übrigen Einwohner umgekommen waren. Vielmehr bedeutet sie, dass sich der Großteil auf der Flucht befand.

Die Hungersnot in Perleberg 1638/39 begann bereits in der Zeit der Einquartierung der kaiserlichen acht Regimenter im Herbst 1638. Der Bürgermeister Theodor Bake beschreibt sie mit den folgenden Worten:

[...] d. 5. Nov. ist die Bagage nachkommen, und wegen Menge der Leute eine grosse Hungersnoth entstanden, daß die meisten sowohl von Soldaten als Bürger-Volk in etlichen Tagen keines Bissen Brods mächtig seyn können, und dahero viele schleunigk von Hunger, Kälte, Angst und Schrecken weggestorben.³⁶

Während der dreitägigen Plünderung und in den folgenden Wochen scheint sich die Hungersnot noch verschlimmert zu haben. In den Augenzeugenberichten wird erzählt, dass die Menschen damals Ratten, Mäuse, Katzen und Hunde gekocht hätten.³⁷ Der Kantor Freyer führt aus:

34 „Extract aus der Perlebergischen Plunder-Predigt, so Herr. Mag. Bernhard von der Linde, der in der Plünderung selbst mit gewesen und sehr vieles drin ausgestanden, einige Jahre nachher hieselbst gehalten“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 30.

35 In dem Augenzeugenbericht, den der Bürgermeister Theodor Bake über die Plünderung Perlebergs verfasste und dessen genaues Entstehungsdatum leider nicht bekannt ist, geht dieser auf den Bevölkerungsstand nach der Plünderung ein. In dem bei Crusius abgedruckten zeitgenössischen Extrakt aus diesem Bericht heißt es: „Die Zahl der Bürger und Einwohner ist bey guter Zeit in die 300. Häuser angeschlagen, aber nunmehr durch das so viel Jahr hero continuirliche Kriegs-Wesen dermassen verringert, daß jetzt kaum 50 (Gott gebe, daß es dabey nur bleiben und nicht immer weniger werden mögen,) gezehlet werden [...]“. „II. Extract aus dem schriftlichen Aufsatz von Herrn Theodori Baken, guten theils testis autoris von der Perlebergischen Plünderung“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 22. Aus dem Zitat wird klar, dass die Schrift noch während des Krieges verfasst wurde. Da seit den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts der Wiederaufbau, wenn auch schleppend, vorankam, in der Ausdrucksweise hingegen noch keine Hoffnung auf Besserung zum Ausdruck kommt, kann vermutet werden, dass diese Darstellung nach der Plünderung zwischen 1638 und 1640 angefertigt wurde.

36 Zit. nach: „Extract aus dem schriftlichen Aufsatz von Herrn Theodori Baken“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 28–29.

37 „Extract aus der Perlebergischen Plunder-Predigt, so Herr. Mag. Bernhard von der Linde [...] gehalten“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 18–19.

In 14. Tagen ward nichts herzu gebracht, biß sich endlich etliche aufgemacht und aus den nechsten Oertern etwas zusammen geholet. Auch haben die Bauren, so vor der Plünderung verschont geblieben auf den Dörffern, was zuge-
tragen; Sonsten wären ihrer noch viel mehrere Hungers gestorben.³⁸

Doch auch im folgenden Jahr blieb die Versorgungslage aufgrund von fehlendem Saatkorn mangelhaft.³⁹

Am schwerwiegendsten für die Mortalität waren aber sicherlich die 1636 und 1638 auftretenden Epidemien. In Bezug auf die Opfer der im Jahre 1636 grassierenden Pest ist allein die Zahlenangabe des Bürgermeisters Theodor Bake überliefert, dass 700 Personen damals an der Pest starben.⁴⁰ Dieser Angabe ist aufgrund der gerundeten Zahl kritisch gegenüberzustellen. Angaben über Seuchen-, Hunger- und Kriegspfer sind häufig Stereotypen.⁴¹ Wahrscheinlich ist auch, dass in diese Angabe gestorbene Soldaten und die Toten der Landbevölkerung, die hinter die schützenden Mauern der Stadt geflüchtet waren, einbezogen sind.⁴²

38 „Folgendes ist genommen aus einer gedruckten Schrift, die der Herr Cantor Georgius Freyer [...] zusammengetragen“. In Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 47. Vgl. allgemein zu den Formen lokaler Kommunität und Solidarität in der Prignitz als Wege des Durchkommens Jan Peters: *Märkische Lebenswelten. Gesellschaftsgeschichte der Herrschaft Plattenburg-Wilsnack, Prignitz 1500–1800*. Berlin 2007 (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 53), S. 345–352.

39 Bittschrift des Rates (wie Anm. 24), S. 50.

40 Stadtarchiv Perleberg, Urkunde 202; Theodor Bake: *Angustiae Perlebergenses. Kurtze und wahrhaftige Beschreibung der barbarischen und tyrannischen Ausplünderung und Verheerung der in der Prignitz gelegenen Hauptstadt Perleberg, so geschehen vom 1. Oct. biß auf den 13. Dez. anno 1638*, S. 10; „Extract aus dem schriftlichen Aufsatz von Herrn Theodori Baken“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 24.

41 Rödel, „Statistik“ (wie Anm. 28), S. 17.

42 Wohlfeil warnt davor, bei summarischen Angaben über „Pesttote“ zu übersehen, dass sie nicht nur verstorbene Stadtbewohner, sondern auch die Toten der geflüchteten Landbevölkerung enthalten. Vgl. Rainer Wohlfeil: *Kriegsverlauf 1635–1642. Bevölkerungsverluste der brandenburgischen Städte zwischen 1625 und 1652/3. Der Dreißigjährige Krieg II. Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin*. Lfg. 50. Hrsg. von der Historischen Kommission von Brandenburg und Berlin, mit Erläuterungen von Kurt Rosenbach. Berlin, New York 1976, ohne Seitenangabe. Vgl. zum Phänomen des „Einflüchtens“ der Landbevölkerung in die umliegenden Städte am Beispiel des Ulmer Landgebiets Shin Demura: *Flucht der Landbevölkerung in die Stadt im Dreißigjährigen Krieg am Beispiel von der Reichsstadt Ulm und ihrem Territorium*. In: *Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit* (wie Anm. 1), S. 187–202.

Der damalige Diakon Bernhard Schmieden interpretiert in einer 1645 gedruckten „Denck-Predigt“ die Pest als die „erste Straf-Ruthe“, die Perleberg heimgesucht habe. Er listet 108 Personen namentlich auf, von denen aber nicht alle der Pest zum Opfer gefallen seien. Nach der Namensliste führt er aus:

Die wir allhie mit Namen setzen, sind die wenigsten; denn es sind auch über diese, welche aber nicht alle an der Pest gestorben, noch 200 ehrlich und wohl begraben worden, denen allen miteinander Leich-Predigten sind nachgehalten. Ach wieviel starben denn in den wüsten Häusern, in den wüsten Kellern und auf den Misthöfen, und wurden ohne Sarg, ungesungen, ungeklungen, hinausgebracht; Ihr viel wurden zur Zeit der Plünderung von den Pferden zertreten und von Hunden gefressen [...].⁴³

Auch für Perleberg zeigt sich, dass in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges Leitvorstellungen vom „rechten Sterben“ ebenso wie vom „christlichen und ehrlichen Begräbnis“ nach wie vor gültig und wirkungsmächtig blieben. Der Krieg stellte sich ihnen als Störfaktor entgegen. Kampfhandlungen, Gewaltausübung gegen die Zivilbevölkerung und die Verbreitung von Seuchen haben die Umsetzung der Sterbelehren und die Ausführung der Begräbniszeremonien nicht nur beeinträchtigt, sondern häufig ganz verhindert.⁴⁴

Als im Oktober 1638 acht kaiserliche Regimenter einquartiert waren und die Stadt völlig überfüllt war, brachen wiederum Seuchen aus. Über die Zahl der Opfer dieser Epidemien ist eine genaue Aussage überliefert. Magister Bernhard von der Linde führt in seiner „Plünderpredigt“ aus, dass 1638 an den Seuchen 282 Menschen gestorben seien, wobei bei dieser Zahlenangabe die Toten der in die Stadt geflüchteten Leute vom Land und Adel ausgenommen seien.⁴⁵ Dies ist eine größere Anzahl an Todesfällen, als im 16. und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Perleberg bei Epidemien überliefert ist.

Bernhard von der Linde und Theodor Bake vermerken in ihren Berichten zwei Seuchen, „die hitzige Haut-Kranckheit“ und die „giftige

43 „Eine Denck-Predigt am Perlebergischen Denck-Tage, Welcher jährlich ist der Donnerstag nach Martini, geprediget und erkläret aus dem verordneten Text, in der Kirche S. Jacobi, und in Druck gegeben von Bernhardo Schmieden, Diacono daselbst“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 79–86, Zitat: S. 86.

44 Benigna von Krusenstjern: Seliges Sterben und böser Tod. In: *Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe* (wie Anm. 5), S. 470–496, hier S. 491.

45 „Extract aus der Perlebergischen Plunder-Predigt, so Herr. Mag. Bernhard von der Linde [...] gehalten“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 12.

Seuche der Pestilenz“. Hinter dem Ausdruck „hitze Haut-Kranckheit“ verbirgt sich höchstwahrscheinlich das im Dreißigjährigen Krieg vielfach aufgetretene Fleckfieber. Es handelt sich um eine vor allem bei älteren Menschen tödlich verlaufende Infektionskrankheit, die von Kleiderläusen übertragen wird. Das Fieber gehörte zu den sogenannten Lagerkrankheiten, die während Einquartierungen oder durch Auf- und Durchmärsche von den infizierten Truppenteilen auf die Zivilbevölkerung übertragen wurden.⁴⁶

Auch im Falle Perleberg zeigt sich, dass die Seuchenopfer während des Krieges zu den Verlusten des Dreißigjährigen Krieg gezählt werden müssen. Beide Male, 1636 und 1638, wurden die Epidemien durch Soldaten in die Stadt eingeschleppt. Der Auffassung von Günther Franz von 1940, dass die Seuchen sich nur infolge des Krieges und nur in den Gebieten, die Kriegsschauplatz waren, so verhängnisvoll haben auswirken können und es daher nicht möglich sei, die Opfer nicht zu den Kriegsfolgen zu rechnen,⁴⁷ stimmt auch die heutige Forschung noch zu. Die Heere und die durch sie ausgelösten Flüchtlingsströme führten allein schon durch die gesteigerte Mobilität zu einer stärkeren Verbreitung von Infektionskrankheiten. Hinzu kam, dass die Soldaten wie die Flüchtlinge großen körperlichen Strapazen unterworfen waren, was ihre Abwehrkräfte schwächte. Dies hatte verheerende Auswirkungen, da in den Feldlagern wie auch hinter den vermeintlich sicheren Mauern der Städte, in denen die Menschen auf engem Raum zusammengepfercht waren, die hygienischen Verhältnisse katastrophal waren.⁴⁸ Alle Kriege,

46 „Extract aus der Perlebergischen Plunder-Predigt, so Herr. Mag. Bernhard von der Linde [...] gehalten“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 12, und „Extract aus dem schriftlichen Aufsatz von Herrn Theodori Baken“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 23; Arthur E. Imhof: Die nicht-namentliche Auswertung der Kirchenbücher von Gießen und Umgebung. Die Resultate. In: *Historische Demographie als Sozialgeschichte. Gießen und Umgebung vom 17. zum 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Arthur E. Imhof. Bd. 1. Darmstadt, Marburg 1975 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 31), S. 279–516, hier S. 234; Vasold, Die deutschen Bevölkerungsverluste (wie Anm. 5), S. 155–156.

47 Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk* (wie Anm. 5), S. 7.

48 Manfred Vasold: *Pest, Not und schwere Plagen*. Augsburg 1999, S. 139. Die hohe Bedeutung der Fluchtbewegungen der Zivilbevölkerung für die immense Mortalität während des Dreißigjährigen Krieges im Reich stellt Quentin Outram durch einen Vergleich mit dem Englischen Bürgerkrieg in besonderer Weise heraus. Hier seien aufgrund einer besseren Einhegung des Krieges die Fluchtbewegungen und die damit verbundenen demographischen Kettenreaktionen weitgehend ausgeblieben, was die Hauptursache für das ungebrochene Anwachsen der Bevölke-

die das Reich in der Neuzeit führte, verursachten so bis hin zum Krieg von 1866 selbst unter den Soldaten höhere Verluste infolge von Seuchen als infolge von direkten Kampfhandlungen.⁴⁹

4. Migration und Bevölkerungsentwicklung

Dass die Stadt Perleberg während des Dreißigjährigen Krieges über die Hälfte ihrer Einwohner verlor, kann nicht allein durch die Übersterblichkeit in den Krisen Jahren zwischen 1636 und 1639 erklärt werden. Dies wird beim Blick auf die nachfolgende Tabelle deutlich.

Tab.: Anzahl der Häuser und Einwohner während des Dreißigjährigen Krieges

	1623	1635	nach 1638	1641	1646	1648
Häuser	282	143	kaum 50		67	123
Einwohner				kaum 300		

Sie enthält alle überlieferten Angaben in den erzählenden Quellen und in den Steuer- und Musterungslisten zum Bevölkerungsstand Perlebergs zu verschiedenen Zeitpunkten des Dreißigjährigen Krieges. Die Angaben aus den erzählenden Quellen, die auf die Zahl der Einwohner eingehen, wurden zur Absetzung in der Tabelle kursiv angegeben. Schließlich ist bei der Analyse von erzählenden Quellen stets zu berücksichtigen, dass deren Aussagen über die Wirkungen des Krieges häufig sowohl unbewusste als auch bewusste Korrekturen nach der Seite des Schlimmen enthalten. Unbewusste Übertreibungen finden sich vor allem in den bilderreichen Erzählungen. Bewusst einseitig gefärbte Berichterstattungen und Fälschungen sind besonders bei Klageschriften und Eingaben an Behörden, die Befreiung von Steuern erwirken sollten, zu vermuten. Hier stellt eben der Zweck des Schriftstückes die Verwertbarkeit für die Analyse der Bevölkerungsentwicklung in Frage.⁵⁰

ung gewesen sei. Outram, *The Demographic Impact of Early Modern Warfare* (wie Anm. 4), zusammenfassend S. 266–267.

49 Vasold, *Die deutschen Bevölkerungsverluste* (wie Anm. 5), S. 151.

50 Vgl. Kurt Hinze: *Die Bevölkerung Preußens im 17. und 18. Jahrhunderts nach Quantität und Qualität*. In: *Moderne preußische Geschichte 1648–1947. Eine Anthologie*. Hrsg. von Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer. Bd. 1. Berlin, New

Schon zwischen 1623 und 1635 halbierte sich die Anzahl der bewohnten Häuser. Nur noch 143 Häuser waren bewohnt, obwohl Perleberg bis zu diesem Zeitpunkt von Gewaltexzessen und Epidemien verschont blieb.⁵¹ So relativiert dieser Befund die Bedeutung der Krisenjahre 1636–1639 deutlich.

Die Aussage in dem Bericht von Bake, dass nach der Plünderung 1638 kaum 50 Häuser bewohnt waren, und der Hinweis in einer Bittschrift von 1641, dass kaum noch 300 Einwohner vorhanden wären, sind aufgrund der Angabe in der Musterungsliste von 1646 nicht als völlig übertrieben abzutun.⁵² Noch 1646, als der Wiederaufbau schon vorangeschritten sein muss, werden nur 67 Hauseigentümer bei einer

York 1981 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 52), S. 282–315, hier: S. 288 und S. 296–297; Fritz Kaphahn: *Die wirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges für die Altmark. Ein Beitrag zur Geschichte des Zusammenbruchs der deutschen Volkswirtschaft in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts*. Gotha 1911 (Geschichtliche Studien 2, Heft 1), S. 2–3.

- 51 GStAPK Berlin, I. HA. Rep. 21, Brandenburgische Städte, Nr. 115: „Liquidationen der Prignitzischen Städte 1635“. Die Liste ist ediert bei Grüneberg, *Die Prignitz* (wie Anm. 16), S. 110–112.
- 52 „Extract aus dem schriftlichen Aufsatz von Herrn Theodori Baken“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 22. In der Bittschrift von 1641 heißt es: „[...] da wol vor dießer Kriegeß Unruhe drey ia Vierthe halb tausendt Sehlen in dießer Stad gelebet, ist nach fleißiger inquisition sich, auch die kleine Kinder mit eingerechnet, nicht 300 Persohnen befinden“. – Bittschrift des Rates (wie Anm. 24), S. 54. Die erste Angabe, die in der Literatur als 3000 bis 3500 Einwohner interpretiert wird, bei Ganzel, *Bevölkerung* (wie Anm. 16), S. 312. Die Anzahl bei Franz Grunick: *Chronik der Kreis- und Garnisonstadt Perleberg*. Perleberg 1938, S. 141, ist hingegen zu bezweifeln, da durchschnittlich mehr als zehn Personen auf einer Feuerstelle gelebt hätten. Die heutige Forschung ist sich darüber einig, dass im 16. und 17. Jahrhundert nicht mehr als fünf Personen auf eine Feuerstelle zu veranschlagen sind, auch wenn der Wert von allgemeinen Multiplikatoren bezweifelt wird. – Rödel, „Statistik“ (wie Anm. 28), S. 15; Pfister, *Bevölkerungsgeschichte* (wie Anm. 28), bes. S. 70–71. Zur Verwendung von Multiplikatoren zur Errechnung der absoluten Bevölkerung in Brandenburg vgl. Wohlfeil, *Kriegsverlauf 1635–1642* (wie Anm. 42), ohne Seitenangabe, der für Feuerstellenangaben vor dem Dreißigjährigen Krieg den Umrechnungsfaktor von 4,5 vorschlägt. Aus den Populationstabellen wird ersichtlich, dass auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Perleberg nur zwischen 5,2 und 5,9 Personen pro Feuerstelle lebten. – Bratring, *Statistisch-topographische Beschreibung* (wie Anm. 29), S. 411; *Historisches Ortslexikon für Brandenburg* (wie Anm. 8), S. 644–645 und S. 652. Wahrscheinlich wurde in diesem Abschnitt der Bittschrift der Bevölkerungsstand bewusst zu hoch angegeben, um die Bevölkerungsverluste umso dramatischer erscheinen zu lassen.

Musterung gezählt.⁵³ Im Jahr des Westfälischen Friedens wurden dann wieder 123 Häuser bewohnt.⁵⁴

Insgesamt zeigen die untersuchten Quellen den Trend auf, dass schon bis zu den schlimmsten Krisenjahren 1636 und 1638 die Bevölkerung durch Abwanderung drastisch zurückgegangen war. Während der Krisenjahre verblieb nur eine Minderheit in der Stadt. Bis 1648 kehrten die geflüchteten Einwohner wiederum in die Stadt zurück und eine geringe Zuwanderung setzte ein.⁵⁵ Allerdings hatte Perleberg 1648 gegenüber 1623 über die Hälfte seiner bewohnten Häuser verloren.

Die Tabelle macht die große Bedeutung der Migration für die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs im Dreißigjährigen Krieg deutlich. Die Stadt weist den gleichen Bevölkerungstrend auf, den Jan Peters in den Dörfern der Perleberg benachbarten Herrschaft Plattenburg-Wilsnack während des Dreißigjährigen Krieges feststellt. Auch diese Dörfer wurden in Abhängigkeit vom Kriegsverlauf gewissermaßen wellenförmig bewohnt. Seit 1625 lief die Tendenz auf eine Entvölkerung hin, seit dem Ende der vierziger Jahre auf eine Neubesetzung zu. Die Einwohnerzahlen wechselten dabei stark. Zeitweise war ein großer Teil der Dörfer fast völlig entvölkert, doch auch nach der partiellen Rückkehr der Dorfbewohner dominierte die Tendenz zum Wüstfallen des Landes.⁵⁶

In den Perleberger Quellen werden als Grund für die Abwanderung stets die hohen Kriegslasten angegeben. Daneben stellte die schlechte wirtschaftliche Lage die tiefere Ursache für die Abwanderung dar.⁵⁷

53 Ediert bei Hugo Wendt: *Chronik der Stadt Perleberg*. 1884, fol. 494–496. (Handschrift, Stadtarchiv Perleberg, ohne Signatur).

54 Stadtarchiv Perleberg, Urkunde Nr. 198. Die Liste ist abgedruckt bei Grüneberg, *Die Prignitz* (wie Anm. 16), S. 113–118.

55 Dass die Zuwanderung während der Krisenjahre sehr zurückging, danach hingegen deutlicher ausfiel als vor der Krisenzeit, belegten eine Analyse der Bürgerbücher und eine Untersuchung der in den Kirchenbüchern eingetragenen Eheschließungen hinsichtlich des prozentualen Anteils an Hochzeiten mit Auswärtigen, bei denen bei mindestens einem Ehepartner angegeben war, dass er zum Zeitpunkt der Eheschließung nicht in Perleberg wohnhaft war. Vgl. hierzu ausführlich Gahlen, *Die Bevölkerungsentwicklung Perlebergs* (wie Anm. 1), S. 43–56.

56 Jan Peters: Die Herrschaft Plattenburg-Wilsnack im Dreißigjährigen Krieg – eine märkische Gemeinschaft des Durchkommens. In: *Brandenburgische Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Lieselott Enders zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Friedrich Beck und Klaus Neitmann. Weimar 1997 (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam 34), S. 157–170, hier S. 164; vgl. auch ausführlich Peters, *Märkische Lebenswelten* (wie Anm. 38), S. 339–360, bes. S. 354.

57 Kaphahn, *Die wirtschaftlichen Folgen* (wie Anm. 50), S. 43.

Der Handel der Stadt Perleberg war wie schon erwähnt im Laufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr zurückgegangen. In friedlichen Zeiten machte sich die schlechte wirtschaftliche Lage für den Einzelnen nur langsam bemerkbar. Auch hielt manchen die Hoffnung, dass sich die Zeiten in naher Zukunft zum Besseren wenden könnten, in seiner Heimat. In Kriegszeiten ging diese Hoffnung dahin. Zusätzlich wurden nun von jedem Einwohner außerordentliche Leistungen verlangt. Die Kumulation beider Faktoren muss einen starken Anreiz zur Abwanderung gegeben haben.⁵⁸

Daneben beschreiben die Augenzeugenberichte, dass sich nach der letzten Plünderung Perlebergs während des Dreißigjährigen Krieges 1638 viele der zurückkommenden Flüchtlinge aufgrund der völlig zerstörten Stadt zur Abwanderung entschlossen. Noch in der Bittschrift von 1641, die Steuererleichterungen für die Stadt erwirken wollte, heißt es, dass wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage in Verbindung mit den Steuerforderungen die Abwanderung als der letzte Ausweg von vielen Einwohnern eingeschlagen werde.⁵⁹

Wo sich die abgewanderten Perleberger niederließen, kann nur in Ansätzen beantwortet werden. Im Landreiterbericht von 1652,⁶⁰ in dem die männlichen Bewohner der Dörfer und Mediatstädte der Prignitz verzeichnet wurden, finden sich nur sieben Personen, bei denen als Herkunftsort die Stadt Perleberg angegeben wurde. Eine Erklärung für den geringen Anteil an Perlebergern im Landreiterbericht von 1652 ist, dass sich der Großteil der weggezogenen Perleberger wohl in Städte der gleichen oder größeren Größenordnung wandte. Es kann nur vermutet werden, dass sich die abwanderungswilligen Perleberger vorrangig in die gleichen Städte begaben, die für andere Abwanderer aus brandenburgischen Städten bezeugt sind. Hier waren die bevorzugten Ziele die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck des weiteren Polen, Pommern, Sachsen und Holstein.⁶¹ All dies waren Gegenden, die vom Drei-

58 Pfister, *Bevölkerungsgeschichte* (wie Anm. 28), S. 105.

59 Bittschrift des Rates (wie Anm. 24), S. 56–57.

60 Ediert in: *Die Prignitz und ihre Bevölkerung nach dem dreißigjährigen Kriege*. Bearb. von Johannes Schultze. Perleberg 1928 (Veröffentlichungen des Heimatvereins Perleberg). Vgl. die detaillierte Auswertung des Landreiterberichts bei Michael Herrmann: Die ländliche Bevölkerung der Prignitz im Dreißigjährigen Krieg. In: *Museum des Dreißigjährigen Krieges. Katalog*. Hrsg. vom Kreis Ostprignitz-Ruppin. Dresden 1998, S. 84–92.

61 Kaphahn, *Die wirtschaftlichen Folgen* (wie Anm. 50), S. 43–44; Paul Schwartz: *Die Neumark während des Dreißigjährigen Krieges*. Bd. 2. Landsberg a. W. 1902, S. 161, S. 174 und S. 181.

bigjährigen Krieg weitgehend verschont blieben.⁶² Oftmals profitierten diese Gebiete sogar vom Krieg durch den Handel mit Getreide, Vieh und Pferden. Die Kriegsparteien verschonten sie, um ihre Versorgung zu sichern. Aufgrund der erwirtschafteten Überschüsse nahm hier die Bevölkerung während des Krieges zu.⁶³

6. Fazit

Auch wenn der Kantor Freyer über die Bedeutung der Krisenjahre für Perleberg zusammenfassend schrieb: „Die Pest hatte sie schon sehr verderbet, aber die Feinde noch viel mehr“,⁶⁴ ist festzuhalten, dass hinsichtlich der Mortalität die Gräueltaten und Torturen der plündernden Soldateska nur geringe Auswirkungen hatten. Die meisten Perleberger waren vor den Plünderern geflohen. Nur eine Minderheit verblieb damals in der Stadt. Die Opfer der epidemischen Krisen wie der Hungerkrise, die sich gegenseitig verstärkten, waren deutlich größer. Das Zitat des Kantors Freyer spiegelt so nicht das Verhältnis von Opferzahlen im Jahr 1638 wieder, sondern vielmehr die mentale Gewichtung der Erlebnisse der Zeitgenossen.⁶⁵

Bezieht man die Aussage von Freyer hingegen auf die Bedeutung des Dreißigjährigen Krieges insgesamt, hat sie durchaus ihre Berechtigung. Der Blick auf den Bevölkerungsstand Perlebergs zu verschiede-

62 Schilling, *Stadt* (wie Anm. 17), S. 15; Hinze, *Bevölkerung* (wie Anm. 50), S. 300.

63 Vgl. hierzu: Franz, *Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk* (wie Anm. 5); Behringer, *Von Krieg zu Krieg* (wie Anm. 5); Theibault, *The Demography of the Thirty Years War* (wie Anm. 1); Vasold, *Die deutschen Bevölkerungsverluste* (wie Anm. 5), S. 147–160.

64 „Folgendes ist genommen aus einer gedruckten Schrift, die der Herr Kantor Georgius Freyer [...] zusammengetragen“. In: Crusius, *Erneuerung* (wie Anm. 13), S. 48.

65 Vgl. allgemein zur Wahrnehmung und Deutung des Dreißigjährigen Krieges durch die Zeitgenossen: *Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe* (wie Anm. 5); *Ein Schauplatz herber Angst* (wie Anm. 12); *Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*. Hrsg. von Matthias Asche und Anton Schindling. Münster 2002. Zur Mark Brandenburg vgl. die Hinweise bei Wolfgang Neugebauer: *Zentralprovinz im Absolutismus. Brandenburg im 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin 2001 (Bibliothek der brandenburgischen und preußischen Geschichte 5), S. 64–68.

nen Zeitpunkten des Krieges lässt eindeutig erkennen, dass der Krieg die eigentliche Ursache für die Bevölkerungseinbußen war. Der Kriegszustand war dafür verantwortlich, dass die Epidemien während des Dreißigjährigen Krieges mehr Menschen erfassten und häufiger zum Tode führten als vorangehende Mortalitätskrisen. Die Seuchen wurden durch die Truppen- und Fluchtbewegungen, Menschenansammlungen in der Stadt, Hunger und die katastrophalen hygienischen Bedingungen stärker verbreitet.⁶⁶ Daneben bedingte der Krieg eine massenhafte Abwanderung, da er die wirtschaftliche Überlebensgrundlage der Menschen im Kriegsgebiet nahm. Er brachte den Handel zum Erliegen und absorbierte die ohnehin knappen Ressourcen durch erhöhte Forderungen, Brandschatzung und Raub. So war es doch ein von der Kriegsgewalt ausgelöstes Bedrohungssystem, dem die Menschen zum Opfer fielen.

66 Pfister, *Bevölkerungsgeschichte* (wie Anm. 28), S. 14–15.

ROSMARIE ZELLER (Basel)

Rhetorik der Schlachtbeschreibung. Lucan, Tasso, Sidney und Grimmelshausen

Die Beschreibung der Schlacht von Wittstock durch Grimmelshausen im zweiten Buch des *Simplicissimus Teutsch* gilt wahrscheinlich bis heute im breiteren Bewusstsein als Beleg für die besondere Grausamkeit des Dreißigjährigen Krieges und insbesondere der Schlacht von Wittstock, ja, sie scheint das Bild dieser Schlacht zu bestimmen. Was in der Grimmelshausen-Forschung seit 1969 bekannt ist, nämlich dass Grimmelshausen die Beschreibung der Schlacht von Wittstock mit nur geringfügigen Änderungen aus Philip Sidneys *Arcadia* übernommen hat, scheint sich in einer breiteren Öffentlichkeit immer noch nicht so richtig herumgesprochen zu haben.¹ Der letzte, der dieser Illusion unterliegt und sie gar mit eigenen Fronterlebnissen in Verbindung bringt, dürfte Günter Grass sein, wie Klaus Haberkamm nachgewiesen hat.² Dieses fehlende Bewusstsein der literarischen Überformung von Schlachtdarstellungen mag nicht zuletzt auch damit zusammenhängen, dass es kaum wissenschaftliche Untersuchungen zur Poetik von Kampfdarstellungen und Schlachtbeschreibungen in der Literatur der Frühen Neuzeit gibt.³ Das Interesse der Forschung hat sich eher auf den

1 Zur Entdeckung der Vorlage siehe Hans Geulen: „Arcadische“ *Simpliciana*. Zu einer Quelle Grimmelshausens und ihrer strukturellen Bedeutung für seinen Roman. In: *Euphorion* 63 (1969), S. 426–437; Walter Holzinger: Der Abenteuerliche *Simplicissimus* und Sir Philip Sidney's „*Arcadia*“. In: *Colloquia Germanica* 3 (1969), S. 184–198.

2 Klaus Haberkamm: *Simplicianische Zwiebeln*. Zur Wirkungsgeschichte Grimmelshausens bei Grass. In: *Simpliciana* XXX (2008), S. 199–217.

3 Stephanie Schwarzer (*Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Ästhetisierung kriegerischer Ereignisse in der Frühen Neuzeit*. München 2006) versucht dies zu leisten, bringt aber gerade für Grimmelshausen gegenüber der bisherigen Forschung nichts Neues. Ihr Vergleich Grimmelshausens mit den realen Kriegserfahrungen eines Ulrich Bräker scheint eher nochmals die autobiografische Lektüre zu bestätigen. Für das Mittelalter und das 16. Jahrhundert liegen zwei Bände vor: *Die Wahrnehmung und Darstellung von Kriegen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Horst Brunner. Wiesbaden 2000; Horst Brunner [u. a.]: *Dulce*

Kriegs- und Friedensdiskurs im Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg gerichtet, in den die aus einem ganz anderen Zusammenhang stammende Schlachtbeschreibung Grimmelshausens mit ihrer Hervorhebung der Grausamkeit des Krieges aufs beste zu passen scheint. Dass wir es hier nicht mit der Niederschrift einer Lebenserfahrung, sondern mit einem Text aus anderen Texten zu tun haben, soll im Folgenden gezeigt werden, vor allem aber soll dem rhetorischen Ursprung dieser Art von Beschreibung nachgegangen werden. Das Getümmel der Schlacht, die Wehklagen der sterbenden Soldaten, die „erschreckliche Musik“, die Pferde, die auf ihre Herren fallen, die Köpfe, die ihre Herren verloren haben, die heraushängenden Eingeweide, die „abgeschossene[n] Aerm“, an denen sich die Finger noch bewegen, die „abgelöste[n] Schenkel“, dies alles findet sich in Grimmelshausens Vorlage, der zehn Seiten umfassenden Beschreibung einer Schlacht zwischen den Anhängern des Amphialus und denjenigen seines Onkels Basilius in Philip Sidneys *Arcadia*.⁴ Das frappierendste Merkmal dieser Beschreibung ist zweifellos die Zerstückelung der Körper durch Waffengewalt. Aber gerade dies kommt so in der Realität kaum vor, wie die medizinischen Darstellungen zeigen, welche das Abtrennen verletzter Beine oder Arme von Soldaten mit einer Säge darstellen.⁵ Von den 140 Skeletten, die im Massengrab auf dem Schlachtfeld von Wittstock gefunden wurden, hatten nach Auskunft der Archäologinnen, die diese untersuchten, kein einziges abgetrennte Glieder.⁶ Bei der Langsamkeit des Ladevorgangs der Gewehre konnte ein Körper auch nicht wie dies heute mit automatischen Gewehren möglich ist, durchlöchert werden.⁷ Die

bellum inexpertis. Bilder des Kriegs in der deutschen Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts. Wiesbaden 2002.

4 Siehe im Anhang den Text der *Arcadia*.

5 Martin Dinter spricht denn auch in Bezug auf Lucan von einem Hyperrealismus. Vgl. Martin Dinter: ... und es bewegt sich doch! Der Automatismus des abgehackten Gliedes. In: *Lucan's „Bellum civile“ between Epic Tradition and Aesthetic Innovation*. Hrsg. von Nicola Hömke und Christiane Reitz. Berlin 2010 (Beiträge zur Altertumskunde 282), S. 175–190.

6 Siehe den Beitrag von Sabine Eickhoff, Anja Grothe und Bettina Jungklaus in diesem Band.

7 Immerhin berichtet ein auf der Seite der Schweden stehender Offizier in einem Schreiben aus Wittstock vom 26.09.1636, das in einer Flugschrift abgedruckt ist: „In welchem Treffen ich für meine Person fünf Wunden empfangen/ verhoffe aber deroselben innerhalb von vierzehnen Tagen widerumb zu genesen“. – *Extract Und Eigentlicher Bericht Auß Wittstock vom 25./ und 26. Septembris/ Wie es mit dem Treffen zwischen der Königlichen Schwedischen Armee eins Theils unnd der*

abgetrennten Glieder auf dem Schlachtfeld sind kein Phänomen der Realität, sondern ein literarisches, das deswegen nicht weniger, sondern umso mehr auf die Phantasie der Menschen wirkt. Bezeichnenderweise findet man weder in der Beschreibung der Schlacht von Wittstock im *Theatrum Europaeum* noch im *Teutschen Florus* einen Hinweis auf besondere Grausamkeiten, auch wenn in Bezug auf Wittstock von einer blutigen Schlacht die Rede ist.⁸ Die Berichte beschränken sich darauf, die toten Offiziere beim Namen zu nennen und die Anzahl der Toten anzugeben.

Einer der berühmtesten und vielleicht auch einflussreichsten Vertreter dieser Art von grausamer, ja monströser Schlachtbeschreibung dürfte Lucan sein, der eine besondere Vorliebe für abgeschnittene Glieder hat, wie die Forschung nachgewiesen hat.⁹ Lucans *Pharsalia* bzw. *Bellum civile*, wie das Epos neustens betitelt wird, gehörte bis ins 19. Jahrhundert zum Kanon der lateinischen Literatur. Er war im Mittelal-

Churfürstl. Durchl. zu Sachsen/ andern Theils abgangen sey. O. O. 1636 (VD 17: 12:200657E).

- 8 Dieser Ausdruck kommt manchmal, aber bei weitem nicht immer in Flugschriften vor (z. B. *Gründlicher Warhafftiger Bericht/ Von dem Blutigen Treffen/ Welches den 24. Septembr. 4. Octobris im Lande zu Mechelburg bey Wittstock/ zwischen Churfürstl. DurchL: zu Sachsen/ [et]c. So wol Dem Keyserl: General Feldmarschalck Graff von Hatzfeldt/ [et]c. Und der Cron Schweden Generaln Johann Bannier vorgangen.* O. O. 1636 (VD 17: 14:081153Y); *Relation Deß blutigen treffens/ welches den 24. Septem. 4. Octobr. bey Witstock zwischen Churf. Durchl. zu Sachsen/ so wol dem Käyserl. General FeldMarschalck Graf von HatzFeld. Unnd dann Der Cron. Schweden General Joh. Banner vorgangen.* O. O. 1636 (VD 17: 1:092265H). Es wäre zu untersuchen, ob die Kaiserlichen von einem blutigen Treffen sprechen, während die Anhänger der Schwedischen Truppen diesen Ausdruck nicht brauchen. Während man in der Schlacht von Wittstock in den Flugschriften von 5000 bis 7000 Toten berichtet, sind es in der Schlacht von Nördlingen fast dreimal mehr. In Bezug auf die Schlacht von Nördlingen spricht denn auch der *Teutsche Florus* von „so vil menschenblut“, dass beyde Durchleuchtigste Ferdinand [...] einen eckel bekommen.“ So Eberhard Wassenberg: *Erneuverte Teutsche Florus [...]*. Amsterdam 1647, S. 337 (VD 17: 23: 242001R), gemeint sind Ferdinand III. von Österreich und Ferdinand von Spanien. Eine vergleichbare Bemerkung kommt in den von mir durchgesehenen Beschreibungen von der Schlacht bei Wittstock nicht vor.
- 9 Siehe v. a. Glenn W. Most: *Disiecti membra poetae: The Rhetoric of Dismemberment in Neronian Poetry*. In: *Innovations of Antiquity*. Hrsg. von Ralph Hexter und Daniel Selden. New York 1992, S. 391–419 und Dinter, ... und es bewegt sich doch! (wie Anm. 5). Zur Monstrosität als Beschreibungstechnik (ohne Bezug zu Lucan) siehe Jörg Jochen Berns: *Kriegs- und Friedensbilder. Mittel zu ihrer ästhetischen Reflexion im 17. Jahrhundert*. In: *Morgen-Glantz* 9 (1999), S. 180–217.

ter und bis ins 19. Jahrhundert Schullektüre.¹⁰ Rezeptionsspuren lassen sich bei Opitz,¹¹ in Gryphius' und Lohensteins Dramen, bei den neulateinischen Dichtern ebenso feststellen wie in Goethes *Faust II* oder in den Gedichten C. F. Meyers. Hölderlin hat knapp 600 Verse aus dem ersten Buch übersetzt. Jean Calvin hat ihn ebenso gelesen wie Corneille, der ein großer Bewunderer Lucans war.¹² Lucan war Torquato Tasso, auf den ich noch eingehen werde, bekannt, setzt er sich doch in seinen *Discorsi dell'arte poetico e del poema eroico* (1587) ausführlich mit ihm auseinander genau wie Sidney in seiner *Defence of poetry*.¹³ Beide vertraten sie die Auffassung, dass Lucan eher ein Historiker als ein Dichter sei, was sie aber nicht hinderte, wie zu zeigen sein wird, von seinen poetischen Verfahren zu lernen. Gottsched kannte ihn selbstverständlich wie auch die erste deutsche Übersetzung in reimlosen Versen von Veit Ludwig von Seckendorff, die er aber nicht schätzte.¹⁴ Das Epos ist wahrscheinlich vor allem deswegen im Laufe des 19. Jahrhunderts aus dem Kanon gefallen, obwohl es auch da immer noch

10 Jean-Claude Ternaux (*Lucaïn et la littérature de l'âge baroque en France. Citation, imitation et création*. Paris 2000) weist dies für einige Gymnasien in Frankreich im 16. und 17. Jahrhundert nach. Für das Mittelalter siehe Günter Glauche: *Schullektüre im Mittelalter. Entstehung und Wandlung des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen dargestellt*. München 1970. Siehe auch: *Lucans „Bellum civile“*. Studien zum Spektrum seiner Rezeption von der Antike bis ins 19. Jahrhundert. Hrsg. von Christine Walde. Trier 2009.

11 Martin Opitz hat ein Exemplar der *Pharsalia* mit dem Kommentar von Grotius (Leiden 1626) einer eingehenden Lektüre unterzogen und sogar Varianten eines Manuskripts der Rhedingerschen Bibliothek eingetragen. Siehe Martin Bircher: Bücher aus dem Besitz von Martin Opitz. In: *Daphnis* 11 (1982), S. 689–698, hier S. 694.

12 Siehe Ternaux, *Lucaïn et la littérature* (wie Anm. 10), S. 372–375.

13 Zur Lucan-Rezeption in England siehe Lisa Sannicandro: „Fides fortibus, fraus formidolosis“: Lucano, Sir Walter Raleigh? e Sir Arthur Gorges. In: *Lucans „Bellum civile“* (wie Anm. 10), S. 315–346, allerdings ohne Berücksichtigung von Sidney.

14 Veit Ludwig von Seckendorff: *Politische und Moralische Discurse über M. Annaei Lucani dreyhundert auserlesene lehrreiche sprüche/ und dessen heroische gedichte genannt Pharsalia, auf eine sonderbare neue manier ins deutsche gebracht/ und dem lateinischen auf jedes blatt gegen über gesetzt: Nebst beygefügter erklärung derer dunckeln und schweren redens-arten/ auch nötigem register*. Leipzig 1695 (VD 17: 1:043392Y). Siehe dazu Rosmarie Zeller: Moralische und politische Modelle und Antimodelle in Seckendorffs Kommentar zu Lucans „*Pharsalia*“ und Corneilles „*La Mort de Pompée*“. In: *Welche Antike? Rezeptionen des Altertums im Barock*. Hrsg. von Ulrich Heinen. Wiesbaden 2011 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 47), S. 753–768.

seine Verteidiger hatte, weil es schon seit dem 16. Jahrhundert immer wieder, wie gerade auch die Rezeption durch Torquato Tasso und Philip Sidney zeigt, als historisches und nicht als poetisches Werk aufgefasst wurde. Nach Auffassung der Vertreter des an Homer und Vergil orientierten klassischen Epos verstößt Lucans *Bellum civile* gegen eine Reihe von Regeln des klassischen Epos, so fehlen der Musenanruf ebenso wie der Götterapparat, es gibt keinen Beginn *medias in res*, sondern es wird linear erzählt und dazu noch, findet keine Fokalisierung auf einen Konflikt statt, wie zum Beispiel Torquato Tasso moniert, sondern es wird der ganze Krieg zwischen Cäsar und Pompeius beschrieben, angefangen bei der Überschreitung des Rubicon bis zur Ankunft Cäsars in Ägypten.¹⁵ Dazu kommt ein nicht klassischer Stil, der, wie man kurz zusammengefasst sagen könnte, durch *argutia* gekennzeichnet ist, was schon Julius Caesar Scaliger gerügt hat.¹⁶ Das Moment des „fingere“, der erfundenen Handlungen, fehlt in den Augen der Poetiker der Frühen Neuzeit ebenfalls.

Ich möchte im Folgenden auf zwei Ausschnitte aus Lucans Epos näher eingehen, auf die Schlacht vor Massilia, die im dritten Buch beschrieben wird, wo Cäsars Truppen gegen die Griechen kämpfen, und auf die Schlacht von Pharsalos im zehnten Buch, in der Cäsar die Truppen des Pompeius besiegt. Während die klassischen Schlachtbeschreibungen (Homer und Vergil) vor allem die Heldentaten Einzelner hervorheben, wofür in der Epos-Theorie der Begriff „Aristie“ verwendet wird, ist es für Lucan typisch, dass er auf die Helden-Aristie fast ganz verzichtet, weil er den Bürgerkrieg als Ganzes für ein Unrecht hält und man offenbar im Rahmen dieses unrechten Krieges keine Heldentaten begehen kann.¹⁷ Schon Giason Denores stellte in seiner Poetik von 1586 fest, dass Lucan nicht die Handlung eines einzelnen, sondern von

15 Siehe dazu Rosmarie Zeller: Lucan im poetologischen Diskurs der Frühen Neuzeit In: *Lucans „Bellum civile“* (wie Anm. 10), S. 255–273, besonders S. 258–262. Da Lucans Epos unvermittelt abbricht, nimmt die Forschung an, dass er ursprünglich zwei weitere Bücher, die bis zum Tod Catos führen sollten, plante.

16 Zeller, Lucan im poetologischen Diskurs (wie Anm. 15), S. 265.

17 Siehe den Kommentar zum Verhalten des Scaeva: „Pronus ad omne nefas et qui nesciret, in armis | Quam magnum virtus crimen civilibus esset.“ („Er war zu jeder Untat bereit und wußte nicht, daß in einem Bürgerkrieg Heldenmut ein schweres Verbrechen ist.“ (6, 147–148) Ich zitiere die Ausgabe *De bello civili. Der Bürgerkrieg*. Übersetzt und hrsg. von Georg Luck. Stuttgart 2009 (Reclams Universal-Bibliothek 18511). Siehe zu diesem Aspekt Vanessa B. Gorman: Lucan's epic aristeia and the hero of the „Bellum civile“. In: *The Classical Journal* 96 (2011), S. 263–290.

vielen darstelle und dazu noch frevelhafte Handlungen, die kaum ein positives Exempel abgeben.¹⁸

Glenn W. Most hat Epen (Homer, Vergil, Silius Italicus und Statius) auf Verwundungen hin untersucht, wobei er Hieb- und Stichverletzungen und Amputationen unterscheidet. Er stellt fest, dass die weitest häufigste Verwundung eine punktuelle, tiefe Verletzung durch Pfeil, Schwert oder Speer ist, wobei eine einzige Wunde meistens den Tod des Helden herbeiführt. So hat Odysseus mit jedem Pfeil einen Freier getötet. Diese Art der Verletzung ist zudem ein Zeugnis der Überlegenheit des Siegers, welcher in der traditionellen Epik im Mittelpunkt des Interesses steht, während das Opfer wenig Aufmerksamkeit bekommt. Bei Lucan dagegen sind die Schnittwunden ebenso häufig wie die Hieb- und Stichverletzungen, ja mehr noch, sie scheinen alle auf die Amputation eines Glieds hinaus zu laufen.¹⁹ Amputationen kommen seit Homer in der Epik vor, sind bei den römischen Autoren jedoch häufiger als bei Homer. Trotzdem besteht ein markanter Unterschied im Verhältnis von Hieb- und Stichwunden zu Amputationen bei den römischen Autoren und bei Lucan.²⁰ Amputationen werden von den anderen Autoren zur Hervorhebung der besonderen Tapferkeit eines Helden am Anfang oder Ende eines Kampfes verwendet, während Lucan sie viel genereller verwendet, für ihn scheinen sie nur einen Schritt in der Verstümmelung des Menschen zu bedeuten, denn sie sind auch oft nur Teil einer Serie von Wunden, die einem einzelnen Kämpfer zugefügt werden. Konsequenterweise wird in Lucans Epos das Interesse vom Helden auf das Opfer verschoben, was sich auch daran zeigt, dass das Opfer oft einen Namen hat, der Held hingegen nicht.²¹ Die einzige Ausnahme von diesem Verfahren bildet die Beschreibung des Scaeva im sechsten Buch bei der Belagerung von Dyracchium, der sich als Held auf der Seite Cäsars den Truppen des Pompeius entgegenstellt und von unzähligen Pfeilen und Speeren getroffen, weiterkämpft. Als er

18 Zeller, Lucan im poetologischen Diskurs (wie Anm. 15), S. 263.

19 „Only in Lucan are cutting wounds just as frequent as puncture wounds and do there seem to be no cases of cutting wounds which do not result in amputation of a bodily part.“ – Most, *Disiecti membra poetae* (wie Anm. 9), S. 399.

20 „there are 13.5 puncture wounds for every amputation in Homer, 4.3 in Virgil, 5.4 in Silius Italicus, and 4.1 in Statius. Against the background of these figures, the proportion in Lucan of one puncture wound for every amputation becomes truly remarkable.“ – Most, *Disiecti membra poetae* (wie Anm. 9), S. 399.

21 „Lucan often names the victims but not his murderers; and he often includes amputations only as a part of a whole sequence of terrifying wounds inflicted to the same man.“ – Most, *Disiecti membra poetae* (wie Anm. 9), S. 399.

von einem Pfeil ins Auge getroffen wird, reißt er diesen samt dem Auge heraus.²² Diese Ausnahme bestätigt aber nur die Regel, dass solche Heldenhaftigkeit im Bürgerkrieg nicht ruhmvoll ist.²³

In der Beschreibung der Schlacht von Massilia findet sich eine Häufung von schrecklichen Verletzungen und Todesarten. Der Kontext ist der folgende: Cäsars Truppen belagerten Massilia während längerer Zeit erfolglos, worauf sie beschließen, die Griechen auf dem Wasser anzugreifen. Schließlich kommt es auf den Schiffen zu einem Nahkampf, der sich eigentlich nicht mehr von einem Kampf auf der Erde unterscheidet, so heißt es denn auch bezeichnenderweise „Es ist eine Seeschlacht, in der das Schwert entscheidet.“ (3, 569–570.)²⁴ Lucan schildert in 190 Versen die Grausamkeiten der Schlacht, ohne dass er jedoch auf die strategischen Details einging. Wie erwähnt trägt die Tapferkeit einzelner im Gegensatz zu dem, was wir aus den mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Romanen kennen, nichts zur Wende des Geschehens bei, im Gegenteil, die Massiloten sind besonders tapfer, verlieren aber die Schlacht. Die Details der Kämpfe finden sich bezeichnenderweise in keiner der Quellen, die Lucan benützt hat,²⁵ denn Historiker interessieren sich nicht für diese Art von Details. Sie stellen Schlachten unter dem Aspekt der Strategie dar, Einzelheiten interessieren sie nur, insofern sie strategisch wichtig sind.²⁶ Bei Lucan hingegen

22 „Ille moras ferri nervorum et vincula rumpit | Adfixam vellens oculo pendente sagittam | Intrepidus, telumque suo cum lumine calcat.“ (6, 217–219) („Doch unerschüttert reißt Scaeva den steckenden Pfeil mit dem daranhängenden Auge heraus, bricht zusammen mit der lästigen Eisenspitze auch die Nervenstränge und tritt das Geschoss samt seinem Auge mit Füßen.“) Zur Umkehrung der Aristie siehe Nicola Hömke: Bit by Bit towards Death – Lucan’s „Scaeva“ and the Aesthetization of Dying. In: *Lucan’s „Bellum civile“: Between Epic Tradition and Aesthetic Innovation*. Berlin 2010, S. 91–104.

23 Lucan kommentiert: „Infelix, quanta dominum virtute parasti.“ (6, 262) („Unglücklicher! Wie tapfer hast du gekämpft, um einem Tyrannen zur Macht zu verhelfen.“) Seckendorff kommentiert: „Dieser hauptmann erwiese zwar eine grosse und unvergleichliche tapfferkeit/ aber mit schlechtem nutzen und ausgang. Der Sieg/ den er fürnemlich zu wege bringen lassen/ macht *Caesar* zum herrn über die Römische *republique*, und ihn den hauptmann und alle Römer [...] zu elenden sclaven. – Seckendorff, *Politische und Moralische Discourse* (wie Anm. 14), S. 159.

24 „Navali plurima bello Ensis agit.“ (3, 569–570)

25 Ilona Opelt: Die Seeschlacht vor Massilia bei Lucan. In: *Hermes* 85 (1957), S. 435–445, zu den historischen Quellen besonders S. 442.

26 So wird auch die Schlacht von Wittstock im *Theatrum Europaeum* und im *Teutschen Florus* allein aus strategischer Perspektive dargestellt. Typisch dafür sind auch die Abbildungen der Heere in ihrer gegenseitigen Position.

geht es darum, die Grausamkeit des Geschehens hervorzuheben. Das Blut bedeckt das Meer, alles ist voller Leichen, so dass die Schiffe nicht mehr vorwärts kommen, Halbtote ertrinken im Meer, Geschosse ver selbstständig sich und durchbohren die Menschen.²⁷ Die Lucan-Forschung hebt immer wieder hervor, dass in Lucans Beschreibungen die Waffen und nicht die Menschen die Akteure sind.²⁸ Ein Römer, Catus mit Namen, wird von hinten und von vorne gleichzeitig durchbohrt (3, 585–591), einer wird von einem Wurfspieß am Schiff festgenagelt (3, 600–603). Die berühmteste in der Literatur immer wieder zitierte Stelle betrifft einen Zwilling, der seine Hand verliert, die sich aber noch am Schiff festhält, er kämpft trotzdem weiter und verliert auch den andern Arm, worauf er sich als Schild zur Verfügung stellt und viele Lanzen aufhält, schließlich lässt er sich als eine Art Geschoss auf ein feindliches Schiff fallen, um nochmals Schaden zu stiften (3, 603–626).²⁹ Diese Stelle mit der abgeschlagenen Hand, die sich selbstständig macht, erinnert an die Passage über die Schlacht von Wittstock:

Einer der beiden greift mutig vom griechischen Schiff nach dem römischen [...] doch ein schwerer Streich von oben schlägt ihm die Hand ab, und dennoch hält sie noch mit derselben Kraft fest, mit der sie zupackte; sie klammert sich mit gespannten Sehnen an, wird steif und stirbt ab. Sein Mut wächst in der Not und sein edler Zorn ist nach der Verstümmelung noch größer. Er kämpft mit der starken Linken weiter und beugt sich aufs Meer hinaus, um seine Rechte zu fassen, aber auch die Linke und der ganze Arm werden ihm abgeschlagen.³⁰

Ein Lykidas wird von seinen Kameraden an den Beinen in der Luft festgehalten und dabei in zwei Teile zerrissen, wobei der Tod im obe-

27 „Cruor altus in unda | Spumat, et obducto concresecunt sanguine fluctus.“ (3, 572) („Hoch schäumt frisches Blut in der See, und die Wellen werden von einer Schicht geronnenen Blutes bedeckt.“)

28 Zuletzt Dinter, ... und es bewegt sich doch! (wie Anm. 5), S. 184; er bringt dieses Verfahren mit der rhetorischen Figur der Hypallage in Verbindung. Deutlich in folgendem Vers: „inrita tela suas peragunt in gurgite caedes“ (3, 580). („Geschosse, die ihr Ziel verfehlten, töten von sich aus Menschen.“)

29 Siehe die ausführliche Liste seltsamer Todesarten bei Gorman, *Lucan's epic aristeia* (wie Anm. 17), S. 264–265.

30 „Quorum alter mixtis obliquo pectine remis | Ausus Romanae Graia de puppe carinae | Iniectare manum; sed eam gravis insuper ictus | Amputat; illa tamen nisu, quo prenderat, haesit | Deriguitque tenens strictis inmortua nervis. Crevit in adversis virtus: plus nobilis irae | Truncus habet fortique instaurat proelia laeva | Rapturusque suam procumbit in aequora dextram | Haec quoque cum toto manus est abscisa lacerto.“ (3, 609–617)

ren Teil des Körpers, der lebenswichtige Organe enthält, lange nicht vorwärtskommt (3, 635–646). An die auf den Menschen liegenden Pferde in der Schlacht von Wittstock erinnert das Beispiel des gekenterten Schiffs, dessen Rumpf sich „über Meer und Matrosen“ stülpt, so dass sie ertrinken.³¹ Als beispiellos grausig bezeichnet Lucan den Tod eines Schwimmers, der von zwei aufeinander treffenden Schiffsschnäbeln durchbohrt und zermalmt wird. Die Drastik der Darstellung ist wohl kaum noch zu überbieten:

Von dem wuchtigen Aufprall spaltete sich in der Mitte die Brust, die Knochen wurden zermalmt, und sein Leib konnte nicht verhindern, daß Eisen auf Eisen krachte; sein Bauch war zerquetscht, und sein Blut schwemmte Eiterjauche, vermischt mit Organen, aus dem Mund. Als die beiden Schiffe durch Ruderkraft rückwärts fuhren und die Schnäbel zurückwichen, stürzte die Leiche mit durchlöcherter Brust ins Meer, und Wasser durchflutete die Wunden.³²

Wie schon im Falle des Scaeva geht es nicht mehr darum, durch die Beschreibung der kriegesischen Grausamkeiten ein *exemplum fortitudinis* zu geben, sondern diese sind nur noch „miraculum fati“ (6, 634), die über Dutzende von Versen aneinander gereiht werden.³³ Die Beschreibung der Schlacht wird abgeschlossen mit der relativ kurzen Bemerkung, dass das Kriegsglück sich auf die eine Seite, das heißt, die Seite der Römer geneigt habe. Dann wird noch ein Blick auf die auf dem Land Zurückgebliebenen geworfen, was im Rahmen von Kriegsbeschreibungen, die im allgemeinen keinen Sinn für die Opfer haben, durchaus originell ist:

Welch ein Weinen erhob sich da unter den Eltern in der Stadt! Wie laut erscholl das Klagen der Mütter am Strand! Da umarmte manche Frau die Leiche eines Römers, dessen Züge vom Wasser entstellt waren, weil sie glaubte, das Antlitz ihres Gatten zu erkennen, und an den lodernden Scheiterhaufen stritten sich leidgeprüfte Väter um verstümmelte Leichen.³⁴

31 „Versa cava textit pelagus nautasque carina.“ (3, 650)

32 „Dicessit medium tam vastos pectus ad ictus. | Nec prohibere valent obstritis ossibus artus | Quo minus aera sonent ; eliso ventre per ora | Eiectat saniem permixtus viscerae sanguis.“ (3, 654–658)

33 Siehe Matthew Leigh: *Spectacle and Engagement*. Oxford 1997, S. 257.

34 „Quis in urbe parentum | Fletus erat! Quanti matrum per litora planctus! | Coniunx saepe sui confusis voltibus unda | Creditur ora viri Romanum amplexa cadaver, | Accensisque rogis miseri de corpore trunco | Certavere patres.“ (3, 756–761)

Das Interessante ist, dass Lucan zwar in den abschließenden anderthalb Versen noch betont, dass der Feldherr Brutus Cäsar zum Sieg in dieser ersten Seeschlacht verholfen habe, aber der Akzent der Darstellung liegt ganz eindeutig auf der Tapferkeit der Massalieten einerseits, der Grausamkeit des Kampfes und dem Leid der Zurückgebliebenen andererseits. Altphilologen haben gemeint, mangels anderer Quellen, Details dieser Schlacht aus Lucans Beschreibung rekonstruieren zu können;³⁵ damit sind sie derselben Illusion erlegen wie die Interpreten von Grimmelshausens Beschreibung der Schlacht von Wittstock. Die ausführliche Darstellung von Grausamkeiten erzeugt offensichtlich einen Realitätseffekt, der die späteren Leser vergessen lässt, dass er es mit Literatur und nicht mit einer historischen Beschreibung zu tun hat.

Die zweite Schlacht, die besonders ausführlich beschrieben wird, ist jene von Pharsalos im siebten Buch der *Pharsalia*, in der Römer gegen Römer kämpfen, die Truppen Cäsars gegen die Truppen des Pompeius, wobei Cäsar den Sieg davon trägt. Diese Schlacht wird von Lucan selbst als eine Steigerung alles schon Dagewesenen geschildert: „Pharsalia spielte als Schlacht nicht dieselbe Rolle wie andere Niederlagen. Dort war es das Verderben Roms, daß einzelne fielen, hier, daß ganze Völker untergingen; dem Tod eines Soldaten dort, entspricht hier der Tod ganzer Völkerschaften.“³⁶ Lucan stellt demgemäß diese Schlacht auch nicht als eine von einzelnen Kämpfern dar, sondern er wählt eine anonyme Darstellungsweise. So heißt es zum Beispiel: „Nun überstieg das Morden jedes Maß. Was hier folgte, war keine Schlacht mehr: Die einen hielten die Kehle hin, die andern schlugen zu“³⁷; an einer andern Stelle: „Panzer rasseln, wenn schwere Leiber fallen, und Schwerter zerbrechen an Schwertern“.³⁸ Hier werden nicht mehr wie noch im Fall von Massilia einzelne Todesarten vorgeführt, sondern es wird kollektiv berichtet, da nur dies noch die angemessene Darstellungsweise zu sein scheint:

Wenn eine Welt untergeht, schämt man sich, Tränen über zahllose Tote zu vergießen, das Schicksal jedes einzelnen zu verfolgen und zu fragen, durch wessen Herz der todbringende Strahl fuhr, wer auf seine eigenen, zu Boden quellenden Eingeweide trat, wer mit dem Gesicht zum Feind, das Schwert, das ihm im

35 Siehe die von Opelt, Seeschlacht (wie Anm. 25), S. 442, zitierten Autoren.

36 „Non istas habuit pugnae Pharsalia partes, | Quas aliae clades: illic per fata virorum | Per populos hic Roma perit.“ (7, 632–634)

37 „Perdidit inde modum caedes, ac nulla secuta est | Pugna, sed hinc iugulis, hinc ferro bella geruntur.“ (7, 532–533)

38 „Pectoris arma sonant confractique ensibus enses.“ (7, 573)

Schlund steckte mit dem letzten Lebenshauch ausstieß, wer erschlagen zusammenbrach und wer aufrecht stehen blieb, während seine Glieder abfielen, wem das Geschoß durch die Brust ging, wen seine Lanze an den Boden nagelte, wessen Blut durch die Adern schießend in die Luft spritzte und die Rüstung seines Gegners traf, wer seines Bruders Brust durchhieb, um eine Leiche, die er erkannte, zu plündern, ihr den Kopf abschlug und ihn weit durch die Luft warf, wer das Antlitz seines Vaters verstümmelte, um durch übertriebene Wut den Umstehenden zu beweisen, daß der Erschlagene nicht sein Vater sei.³⁹

Schließlich liegt das Schlachtfeld voller Leichen, welche Cäsar am anderen Morgen mit Vergnügen betrachtet, obwohl er in der Nacht schlechte Träume als Folge seiner Schuld gehabt hat:

Er sieht die Bäche, die vom Blut geschwellt, rascher strömen, sieht die Leichenhaufen, die wie Hügel ragen, die Totenberge, die schon in Verwesung übergehen, und er zählt Pompeius' Völker ab. [...] Er freut sich, dass die Erde Thessaliens nicht sichtbar ist und seine Augen über eine von Toten bedeckte Ebene schweifen können.⁴⁰

Die Vielfalt an außerordentlichen, seltenen und grausamen Todesarten dürfte wohl kaum zu übertreffen sein, ebenso wenig wie die ausführlichen Schilderungen von Blutströmen und Massen von Leichen. Schlachtbeschreibungen in der Literatur der Frühen Neuzeit reichen kaum je an jene Lucans heran, auch wenn sie von abgeschlagenen Gliedern und herausrinnenden Gehirnen berichten.

In seiner Untersuchung zu den Kriegsdarstellungen im Prosaroman des 15. und 16. Jahrhunderts merkt Mathias Herweg an, dass in dieser Gattung Kriege noch kaum anders dargestellt werden als im mittelalterlichen Roman, nämlich vorwiegend als Zweikämpfe, in der sich der

39 „Inpendisse pudet lacrimas in funere mundi | Mortibus innumeris, ac singula fata sequentem | Quaerere, letiferum per cuius viscera volnus | Exierit, quis fusa solo vitalia calcet, | Ore quis adverso demissum faucibus ensen | Expulerit moriens anima, quis corruat ictus, | Quis steterit dum membra cadunt, qui pectore tela | Transmittant aut quos campis adfixerit hasta, | Quis cruor e scissis perruperit aera venis | Inque hostis cadat arma sui, quis pectora fratris | Caedat et, ut notum possit spoliare cadaver, | Abscisum longe mittat caput, ora parentis | Quis laceret nimiaque probet spectantibus ira, | Quem iugulat non esse patrem.“ (7, 617–630)

40 „Cernit propulsa cruore | Flumina et excelsos cumulis aequantia colles | Corpora, sidentes in tabem spectat acervos | Et Magni numerat populos, [...] Iuvat Emathiam con cernere terram | Et lustrare oculis campos sub caede latentes.“ (7, 789–792, 794–795)

männliche Protagonist zu bewähren hat.⁴¹ Auch wenn eigentliche Schlachten beschrieben werden, so fällt auf, dass sich die Erwähnung von grausamen Todesarten oder vielen Leichen meistens auf einen oder zwei Sätze beschränkt und keinesfalls mit Details ausgemalt wird wie bei Lucan. So wird in *Huge Scheppel* berichtet, wie König Drogue einen burgundischen Ritter mit einer Axt aufs Haupt schlägt, so dass das Hirn ausfließt. Im Vergleich zu Lucan nimmt sich der betreffende Satz aber harmlos aus:

konnyg drogue hatte eyn gude mordacks in syner Hant/ Er slug eynen edelman
vß burgondien/ So depperlich oben uff sin heubt/ das yme da hyrne vß dem
heubt Ran/ und das der edelman dot nieder zu der Erden viele.⁴²

Man vergleiche dagegen die Beschreibung einer ähnlichen Szene bei Lucan:

Das harte Blei zerschlug ihm die Schläfe. Das Blut sprengte alle Gefäße, die
Augen quollen aus den Höhlen und sprangen heraus.⁴³

Auch wenn das kollektive Schlachtgeschehen beschrieben wird, beschränkt es sich auf einen Satz: „Da hette man eynen grewlichen strijt gesehen köppe hende füsse abe hauwen Als were es wiltbret gewesen.“⁴⁴ Es werden mit Ausnahme des Vergleichs keine rhetorischen Figuren verwendet, insbesondere auch keine Amplificatio, wie sie Lucan liebt und durch die er große Anschaulichkeit erzeugen kann. In den *Haymonskindern* ist an einer Stelle bei einer Belagerung davon die Rede, dass „ein grosse mänige volck im Graben todt lag.“⁴⁵ Auch hier sind wir weit entfernt von der Ausführlichkeit und der Anschaulichkeit, mit der Lucan die Leichenberge auf dem Schlachtfeld von Pharsalos beschreibt.⁴⁶ Die Beschreibungen im Prosaroman lassen sich eher mit der Art von Beschreibungen in historischen Berichten vergleichen, wie

41 Mathias Herweg: 5. Kapitel in: *Dulce bellum inexpertis* (wie Anm. 3), besonders S. 276–279.

42 Zitiert nach Herweg, *Dulce bellum inexpertis* (wie Anm. 3), S. 280.

43 „solido fregit cava tempora plumbo. Sedibus expulsi, postquam cruor omnia rupit | Vincula, procurrunt oculi.“ (3, 710–713)

44 Zitiert nach Herweg, *Dulce bellum inexpertis* (wie Anm. 3), S. 280.

45 Zitiert nach Herweg, *Dulce bellum inexpertis* (wie Anm. 3), S. 312.

46 Wenn Herweg, *Dulce bellum inexpertis* (wie Anm. 3), S. 281, von einer „pseudo-naturalistische[n] Ästhetisierung der maßlosen Gewaltentfaltung und Brutalität“ spricht, so kann ich dem nicht beistimmen, im Vergleich zu den Beschreibungen im Epos ist die Darstellung harmlos.

sie Flugschriften und Werke wie das *Theatrum Europaeum* transportieren, wo die Anzahl Tote genannt wird und die getöteten Offiziere aufgezählt werden, wo es mehr auf das Ergebnis als auf das ‚Wie‘ der Kriegshandlungen ankommt. Die Art von Schlachtbeschreibung, wie sie Lucan pflegt, gehört ins Epos und wahrscheinlich bis zu Sidney nicht in den Roman. Sucht man im frühneuzeitlichen Epos nach Spuren Lucans, so wird man zum Beispiel in der *Gerusalemme liberata* von Torquato Tasso fündig. Dieses Epos hatte einen gewissen Vorbildcharakter, indem es einen modernen, historischen Stoff, den Kampf der Christen gegen die Türken, mit den Mitteln des klassischen Epos darstellte. Zudem ist es 1626, von Gottfried von dem Werder übersetzt, unter dem Titel *Gottfried [von Bouillon] oder Das erlösete Jerusalem* erschienen; eine zweite überarbeitete Fassung erschien 1646.⁴⁷ Tasso, der Lucan dafür kritisierte, dass er gegen die Regeln des Epos verstoßen habe, hält sich seinerseits an diese, indem er ganz in der Tradition des antiken Epos das Eingreifen Gottes und der höllischen Mächte ebenso einsetzt wie den Musenanruf.⁴⁸ Er verwendet auch, was uns hier vor allem interessiert, ausführlich das Mittel der Helden-Aristie, wobei er, und hier scheint er durchaus in die Fußstapfen Lucans zu treten, besonders grausame und kuriose Todesarten beschreibt. Als Beispiel sollen die ausführlich beschriebenen Heldentaten Clorindas dienen, die auf der Seite der Türken kämpft und ihre Gegner reihenweise umbringt.

Dem Gernier hiebe sie die rechte Hand herab/
Mit welcher er jhr wolt' die Wehr/ in Rücken/ drücken.
Die Hand fiel mit der Wehr hin zu der Erden nab/
Man sah sie halb Todt/ dennoch die Finger zücken. [...]

Tasso lässt sich also die sich noch bewegenden Finger ebenso wenig entgehen wie Lucan. Als zweite Heldentat schlägt Clorinde einem Gegner den Kopf ab.

Sie satzt' ihm am Genick' und Hals an einen Hieb/
Die Sehn' vnd Gurgel jhm auff einmahl zuzerschlitzen/
So daß sie jhm den Kopff vom Leibe runter trieb/

47 Ich zitiere die zweite Auflage der Übersetzung von Dietrich von dem Werder, weil sie sprachlich besser verständlich ist als die erste: *Gottfried oder Das erlösete Jerusalem. Deutsch. Verbessert. Zum zweiten mahl gedruckt*. Franckfurt 1651. (Scan: <http://diglib.hab.de/drucke/14-3-poet/start.htm>, Abruf 05.08.2011) Stellenangabe Gesang und Strophe im Text.

48 Im 9. Gesang widmet er 11 Strophen dem Eingreifen Gottes.

Vnd den must/ auff der Erd'/ der Staub vnd Koot beschmitzen.
 Nun sieh' (O Wunder Ding) an Fallens stadt/ so blieb
 Der Rumpff/ gantz auffgericht/ im Sattel oben sitzen (9, 69, 70)

Während der Prosaroman nur berichtet, dass ein Held dem andern den Kopf spaltet, wird hier im Detail wie bei Lucan beschrieben, wie die Kehle durchschnitten wird und wie der Kopf in den Kot fällt. Ebenfalls an Lucan erinnert der explizite Hinweis auf das „Wunder“ des mit dem Rumpf weiterreitenden Pferds.

Im 20. Gesang greift Tasso ähnlich wie Lucan bei der Beschreibung der Schlacht von Pharsalos zu einer kollektiven Darstellung.

Man sieht/ wie alles voll zerbrochner Lantzen lag/
 Wie es mit Schildt/ Schwerdt/ Helm vnd Waffen war besprenget.
 Weil einer da vom Stoß' ein ander von dem Schlag'/
 Hier vntern Wehren lag/ im Blut vnd Staub vermengtet;
 Deß einen sein Gesicht lag über sich gekehrt/
 Deß andern vnter sich/ als biss' es in die Erdt.

Es lag das todte Roß bey seinem Herren nah/
 An dem Gesellen lag der ander todt gestreckt
 In dem man Feind bey Feind ertödtet ligen sah/
 Der Lebendige wurde vom Todten offft bedecktet/
 Es war kein Schweigen/ noch kein recht Geruffe da
 Es ward nur ein Geängst' vnd rauher Thon erwecket
 Man hort ein Murmeln nur/ von Zorren vnd von Grimm/
 Ein Kruncken/ vnd Geseufftz'/ vnd eine Klage Stimm. (20, Str. 50–51)

Schließlich fasst er zusammen: „Kein Kampf ist es/ es ist nur metzeln vnd gequeel“ (20, Str. 56). Wir haben auch hier, wie wir es von der Grimmelshausenschen Passage kennen, tote Pferde und tote Reiter, wobei in diesem Fall das Pferd nur beim Reiter, nicht auf ihm liegt, wir haben die Lebenden, die auf den Toten liegen, und wir haben schließlich auch die akustische Wahrnehmung der Klagen.

Dass im Bewusstsein der Zeitgenossen sowohl der Einzelkampf wie die kollektive Schlacht Varianten kriegerischer Auseinandersetzung waren, zeigen die Illustrationen von Matthäus Merian in Dietrich von dem Werders Übersetzung aufs schönste, indem sowohl der Einzelkampf, die geordnete Schlacht und das Gemetzel abgebildet werden (Abb. 1, Abb. 2).⁴⁹

49 Siehe die Illustration im Anhang zum 9. Gesang, S. 210, wo das Gemetzel dargestellt wird, wobei man im Vordergrund den abgeschlagenen Kopf des Selim er-

Tassos *Gerusalemme liberata* könnte durchaus ein Vorbild gewesen sein für Sidneys *Arcadia*, die er zwischen 1577 und 1580 in fünf Akten für seine Schwester Lady Pembrock geschrieben hat.⁵⁰ Diese Fassung hat er zwischen 1582 und 1584 überarbeitet und erweitert, wobei er das dritte Buch, in dem sich die von Grimmelshausen übernommene Schlachtdarstellung befindet, völlig neu geschrieben hat. Diese Fassung erschien in zwei verschiedenen Übersetzungen 1625 und 1626 auf Französisch.⁵¹ Eine dieser französischen Übersetzungen diente Daniel Mögling als Vorlage für seine Übersetzung ins Deutsche, die er 1629 unter dem Pseudonym Valentinus Theocritus Hirschberg publizierte. Diese Übersetzung wiederum wurde 1643 von Opitz bearbeitet erneut gedruckt.⁵² 1646 erschien eine zweite Auflage, welche in Kapitel eingeteilt ist und zu Beginn jedes Kapitels eine Inhaltsangabe enthält.⁵³

Sidneys Roman ist entgegen dem, was man manchmal in der Sekundärliteratur liest, kein Schäferroman, sondern gehört in die Gattung des höfisch-heroischen Romans und hat wie andere Romane dieser Gattung einen eindeutig staatspolitischen Inhalt.⁵⁴ Gerade durch die Erweiterungen des dritten Buches, welche vor allem den Krieg zwi-

kennt. Tote Pferde sieht man sowohl im Vorder- als im Hintergrund. Ähnlich die Illustration zum 20. Gesang, S. 494, während zum Beispiel die Illustration zum 11. Gesang, S. 258, die ordentliche Aufstellung der Heere zeigt, wie wir sie aus historischen Darstellungen kennen.

50 Philip Sidney (1554–1586) reiste zwischen 1572 und 1575 auf dem Kontinent.

51 Weil die Bilder in der Übersetzung, welche 1625 bei Fouët erschien, dieselben sind wie in der deutschen Ausgabe, liegt es nahe, anzunehmen, dass diese Ausgabe als Vorlage benützt wurde, sie ist allerdings selten. In der Bibliothèque nationale von Paris ist nur der erste Band der Ausgabe zugänglich: *L'Arcadie de la comtesse de Pembrok [...] Traduite en nostre langue par un Gentil-homme François*. Paris 1625. Zu den Details der Rezeption siehe Rosmarie Zeller: *Simplicius liest die „Arcadia“*. Der „Simplicissimus Teutsch“ zwischen Pikaro-Roman und höfisch-heroischem Roman. Mit einem Anhang zu den Übersetzungen von Sidneys „Arcadia“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 77–101, hier S. 93–95.

52 Philip von Sidney: *Arcadia der Gräffin von Pembrock*. [...] [Nachdruck Hildesheim, New York 1971], S. 506. In der uns hier interessierenden Passage der Schlachtbeschreibung unterscheidet sich diese Ausgabe nur geringfügig von der Ausgabe von 1629. Siehe dazu Geulen, „Arcadische“ *Simpliciana* (wie Anm. 1), S. 428.

53 Philip Sidney: *Arcadia Der Gräffin von Pembrock* [...]. Leiden 1646 (auf dem Titelkupfer: 1642). Diese Ausgabe ist digitalisiert: <http://diglib.hab.de/drucke/xb-6563-2b/start.htm>, Abruf 05.08.2011, und <http://diglib.hab.de/drucke/xb-6563-1b/start.htm>, Abruf 05.08.2011.

54 Siehe dazu Blair Worden: *The Sound of Virtue. Philip Sidney's „Arcadia“ and Elizabethan Politics*. New Haven, London 1996.

sehen Amphialus, dem Sohn der Cecropia, und seinem Onkel Basilius beschreiben, versucht Sidneys *Arcadia* mit dem Epos zu konkurrieren, indem er die Liebesgeschichte in die ausführliche Darstellung des Krieges übergehen lässt. Wegen eines Orakels hat sich der König von Arkadien, Basilius, aufs Land zurückgezogen, was zu einem Machtvakuum und zu dem erwähnten Bürgerkrieg zwischen Basilius und seiner Schwester Cecropia führt. In dieser Schlacht tut sich Amphialus, der Sohn der Cecropia, auf besondere Weise hervor, um seine unbegrenzte Liebe zu Philoclea, der Tochter des Basilius, die aber einen andern liebt, zu beweisen. Sidney greift hier zum Verfahren der Aristie, wie in der Zusammenfassung, die in der Ausgabe von 1646 jeweils am Anfang der Kapitel steht, deutlich wird: „Amphialus thut einen Außfall: erleget des Philanax Bruder Agenor/ den Leontius/ Nisus/ Polycrates und andere tapffere Ritter“. ⁵⁵ In dieser Beschreibung zeigt Sidney auch seine Kenntnis Tassos, denn er führt ebenfalls eine Szene ein, wo ein Pferd mit dem Rumpf des Reiters davon sprengt. ⁵⁶

Sidney verwendet nicht weniger als zwölf Seiten auf die Beschreibung eines ersten Zusammentreffens der feindlichen Truppen, wo es nicht um bekannte Einzelhelden, sondern um die aufeinandertreffenden Heere geht wie bei Lucan oder in Tassos 20. Gesang. Sidney betont wie Lucan die Grausamkeit des Krieges, mehrmals werden Wörter wie „Schrecken“ oder „schrecklich“ verwendet. Eine Kompanie bringt „Schrecken und Entsetzung“ in die feindlichen Reihen. Das Getümmel der Waffen macht eine „erschrockliche Music“, es ist von der „Abschewligkeit der beiderseits empfangene Wunden“ die Rede, ein „schröckliches Bildnuß deß vor Augen stehenden Todes“. ⁵⁷ Sidney beschreibt ausführlich die Zerstückelung des Körpers, der sich selbständig machenden Glieder:

Etliche örter lagen voller Köpffe/ die jhre naturliche Herrn verlohren hatten.
[...] Etlichen hienge/ mit abschewlichem/ vnd jämmerlichen Tode das einge-
weide auß dem Leibe. Da sahe man abgehawene Armen/ deren Finger sich noch

55 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 606.

56 „So war des Polycrates Fortun nicht viel besser/ sintemahl/ in dessen er in seiner Ordnung hielte [...] kam Amphialus von vngefähr dahin/ vnnd schlug jhm mit einem einigen Straiche den Schedel vom Halse: Wie er aber jetzt in letzten Zügen war/ stach er sein Pferd noch einmal mit den Sporen/ also daß es in Lauff kam/ vnd mit jhm mitten vnter die Feinde ranne/ da der Hauff am dicksten war/ warab sie dann hefftig erschracken.“ – Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 509.

57 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 506.

bewegten [...] dorten sahe man abgelöste Schenkel [...]. Kurtz zu melden/ da war nichts anders als lauter erschröcklicher vnd erbärmlicher Jammer.⁵⁸

Im Gegensatz zu Lucan kommen die abgeschlagenen Glieder bei Sidney in der Mehrzahl vor, was man als Versuch einer Aemulatio sehen kann. Auffällig ist sodann, dass dieses Gemetzel mit Schlachtenlärm einhergeht, ein Merkmal, das wir auch bei Lucan⁵⁹ und Tasso finden.

Grimmelshausen übernimmt bis auf einige wenige Änderungen aus dieser Schlachtbeschreibung von Sidney etwas mehr als eine Seite. Die Änderungen, welche Hans Geulen in seinem Beitrag von 1969 ausführlich besprochen hat, betreffen vor allem eine Anpassung der Waffen an die Neuzeit, das heißt zum Beispiel Schusswaffen statt Hieb- und Stichwaffen. So ist zum Beispiel bei Sidney von „abgehawene[n] Armen“ die Rede, bei Grimmelshausen von „abgeschossene[n] Aerm“. ⁶⁰ An einigen Stellen hat Grimmelshausen Erweiterungen vorgenommen, so hat er die durch die Waffen erzeugte schreckliche Musik noch mit „Trommeln, Trompeten und Pfeifen“ erweitert, er hat das Wehklagen der Sterbenden noch mit dem „lustige[n] Geschrey derjenigen die noch voller Muth stacken“ ergänzt und am Schluss die Soldaten „um Beförderung ihres Todts/ hingegen andere umb Quartier und Verschonung ihres Lebens“ bitten lassen (ST 215–216).

Sidney verwendet mehrere Zeilen darauf, das Verhalten der Pferde zu beschreiben, die sich ebenso mutig wie ihre Herren verhalten, die tot auf die Reiter niederfallen oder die sich über dem Wüten der Menschen schämen und Reißaus nehmen. Aus dieser Passage hat Grimmelshausen einen Satz nicht übernommen, welcher den Pferden einen Teil am Erfolg zuschreibt: „Ja es schiene/ daß sie zu einem Theile deß Triumphs vber erhaltene Victorien, rechtmässigen Anspruch hetten.“⁶¹ Hierbei scheint es sich um ein zentrales Konzept stoischer Philosophie zu handeln, das sich auch bei Lucan nachweisen lässt. Glenn W. Most meint, es könnte dem Stoiker Lucan bei diesen grausamen Kriegsbeschreibungen um die Diskussion der Grenze zwischen Mensch und Tier gegangen sein, welche vom Krieg verwischt wird, ein Aspekt, der in Sidneys

58 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 507.

59 Etwa in 10, 571–573.

60 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 507; Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 216. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit der Sigle ST und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

61 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 506.

Beschreibung ebenfalls eine Rolle spielt – von Grimmelshausen, in dessen Werk diese Grenze sonst auch diskutiert wird, wird sie gerade an dieser Stelle nicht übernommen. Dass dies wohl kein Zufall ist, zeigt sich an einem weiteren Detail: während bei Grimmelshausen die Pferde die Menschen „in ihrer Wut und Raserey“ verlassen und ausreißen und ihre Freiheit suchen (ST 216), heißt es bei Sidney: „Widerumb andere [...] schäm̄bten sich gleichsam der Menschen rasenden Wütens/ rissen auß/ liefen vbers weite Feld/ vnd suchten ihre erste Freyheit“.⁶² Das heißt, den Pferden werden moralische Regungen zugeschrieben, ja sie sind moralischer als die Menschen. Dazu passt, dass gleich im folgenden Abschnitt Amphialus mit einem „Tygerthier“ verglichen wird.

Eine zweite Stelle aus der Schlachtbeschreibung wird von Grimmelshausen auch nicht übernommen, sie betrifft die Beschreibung der toten Körper „deren Herten (so ehemal voll aller Dapfferkeit gewesen) nunmehr alles Geblütes und natürlicher Wärme beraubet waren.“⁶³ Diese Beschreibung erinnert an Lucan, der es liebt, zu beschreiben, wie das Leben, welches seinen Sitz im Herzen hat, langsam den Körper verlässt,⁶⁴ ein Aspekt, der Grimmelshausen nicht interessiert, denn die stoische Philosophie spielt bei ihm keine Rolle.

Im Kontext der vorliegenden Untersuchung scheint mir zweierlei interessant, erstens die Übernahme einer Passage aus einem höfisch-heroischen Roman in den niederen Roman und zweitens die Veränderung des Kontextes der Schlacht. Der Übernahme in den niederen Roman ist sicher die Weglassung der heldischen Zweikämpfe (Aristie) geschuldet. Grimmelshausen kennt an sich dieses Mittel sehr wohl, wenn wir an *Dietwald und Amelinde* oder an *Proximus und Lympida* denken,⁶⁵ ja Simplicius selbst hat auch einen solchen Kampf zu bestehen, nämlich dort, wo er Oliviers Tod an den Bauern rächt (4. Buch, 24. Kap.). Hier aber, in der Schlacht von Wittstock spielt Simplicius eine völlig passive Rolle. Er ist kurz zuvor als vermeintlicher Spion gefangen worden und hat bereits ein Verhör hinter sich, als die Schlacht ausbricht und ihn, der nicht an der Schlacht teilnimmt, paradoxerweise vor der drohenden Todesstrafe rettet, während der Profos elend umkommt. Auffällig ist aber, dass die Schlacht von Wittstock als Schlacht im Gegensatz zu allen hier besprochenen Kämpfen keine Funktion hat.

62 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 507.

63 Sidney, *Arcadia* (wie Anm. 52), S. 507.

64 Siehe zum Beispiel die oben erwähnte Stelle aus *Bellum civile* 6, 635–638.

65 Siehe Rosmarie Zeller: Liebe und Gewalt als Konstituenten von Männlichkeit im Roman der Frühen Neuzeit. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 245–258.

Gerade diese Funktionslosigkeit für den Verlauf des historischen Geschehens im Roman – selbstverständlich nicht für den Lebenslauf des Simplicius, der hier seine militärische Laufbahn beginnt, – macht aus der Schlacht ein historisches Ereignis, was die Germanisten und nicht nur sie lange Zeit dazu verleitet hat, in der Schlachtbeschreibung trotz ihrer auffälligen stilistischen Merkmale oder vielleicht gerade deswegen einen Erlebnisbericht zu sehen. Die detaillierte Darstellung von Grausamkeiten, wie sie in der Tradition Lucans üblich ist, erzeugt offensichtlich einen Realitätseffekt. Dies lässt sich noch an einem Gegenbeispiel illustrieren, an der Schlacht der Russen gegen die Tartaren im fünften Buch des *Simplicissimus Teutsch*. Diese Beschreibung gleicht denen, wie wir sie aus dem Prosaroman des 16. Jahrhunderts kennen. Simplicius schildert sich in diesem Fall in der Pose des Helden, der die Truppe gegen die Tartaren anführt und dem ersten, den er antrifft,

den Kopff entzwey [schlägt]/ also daß sein Hirn an meinem stählernen Kolben hängen bliebe. Die Reussen folgten meinem heroischen Exempel. [...] Ich thät wie ein Rasender [...] Ich schlug alles nider/ was mir vorkam/ es wäre gleich Tartar oder Reuß gewesen. (ST 538)

Als ein zweiter Cäsar freut sich Simplicius am Blutvergießen, bis er von einem Pfeil getroffen wird, was seine Wut erregt.⁶⁶ Außer dem am Kolben hängen gebliebenen Hirn werden keine Details von Verletzungen geschildert, was diese Schlachtbeschreibung weit weniger anschaulich macht als jene der Schlacht von Wittstock, und sie daher auch leicht in Vergessenheit geraten lässt, während jene der Schlacht von Wittstock als Subtext die epische Tradition der Schlachtbeschreibung seit Lucan mit sich bringt.

⁶⁶ „Ehe ich den Pfeil auffienge/ lachte mir das Hertz in meinem Leibe an solcher Blutvergiessung/ da ich aber mein eigen Blut fließen sahe/ verkehrte sich das Lachen in eine unsinnige Wuth.“ (ST 539).

Anhang: Text der Schlachtbeschreibung aus Sidneys *Arcadia*

Ein jeder versuchte seinem Tode zurfürkommen durch Auffopfferung deß allerersten der jhm aufstieß. Das Getümmel der Waffen/ Schwingung der Picquen/ Geschrey der verwundten/ vnd Fühlung der außgetheilten Püff/ machten zusammen die vier Theile ihrer erschrocklichen Music. Da sahe man nichts als einen dicken Staub/ welcher schiene/ als wolte er die Abschewligkeit der beiderseits empfangenen Wunden verbergen: Man hörte nichts als ein jämmerliches Wecklagen der sterbenden Soldaten: Summa Summarum/ da war durch vnnnd durch nichts anders abzunehmen/ als ein erschrockliches Bildnuß deß vor Augen schwebenden Todes. Die Pferde selber hatten das Ansehen/ als ob sie zu Verthädigung jhrer Herrn je länger je munter würden/ so gar hitzig erwiesen sie sich in dieser letzten Schuldigkeit welche sie zulaisten genöthiget waren; Ja es schiene/ daß sie zu einem Theile deß Triumphs vber erhaltene Victorien rechtmässigen Anspruch hetten. Deren sahe man etliche vnter jhren Herrn todt darnider fallen/ voller Hiebe vnd Wunden/ welche sie vnverschuldter weiß zur Vergeltung ihrer trewen Dienste empfangen hatten: Andere waren vmb gleicher Vrsachen willen auff ihre Reutter gefallen; denen widerfuhr in ihrem Tode noch die Ehr/ daß sie von den jenigen getragen wurden/ welche sie in wehrendem Leben tragen müssen; Widerumb andere/ demnach sie der hertzhafften Last/ die jnen commandirt hatte/ entladen worden/ schämten sich gleichsam der Menschen rasenden Wütens/ rissen auß/ lieffen vbers weite Feld/ vnd suchten jhre erste Freyheit. Die Erden/ welcher Gewohnheit sonst ist/ dz sie die Todten bedeckt/ war damals selbst allenthalben bedeckt mit Todten/ so auff vnterschiedliche Manier gezeichnet worden. Etliche örter lagen voller Köpffe/ die jhre naturliche Herrn verlohren hatten; Andere waren mit Todten Körper vberstrewt/ deren Herten (so ehemal voll aller Dapfferkeit gewesen) nunmehr alles Geblütes vnd natürlicher Wärme beraubt waren. Etlichen hienge/ mit abschewlichem/ vnd jämmerlichem Tode das Eingeweide auß dem Leibe. Da sahe man abgehawene Armen/ deren Finger sich noch bewegten/ als wann sie wider mit in das Getränge wolten: Dorten sahe man abgelöste Schenckel/ welche/ ob sie wol jhres Körpers Bürde entladen/ dannach (fast wider die Vernunft) viel schwerer worden waren/ als sie zuvor gewesen. Kurtz zumelden/ da war nichts anders als lauter erchröcklicher vnd erbärmlicher Jammer. (S. 506–507)

Abbildungen



Abb. 1: Dietrich von dem Werder: *Gottfried oder Das erlösete Jerusalem*. Frankfurt a. M. 1626, zwischen S. 104 und 105.

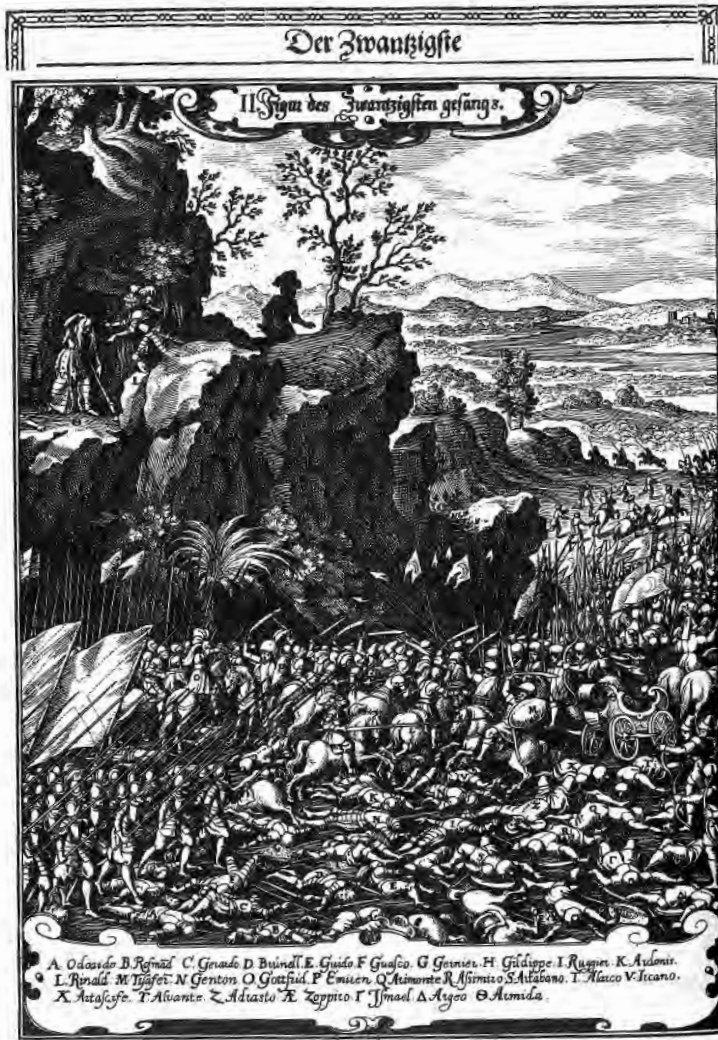


Abb. 2: Dietrich von dem Werder: *Gottfried oder Das erlösete Jerusalem*. Frankfurt a. M. ¹1626, zwischen S. 244 und 245.

Die Schlachten bei Wittstock und Nördlingen in Grimmelshausens simplicianischem Zyklus

Die Schlacht bei Wittstock in den simplicianischen Schriften

Sucht man in Grimmelshausens Zyklus nach Erwähnungen der Schlacht bei Wittstock (24.09. bzw. 04.10.1636), so wird man nur im *Simplicissimus*-Roman fündig: Die Schlacht bricht gerade rechtzeitig und unerwartet wie ein Eingriff einer höheren Macht ins Geschehen herein, um Simplicius vor der falschen Anklage als Zauberer und vor der Folter zu retten: „Aber ehe man diesen strengen Process mit mir in Werck setzte/ geriethen die Banierische den Unsrigen in die Haar“ (ST 215).¹ Das Aufeinandertreffen wird als besonders grausam beschrieben. Hans Geulen, Walter Holzinger² und Rosmarie Zeller haben hervorgehoben, dass die Schilderung der Schlacht von Wittstock „aus Sidneys *Arcadia* stamme und nicht etwa, wie eine biographisch ausgerichtete Forschung meinte, Grimmelshausens Darstellung eigener Kriegserleb-

-
- 1 Zitierte Werkausgaben und verwendete Siglen: *ST*: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2005 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1.), S. 9–551; *C*: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Trutz-Simplex Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2.), S. 9–151; *Spr*: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der seltzame Springinsfeld*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2.), S. 153–295. Die Texte werden im Folgenden mit Sigle und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.
 - 2 Hans Geulen: „Arcadische“ Simpliciana. Zu einer Quelle Grimmelshausens und ihrer strukturellen Bedeutung für seinen Roman. In: *Euphorion* 63 (1969), S. 426–437; Walter Holzinger: Der „Abentheurliche Simplicissimus“ and Sir Philip Sidney’s „Arcadia“. In: *Colloquia Germania* 3 (1969), S. 184–198. Es wird dort auf Übereinstimmungen zwischen Opitz’ Übertragung von Sydneys *Arcadia* und Grimmelshausens *Simplicissimus* aufmerksam gemacht.

nisse war.³ Simplicius wird schließlich vom jungen Herzbruder gerettet und dient eine kurze Zeit bei den Schweden. So gelangt er nach Westfalen, wo er später als „Jäger“ berühmt wird. Die Schlacht bei Wittstock markiert aber auch den Augenblick der Trennung von seinem besten Freund – beide begegnen sich erst Jahre später wieder.

Vergeblich würde man nach einer Beschreibung der Schlacht bei Wittstock im *Trutz-Simplex* oder im *Seltzamen Springinsfeld* suchen. Beide Erzähler halten sich jeweils woanders auf und fassen übereinstimmend genau den Zeitraum zusammen, den Simplicius ausführlich schildert: Courage spricht von „etliche[n] Jahr[en]“ (C 130), die zwischen ihrem Rückzug aus dem Krieg nach der Nördlinger Schlacht und der Liebschaft im Sauerbrunnen liegen. Springinsfeld fasst das mehrjährige Geschehen nach der Nördlinger Schlacht, seine Gefangennahme durch die Schweden und Rückkehr zu den Kaiserlichen ebenfalls knapp zusammen.⁴ Courage und Springinsfeld würdigen also die Ereignisse bei Nördlingen einer gewissen narrativen Aufmerksamkeit, nach der in beiden Fällen eine Zeitrafung folgt. Diese erzeugt bei Courage den Eindruck eines monotonen Lebens als Bäuerin und Prostituierte, bei Springinsfeld wird wiederum deutlich, wie unbeständig und wechselhaft das Leben eines Soldaten „von Fortun“ ist. Für Libuschka bildet die nächste erwähnenswerte Begebenheit den eigentlichen Anlass ihres Erzählens überhaupt: ihre Beziehung mit Simplicius im Sauerbrunnen. Bei Springinsfeld kommt es nach der Darstellung seines unruhigen Söldnerlebens zur unheimlichen Wolfs-episode, die zwar mehr als ein Kapitel in Anspruch nimmt, vom Erzähler jedoch nur als eine nebensächliche Posse eingeleitet wird (*Spr* 246).

Die Ereignisse bei Wittstock waren offensichtlich nur für Simplicius des Erzählens wert. Umso mehr aber drängen sich Fragen auf: Was hat es mit der Schlacht bei Nördlingen auf sich, dass sie für Courage und Springinsfeld dermaßen relevant ist? Wo kommt die Schlacht bei Nördlingen im *Simplicissimus Teutsch* vor? Warum werden Schlachten, die im *Simplicissimus*-Roman die Handlung vorantreiben,⁵ von den anderen beiden Erzählern übergangen bzw. nicht einmal erwähnt?

3 Rosmarie Zeller: Simplicius liest die „Arcadia“ – Der „Simplicissimus Teutsch“ zwischen Pikaro-Roman und höfisch-heroischem Roman. Mit einem Anhang zu den Übersetzungen von Sidneys „Arcadia“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 77–101, hier S. 77.

4 Vgl. *Spr* 243–246, und Stellenkommentar der Werkausgabe, S. 857. Es handelt sich um den Zeitraum von 1634 bis ungefähr 1643.

5 Beispielsweise die Entführung des Simplicius durch die Kroaten (*ST* 168), die Schlachten bei Wittstock und Wittenweier (*ST* 213–217 und *ST* 400).

Bekanntlich hat der Sieg der kaiserlich-ligistischen Heere bei Nördlingen in historischer Hinsicht einen besonderen Status. Die Schlacht bedeutet für das Leben der Landstörtzerin einen Einschnitt.⁶ Ihr Vermögen ist so groß, dass sie es wagt, sich aus dem Krieg zurückzuziehen und auf den Frieden zu setzen. Der Rückzug in die Städte ist dadurch erzwungen, dass die Landstriche vom Krieg, der inzwischen ganz Deutschland erfasst hat, ausgeplündert sind. So bemerkt Busch richtig:

Die Schlacht bei Nördlingen bringt auch für die Courasche die Wende, das Prinzip dieses Krieges hat sich erschöpft, was noch nicht ausgeraubt ist, wird es jetzt. Der Wechsel, den die Courasche zu Beginn ihrer Freibeuterphase auf den Krieg zog und den der Krieg ihr mit Anweisung neuer Geschäftsmöglichkeiten und Verdienstquellen immer wieder stundete, hat mit Nördlingen seinen Verfallstermin erreicht.⁷

Offensichtlich stellt das Ereignis auch für Springinsfeld einen Bruch im Leben dar. Im Folgenden sei die Aufmerksamkeit auf diese Schlacht gelenkt.

Die Schlacht bei Nördlingen: Geschichtliche Grundlagen

Mit der Landung des schwedischen Königs Gustav II. Adolf auf Usedom 1630 beginnt ein Siegeszug der Schweden durch das deutsche Gebiet, bis sie im April 1632 schließlich in Bayern einmarschieren.⁸ In

6 Vgl. Walter Busch: Geld und Recht in der „Courasche“. Satirische Kritik und utopische Perspektive. In: *Annali dell’Istituto Universitario Orientale di Napoli. Sezione Germanica. Studi Tedeschi* 26 (1983), Nr. 1, S. 55–92.

7 Busch, Geld und Recht in der „Courasche“ (wie Anm. 6), S. 66.

8 Wichtig sind in dem Kontext die Schlacht bei Rain am Lech sowie der Einzug Gustav Adolfs in Augsburg im April 1632. Mehr zum Dreißigjährigen Krieg und zur Schlacht bei Nördlingen vgl. 1648. *Krieg und Frieden in Europa. Münster / Osnabrück 24.10.1998 – 17.01.1999*. Hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling. Ausstellungskatalog. München 1998, S. 372–373, 374–380; Cicely V. Wedgwood: *Der Dreißigjährige Krieg*. München 2002 [engl. ¹1965, dt. ¹1967], bes. S. 323–345; Josef Polišíenský: *Tricetiletá válka a český národ*. Prag 1960, bes. S. 179–181; Johann Friedrich Weng: *Die Schlacht bei Nördlingen und Belagerung dieser Stadt in den Monaten August und September 1634. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges bei Gelegenheit der Sekularfeier dieser*

der Bildpublizistik wird der Eindruck der Unaufhaltsamkeit der schwedischen Truppen suggeriert. In mehreren Flugblättern werden die Ereignisse der frühen 30er Jahre aus protestantischer Sicht in apokalyptischen Dimensionen dargestellt: Die Herrschaft der Katholiken wird mit der Herrschaft des Antichrists gleichgesetzt; die Erlösungsbedürftigkeit der protestantischen Bevölkerung liegt auf der Hand. Gustav Adolf erscheint zumindest bis zu seinem Tod bei Lützen als der rettende Löwe aus dem Norden oder der drachentötende Georg.⁹ Als nach der Ermordung Wallensteins am 25.02.1634 der Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, das Oberkommando über das kaiserlich-bayerische Heer übernimmt, zieht er mit dem Heer entlang der Donau. Es folgen die Rückeroberungen Regensburgs und Donauwörth im Mai/Juli 1634. Beim Versuch der Einnahme Nördlingens kommt es im August 1634 zu einer Belagerung der protestantischen Reichsstadt durch das katholisch-kaiserliche Heer.

Nördlingen hatte eine enorme strategische Bedeutung für die Kontrolle des schwäbischen Reichskreises. Die protestantischen Feldherren Gustav Horn und Bernhard von Weimar entschlossen sich daher, die katholischen Belagerer anzugreifen. Doch noch bevor ihre vereinten Heere die kaiserlich-ligistischen Stellungen vor Nördlingen attackieren konnten, stieß der Vetter des Thronfolgers, der spanische Kardinalinfant Ferdinand, mit rund 15000 Soldaten zu den katholischen Truppen.¹⁰ Gegen das schwedisch-protestantische Heer mit Gustav Horn und Bernhard von Weimar als Befehlshaber standen so die katholischen ligistischen und kaiserlichen Heere, an der Spitze mit König Ferdinand

Begebenheiten. Nördlingen 1834; Peter Engerisser, Pavel Hrnčičík: *Nördlingen 1634. Die Schlacht bei Nördlingen – Wendepunkt des Dreißigjährigen Krieges*. Weissenstadt 2009.

- 9 Die Schlacht bei Lützen (16.11.1632) war eine der blutigsten und brachte General Pappenheim und dem schwedischen König Gustav II. Adolf den Tod.
- 10 Wie etwa der prokatholisch eingestellte Eberhard Wassenberg schildert: „Derhalben so belägern sie [Ferdinand von Ungarn und der Kardinalinfant, J. M.] Nördlingen mit aller ihrer zusammen gestossenen Macht/ auf daß sie ihnen mit dem Schwerdt einen Weg in das vorige Deutschland eröffnen künften. Vnnd diese Stadt wähere sich tapffer/ wolte auch/ weil sie von den Schwedischen Entsatz erwartete/ von keiner Friedenshandlung hören.// Dem Weimar vnd Horn gefiel der Stadt beständigkeit und Vorsatz wohl/ vnnd weil sie sich so sehr auff sie verließ/ vnd sich hefftig wähet/ so haben sie diese zu entsätzen vor gut angesehen.“ – Eberhard Wassenberg: *Der Erneuerder Teutsche FLORVS WASSENBERG Mit Animaduerfionen Addition: vnd Correctionen deren in vorigen Ein geruckten, vngleichen Hystorien: verbessert; der Warheit restituirt, und biß Anno 1647. Continuiert*. Franckfurt. Bey Anthoni Hummen [1647], S. 310.

von Ungarn und dem Kardinalinfanten. Durch die Ankunft des Heeres des Kardinalinfanten ergab sich die klare Übermacht der Katholiken: ca. 35000 Soldaten auf katholischer Seite standen gegen 25000 auf der Seite der Protestanten.¹¹

Der entscheidende Moment der Schlacht, der Kampf um die strategisch wichtige Anhöhe Albuch,¹² hat sich in den Vormittagsstunden des 6. September 1634 abgespielt. Am Morgen haben zuerst die Schweden etliche Angriffe unternommen, dann gewannen die Katholiken die Oberhand und das schwedische Heer geriet in Verwirrung. Die Schlacht endete mit einem Chaos und mit verheerenden Verlusten auf protestantischer Seite:¹³

Der Blutzoll dieser Schlacht übertraf alles bisher in Feldschlachten des Dreißigjährigen Krieges Dagewesene. Das schwedisch-weimarische Heer hatte insge-

11 Man war also auf katholischer Seite dem protestantischen Heer um mindestens 10000 Soldaten überlegen. Die Gesamtstärke des verbündeten katholischen Heeres schwankt je nach Quelle. Gustav Horn gibt 20000 Soldaten zu Fuß und 15000 zu Pferd an. Der „*Grundtliche und ausführliche Bericht*.“ nennt 16000 Spanier und 22000 Soldaten der kaiserlich-ligistischen Truppe. Zum Quellenvergleich Peter Engerisser: *Von Kronach nach Nördlingen. Der Dreißigjährige Krieg in Franken, Schwaben und der Oberpfalz 1631–1635 in zwei Teilen*. Tl. 1. *Beschreibung der Belagerungen, Schlachten, Gefechte und anderer Handlungen in chronologischer Reihenfolge, einschließlich eines Diskurses über die Schlacht bei Nördlingen*. Tl. 2. *Kriegswesen, Sitten und Gebräuche der kaiserlich-ligistischen und schwedisch-protestantischen Armeen*. Weißenstadt 2004, bes. S. 329. Ferner *Grundtlicher vnd Ausführlicher Bericht von der Schlacht vor Nördlingen [...] Getruckt im Jahr 1634*. Abgedruckt in: Göran Rystad: *Kriegsnachrichten und Propaganda während des Dreißigjährigen Krieges*. In: *Skifter utgivna av vetenskaps-societeten i Lund / Publications of the New Society of Letters at Lund* 54 (1960), S. 261–267, bes. S. 262–264.

12 Engerisser, Hrnčičik, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 157.

13 Dabei hat man strategische Fehlgriffe überwiegend Feldmarschall Horn zugewiesen. Vgl. Engerisser, Hrnčičik, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 146–155, bes. S. 155. Im *Theatrum Europaeum* und bei Wassenberg werden 12000 Tote angegeben. Vgl. Wassenberg, *Der Erneuerder Teutsche FLORVS* (wie Anm. 10), S. 314. Dieselbe Angabe in: *Theatri Evropæi Continuatio III. Das ist Historischer Chronicken Dritter Theil/ In sich begreifend Eine kurtze vnd warhafftige Beschreibung aller vornehmen/ Denck- vnd Chronickwürdigen Geschichten/ so sich hin vnd wider in der gantzen Welt [...] von Anno 1633 biß 1638. inclusive in Kirchen/ Welt-Regiment vnd Kriegswesen/ allerseits begeben vnd zugetragen*. Durch Henricvm Orævm [...] Franckfurt/ Getruckt in Wolfgang Hoffmans Buchtruckerey/ Im Jahr M.DC.XXXIX, S. 274. <http://diglib.hab.de/periodica/70-c-hist-2f/start.htm>, Abruf 04.08.2011.

samt etwa 8000 Tote, zum weitaus größten Teil Fußvolk, zu beklagen, 3000–4000 Mann gerieten in Gefangenschaft.¹⁴

Militärisch bedeutete die Schlacht einen erheblichen Imageverlust für das schwedische Heer. Das Ansehen der Habsburger stieg demgegenüber; katholische Heere konnten zu einem Siegeszug durch Süddeutschland ansetzen und die Städte zurückerobern. Ganz Oberschwaben, wo schwedische Truppen zwei Jahre einen verlustreichen Eroberungskrieg geführt hatten, befand sich innerhalb kürzester Zeit wieder in kaiserlicher Gewalt.¹⁵ Der Sieg der Katholiken bei Nördlingen hat sich negativ insbesondere auf die Bevölkerung des Herzogtums Württemberg ausgewirkt. Das Land war als Winterquartier und zur Regeneration des kaiserlichen Heeres vorgesehen.¹⁶ Auch gab es wichtige politische Konsequenzen. So kam es zur Auflösung des protestantischen Heilbronner Bundes und Kursachsen schloss im Mai 1635 mit dem Kaiser den Prager Frieden, worauf sich weitere Reichsstände anschlossen. Der Machtzuwachs des Kaisers war jedoch gleichzeitig Auslöser für den offiziellen Eintritt Frankreichs in den Krieg 1635. In seinen Auswirkungen übertraf das Geschehen bei Nördlingen andere Schlachten bei weitem. Es bedeutete aber auch eine Zäsur in der Wesensart des Krieges, dessen zweite Hälfte für die Bevölkerung noch elender und hoffnungsloser als zuvor war.¹⁷

Außer der verklärenden prokatholischen Schilderung Eberhard Wassenbergs im *Erneuerten Teutschen Florus* und einer illustrativen Darstellung der Manöver auf dem Schlachtfeld im *Theatrum Europaeum*, den von Grimmelshausen benutzten historiographischen Quellen, berichten die Aufzeichnungen des schwedischen Historiographen Bogislav Philipp von Chemnitz und von Carl Jacob sowie etliche deutsche und fremdsprachige Flugschriften von den September-Ereignissen.¹⁸ Auch Augenzeugenberichte sind vorhanden.¹⁹ Die wichtigste

14 Engerisser, Hrnčičík, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 144.

15 Engerisser, Hrnčičík, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 159.

16 Engerisser, Hrnčičík, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 169–170.

17 Engerisser, *Von Kronach nach Nördlingen* (wie Anm. 11), S. 435.

18 Vgl. die Übersicht bei Engerisser, Hrnčičík, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 13–18. Eine Quellensammlung bietet auch: *Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634*. Hrsg. von Gustav Droysen. Halle 1885 (Materialien zur neueren Geschichte 4). Eine bedeutende Quelle stellt der kaiserliche Bericht an Papst Urban VIII. dar: *Grundtlicher vnd Aussführlicher Bericht von der Schlacht vor Nördlingen [...]*. Abgedruckt in: Göran Rystad, *Kriegsnachrichten und Propaganda* (wie Anm. 11), S. 261–267.

historische Quelle für den eigentlichen Ablauf der Schlacht bildet der 1635 gedruckte Bericht des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn,²⁰ womöglich rezensiert von Maximilian I. von Bayern.²¹

Trotz der jeweiligen Voreingenommenheit für die eine oder andere Partei bestehen Gemeinsamkeiten: Die Berichte heben die „Confusion“ der protestantischen Heere und deren anschließende Flucht vom

19 In den Memoiren des Offiziers Augustin von Fritsch liest man: „Johann de Werth ist [...] uf die Infanteri gangen, welche auch nicht lang gestanden, weiln sie gesehen daß Ire Rutter durchgangen, haben sie sich auch fort wollen machen, aber eß sein wenig daruon khommen, wie dann ebenmässig auch vf vnsern Linkhen flügl, alwo die Spannischen gewesen, auch nicht anderst hergangen, vnd also Innerhalb 6. stunden, die schlacht gewonnen worden, da dann vf deß Feindts seitten 12000. vf der wahlstatt Todt da hingegen vf vnsern seitten yber 1200. Mann nicht gebliben sein, sobalden die Schlacht geschehen, sein wür gleich wider vor Nörlingen geruckht, welche sich aber den andern Tag gleich ergeben.“ – *Tagebuch des Augustin von Fritsch (Obersten und Commendanten der Stadt Weyden) von seinen Thaten und Schicksalen im dreyßigjährigen Krieg, aus der Originalhandschrift*. In: *Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Staatistik, und Landwirtschaft, samt einer Uebersicht der schönen Literatur*. Bd. 4. Hrsg. von Lorenz Westenrieder. München 1792, S. 105–191, hier S. 149.

20 Eine Flugschrift beschreibt die Gefangennahme: „Dannen hero der Feind wie er solche *Confusion* gesehen, *per fors* auff solchen Flügel gangen, vnnd nachdem er solche in die Flucht gebracht, seine gantze Forse gegen die vbrigen gebraucht, vngeacht sich der Herr Feldmarsch. noch bey ein par Stunden tapfferlich gewehret, vnd nichts vnterlassen, so einem verstendigen vnd tapffern *General* zu stehet, hat es doch wegen der grossen Vngleicheit nichts verfangen wollen, besondern ist zu erst die *Cavallerey* das Feld zu reumen gezwungen worden, vnd darauff das Fußvolck fechtent mehrentheil die Waffen in der Hand, wie sie fast in *Brigade* gestanden, niedergemacht worden.

Der Herr Feldmarschall ist gefangen, Cratz ist auch in ihren handen, vnnd viele andere hohe *Officires* gefangen vnd tod. Die Fähnlein vnnd Stücken mehrentheils weg, vnd in Summa, wir haben einen grossen schweren Hauptstrich bekommen.“ – *Ein Schreiben einer führnehmen Person so mit darbey gewesen, darinn vmbstendlich berichtet wird, wie es mit dem Treffen vor Nördlingen darher gegangen*. Gedruckt im Jahr, 1634. In: *Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634* (wie Anm. 18), S. 31–33, hier S. 32.

21 *Relation Oder Außführlicher Bericht/ aller der jenigen Vrsachen vnd Motiuen, wo durch nicht allein die wolgemeynte Intention/ die Statt Nördlingen zu entsetzen/ turbiert/ sondern auch auff darauff erfolgtes Treffen dem gantzen Euangelischen Wesen ein grössers Vnglück zugezogen worden. Beschrieben von einem Fürnemen Cauallier, welcher persönlich mit vnd darbey gewesen. Zu guten trewhertziger Nachrichtung also in Truck auffdas kürztzeste verfertiget*. Gedruckt im Jahr 1635. In: *Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634* (wie Anm. 18), S. 3–22.

Schlachtfeld hervor.²² Gustav Horn berichtet von einer Explosion des Pulvers, das die Kaiserlichen in einer Schanze gelassen hatten.²³ Einig sind sich besonders die katholischen Berichte über „grosse und statliche Peuten“.²⁴ Protestanten betonen demgegenüber die daraus entstandene Not. Georg Greflinger z. B. beschreibt die Ereignisse bei Nördlingen:

Die gantze Reuterey wurd in die Flucht getrieben/
Das Fuß-Volck aber wurd' erbärmlich aufgerieben.
Durch Bley und Stahl erwürgt. [...]
Das Mätzeln war so groß/ daß König Ferdinand/
Der fromme Ferdinand und Sieger muste sagen:
Hört auf/ es ist genug/ ihr habt genug erschlagen.
[...] Was diese Schlacht für Noth den Ländern hab erreget
Von Hunger/ Mord und Pest/ als es zu kommen pflaget/
Wo Mars das Zepter hat/ kan nichts beschrieben seyn/
und darum halt ich auch mit meiner Feder ein.²⁵

Berichtet wird von der überwältigenden Menge der Toten. Auf dem Feld seien

so vil Tausend Todt gebliben/ daß Hohe vnd Fürnemme Officier/ als *oculati testes*, vnd es mit leiblichen Augen gesehen haben/ bekennet/ Ob sie wol bey vergangenen Schlachten gewesen/ jedoch ein solche Menig der Todten nie gesehen haben.²⁶

22 Von der „Confusion“ der Protestanten und deren Rettung in den Wald berichtet auch die Flugschrift *Schlacht vnd blutiges Treffen, so am 26. vnd 27. Augusti bey der Statt Nördlingen vorgangen*. In: *Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634* (wie Anm. 18), S. 34–37, bes. S. 36.

23 *Relation Oder Außführlicher Bericht* (wie Anm. 21), S. 18.

24 *Kurtze eylfertige jedoch warhaffte Relation: Was gestalt die Conjunction zwischen der Kayserisch Spannischen vnd Bayerischen Armee den 2. vnd 3. Septembris jetzt lauffenden Jahrs bey Nördlingen glück[!]ich vorgangen darauff von denselben wider die Schwedischen vnd ihre adherenten als Hertzogen von Weinmar/ Feldmarschalck Horn vnd Kratzen ein blutige Schlacht vnd ansehnliche Victori glücklich erhalten auch die Statt Nördlingen erobert worden. Gedruckt im Jahr/ 1634*. In: *Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634* (wie Anm. 18), S. 38–42, hier S. 41.

25 Georg Greflinger: *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg. Poetisch erzählet durch CELADON Von der Donau. Gedruckt im Jahr 1657*. Nachdruck hrsg. von Gunter E. Grimm. Kommentiert und mit einem Nachwort von Peter Michael Ehrle. München 1983 (Literatur-Kabinett. Deutsche Literatur in Reprints 2), S. 88–89.

26 *Gründtliche vnd Warhaffte RELATION. Was zwischen beden als Jhrer Kayserl. vnd Königl. Mayestät in Vngarn/ Böhaim/ etc. Vnd dann der Schwedischen Ar-*

Besonders die Kroaten des Johann de Werth hätten unnachgiebig gekämpft, sodass Georg Greflinger sie als „Mensch-gestaltte Teufel“ bezeichnet.²⁷ Eine prokatholische Flugschrift vermerkt zu den Kroaten und Spaniern:

Es haben die Spannier neben den Crabaten in disem blutigen Treffen sich sehr rühmlich/ vnd vortrefflich verhalten/ vnnd wider den Feindt wie ein Mawr gestanden [...]. Beynebens war auch der Spannier Eyfer so groß/ daß sie auff der nidergemachten Schwedischen Soldaten Klayder Puluer gestrewet vnd angezündet haben/ mit vermelden/ weils Ketzer seyen/ so müsse man sie mit Feuer verfolgen/ vnd verbrennen.²⁸

Peter Hagendorf, ein Söldner auf Seiten der Protestanten, führt aus:

Die Spanier haben uns großen Schaden getan, denn diesen Tag ist die ganze schwedische Armee geschlagen worden, zu Fuß und zu Pferd. Die Spanier haben alles niedergemacht. [...] Diesmal hat mich der Allmächtige sonderlich behütet, so daß ich dem lieben Gott höchlich dafür Zeit meines Lebens zu danken habe, denn mir ist kein Finger verletzt worden, da ansonsten kein einziger/ von allen, die wieder zum Regiment gekommen sind, ohne Schaden gewesen ist.²⁹

Schilderung der Schlacht bei Grimmelshausen

In den simplicianischen Schriften findet man eine indirekte Widerspiegelung der tatsächlichen Ereignisse bei Nördlingen und der Not danach: Nach der Schlacht folgt Courage „mit dem Regiment/ darunter mein Mann gedienet/ dem jenigen *Corpo* das sich des Bodensees und Wittenberger Landes bemächtigt“ (C 128). Das künftige Verderben ahnend, holt sie ihr Geld, weil sie in Sicherheit leben will. Ihr Rückzug

meen nechst bey der deß heiligen Römischen Reichs Statt Nördlingen von 4. 5. biß auff den 6. Septembris inclusiuè Denckwürdiges vorgangen/ vnd der gerechte GOtt/ Allerhöchstgedachter Kayserl.vnd Königl. Mayestät wider dero Feind für ein hochansehnlichen Sig/ vnd Victori verliehen hat. Getruckt im Jahr Christi/ 1634. In: Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Nördlingen 1634 (wie Anm. 18), S. 50–55, hier S. 52.

27 Greflinger, *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* (wie Anm. 25), S. 88.

28 *Gründtliche vnd Warhafftige RELATION* (wie Anm. 26), S. 54.

29 *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg: Eine Quelle zur Sozialgeschichte*. Hrsg. von Jan Peters. Berlin 1993, S. 146.

auf den Bauernhof, der sich in ein Winterquartier und Freudenhaus verwandelt (C 130), kann als literarische Wiedergabe dessen aufgefasst werden, dass der Krieg ab 1634/35 nur im Plündern und Rauben des noch Vorhandenen bestand.³⁰ Nach „dieser nahmhaften Nördlinger Schlacht“ wurde „überall alles dergestalt aufgemauset [...] daß die Kayserlichen wenige rechtschaffene Beuten/ meiner Muthmassung nach/ zu hoffen.“ (C 128–129) Dass die schon längst der Liebeslust ergebene Landstörtzerin ausgerechnet nach 1634 die Syphilis – „die liebe Franzosen“ (C 131) – bekommt, als zugleich Frankreich offiziell in den Krieg eintritt, scheint jedenfalls eine erwähnenswerte wortspielereische Übereinstimmung zu sein, insbesondere wenn man sich die allegorische Bedeutung der Geschlechtskrankheit in den simplicianischen Schriften vor Augen hält.³¹

Springinsfeld kämpft vor Nördlingen unter Johann de Werth (*Spr* Kap. 14). Während der eigentlichen Schlacht stellt er sich tot. Er berichtet:

[...] gleich hierauff kehrte die Schwedische Reutterey der *Battalia* den Rucken/ weil sie sahen daß ihr Sach allerdings verlohren/ nach dem sie aber vom Lothringer/ *Joan de Werth* den Ungern und Croaten wider zuruck gejagt würden/ [...] wird ich gezwungen niderzufallen/ und mich den jenigen gleich zustellen/ die ich zuberauben im Sinn hatte (*Spr* 241).

Als er sich wieder aufrichtet, sieht er einen schwer verletzten Offizier, der ihn um Hilfe bittet. Stattdessen erschießt und beraubt Springinsfeld ihn.³² Auch hier spiegelt sich wider, was den Spaniern und den Kroaten des Johann von Werth in manchen Flugschriften nachgesagt wird:

30 Hier wird offenbar auf die wirkliche historische Situation angespielt, denn besonders stark von der Schlacht betroffen war Württemberg. Vgl. Engerisser, Hrnčičik, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 169–170.

31 Vgl. Maximilian Bergengruen: Lässliche Todsünde oder Männerphantasie? Zur Funktion der Luxuria in der Venusberg-Episode des „*Simplicissimus*“. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 83–100; Jean Schillinger: *Simplicissimi* erotische Abenteuer in Paris. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 161–181.

32 „Jch hatte mich kaum wider auffgerichtet/ als mir ein ansehnlicher wohlmondirter *Officier* (der dort lag/ sein Pferd bey dem Zaum hielte/ und den einen Schenckel entzwey geschossen: den andern aber noch im Stegraiff stecken hatte) mir umb Hülff zuschrye/ weil er ihm selbst nicht helfen köndte! Ach Bruder sagte er/ hilf mir! ja; gedachte ich/ ietzt bin ich dein Bruder/ aber vor einer Viertel Stund hettest du mich nicht gewürdigt/ nur ein einziges Wort mir zuzusprechen/ du hettest mich dann etwan einen Hundt genant; ich fragte was Volcks? Er antwort/ gut Schwedisch/ darauff erwischte ich das Pferd beim Zaum/ und mit der

Die siegreichen Soldaten durchzogen das Schlachtfeld, machten alles nieder, was sich noch bewegte, zogen den stöhnenden Verwundeten und Toten die Kleider aus und plünderten, was zu bekommen war. Dabei taten sich die Spanier unruhlich hervor [...]. Die meisten Äußerungen dieser Art, von denen die zeitgenössische Literatur eine Vielzahl bietet, sind allerdings tendenziell und deshalb mit Vorsicht zu genießen. Auch verbietet sich hier eine einseitige Klassifizierung der siegreichen Seite.³³

Auf die Schilderung der Schlacht folgt im *Springinsfeld* die Wolfsepisode. Der Protagonist wird in einem ausgeplünderten Dorf von hungrigen Wölfen belagert und verbringt zwei Novembernächte auf dem Dach eines ausgeraubten Hauses.³⁴ Die Episode folgt kompositionell

andern Hand eine Pistole von seinem eignen Gewöhr/ und endet damit den wenigen Rest des bittenden Lebens“ (*Spr* 15, 241–242). Wie die Diskussion und eine Frage von Dieter Breuer nach dem Vortrag von Sabine Eickhoff, Anja Grothe und Bettina Jungklaus („Dass blutige Treffen bey Wittstock den 4. octobris 1636‘ – Söldnerschicksale interdisziplinär untersucht“, am 01.07.2011) gezeigt hat, war es technisch und vom damaligen Entwicklungsstand der Schusswaffen her gesehen unwahrscheinlich, dass Springinsfeld den Offizier erschossen hat. Zur Ladung einer Schusswaffe brauchte man mehr Zeit, viel wahrscheinlicher hingegen wäre gewesen, wenn Springinsfeld den Offizier erstochen hätte. Das war die gewöhnliche Art, noch lebende verletzte Soldaten auf dem Schlachtfeld umzubringen.

- 33 Engerisser, Hrnčičik, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 145–146. Die spanische Armee des Kardinalinfanten bestand aus Angehörigen verschiedener Nationen. Die Verfolgung und Niedermetzelung der Fliehenden wurde hauptsächlich von den Kroaten und den bayerischen Kürassieren Johann von Werths übernommen. „Das Elend, das auf dem Schlachtfeld zurückblieb, entzieht sich unserer heutigen Vorstellungskraft. Auf protestantischer Seite wurden die Verwundeten überhaupt nicht registriert, da die leichteren Fälle zu den Gefangenen gezählt wurden, die schwerer Verwundeten keine Überlebenschance hatten.“ – Engerisser, Hrnčičik, *Nördlingen 1634* (wie Anm. 8), S. 145.
- 34 Im Text heißt es: „[...] indessen ruckte die stockfinstere Nacht herbey/ welche mich/ so lang sie unsern Horizont bedeckte/ mit scharpfen durchschneidenden Winden und undermischten Schneeflocken gar unfreundlich *tractirte*/ dann es war im Anfang des *Novembri* und dannhero zimlich kalt Wetter [...]“ und Springinsfeld fing an „[...] zu bedencken in was vor einem jämmerlichen Zustand die trostlose Verdammte in der Höllen sich befinden müsten/ bey denen ihr Leiden ewig wehret/ welche nicht nur bey etlichen Wölffen: sondern bey den schrecklichen Teuffeln selbst: nicht nur auff einem Tach: sonder gar in der Höllen: nicht nur in gemeiner Kälte/ sonder in ewig brennendem Feuer: nicht nur eine Nacht in Hoffnung erlöst zuwerden/ sonder ewig ewig gequelt würden; Dise Nacht war mir länger als sonst vier/ so gar daß ich auch sorgte/ es würde nimmermehr wider Tag werden/ dann ich hörte weder Haanen kräen noch die Uhr schlagen [...]“ (*Spr* 248) Springinsfeld war dem Tode nahe, „[...] müd/ matt/ schläfferig und noch darzu auch hungerig“ (*Spr* 249).

zwar auf die Schlacht bei Nördlingen, aber temporal gesehen sind nun inzwischen gut neun Jahre verstrichen. Das Ereignis fungiert als nachträgliche allegorische Deutung der Schlacht, und lässt bekanntlich eine eschatologische Interpretation zu.³⁵ Die Novemberkälte, der fehlende Zeitanzeiger (Kirchenuhr, Hahn) verdeutlichen die Gottesferne des Soldatenlebens sowie den geistigen Tod Springinsfelds.

Simplicius, der zu der Zeit der Schlacht bei Höchst 1622 geboren wurde, will gerade zehn Jahre alt gewesen sein, als er von Knan und Meuder vertrieben wird und dann über zwei Jahre lang bei dem Einsiedler-Vater im Wald lebt, bevor er nach Hanau oder überhaupt „in die Welt“ kommt. Wie jedoch aus der Erzählung des Pflegevaters hervorgeht, wurde er erst durch die Schlacht bei Nördlingen von zu Hause weggeschickt: „Ach Herr/ sagte er/ der Mansfelder Krieg hat mir ihn beschehrt/ und die Nördlinger Schlacht hat mir ihn wieder genommen.“ (ST 477). Nimmt man die Worte des Knans ernst, dann bildet hier eine Zeitspanne von zwei Jahren eine bemerkenswerte Unstimmigkeit in der Romanchronologie. Das ist erstens deshalb bemerkenswert, weil die Zeitlücke durch Simplicius' Aufenthalt bei der Gottvater-ähnlichen Gestalt, dem frommen Einsiedler, ausgefüllt ist. Und zweitens, weil der Erzählung des Knans das wichtige Motiv der unbekanntenen edlen Herkunft eingeführt wird. Die Folgen der Schlacht bei Nördlingen bedeuten für Simplicius offenbar auch einen tiefen Einschnitt. Allegorisch betrachtet, steht seit der Ankunft des kleinen Simplicius in Hanau seine Erinnerung an die Lehre des Einsiedlers und so auch sein Seelenheil auf dem Spiel. Springinsfeld, der bei Nördlingen einen Hilfesuchenden tötet, geht es in Bezug auf sein ewiges Leben nicht anders, wie die Wolfsepisode verdeutlicht.

Im Sauerbrunnen schließlich wird Simplicius' wahre Herkunft bekannt. Der Erkenntnis der eigenen Herkunft gehen etliche Ereignisse unmittelbar voran: die Liebschaft mit der edlen, jedoch syphiliskranken und, nach Simplicius, ziemlich leichtfertigen Witwe Courage im Sauerbrunnen (ST 467–468). Der „venushaften“ Dame ist es trotz aller Verlockungen aber nicht gelungen, Simplicius an sich zu fesseln. Er verlässt sie und heiratet eine Bauernwitwe. Courage beschreibt die Trennung wie folgt: Sie fasste

35 Der „betrachtende Springinsfeld vernimmt nicht die traditionellen Zeichen der Buße und Bekehrung“ und kann es nicht, denn er hört weder das eine noch das andere. Vgl. Dieter Breuers Stellenkommentar der zitierten Ausgabe, S. 857.

alsobald [...] eine gewisse Zuversicht/ ich hätte ihn schon gewiß an der Schnur/
 aber der lose Vogel risse solche entzwey/ mittelst eines Funds/ dardurch er
 mir seine grosse Undanckbarkeit zu meinen Spott und einen eigenen Schaden
 bezeugte; Sintemal er durch einen blinden Pistolen-Schuß und einer Wasser-
 Spritze voll Blut/ das er mir durch ein *Secret* beybrachte/ mich glauben machte/
 ich wäre verwundet/ wessentwegen mich nicht nur der Balbierer/ der mich ver-
 binden solte/ sondern auch fast alles Volck in Saurbrunnen hinten und fornen
 beschauete/ die nachgehends alle mit Fingern auf mich zeigten/ ein Lied darvon
 sangen/ und mich dergestalt aushöneten/ daß ich den Spott nicht mehr vertragen
 und erleiden konnte/ sondern ehe ich die Chur gar vollendet/ den Saur-Brunnen
 mit samt dem Bad quittirte. (C 132)

Wer Courage wirklich ist, zeigt Simplicius im Sauerbrunnen allen, wenn er sie durch die Posse öffentlich bloßstellt. Die Art, wie er die Frau loswird, klingt eigentümlich. Ebenso unwahrscheinlich klingt, was folgt, dass nämlich jedermann sie von allen Seiten beschaut. Hält man sich an die früheren Hinweise, man müsse die Stelle bildlich verstehen,³⁶ so möchte ich zustimmen, jedoch noch einen Schritt weiter gehen und vermuten, dass die Allegorie hier beinahe die Apokalypse selbst veranschaulicht – also buchstäblich: Enthüllung der nackten Wahrheit.³⁷ Simplicius handelt im Sauerbrunnen wie jemand, der die „Venus“ durchschaut und die Wahrheit offenbart. Daher ist der Vorfall für Courage so erniedrigend, weil sie, in ihrer allegorischen Rolle als „Frau Welt“ in ihrer Nacktheit gesehen wird.³⁸

36 Für den Leser bleibt es unklar, womit Courage sich eine solche harte öffentliche Bestrafung verdient hatte. Simplicius hat die Posse verschwiegen und Courage mit ihrer Magd betrogen. Er erschoss Courage *in effigie*. Auf die Symbolhaftigkeit des Geschehens wurde öfters verwiesen: „Hier liegt eine symbolische Verletzung vor, die den Körper und den Namen betrifft, denn Simplicius offenbart nicht nur ihren Körper und die sichtbaren Spuren der venerischen Krankheit, sondern er erneuert damit auch ihren Namen.“ So Andreas Solbach: Grimmelshausens „Courasche“ als unzuverlässige Erzählerin. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 141–164, hier S. 154. Ferner Klaus Haberkamm: ‚Sebel unter dem Schenkel‘. Zur Funktion des Hermaphroditischen in Grimmelshausens „Courasche“. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 123–140, bes. S. 169–170.

37 Während die Schlacht bei Nördlingen allegorisch den Punkt der „Geburt“ in die Welt markiert, markiert der Sauerbrunnen wiederum seinen „Tod“. Befreit sich Simplicius hier von der Welt, so wird hingegen das Findelkind, der junge Simplicius, geboren.

38 Wenn von Courage als von „Frau Welt“ gesprochen wird, so ist dies freilich eine bewusste Beschränkung auf nur eine Rolle oder Funktion der literarischen Figur. Zur Deutung der Gestalt der Landstörtzerin vgl. bes. *Simpliciana* XXIV (2002) – *Beiträge des Kolloquiums Kontroversen um Grimmelshausens „Courasche“*. Schon Grimmelshausens zeitgenössische Kommentatoren wollten Courage als

Die Figur der nackten Wahrheit oder einer Wahrheit, die entblößt ans Licht kommt, hat in der Kunst eine lange Tradition (Abb. 1). Die Frühe Neuzeit kennt Abbildungen des Chronos, der die Wahrheit ans Licht der Welt zieht.³⁹ Die Ausdrücke *Apokalypse* bzw. *Revelatio* tragen ebenfalls das Bild des Enthüllens in sich. Der Entblößung der Syphiliskranken als Enthüllung der Verdorbenheit der „Frau Welt“ wohnt dieser Aspekt wohl ebenfalls inne. Die Posse erscheint dann insgesamt als eine Abwandlung der Chronos-Allegorie. Sie verkörpert wie ein Bild, was später, nach der Trennung von Courage, Simplicius selbst geschieht. Ihm wird die Wahrheit über seine Herkunft offenbar. Er erlebt eine *Revelatio* von sich selbst. Wie zufällig – textuell jedoch schon durch die Prophezeiung der berühmten Wahrsagerin von Soest (ST 313–315) vorbereitet – begegnet er seinem Pflegevater, der ihm seine adlige Geburt verrät. Vielleicht kann man die Sauerbrunnen-Episode dann auch so begreifen: Mit der Entblößung der Courage und der Trennung von ihr hat sich Simplicius fortan bewusst von der Sünde und von den Verlockungen der Welt losgesagt. Courages Jagd auf Simplicius misslingt. Das Skandalon des Sauerbrunnens wäre dann nicht so sehr die Anonymität der Liebschaft, als vielmehr Simplicius' Entscheidung, anstelle einer Adligen (Courage) lieber eine Bäuerin zu heiraten und dem Streben nach der Nobilität, nach dem Adelstitel, einem der „Trümpfe“ der Courage und einer der Verlockungen der Welt, zu widerstehen. Das bedeutet wohl aber auch, dass Simplicius „inner-

„Spiegel böser Art“ verstanden wissen und sich auf eine moralisch-erbauliche Lesart des Romans festlegen, während die neuere Forschung eine Polysemie bzw. Mehrfachkodierung der Figur konstatiert. Vgl. Peter Heßelmann: Ein ‚Spiegel böser Art‘? Grimmelshausens „Courasche“ in den Kommentaren der posthumen Gesamtausgaben. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 27–46, bes. S. 38; Jörg Zimmer: Die Mannsfalle: Männer und Frauen in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“ und „Trutz Simplex“. In: *Simpliciana* XXVI (2004), S. 403–430.

- 39 Vgl. den allegorischen Topos „die Zeit enthüllt (oder befreit) die Wahrheit“. Bekannt sind z. B. Gemälde von Peter Paul Rubens, *Le Temps enlève la Vérité* (Schlussbild des Medici-Zyklus, 1622/25, Paris, Musée du Louvre), Nicolas Pous-sin, *Le Temps soustrait la Vérité aux atteintes de l'Envie et de la Discorde* (Deckenbild für das Palais Richelieu, 1641, Paris, Musée du Louvre), und Francois Lemoine, *Le Temps révèle la Vérité* (1736). Vgl. Daniel Langner: Lustige Wahrheit. Das ‚gedoppelte Titul-Kupfer‘ der posthumen Grimmelshausen-Gesamtausgabe von 1683/1684. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 159–194; Annegret Hoberg: *Zeit, Kunst und Geschichtsbewusstsein. Studien zur Ikonographie des Chronos in der französischen Kunst des 17. Jahrhunderts*. Diss. Tübingen 2007, bes. S. 6–9, und Anhang mit Illustrationen. <http://d-nb.info/987446118/34>, Abruf 04.08.2011.

lich“ geadelt wird und anschließend seine wahre Herkunft vom Knan erfährt. Der wahre Adel besteht in der Abkehr vom Streben nach Titeln und in der Abkehr vom weltlichen Ehrgeiz.

Die adlige Herkunft ist an der Stelle wahrscheinlich noch im geistigen Sinn als Seelenadel aufzufassen. So gesehen, schließt sich im Sauerbrunnen der Kreis: Die Besinnung auf die Herkunft steht im Kontrast zur Ankunft in der Welt, Narrenverwandlung in Hanau und Gottvergessenheit. Es wäre interessant, die Fragestellung zu verfolgen, ob dem Herkunftsmotiv nicht eine weiterreichende Relevanz für die Motivierung der Romanhandlung zukommt. Ein solches allegorisch-eschatologisches Verständnis des Motivs wird zudem dadurch untermauert, dass die Adels-Thematik bereits im ersten Romansatz begegnet. Dort steht die Nobilistensucht unmissverständlich im apokalyptischen Kontext.⁴⁰ Das ehrgeizige Streben nach dem Adelstitel wird mit einer Krankheit verglichen, die sich in der „letzten Zeit“ ausbreitet.

Schlussbemerkung

Die Schlacht bei Wittstock ist bei Grimmelshausen nur für die Handlung im *Abentheurlichen Simplicissimus* wichtig. Sie markiert dort den Moment der Trennung von Simplicius und Herzbruder. Die Freunde begegnen einander erst nach Jahren wieder. Beide Romanfiguren verbindet außer der Parallelität ihrer Lebensläufe die Situation der „Rettung“ oder „Hilfe“. Simplicius hilft dem fälschlich angeklagten Herzbruder, sich vom Regiment loszukaufen und seine Stellung beim Militär zu verbessern. Während vor Wittstock Herzbruder dem Simplicius das Leben rettet und ihm bei Bruchsal zu einer besseren Stellung im Regiment verhilft, ist es später im Wirtshaus in Villingen umgekehrt. Simplicius erbarmt sich des verwundeten Freundes ähnlich wie der barmherzige Samariter und handelt im Sinne der Nächstenliebe, wie er bereits vor Magdeburg handelt, als er Herzbruder sein Geld schenkt

40 „ES eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt/ daß es die letzte seye) unter geringen Leuten eine Sucht/ in deren die Patienten/ wann sie daran krank ligen [...] gleich Rittermässige Herren/ und Adelige Personen von uhraltem Geschlecht/ seyn wollen; da sich doch oft befindet/ daß ihre Vor-Eltern Tagelöhner [...] gewesen [...] ja sie/ diese neue *Nobilisten*/ seynd oft selbst so schwartz/ als wann sie in *Guinea* geboren und erzogen wären worden.“ (ST 17).

(*ST*, Buch II, Kap. 23, Buch IV, Kap. 12, Buch IV, Kap. 25). Die Freundschaft zwischen Simplicius und Herzbruder wiegt umso schwerer, als sie noch durch einen Eid bestätigt wird (*ST* 200).

Die literarischen Schilderungen des Nördlinger Treffens durch Grimmelhäuser reflektieren indirekt den in zeitgemäßen Flugschriften und Geschichtswerken dargebotenen Schlachtverlauf sowie den weiteren historisch belegbaren Kriegsverlauf nach 1634. War die erste Kriegshälfte noch von den Kämpfen auf den Schlachtfeldern geprägt, nimmt danach die Verwüstung des Landes zu. Als Einschnitt im Leben der drei Erzählerfiguren steht Nördlingen bei Springinsfeld für das weltverfallene Streben nach Beute, Selbsterhaltung und militärischen Ehren. Für Courage ist Nördlingen beinahe wie ein apokalyptischer Anfang vom Ende: Nach der unmittelbar folgenden Phase des bäuerlichen Lebens, hinter der sich in Wirklichkeit Prostitution verbirgt, leitet die Erzählerin zur Sauerbrunnen-Episode über. Die Sünde der Wollust wird in ihrer Krankheit offenbar. Genau so, wie sich bei ihr die „Franzosen“ zeigen, wird nach 1634 deutlich, dass hinter dem Krieg nur Machtstreben steht.

Außer dieser künstlerischen Umwandlung und literarischen Reflexion der historischen Ereignisse fällt bei Grimmelhäuser der kompositorische und eschatologische Aspekt bei der literarischen Schilderung der Nördlinger Schlacht auf: Im *Trutz Simplex* befindet sich die Beschreibung der Schlacht kompositionell vor dem eigentlichen Erzähl Anlass der Landstörtzerin, der Posse im Sauerbrunnen. Dazwischen liegt nur die knappe Schilderung ihres scheinbar bäuerlichen Lebens (*C*, Kap. 23). Im *Simplicissimus* dagegen entfaltet sich beinahe die ganze Handlung zwischen 1634, das heißt der Schlacht bei Nördlingen und Gelnhausens Belagerung, und der Sauerbrunnen-Episode. Ausgeklammert sind streng genommen nur das Anfangsleben beim Knan, das Waldleben beim Einsiedler-Vater sowie die Mummelsee-Episode und die Folgeereignisse. Während Simplicius im Herbst 1634 in die Welt kommt und in einen Narren verwandelt wird, markiert der Sauerbrunnen mit der Erkenntnis der eigenen Herkunft den Anfang vom Ende des *Simplicissimus*. Die Hauptfigur ist im Sauerbrunnen von der Nobilistensucht geheilt. Damit schließt sich der im ersten Romansatz angekündigte thematische Bogen.

Abbildung



Abb. 1: Nicolas Poussin: *Le Temps et la Vérité*. *Le Temps soustrait la Vérité aux atteintes de l'Envie et de la Discorde*. In: *La vie et l'œuvre de Nicolas Poussin*. Texte de Jean-Jacques Lévêque. Paris 1988, S. 149.

FRIEDRICH GAEDE (Freiburg)

Der Gegenlauf als Kriegsprinzip. Grimmelshausen: ein Pionier der Friedensforschung

Der Historiker Golo Mann hat mit Nachdruck auf die Tatsache gewiesen, dass poetische Intuition im Gegensatz zum historischen Quellenstudium Geschichte von innen her zu erschließen vermag. Veranlasst durch Studien für sein Wallenstein-Buch, fragt Golo Mann im Hinblick auf Schillers Wallenstein-Gestaltung: „Woher hatte Schiller all dies, da er doch die Dokumente, die Briefe, Erzählungen, Zeugenaussagen nicht kannte, aus denen wir es haben?“¹ Zu einer entsprechenden Überlegung fordert auch Grimmelshausens Werk heraus, denn der *Simplicissimus* birgt eine Fülle von Erkenntnissen, die einen späteren Wissensstand antizipieren,² so dass man auch in diesem Falle fragen kann: Woher hatte Grimmelshausen all das?

Die Antwort auf diese Frage steckt bereits im Werk des Barockdichters selbst, und zwar in der zum Thema gemachten Entwicklung von Simplicii Erkenntnisfähigkeit. Diese Entwicklung nimmt zwei entscheidende Stufen. Die erste ist die Hanauer Feuer-Nacht zu Anfang des II. Buches und die zweite die Rettung des Schiffbrüchigen auf die Insel im Schlussteil des Romans. Beide Stufen hängen zusammen, denn in der Hanauer Nacht lernt Simplicius etwas, das sein ganzes weiteres Dasein bestimmt und erst mit dem Beginn der Inselexistenz überwunden und auf die nächsthöhere Ebene, die der Vernunft, gehoben wird. In der Hanauer Nacht, auf der ersten Stufe, verliert Simplicius seine ursprüngliche oder naive Einheit mit sich selbst, aus der heraus er sagt, was er denkt, und handelt, wie er redet. Diese Einheit entfaltet sich zur verstandesgemäßen Zweiheit von Innen- und Außenleben. Simplicius erfährt so nach der Grundschulung durch den Einsiedel die erste überfällige und entscheidende Erweiterung seines Bewusstseins. Sein Verstand wird aktiviert, wie im Text mehrfach betont wird, d. h. sein Ur-

1 Golo Mann: Schiller als Historiker. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 5 (1960), S. 107.

2 Friedrich Gaede: *Substanzverlust – Grimmelshausens Kritik der Moderne*. Tübingen 1989, bes. S. 72–78.

teils- und Unterscheidungsvermögen wird wachgerufen. Das ermöglicht ihm, zwischen Sein und Schein zu trennen und eine Rollenexistenz zu beginnen. Der auf diese Weise zu sich selbst gekommene Verstandes- und Weltmensch ist mit seiner neugewonnenen Zwiefältigkeit in der Lage, zum Kriegsteilnehmer mit wechselvollem Schicksal zu werden.

Ein solcher Entwicklungsschritt kommt nicht ohne Kosten. Die Rechnung dafür macht ihm der Theologe auf, der Simplicius seit langem kennt. Der Pfarrer kann darum Simplicii Wandlung zum Zweifältigen mit einem Kommentar versehen, der die grundlegende und für das hier zu besprechende Thema entscheidende Perspektive aufreißt: die Differenz von Verstand und Vernunft. Der Geistliche gesteht seinem Schützling zu, dass „die närrische Welt“, wie es heißt, „betrogen sein will“, und er ermuntert ihn, seinen gerade geschärften Verstand durchaus einzusetzen und zu seinem Vorteil zu gebrauchen. Zugleich aber warnt er ihn eindringlich und sagt:

ob du gleich dem *Phönix*, vom Unverstand zum Verstand durchs Feuer/ und also zu einem neuen menschlichen Leben auch neu geboren worden seyest: Doch wisse dabey/ daß du noch nicht über den Graben/ sondern mit Gefahr deiner Vernunft in diese Narren-Kappe geschlossen bist [...].³

Der Geistliche warnt davor, dass die notwendige, in der Hanauer Nacht geschehene Verstandesschärfung auf Kosten der Vernunft geschieht. Schon vorher hatte er Simplicius darauf hingewiesen, dass der Gouverneur ihn „aller Vernunft zu berauben“ vorhabe, indem er ihn in eine Tierhaut stecken lassen wolle.

Mit dem geistlichen Kommentar sind Vernunft und Verstand deutlich voneinander abgegrenzt und zugleich in ihrer Verschiedenheit aufeinander bezogen. Der Verstand ist die aktive oder angewandte Intelligenz, die ständig *ad hoc* arbeitet, da sie der praktischen sowie analytischen Situationsbewältigung und generellen Selbsterhaltung dient und sich darin erschöpft. Vernunft hingegen ist die kontemplative Intelligenz, die auch die aus dem Unbewussten kommenden Impulse wahrnimmt und sich nicht im Partikularen verliert, sondern dieses als Teil eines Ganzen zu verstehen sucht, eines Ganzen, das zum Maßstab

3 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch* und *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 142. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* bzw. *Co* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

alles nur Partikularen wird. Aus diesem Grunde wird von Grimmelshausen „der jnnerliche Wächter das Liecht der Vernunft/ der Zeüg der nimmer gar stillschweiget/ nemblich das Gewissen“ (Co 590), erwähnt. Wird der Verstand einerseits in seiner lebenspraktischen Notwendigkeit anerkannt, so unterliegt er andererseits dem Vernunftakt moralischer und erkenntnisskeptischer Kritik und wird, wenn er seine begrenzte Kompetenz überschreitet, als Wahn entlarvt.

Beide geistige Aktivitäten haben die ihnen entsprechenden Funktionen und bedingen die perspektivische Differenz im Ablauf des Romans: die Verstandesperspektive ist weitgehend die des vorinsularen Simplicius, das „Licht der Vernunft“ hingegen steckt in der Erzählhaltung des Insulaners, der seine vorinsulare Laufbahn schildert. Dieses Licht speist sich aus den „Kräften des Gemüths“⁴, die Grimmelshausen erwähnt und damit die Aussage Jacob Böhmes bestätigt, die lautet: „So nim nur dein Gemüthe [...] da findest du alles innen“.⁵ Hier liegt weitgehend die Antwort auf die zuvor gestellte Frage: Woher hatte Grimmelshausen alles das? In diesem Sinne wird das Licht der Vernunft auch zum Leuchtwunder der Inselhöhle, wo es im Gegensatz zu den verlöschenden Beleuchtungsmitteln der Verstandeswelt mit solcher Helligkeit erstrahlt, dass Simplicius, wie es heißt, sein „Buch mehrentheils dabey geschriben“ (Co 670).⁶

Da die Rettung auf die Insel den Entwicklungssprung vom Verstandes- zum Vernunftmenschen bedeutet, gewinnt die Weise, wie sich dieser Sprung vollzieht, entscheidendes Gewicht. Dem Literalsinn nach handelt es sich um einen Schiffbruch, den die Riesenwellen des Meeres verursachen und der Simplicius auf die Insel bringt. Entscheidender als der Literalsinn ist jedoch der symbolische Sinn der Schiffbruchszene. In symbolischer Hinsicht sind die Riesenwellen kein Zufallsereignis, sondern durch den Kontext des Ganzen bestimmt, denn mit ihnen kommt der Wechselzustand, der Simplicii ganzes bisheriges Leben geformt hat, zu seinem kritischen Höhe- und Endpunkt. Simplicius

4 Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 89. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Bender mit Sigle *SP II* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

5 Jacob Böhme: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. Bd. 2. Stuttgart 1960. S. 111.

6 Siehe Friedrich Gaede: Vom göttlichen zum tödlichen Licht. Grimmelshausen – Grass – Jünger. In: *Simpliciana XXIII* (2001), S. 13–28, hier S. 17.

kommentiert den Wechselzustand seiner Vergangenheit als Auf und Ab gemäß verstandesbedingter Entweder-oder-Logik:

[...] bist bald hoch bald nider/ bald groß bald klein/ bald reich bald arm/ bald fröhlich bald betrübt/ bald beliebt bald verhaßt [...] gewesen [...]. (ST 543)

Sowohl die inneren als auch die äußeren Schwankungen im Leben des Simplicius vollziehen sich somit wellenhaft, wobei jeder Extrempunkt, den die Welle oben oder unten erreicht, die Gegenbewegung als Umschlag in die Gegenrichtung einleitet. Das steigert sich mit den Monsterwellen zu dem katastrophalen „bald hoch bald nieder“, mit dem dann der Extrempunkt nicht nur der einzelnen Welle, sondern der ganzen Szene erreicht ist, denn es

erhube sich gehling eine solche Ungestümme daß wir [...] auch die Masst abhauen und das Schiff dem Willen und Gewalt der Wellen lassen musten/ dieselbe führten uns in die Höhe gleichsamb an die Wolcken/ und im Augenblick senckten sie uns widerumb biß auff den Abgrund hinunder/ [...] endlich warffen sie uns auff eine verborgene Stein Klippe mit solcher stärke/ daß das Schiff mit grausamen Krachen zustücken zerbrach/ [...]. (Co 656–657)

Wie die Insel eine Metapher für den Schreibort ist, so spiegelt die Katastrophe mit ihrem wellenbedingten Schiffsuntergang den Umbruch im Schicksal des Romanhelden. Die Instabilität der bis dahin vom Verstand geleiteten Existenz, d. h. ihre wellenhafte Entweder-oder-Spannung, endet durch das extreme Ausmaß von Wellenhöhe und -abgrund als Schiffbruch. Allzu scharf macht schartig: nur durch die Extremwellen wird das Unheil ausgelöst, das für Simplicius in Heil umschlagen kann. Als in der höchsten Gefahr des Ertrinkens die bestmögliche Erlösung folgt und Simplicius sich auf dem rettenden Inselstrand wiederfindet, wird das Vernunft-Leben geboren, ein Erkenntnisakt, denn Simplicius entdeckt seinen Wendepunkt. Das ermöglicht ihm, das bisherige wellenhafte Schwanken zwischen den Verstandes-Gegensätzen durch Begreifen, Beschreiben und Integrieren zu überwinden.

Ein solches Umschlagen von Unheil in Heil oder umgekehrt ist ein schon von Heraklit erkanntes Ereignis, das der griechische Philosoph Enantiodromie, zu deutsch Gegenlauf, nennt.⁷ Voraussetzung des Ge-

7 Geoffrey S. Kirk, John E. Raven, Malcolm Schofield: *Die vorsokratischen Philosophen*. Stuttgart, Weimar 2001, S. 206: „Dasselbe ist [in uns] Lebendiges und Totes und Waches und Schlafendes und Junges und Altes. Denn dieses umgeschlagen ist jenes, und jenes umgeschlagen ist dieses.“

genlaufs ist stets die größtmögliche Übersteigerung der Position, die dann in ihr Gegenteil als die andere Seite desselben umschlägt: darum sind gigantische Wellen erforderlich, um im Gegenlauf den „geruhigen fridsamen Stand“ (Co 674) zu bewirken, den Simplicius dann erreicht. Genau in der Mitte des Romans, zu Beginn des IV. Buches, platziert Grimmelshausen deshalb zwei Sprichwörter, die diesen Sachverhalt aussagen:

ALLzuscharf macht scharttig/ und wenn man den Bogen überspannet/ so muß er endlich zerbrechen [...]. (ST 350)

Die Mittelpunktposition, die dem Doppelsprichwort im *Simplicissimus* gegeben wird, macht es zur Achse, um die sich alles Geschehen dreht. Dabei ist das Wort „drehen“ wörtlich zu nehmen, denn es geht um die Wendepunkte im Lebenslauf des Simplicius, die insgesamt einen Wellenweg voller Krümmungen ergeben, wie er auf dem *Vogelnest*-Titelkupfer zu sehen ist. Es ist der Weg des Wahns, des ständig scheiternden Verstandesdenkens, das mit der Rettung auf die Insel in kreative Vernunft umschlägt. Diese wird damit zum kritischen Maßstab, mit dem die vorinsulare Verstandeswelt als Wahnerfahrung geschildert wird.⁸

Dabei handelt es sich vor allem um die Welt des Krieges. Den einander entgegengesetzten Bereichen von Verstandeswelt und Vernunftinsel entsprechen die gegensätzlichen Zustände von Krieg einerseits und Frieden andererseits. Als der zum Insulaner gewordene Simplicius gefragt wird, ob er mit einem nach Europa zurückkehrenden Schiff wieder in die Heimat reisen möchte, verneint er selbstverständlich die Frage und begründet die Ablehnung mit der „stillen Ruhe“ seiner Insel. Weiterhin heißt es: „[...] als ich noch in Europa lebte/ war alles mit Krieg/ Brandt/ Mord/ Raub/ Plünderung/ Frauen- und Jungfrauen schänden etc. erfüllt“. Schließlich wird alles auf die bündige und entscheidende Formel gebracht: „hier ist Fried/dort ist Krieg“ (Co 695). Auf diese Weise offenbart sich der Inselfrieden als Voraussetzung der kritisch-satirischen Auseinandersetzung mit den Kriegseignissen. Pointierter gesagt: auf diese Weise wird es der Vernunft möglich, den Zusammenhang von Verstandesdenken und Kriegskatastrophe ins Auge zu fassen und davon auszugehen, dass die problematische Reduktion

⁸ Zum Wahnbegriff siehe Peter Heßelmann: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667–1800)*. Frankfurt a. M. 1992 (Das Abendland. N. F. 20), S. 68.

der menschlichen Intelligenz auf den Verstand ein Nährboden von Katastrophe und Krieg ist. Das soll im Folgenden geprüft werden.

Die Annahme ist zunächst auf Grimmelshausens Text zu beziehen. Simplicius beginnt seine soldatische Laufbahn, indem er sich selbst herstellt, d. h. seine Rolle kreiert. Sein wach gewordener Verstand nutzt jede Situation, um älter, erfolgreicher und angesehener zu wirken als er ist. Ziel seiner auf ggf. kleinkriminellen Geldgewinn gerichteten Bemühungen ist stets die äußere Erscheinung, mit der er prätendiert und täuscht.⁹ Das Äußere wird dem jeweiligen Handlungszweck angepasst, so dass es auch die Teufelsmaske sein kann, um bei einem Einbruch das Opfer zu schrecken. Alles das sind Verstandesleistungen oder Ausdrucksformen zweckbedingter Alltagsrationalität. Diese Verstandesleistungen gehen nahtlos in eulenspiegelhafte Militäraktionen über, denn zur militärischen Strategie gehört die Täuschung oder List, die während der ganzen menschlichen Kriegsgeschichte ein elementarer Bestandteil der Planung und Durchführung militärischer Aktionen ist. Das gilt bis in die Gegenwart. In seinem Buch *Strategie – Die Logik von Krieg und Frieden* (dt. 2003) diskutiert der Autor und Berater des Nationalen Sicherheitsrates der USA Edward Luttwak die „paradoxe Logik“ kriegerischer Strategie und macht diese als „Zusammentreffen und Umkehr der Gegensätze“ zum zentralen Thema seines Werkes.¹⁰ Damit wird der Gegenlauf als das entscheidende Substrat politischer Kriegslogik auch der Gegenwart beschrieben und Grimmelshausens frühe Einsicht in diesen Sachverhalt bestätigt. Was der Barockdichter mit dem Sprichwort „Allzu scharf macht schartig“ aussagt, nennt der Amerikaner „das dynamische Paradox der Strategie“ und bestimmt dieses als eine sich „selbst-negierende Entwicklung“, die „im Extrem [...] zur vollständigen Umkehr der Ergebnisse“,¹¹ also zum Gegenlauf führt.

Simplicius nutzt das strategische Paradox zunächst im kleineren Maßstab und erfindet u. a. für sich und seine Kameraden Schuhe, deren Sohlen verkehrt herum montiert sind, so dass die Fußspuren der kommenden Soldaten ihren Abzug signalisieren, und umgekehrt. Die Folge ist ein Irrgarten für den Gegner, dessen Verwirrung der Verstandes- und Planungserfolg von Simplicius ist. Diese und alle anderen Handlungen

9 Italo Michele Battafarano: „Was Krieg vor ein erschreckliches und grausames Monstrum seye“: Der Dreißigjährige Krieg in den Simplicianischen Schriften Grimmelshausens. In: *Simpliciana X* (1988), S. 45–59.

10 Edward Luttwak: *Strategie – Die Logik von Krieg und Frieden*. Lüneburg 2003, S. 33.

11 Luttwak, *Strategie* (wie Anm. 10), S. 33.

des jungen Kriegsteilnehmers summieren sich zu einer erfolgreichen „Selbsterhaltung“, ein Begriff, der nicht ohne sein Gegenteil, d. h. die „Selbsterstörung“, zu denken ist und mit diesem eine Schlüsselrolle in Grimmelshausens Gesamtwerk spielt. Beide Begriffe, Selbsterhaltung wie Selbsterstörung, stehen in einem gegenläufigen Verhältnis zueinander und dienen dem Dichter, sein Konzept von Krieg und Kriegsteilnahme unmittelbar deutlich zu machen.

Es ist das Schicksal des Soldaten aller Zeiten, in jedem Augenblick des Kampfgeschehens der radikalen Alternative von Selbsterhaltung und Selbsterstörung ausgesetzt zu sein. Grimmelshausen formuliert diese Einsicht mit den Worten:

[...] so mueß er schon resolvirt seyn/ entweder selbst zu sterben/ oder seinen Neben-Christen-Menschen umzubringen wie ein Viehe [...]. (SP II 157)

Das hat zur Folge: „Im Treffen selbst aber / suchte ein jeder seinem Todt mit Nidermachung deß Nächsten / der ihm auffstieß / vorzukommen“ (ST 215). Clausewitz fasst später in seinem klassischen Werk *Vom Kriege* diesen Sachverhalt in die Worte:

Solange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft. Ich bin also nicht mehr Herr meiner selbst, sondern er gibt mir das Gesetz, wie ich es ihm gebe.¹²

Damit besteht die Selbsterhaltung im Versuch, die eigene Gegenläufigkeit, die Selbstvernichtung bedeuten würde, zu verhindern und sie dem Gegner aufzubürden. Mit anderen Worten: nicht das allzu forsche Vorgehen ist angeraten, sondern die Einsicht: das Erkennen des Gesetzes, nach dem der Gegner angetreten. Auch im Krieg siegt der bessere Kopf: er erkennt die Wendepunkte. Wem Einsicht fehlt, der treibt sich in die Selbsterstörung, denn er wird zum Opfer des Gegenlaufs. Die Tatsache, dass Clausewitz den klassischen Krieg „nichts als einen erweiterten Zweikampf“ nennt, ist nur verständlich, wenn man den Kampf als solchen als gegenläufigen Prozess begreift. Mit ihm kommt die Maxime „Allzu scharf macht schartig“ zu sich selbst, denn der Gegenlauf erweist sich als das Kriegsprinzip schlechthin. Grund ist die radikale Zuspitzung auf das Entweder-Oder, d. h. auf die Entscheidung, ob Selbsterhaltung oder Selbstvernichtung. Man darf darum davon ausgehen, dass Grimmelshausen zumindest ahnt, was er tut, wenn er das

12 Carl von Clausewitz: *Vom Kriege*. Augsburg 1990, S. 20.

Sprichwort vom allzugeschärften Messer, das stumpf wird, genau in der Mitte des Werkes platziert, das aus solchen tieferen Gründen zum Schlüssel-Roman des 30jährigen Krieges wird.

Das lässt die Frage nach der Unvermeidlichkeit des Gegenlaufs offen. Was bewirkt den jeweiligen Zwang zum Umschlag ins Gegenteil? Wenn es dem linear denkenden Verstand passiert, ein Messer überscharf zu wetzen, handelt er gegen die Vernunft. Er wird damit zum Opfer der „Entweder-oder“-Situation. Vernunft hingegen sucht statt der isolierenden Überspitzung das verbindende Ganze, denn sie weiß, dass das „Entweder-oder“ nur die Erscheinungsform eines Ganzen oder generellen „Sowohl-als-auch“ ist. Vernünftige Selbsterhaltung, die Grimmelshausen *Ratio Status* nennt, geht darum von der Unendlichkeit des Ganzen aus, sieht aber, dass diese *principaliter* oder symbolisch nur als Entweder-oder, also als Gegensatz, fassbar ist. Entsprechend heißt es vom *Ratio Status*:

Ohn ists nicht/ daß er sich 100 000 mahl öffter verändert als Protheus! [...] ob er gleich 100000fältig/ so besteht er doch principaliter nur in zweyerley Gestalt/ nemlich in gut und böß [...].¹³

Wie vielfältig ein Objekt auch sein mag, prinzipiell gesehen erscheint es als Einheit von entgegengesetzten Bestimmungen wie „gut und böß“. Auch Hegel betont diesen Sachverhalt unmißverständlich und auf klärende Weise, indem er feststellt,

daß alles Wirkliche entgegengesetzte Bestimmungen in sich enthält und daß somit das [...] Begreifen eines Gegenstandes [...] heißt, sich dessen als einer konkreten Einheit entgegengesetzter Bestimmungen bewußt zu werden.¹⁴

Genau in diesem Punkt stellt sich der entscheidende Unterschied von Vernunft und Verstand dar: Vernunft ist das komplementär zu nennende Bewusstsein von der „konkreten Einheit entgegengesetzter Bestimmungen“; Vernunft ist damit die Fähigkeit, das Gegensätzliche zu integrieren und gemäß der „Einheit im inneren Widerspruch“ zu handeln, deren im wörtlichen Sinne grundlegende Rolle auch Ernst Jünger betont.¹⁵ Verstand hingegen ist das analytische oder isolierende Bewusst-

13 Grimmelshausen: *Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1968 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 9–10.

14 Georg Friedrich Hegel: *Enzyklopädie*, § 48, Zusatz.

15 Ernst Jünger: *Sämtliche Werke*. Bd. IX. Stuttgart 1980, S. 86.

sein, das zu seinem eigenen Opfer, d. h. zum Opfer seiner Einseitigkeit wird, weil es seine Begrenztheit und drohende Gegenläufigkeit nicht begreift und dadurch den Gegenlauf auslöst. Der Verstand ist darum mit seinen Fixierungen im Krisenfall nicht in der Lage, seine bisherige Strategie zu hinterfragen und zu wechseln, sobald und solange das komplementäre Regulativ fehlt. Der Verstand hat aus diesem Grund die Tendenz, gerade in bedrohlichen Situationen seine bisher bewährten Verhaltensformen bis zu deren unaufhaltsamem Scheitern zu wiederholen, so daß er sich dem dann unvermeidlichen Gesetz des „Allzu scharf macht schartig“ ausliefert und in sein Gegenteil umschlägt, in den Wahn.

Schelling greift das Wahnthema auf und geht so weit, vom Verstand zu sagen, er sei „eigentlich nur beherrschter, gehaltener, geordneter Wahnsinn“.¹⁶ Der Philosoph leitet diese Bestimmung aus einem Argument ab, das Grimmelshausen sehr vertraut ist. Es geht um die Substanzfrage, die zu Anfang der *Continuatio* als Frage nach dem „Kern“ des Romans gestellt wird, mit der Folge, dass Leser, die diesen Kern noch nicht gegessen, d. h. den Text noch nicht begriffen haben, als wahnwitzige Inselbesucher dargestellt werden. Nach dem Prinzip, „viele Köpfe, viele Sinne“ folgt jeder seiner fixen Idee. Erst das Essen des Kernes normalisiert die Köpfe. Was der Barockdichter mit präziser Bildlogik vermittelt, wird dem Philosophen zum zentralen metaphysischen Thema. Für Schelling folgt das Verstandesdenken dem Prinzip „viele Köpfe, viele Sinne“, da es den gemeinsamen Grund verloren hat. Das aus diesem gemeinsamen Grund „als Mittelpunkt der Kräfte entstehende Band ist die Seele“, schreibt Schelling und ergänzt das später mit der Feststellung: „Ist aber die Leitung zwischen dem Verstand und der Seele unterbrochen, so entsteht das Schrecklichste, nämlich der Wahnsinn“.¹⁷ Die These bestätigt sich, wenn man bestimmte ausschließlich verstandesbedingte Systeme genauer betrachtet. Das erste und hier relevante Beispiel ist das militärische System als solches, die sog. Heeresordnung. Sieht man einerseits die mechanistische Ordnung von Parademärschen oder auf Stichen des 17. Jahrhunderts die in klarer Geometrie angeordneten Truppenteile vor einer Schlacht, so herrscht andererseits nach dem Kampf ein Chaos, zu dem Georg Greflingers lakonischer Titel dem reinen Wortlaut nach passt: „Der Mars ist nun im

16 Friedrich Wilhelm Johann Schelling: *Schriften von 1806–1813*. Darmstadt 1976, S. 414.

17 Schelling, *Schriften* (wie Anm. 16), S. 306 und 413.

Ars“.¹⁸ Ein vergleichbares, aber heute aktuelles Beispiel ist das Bild des Kontrollraums eines Kernkraftwerks vor und nach der Selbsterstörung des Werkes. Kommt es zum Konflikt oder Krisenfall, können die Verstandeskonstrukte zu Destruktionsmonstern werden. Sie offenbaren dann den Wahnsinn, der dank fehlender Vernunftkontrolle in den Ordnungsmaschinen steckt und zum Ausbruch kommt, sobald das Verstandeskonstrukt extremen Belastungen ausgesetzt wird.

Aus diesem Grunde lässt sich sagen, dass Grimmelshausen mit seiner Gegenlaufinterpretation und seiner Darstellung sowie Bewertung der Schlacht von Wittstock das Irrationale des Rationalen und das Verkehrte militärischen Handelns in einer Weise entlarvt, die an Aktualität nichts eingebüßt hat.¹⁹ Da der Dichter bereits im Vorfeld seiner Schlachtschilderung sagt, dass man tötet, weil man tötet, also grundlos tötet, ist der Widersinn sein zentrales Kriegsthema. Dieser Widersinn findet in der Darstellung der grauenhaften Wirkung der Wittstocker Schlacht seinen Höhepunkt. Die Wirkung wird als Ausdruck totalen Vernunftverlustes vermittelt. Geschildert wird das Chaos von zerrissenen oder zerlegten Menschenleibern als Verkehrte Welt:²⁰

Die Erde/ deren Gewonheit ist/ die Todten zu bedecken/ war damals an selbigem Ort selbst mit Todten überstret/ welche auff unterschiedliche Manier gezeichnet waren/ Köpff lagen dorten/ welche ihre natürliche Herren verloren hatten/ und hingegen Leiber/ die ihrer Köpff mangleten; [...] da sahe man/ wie die entseelte Leiber ihres eigenen Geblüts beraubet/ und hingegen die lebendige mit fremdem Blut beflossen waren/ da lagen abgeschossene Aerm/ an welchen sich die Finger noch regten/ gleichsam als ob sie wieder mit in das Gedräng wollten/ hingegen rissen Kerles auß/ die noch keinen Tropffen Blut vergossen hatten/ dort lagen abgelöste Schenckel/ welche ob sie wol der Bürde ihres Cörpers entladen/ dennoch viel schwerer worden waren/ als sie zuvor gewesen [...]. (ST 216)

Durch die Zerstückelung wird die Einheit der Körper und damit die Grundlage der Lebens- und Naturordnung aufgehoben und eine Realität

18 *Gedichte des Barock*. Hrsg. von Ulrich Maché und Volker Meid. Stuttgart 1980, S. 104.

19 Zur Aktualität siehe Italo Michele Battafarano, Hildegart Eilert: „Es ist ein Bild aus Grimmelshausen“. In: *Morgen-Glantz* 12 (2002), S. 523–548; Italo Michele Battafarano: *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006*. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (IRIS 26), S. 15–24.

20 Zum Thema ‚Verkehrte Welt als Kriegsbeschreibung‘ siehe Dieter Breuer: Krieg und Frieden in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“. In: *Der Deutschunterricht* 37 (1985), S. 79–101.

von pointierter Perversion erzeugt, welche Grimmelshausen mit der Feststellung kommentiert:

Wann einer aber von fernem das erbärmliche Spectacul einer Schlacht mit gesunder Vernunft ansiehet/ so wird er bekennen müssen/ daß nichts unsinnigers uff der Welt sey/ als eben dieses klägliche Schauspiel [...]. (SP II 158)

Mit dem Begriff „gesunde Vernunft“ ist der Maßstab eingebracht, an dem das Ganze gemessen wird. „Vernunft“ meint die substanzielle Gegenposition, deren Grundlage die Ganzheitlichkeit oder Einheit der Lebewesen ist. Hingegen bleibt verstandesbedingte Ordnung gut gedrillter Heere nur solange gewährt, bis sie umschlägt und zum unsinnigen Chaos des zutreffend als „Schlacht“ bezeichneten Schlachtens von Menschen wird.

Die Schlacht von Wittstock, dieses in den Augen von Simplicius „klägliche Schauspiel“, wird in der Kriegsgeschichtsschreibung des frühen 20. Jahrhunderts wegen ihrer „Kühnheit der Anlage und Größe des Triumphes noch über Cannae gestellt“, d. h. über die berühmteste Schlacht der römischen Antike. Der Historiker Hans Delbrück feiert den Wittstocker Kampf „als eine der erstaunlichsten Schlachten der Weltgeschichte“.²¹ Was steht hinter diesem scharfen Bewertungskontrast? Während die Vernunft laut Grimmelshausen den kollektiven Schaden an Leib und Leben beklagt und sowohl die Schlacht als auch den Krieg schlechthin verurteilt, werden von fachhistorischer Seite der militärische Sachverstand und die Nervenstärke des siegreichen Feldherrn Johan Banér gelobt. In der Tat ist der Schwede in der Lage, dialektisch zu denken und sich nicht der Gegenläufigkeit auszusetzen, sondern sie zu instrumentalisieren. Banérs Biograph Birger Steckzén spricht vom „schöpferischen Vermögen des hochbegabten Soldaten“,²² der in der Schlacht von Wittstock „das Gegenteil von dem tut, was der Feind berechnet hat“.²³ Mittels eines riskanten Umgehungsmanövers der Schweden werden die kaiserlich-sächsischen Heerführer durch Banér getäuscht, also mittels eines dynamischen Paradoxons im Sinne Luttwaks in die Zange genommen, so dass die zahlenmäßig weit stärkere Armee der katholischen Seite die Flucht ergreift. Banér veranlasst somit seinen Gegner, das zu tun, was Carl von Clausewitz später in die Worte fasst: „Der Listige läßt“ den Gegner „die Irrtümer des Verstandes selbst begehen, die zuletzt in eine Wirkung zusammenfließend,

21 Hans Delbrück: *Geschichte der Kriegskunst*. Bd. 4. Berlin 1920, S. 248.

22 Birger Steckzén: *Der schwedische Löwe – Johann Banér*. Leipzig 1942, S. 202.

23 Steckzén, *Löwe* (wie Anm. 22), S. 201.

plötzlich das Wesen eines Dinges vor seinen Augen verändern“.²⁴ Damit beschreibt Clausewitz die klassische Grimmelshausen-Situation, die stets nach den Maximen „Der Wahn betrügt“ und „Allzu scharf macht schartig“ abläuft. Der Verlierer erliegt „den Irrtümern des Verstandes“. Der Sieger hingegen entkommt zwar diesen Irrtümern, indem er sie dem Gegner aufbürdet, er wird aber damit zum entscheidenden Regisseur, der „das erbärmliche Spectacul der Schlacht“ bestimmt. Hier liegt jedoch der tiefere Irrtum. „Johan Baners Register als Mensch“, schreibt sein Biograph Steckzén, „hat nicht viele Töne [...] sein Handeln schließt die absolute Rücksichtslosigkeit ein [...] Städte mögen brennen“,²⁵ Menschen sterben. In der Weise, wie Banér als führender Kriegsfunktionär das militärische Kalkül das allein Wesentliche sein lässt, verrät sich jene fluchwürdige Reduktion der menschlichen Psyche, die oft mit gutem Sachverstand einhergeht und bei den entsprechenden Verantwortlichen zum Nährboden von Katastrophe und Krieg wird, also auch das Schlacht- und Leichenfeld von Wittstock verursacht.

Diese vernunftlose, aber dem Verstand durchaus genehme extrem reduktive Haltung ist für Grimmelshausen Kern und Ursache dessen, was er für das „Unsinnigste“ auf der Welt hält. Er setzt dem das Sinnvolle seiner Friedensinsel entgegen. Diese ist keineswegs nur die kleine Friedensutopie außerhalb der zivilisierten Welt und am Ende des Werkes. Vielmehr ist sie die geistig machtvolle Voraussetzung der ganzen satirischen Entlarvung der europäischen Kriegswelt. Militärische Gewalt versagt hier, richtet nichts aus.²⁶ Dafür antizipiert das, was von dieser „Insel“ ausgeht, in überraschender Weise die idealtypischen Bedingungen, die im Rahmen der nach dem II. Weltkrieg in Westdeutschland einsetzenden Friedensforschung als Voraussetzung für die Mündigkeit globaler Bürger einer gewalt- und kriegsfreien Gesellschaft genannt werden. Von diesen Bedingungen stehen die folgenden an erster Stelle: 1. Richtige Selbsteinschätzung, 2. Chance und Vorsatz der Selbstverwirklichung, 3. Die Fähigkeit, Lebensvorgänge in Gesamtzusammenhängen zu erfassen.²⁷ Dem entsprechen die simplicianischen

24 Clausewitz, *Vom Kriege* (wie Anm. 12), S. 178.

25 Steckzén, *Löwe* (wie Anm. 22), S. 312 und S. 318.

26 Im Hinblick auf die Inselhöhle heißt es, dass man Simplicius dort „mit keinem Menschlichen Gewalt/ wann wir gleich 100000. Mann starck gewest wären“, hätte herausholen können. (Co 698)

27 Friedrich Minssen: *Umgang mit dem Konflikt – Kern der Friedenserziehung* (1970). In: *Probleme der Friedenserziehung*. Bonn 1970 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung 90).

Grundpositionen voll und ganz, nämlich: 1. Die richtige Selbsteinschätzung, also das Gebot des „Erkenne dich selbst“ war seit Anfang seines Weges die Forderung des Einsiedels an Simplicius, die er mit dem Schreiben seiner Lebensgeschichte einlöst. 2. Diese Geschichte ist als sein Weg zur Autorschaft zugleich seine Selbstverwirklichung. 3. Auch die nächste Forderung, die Fähigkeit, Lebensvorgänge in Gesamtzusammenhängen zu erfassen, wird von Grimmelshausen als Grundvoraussetzung seines Romans zum Thema gemacht. In einem Verhör des jungen Simplicius durch den Heerespolizisten werden ihm lauter Einzelfragen gestellt, die er als irrelevant für die Wahrheitsfrage zurückweist (ST 212). Vielmehr wollte er sein ganzes Leben erzählen, heißt es, um der Wahrheit näherzukommen. Genau das ist geschehen und mit dem *Simplicissimus* ein großes Pionierwerk auch der Friedenserziehung entstanden.²⁸

28 In seiner eingehenden Analyse „Krieg und Frieden bei Grimmelshausen“ (*Études Germaniques* 46 [1991], S. 35–53) spricht Ferdinand van Ingen von Grimmelshausens „skeptischer Haltung angesichts der menschlichen Friedensfähigkeit“, die auf seiner Einsicht in die „Pervertierung des Menschen in seiner Grundsubstanz“ beruhe. Wegen der Befürchtung des „nahenden Weltendes“ ist der appellative Charakter von Grimmelshausens Satire im Kontext des theologischen Weltbegriffs der Barockepoche „fest eingebunden“ in ihren „historischen Funktionszusammenhang“ und entsprechend zu beurteilen. Dem ist hinzuzufügen, dass diese Einbindung nicht der unbedingten Aktualität der simplicianischen Satire widerspricht. Im Gegenteil: Gelingt es nicht, „die Pervertierung des Menschen in seiner Grundsubstanz“ einzuschränken und an ihrer Überwindung zu arbeiten, bleibt nach heutigem Stand der Dinge das „nahende Weltende“ keine bloße Befürchtung. Diese Überwindung ist jedoch in Simplicius verkörpert, und in seinem Sinne knüpft die deutsche Philosophie von Leibniz bis Schelling und im 20. Jahrhundert Ernst Jünger an die barocke Pionierleistung mit der Mahnung an: „Der echte Partner der Erde ist nicht der Verstand mit seinen titanischen Plänen, sondern der Geist“ (lies: die Vernunft, in: *An der Zeitmauer*. Stuttgart 1959, S. 312).

KLAUS HABERKAMM (Münster)

Simplicianischer ‚Euphuismus‘. Hypertrophe Rhetorik in Grimmelshausens Schlachtschilderungen

Die Rhetorik ist ein mehr oder minder
ausgebautes System gedanklicher und
sprachlicher Formen, die dem Zweck
der vom Redenden in der Situation be-
absichtigten Wirkung dienen können.

(Heinrich Lausberg: *Elemente der litera-
rischen Rhetorik*)

I.

Aber vom Nutz des Geschosses und des Büchsenpulvers zu reden/ und was es dem Menschlichen Geschlechte guths thuet/ muß man zum ersten wissen/ daß vor alten Zeiten/ ehe das Büchsenpulver erfunden/ (da man nemlich einander mit Kolben/ Aexten/ Spiessen/ Schwerdtern und andere [!] dergleichen Gewehren todts schlug/) wann eine Schlacht geliefert wurde/ daß man damahlen unter wehrendem Treffen die Ohnbeschädigte von den Verwundeten zum öfftern absonderte/ und wiederum von neuen an den Feind führte/ also daß die Fechtende oft zu erwürgen nit uffhöreten/ biß etwan bey 30. 40. 50. ja biß in 100000. und mehr tod geblieben [...].¹

So beginnt ein Abschnitt innerhalb des „Zweyten Satzes“ des „Anderen Theils“ von Grimmelshausens Erstling *Satyrischer Pilgram*. Der „Satz“ handelt vom Geschütz und gibt sich als militärhistorische und waffen-taktische Erörterung: Die alten Zeiten vor der Entdeckung des Schieß-pulvers werden der Epoche danach gegenübergestellt. Der Vergleich

1 Zit. nach: Grimmelshausen: *Satyrischer Pilgram*. Hrsg. von Wolfgang Bender. Tübingen 1970 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 97. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Bender mit Sigle *SP I/II* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

fällt gemäß dem Konzept des Traktats geradezu idealistisch zugunsten der jüngeren Entwicklung aus. Nicht zuletzt die werkstrukturell bedingte Einseitigkeit lässt den Text als Musterbeispiel sophistischer Rhetorik erscheinen. Das thematisch funktionelle Stichwort des Redens im ersten Satz des Zitatblocks ist auch in formaler Hinsicht programmatisch: Es liegt nicht nur diskursiver Sprachgebrauch vor, sondern eine genuine Rede im Modus der Schriftlichkeit. Impliziert ist ein wesentliches Kriterium der Institution Rede, die Öffentlichkeit, die dem *Satyrischen Pilgram* als didaktischem Text auch und gerade in der Schriftform garantiert ist. Es handelt sich somit um eine besondere Art diskursiver Rhetorik. Diese ähnelte – würde die Abhandlung ins Mündliche rücktransponiert – letztlich der Parteireden der Schulrhetorik, der epideiktischen Gattung. Die beiden übrigen Varianten der aristotelischen Redetrias, das *genus iudiciale* und das *genus deliberativum*, spielen in Stil und Argumente nicht nur dieses „Satzes“ hinein.

Um dem Schema des hier inhaltlich befürwortenden, das heißt ausschließlich positiv orientierten „Satzes“ gerecht zu werden, so ist zu unterstreichen, folgt die Gedankenführung einem sophistischen Duktus. Diesen verdeutlicht die Fortsetzung des Textes, nachdem bisher lediglich abstrakt vom „Nutz des Geschosses und des Büchsenpulvers“ „die Rede gewesen ist“:

[...] seithero aber das Pulver und Geschütz erfunden worden/ ist von keinem solchen grausamen Blutbade/ und so vieler tausenden todt deren/ die uff einmahl die Wallstatt überstret/ niemahl erhört worden; Dann das Geschütz hat diese Art an sich/ daß es gleichsamb im ersten Angriff/ und ehe so viel ins Graß beissen/ zwischen den Kämpffenden Gegentheilen Recht spricht/ und dem einen oder andern den Sieg zuaignet; Dieses wäre Lobs genug/ wann wir schon sonst keine Nutzbarkeiten vom Pulver hätten; Mit den Städten/ so belägert und eingenommen werden/ ists zwar ein anders als mit den Schlachten/ aber gleichwohl können weder die Belägerer noch Belägete sich über Erfindung des Pulvers/ und dessen Gebrauch/ mit gutem Fueg nicht beklagen/ dann sie brauchens ja beyderseits/ jene zwar offensiuue, diese aber zu ihren Defension! So sind auch hiebevör gewaltigere Städte ohne das Pulver eingenommen und zerstört worden/ als ietziger Zeith durchs Geschütz nicht mögen gemeistert werden. (SP II 97)

Die Erörterung verleiht sich ausgerechnet bei dieser Materie einen humanitären Anschein. Die Perfidie der Stellungnahme, die ihren Überzeugungs-, besser: Überredungszweck ebenso unbeirrt zu erreichen sucht wie der nicht selten gedungene Redner der Antike, erhellt aus Paraphrase und Kommentar des im Grunde semantisch absurden Wort-

lauts. Der ‚Segen‘ des ‚Büchsenpulvers‘ und der von ihm angetriebenen Kanonenkugeln bestehe gleichsam in ihrem menschenfreundlichen Effekt. Das Paradox besteht für den Hörer beziehungsweise Leser der ‚Rede‘ darin, dass die nicht weniger tödliche Fernwirkung der neuartigen Waffen das Gemetzel des Nahkampfs verhindere, in dem man einander altmodisch „mit Kolben/ Aexten/ Spiessen/ Schwerdtern und andere[n] dergleichen Gewehren todt schlug“. Als ob das nach Aufkommen der Artillerie anders geworden wäre! Die Heuchelei, eines abgebrühten Sophisten der klischeehaften Sorte wahrhaft würdig, besteht umso mehr in der Anleihe an die judizielle Rede und das herkömmliche Philosophem des gerechten Krieges. Beim genaueren Anhören, hier Lesen, entlarvt sich die Verlogenheit des Plädoyers für die moderne, angeblich schonendere Waffentechnik und Gefechtstaktik von selbst. Deren grundlegende, wenn überhaupt gültige Voraussetzung für die Kommandeure auf dem Schlachtfeld ist nämlich das Einhalten des traditionellen Kampf-Modells: die eine Seite greift als erste mit Infanterie und Kavallerie an, die andere reagiert *par distance* und damit aus sicherer Position mit Artillerief Feuer, dem neuen Kriegsmonstrum. Solch unrealistisch-säuberliche Trennung der militärischen Geschehensphasen hätte schnell bei den Offizieren Lerneffekte ausgelöst, die in letzter Instanz Kriege verhindert hätten. Wie hätte es bei einer derartig ungleichen Verteilung der Vorteile im Gefecht dazu kommen können, dass das eigentlich launische, hiernach aber kalkulierbare Schlachtenglück, wie behauptet, „zwischen den Kämpffenden Gegentheilen Recht spricht/ und dem einen oder andern den Sieg zuaignet“? Die gewählte Metaphorik ist verräterisch genug. ‚Recht‘ hätte von vornherein nur der Feldherr gehabt, der das überlegene „Geschütz“ nicht nur besessen, sondern geschickter eingesetzt hätte. Der Feind mit weniger oder ausnahmsweise gar keinen „Stücken“ hätte demnach keine Chance gehabt. Keineswegs nur in den aus Sicht der Zeitgenossen Grimmelshausens beziehungsweise seiner Vorlage überholten barbarischen Zeiten wären unter diesen Umständen „30. 40. 50. ja biß in 100000. und mehr tod geblieben“. Dass es sich bei diesen Zahlen nicht etwa um rhetorisch naheliegende Hyperbeln handelt, hat die Fortentwicklung des Artilleriewesens gelehrt – das zu allen Zeiten existente makabre Phänomen des *friendly fire* eingeschlossen. Schließlich wird als Höhepunkt der verlogenen Reflexion die bereits angesprochene Vorstellung von der Gerechtigkeit im Krieg in dem „Satz/ vom Geschütz“ provokanter- und damit vermeintlich eingängigerweise entfaltet. Es wird nämlich geltend gemacht, dass bei Belagerung von Städten sowohl Belagerer als auch Verteidiger

von dieser Technik profitierten und sich daher „mit gutem Fueg nicht beklagen“ dürfen... Im korrespondierenden „Gegensatz“ des „Zehende[n] Satz[es]/ vom Krieg“ heißt es denn auch unter didaktischer Instrumentalisierung des Grauens realistischer und aufrichtiger:

Da ist kein Mitleidens! da mueß iedwederer durch Uffopfferung eines andern seinem aigen Verderben vorkommen/ und ehe sichs ein Soldat versiehet/ so trifft ein Geschütz beydes den Schuldigen und Unschuldigen/ also daß die/ so noch dabey stehen bleiben/ mit Blueth/ Hirn/ Jngeweid und gantzen Gliedmassen gantz abscheulicher Weise getroffen/ besprengt und besudelt werden [...].
(SP II 158)

Was sich aus heutiger Perspektive wie die Werbekampagne eines skrupellos-zynischen Lobbyisten der Rüstungsindustrie ausnimmt, ist das *exemplum* unbeirrbar zielgerichteter, im Grunde moralfreier, sachlich beliebiger und in diesem Sinne sophistischer Rhetorik. Die nur scheinbar naive, relativierende Versicherung am Schluss, eine Art „Summe“ – „So sind auch hiebevor gewaltigere Städte ohne das Pulver eingenommen und zerstört worden/ als ietziger Zeith durchs Geschütz nicht mögen gemeistert werden.“ –, desavouiert unfreiwillig die bis dahin eingeschlagene, feste Linie der gesamten Argumentation. Sie dient aber, ein weiterer rhetorischer Verfahrenstrick, der Beschwichtigung der immer anzunehmenden Zweifler unter den Rezipienten solcher Diskurstaktik. Gattungskonform ist diese ‚schriftliche Rede‘ auf den Teilbereich der *inventio* fokussiert, die gemäß rhetorischer Systematik weniger Erfindung – die ja erst in späterer Ästhetik Leitkategorie des Erstellens von Texten wird – als Auffindung bei der Suche nach *loci communes* ist. Dazu passt, dass sich Grimmelshausen nicht nur als schriftstellernder Anfänger auf Garzoni stützt. Die Annahme kreativer Eigenständigkeit hieße allgemein, also relativ wenige Ausnahmebelege vernachlässigend, sowohl den simplicianischen Autor als auch die rhetorikgestützte normative Poetik der Barock-Epoche verkennen. Der *Piazza Vniversale*, die mit ihrer Stofffülle bezeichnenderweise eine seiner Hauptquellen bleiben wird, bedient er sich erwartungsgemäß auch als Gedanken-Reservoir, das er nach seinen Bedürfnissen, das heißt nach den Anforderungen der jeweiligen Rede in den einzelnen „Sätzen“ des *Satyrischen Pilgrams*, heranzieht. Insofern geht es ihm eher um *dispositio* als *inventio*. Im Ganzen erweist sich Grimmelshausen folglich als Orator *in scriptura* und befolgt die Regeln des rhetorischen Lehrgebäudes, obwohl er es im Rahmen des Triviums kaum schon auf der eventuell besuchten Lateinschule kennengelernt haben

dürfte. Mutmaßlich aber hatte er als Regimentssekretär Gelegenheit, sich mit mündlicher und vor allem schriftlicher rhetorischer Praxis im engeren Sinne vertraut zu machen.

II.

Im stofflichen Moment militärischer Gewalt vor allem berührt sich der Diskurs des „Satzes vom Geschütz“ im *Satyrischen Pilgram* mit Schilderungen von Schlachten im narrativen Œuvre Grimmelshausens. Diese kommen mehrfach vor und vermitteln in der Regel, konzipiert nicht zuletzt aus der Warte der autodiegetischen Erzählinstanz, einen detaillierten, anschaulichen und eindringlichen Eindruck. Es scheint fast durchgehend, als habe der kriegserfahrene Autor Selbsterlebtes niedergeschrieben. Aber wie im frühen Traktat fußt er bei dieser verbreiteten Motivik fast ausschließlich auf Vorlagen, die er wiederum nach Gutdünken, genauer: intentional modifiziert. Dabei zeigt sich, dass die einschlägigen Belege im Werk-Spektrum zwischen zunächst der *Courasche* und dem zweiten Teil des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* ebenfalls von einer spezifischen rhetorischen Struktur geprägt sind. Als Beispiel soll hier eine ausführliche Schlachtschilderung des Protagonisten der letzten Schrift Grimmelshausens herangezogen werden, zu der er noch einen Auftakt in Form einer Vision liefert. Der Kaufmann als Handelnder und Erzähler bezieht sich damit auf den sich anbahnenden Konflikt des französischen Königs Ludwig XIV. mit den Niederlanden, der jedoch als Realitäts-Fluchtpunkt einer artifiziellen sprachlichen Darstellung nicht entgegensteht:

Dann man hörete das jämmerliche ächtzen und weheklagen der Sterbenden nicht vor dem Geschrey der noch lebenden immer fort würgenden/ noch vor dem Brummen deß Geschützes/ deß Schalls der Trommeln/ Trompeten und Heerpaucken/ über das bedeckte der Nebel von so vielem verschossenen Pulver die Abscheulichkeit der Verwundten/ und auff vielerley Art voneinander geschossener Menschen/ sampt der Menge und Bäch deß vergossenen Bluts/ und was Hungers halber/ oder sonst auff andere tausendfaltige Arten starb und verdarb/ das wurde ohne das von den Überlebenden nichts geachtet.²

2 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Courasche/ Springinsfeld/ Wunderbarliches Vogelnest I und II/ Rathstübel Plutonis*. In: *Werke* I. 2. Hrsg. von Dieter

Das Tableau höchsten Grauens weitet sich ansatzweise in die schonungslose Gesamtbilanz des Krieges: Es wird auch unabhängig von blutiger Kampfeinwirkung gestorben, und zwar würdelos und verachtet sowie unausgesprochen unterschiedslos zwischen Soldaten, Trossangehörigen und letztlich Bauern. Diese graduelle Steigerung des Sterbens gibt die Grundfigur des kurzen Textes ab. Das Klagen und Stöhnen der Sterbenden wird überdeckt vom Geschrei der Lebenden, genauer: der noch Lebenden. Diese stehen den noch nicht Toten in diametralem Kontrast gegenüber, doch gehören sie – so die überdeutliche Implikation – bereits zu den noch nicht Toten. Das menschliche Handeln und vor allem Erleiden unter Ächzen und Wimmern, die beiden leisesten Lautquellen, werden in dieser neuerlichen Klimax von der an sich toten Materie übertroffen, die indes von Menschen zum akustischen Leben erweckt wird. Geht die paradoxe ‚Verlebendigung‘ in dieser düsteren Zone des Todes zunächst von eigentlich harmlosen Musikinstrumenten aus, so tritt das Geräusch des „Brummens der Geschütze“ hinzu, das trotz der euphemistischen Ausdeutung im Text des *Satyrischen Pilgrams* die fatale Auswirkung der musikalischen Anfeuerung bewusst hält. Während eine Schlachtschilderung im *Springinsfeld* (Kp.14) ganz auf das Infanteriegefecht ausgerichtet ist, bringt der Text aus dem *Vogel-Nest* die im VIII. Buch des simplicianischen Zyklus in ihrer Wirkung verniedlichte Artillerie und ihre zynische Rechtfertigung im Traktat in Erinnerung. Über das Hörbare des Schießens, dessen aufschreckender Knall unterstellt werden darf, legt sich dann in sozusagen gnädiger Dämpfung und Verhüllung „der Nebel von so vielem verschossenen Pulver“. Die Metapher der Verhüllung, sozusagen das fiktiv-faktische Pendant zur rhetorischen Figur der *dissimilatio*, legt sich netzartig über sämtliche Kampfschilderungen im simplicianischen Gesamtœuvre und sucht den grässlichen Inhalt der Diegese einzuhüllen. Hier im *Vogel-Nest* löst das Sichtbare, auch wenn es ‚verdeckt‘ wird, das Auditive im Text ab, wiederum – „überdies“ – in einer Art Steigerung, zu der die Hyperbel der Bäche vergossenen Blutes passt. Der Sachlage nach wird das Grotteske der grässlichen Verstümmelungen der Opfer des Gemetzels durch den Pulverdampf kaschiert; doch die Sprache evoziert sie umso schonungsloser. In der Imagination des Lesers, der typologisch den ursprünglichen Hörer der mündlichen Kommunikation ersetzt,

Breuer. Frankfurt a. M. 2007 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 616. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *VN* II und Seitenangabe in runden Klammern zitiert. Gleiches gilt für die *Courasche* (C) und den *Springinsfeld* (Spr).

werden sie desto sichtbarer. Die bizarre Stilfigur „voneinander geschosener Menschen“, Verwundeter offenbar mit abgetrennten Gliedern, steht der Gedankenfigur des Verbergens gegenüber. Entsprechend fungiert der Nebel eben nicht als wohltuende Hülle, sowohl für die fiktiven Agierenden als auch für den realen Leser, sondern als Leichentuch. – Psychologisch deprimierend in seinem Hoffnungslosigkeits- und Verzweiflungsgehalt – die diegetische Rede ist unverkennbar lehrbuchgetreu auf Effekt hin angelegt, auf moralisch-ethische Wirkung beim Rezipienten über die Sinneseindrücke der Handelnden hinaus – ist der fast schon lakonische Schluss der Aussage des Kaufmanns. Zwar bringen perverserweise seine eigenen Beobachtungen ihn nicht von seinem Plan ab, Soldat zu werden. Doch er erkennt bald, dass der Mensch im Krieg nicht nur auf dem Schlachtfeld auf „tausenfältige Arten“ zum Sterben verdammt ist, sondern auch außerhalb unmittelbaren martialischen Geschehens und nicht zuletzt als Nicht-Kombattant. Hunger ist für diese Demonstration das plausible Paradigma. Und als ob der ‚Heldentod‘ eine Auszeichnung wäre, ist dem toten ‚Zivilisten‘ noch die gründliche Arroganz der Überlebenden, in erster Linie wohl Soldaten, sicher – eine besondere Form der zeitüblichen, nicht zuletzt erniedrigenden und ehrabschneidenden Auseinandersetzung zwischen den Ständen.

Weiterhin berichtet der Vogelnest-Träger von einer in der Erzählung wirklichen, nicht nur vorgegaukelten Schlacht, was für den Rezipienten bei aller Bewusstheit der prinzipiellen Fiktionalität die Glaubwürdigkeit erhöht. Während die jeweiligen simplicianischen Protagonisten die von ihnen bestrittenen Schlachten als Angehörige der „Überwinder“, zumindest als Davongekommene, schildern, wird diesmal der ‚Held‘ trotz seines Schutz-Zaubers und seiner vom magischen Objekt des Vogelnests bewirkten Unsichtbarkeit verwundet.

Aber als es dem Feind Ernst wurde auff uns loß zu gehen/ und den Angriff zu thun (weßwegen ich mich dann wieder in die Ordnung unter die Fechtende begeben) siehe/ da kam ohngefähr ein einzige Kugel auff meinen lincken³ Schenkel angestochen/ die mir so wol meine Diebs-Haut (ich nenne sie billich eine Diebs-Haut/ dann wer ein solche trägt/ wie ich damals thät/ der stilt andern redlichen Soldaten das Leben ab/ nicht allein zwar wie ein Dieb/ sondern auch wie ein Meuchel-Mörder und Zauberer) als auch Fleisch/ Bein und Adern durchtrang? (*FN* II 621)

3 Zur Platzierung des Treffers am Körper – gerade beim Bein wäre offensichtlich eine Alternative möglich – vgl: Klaus Haberkamm: „Rechts“ und „Links“ bei Grimmelshausen. Zur Allegorese einer sprachlich-literarischen Dichotomie. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 303–332, hier: S. 308.

Die Einstellung des überlebenden Erzählers zu Verletzungen im Kampf und ihren drastischen Folgen ändert sich somit umgehend, das heißt sie verkehren sich ins Negative, in entschiedene Ablehnung:

Aber diß Ubel wars nicht allein das mich betraff/ sondern es wolten auch meine Segen/ das Blut zu stillen/ nichts helffen/ massen ich in solcher Noth/ worinn kein Feldscherer so gleich vorhanden/ mein Naßtüchel zerrisse/ und in die Wunden stopffete; Über das war ich in der Gefahr/ von der Salve/ die uns geschenkt wurde/ noch mehr solcher Butz-Birn zu empfaßen/ und vielleicht eine/ die mir gar das Leben außblasen möchte/ und als die unserige weder die Menge/ noch den hitzigen Anfall der Feinde nicht überstehen mochten/ sondern sich trennten/ (wie man von ihnen zu sagen pflegt) durchgiengen/ und den Siegern mit Darbietung deß Ruckens den Platz/ worauff sie unglücklich gefochten/ und welchen sie zum Zeugnus ihres Unfalls mit Todten und Beschädigten überstreuet/ verliessen; Siehe/ da gieng allererst mein Schrecken/ Forcht und Angst recht an/ als ich nemlich sahe/ wie die Überwinder nicht allein den Flüchtigen nachsetzten/ sondern auch die Beschädigte/ auff der Wahlstatt ligende/ vollends auffpfferten/ und die Todte plünderten; Jn solcher äussersten Noth/ da ohn Zweiffel die Reyhe auch an mich kommen wäre/ nahm ich endlich meine Zuflucht zu meiner Unsichtbarkeit/ so daß ich diesen Unbarmhertzigem auß den Händen verschwande/ gleichwol aber diese Art zu entrinnen/ beym allertheuersten bezahlte/ dann nachdeme stracks darauff etliche starcke Esquadronen Reuter eben als wie dicke Wolcken über die Wahlstatt/ und also auch über mich in vollem Calop hinpassirten/ kriegte ich von den Pferden/ die mich so wenig als die Menschen sahen/ so manchen ungeheuren Rippstoß/ daß ich gedachte/ mein Gebein müste in meiner eygenen Haut/ wie in einem Mörser gestossen und zermalmt werden.

Als diß grausame Ungewitter vorüber war/ lag ich dorten gantz ohnmächtig und krafftloß/ gleich wie einer der Geradbrecht worden [...] Jch konte weder Arm noch Bein regen/ und bedunckte mich/ es wären mir alle Glieder entzwey ohne die Zung/ die war noch gangbar/ mit deren ich alle die jenige verfluchte/ und so viel an mir war/ dem Teufel übergab/ die mich meine Künste gelernet/ und dadurch in Krieg zu ziehen erkühnet und veranlaßt hatten [...]. (VN II 622–623)

Die schwere Blessur hindert den Protagonisten am Aufrechtstehen. Sein ‚Gesichtspunkt‘ entspricht folglich fast wörtlich der ‚Frosch-Perspektive‘, ist der Verwundete doch von den Berittenen an die Erde gedrückt, gleichsam in diese hineingepresst worden. Der Protagonist als Verkörperung der falschen Sicherheit und damit der Überheblichkeit erleidet nicht nur im übertragenen Verständnis eine tiefe Erniedrigung. Mit Hilfe des Vogelnests hat er sich unsichtbar gemacht, was ihn erst recht in Schwierigkeiten bringt. Nach dem Muster der syndetischen Reihung im Kleinen – „Schrecken/ Forcht und Angst“ – vollzieht sich auch im größeren Maßstab eine Steigerung der „Noth“, die sich bis zum „äussersten“ Elend der armen Kreatur potenziert. Von der mit der bitte-

ren Ironie des Galgenhumors als Geschenk bezeichneten feindlichen Salve über die im gleichen Geiste sprachlich verharmlosenden, einmal mehr metaphorischen „Butz-birn“ bis zur Zustandsbeschreibung des Zerschmettertseins reicht die Klimax des Entsetzlichen.

Dabei kommt eben die in den übrigen Textbeispielen ausgesparte Kavallerie ins tödliche Spiel. Die Schwadronen galoppieren ohne Rücksicht auf Freund und Feind über das Schlachtfeld, wie analog die schlimmen Bilder über die Textseite jagen. Auf diese Weise, so die begründete Befürchtung des Malträtierten, können zu ‚guter‘ Letzt auch diejenigen hilflos am Boden Liegenden sterben, die dem brutalen Furor der plündernden Sieger noch nicht gänzlich zum Opfer gefallen sind. Bis zur Gründung des Roten Kreuzes ist es noch weit. Die Reiter pressen „[...] wie dicke Wolcken über die Wahlstatt“. Dieses Bild spielt zunächst auf den dichten Pulk der bedrohlich heransprengenden Kavalade selbst an, darüber hinaus auf den von den Pferden aufgewirbelten Staub, der den Schauplatz des Mordens wie sonst der „Nebel“ des Pulverdampfes bedeckt. Die ihrerseits überall verstreuten „Todten und Beschädigten“, die die Erde bedecken, erhalten so, ohne jede Redundanz, ein weiteres rhetorisches Pendant: Die groteske Kette konnotiert desto mehr ein überdimensionales Leichentuch. Schließlich präludiert die Metapher der Wolken ganz nach der Entsprechung des nicht selten zu Grimmelshausens Zeiten unheilbringenden Naturphänomens die Metapher des „grausame[n] Gewitter[s]“ mit der naheliegenden Begleiterscheinung von Blitz und Donner. Dieses Phänomen wiederum korrespondiert mit der leicht assoziierbaren ‚Synästhesie‘ des Gebrauchs der Schusswaffen der Verfolger, die nach den Angaben in Grimmelshausens Gesamtwerk zu Plünderungszwecken wie hier mit dem ‚Gnadschuss‘ schnell bei der Hand sind. Alles in allem bringt das erzählende Ich, das wider alle Wahrscheinlichkeit das Grauen überlebt, das ihm widerfahrene furchtbare Geschehen nachträglich angemessen in manieristische Bilder, sozusagen in ein plastisches Schlachtengemälde.

Zunächst aber empfängt der ‚Held am Boden‘ von den Pferden wie zuvor von den Menschen „manchen ungeheuren Rippstoß“, können ihn die Tiere – erneut makabre Selbstironie – doch „so wenig als die Menschen“ sehen. Was fürs Erste Rettung bedeutet, die Verhüllung durch den Zaubergegenstand des Vogelnestes, schlägt nunmehr zum Nachteil aus. Allenfalls fügen die Pferde im Gegensatz zu ihren Reitern die Verletzungen ohne Absicht zu, scheinen in diesem Fall sogar die Soldaten schuldlos zu sein. Die Folgen dieses wehrlosen Erduldens von Gewalt veranschaulicht der Erzähler mit einem neuerlich skurrilen, doch ein-

gängigen Vergleich: Er hat das Empfinden, „mein Gebein müste in meiner eygenen Haut/ wie in einem Mörser gestossen und zermalmt werden.“ Die Entmenschlichung des Opfers auf dem Schlachtfeld führt mittels des rhetorischen Sprechens folgerichtig zu seiner Metamorphose, zur Verwandlung in Materie, mithin zur Verdinglichung. Der Mensch als Stampfgefäß, in dem blind ein Stößel wütet! Nicht nur drastische Metaphorik, sondern genuin barocke Rhetorik. Nicht nur Stofflichkeit in eigentlicher Bedeutung, sondern Tendenz zur Allegorisierung. Von der bloßen Leiblichkeit zur Entpersönlichung samt dem Verlust der intellektuellen und spirituellen Privilegien. Das Bewusstsein für diesen disqualifizierenden Prozess geht dem Beinahetoten trotz aller Schmerzen offenbar nicht verloren. Der Hinweis auf die unbeschädigte Zunge wirkt wie ein Heuristikon; ihr Einsatz erfolgt denn auch in einer rhetorischen Miniatur sofort. Der ‚Held‘ begreift spät, doch rechtzeitig, dass die psychische Erfahrung der Demütigung auf dem Kriegsschauplatz und die körperlichen Leiden ihm von Gott als Mittel der Selbsterkenntnis und moralischen Besserung gesandt sind. Mit der inneren und äußeren Aufrichtung auf dem Schlachtfeld erfolgt für den reumütigen Vogelnest-Träger die sittliche Auferstehung. Vorerst aber fühlt sich, der Vergleich ist wahrhaft kühn, für den ehemals Eingebildeten seine eigene Hauthülle wie ein Mörser an. Wobei die Einhüllungsmetaphorik eine letzte Variation, diesmal im Kleinformat, erfährt. Letztere trägt dazu bei, die Signifikanz des Verhüllens im Großen hervorzubringen. Ein stummes Wortspiel wirkt dabei mit: Ein Geschütztyp auch des 17. Jahrhunderts heißt um seiner Form willen, aber nicht zuletzt als Waffe des Quetschens und der Vernichtung wie das Apothekergerät „Mörser“⁴. Das implizite Homonym lenkt den Text auf das Militärische zurück. Noch einmal überboten wird dessen komplexe, rhetorisch aufgeladene Darstellung von der sprachlichen Aufbietung der Folter, fühlt sich der Zerschundene doch „wie einer der Geradbrecht worden“, als seien ihm „alle Glieder entzwey“. Das widerfährt im Grunde an solchen Textstellen auch der ‚normalen‘ simplicianischen Prosa Grimmelshausens. Der Autor, inspiriert durch seine Vorlagen und teilweise über diese hinausgehend, lässt die Sprachfiguren und die ihnen zugrunde liegenden Gedanken-Arrangements als die beiden wesentlichen Komponenten des rhetorischen ‚Systems‘ sich immer erneut aus sich selbst zeugen und treibt sie gegen die Grenze des Möglichen vor.⁵

4 Vgl. z. B. *SP II* 96, Z. 19.

5 Vgl. die im Ganzen ähnliche, doch in der Bildlichkeit trotz des subtilen Spiels mit dem Begriff des Liegens nicht gleichermaßen pointierte Situation in der *Cou-*

Anders als das rhetorische Genre des erörternden Traktats, das Denkfiguren bevorzugt, favorisiert, wie sich an der Schlachtschilderung erwiesen hat, die Diegese den ‚kleinteiligeren‘ Ausdruck der sprachlich expliziten Figuren. Einmal dominiert der Rede-Bereich der kombinierten *inventio* und *dispositio*, ein andermal der *elocutio* mit ihrer ausgeprägten *ornatus*-Funktion. Von heute her ist es nicht leicht, stilistische Abweichungen von der Idiomatik der Sprache des 17. Jahrhunderts und damit Verstöße gegen die dem *ornatus* gleichwertige *puritas* an den vom Wortlaut seiner Vorlagen durchmischten schriftlichen Reden Grimmelshausens festzustellen. Doch zeugt die von Reihungen, Antithesen und einer weitgehend grotesken Metaphorik beziehungsweise Bildlichkeit durchsetzte Schlachtschilderung des Vogelnest-Trägers deutlich von einer Tendenz zur Übersteigerung und einer morbiden Einlässlichkeit. Trotzdem leidet, so scheint es, die dritte Anforderung der *elocutio*, die *perspicuitas*, des vorliegenden Textes nicht. Die kognitive Verständlichkeit und intellektuelle Transparenz der rhetorischen Ausführung sind nicht beeinträchtigt. Die von diesen Kriterien bezweckte Glaubwürdigkeit als wesentliche Voraussetzung für die Überzeugungskraft der narrativen Rede wird durch die brisanten Worte des Protagonisten keineswegs gemindert: Der vom leichtfertigen, gleichwohl beklagenswerten Opfer des Krieges innerhalb der Fiktion an das sittlich-religiöse Empfinden des realen christlich gesinnten Rezipienten des zweiten Teils des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* gerichtete Appell dürfte seine Wirkung nicht verfehlt haben. Gerade um dieses Effektes willen finden die im üblichen simplicianischen Sprachgebrauch trotz seines inhärenten rhetorischen Gehalts weitgehend fehlenden Stilisierungen Verwen-

rasche: „[...] und solcher Gestalt brachte ich mich durch solche Biss in die aller letzte hauptAction/ in deren die unserige zwar oben lagen/ ich aber mein vortrefflich Pferd durch einen Schus verlohren/ und under demselben ligen verbleiben muste mit gesundem Leibe/ bis beydes Freund und Feind/ das Feld getheilt und sich etlich mal über mich hinüber geschwenckt hatten; da ich dann von den Pferden so elend zertreten worden/ daß ich alle Kräfte meiner Sinne verlohren/ von den Siegern selbst vor Tod gehalten und auch als ein Toder gleich andern Todten meiner Kleyder beraubt worden/ in denen ich etliche schöne Ducaten verstept hatte. // Da ich nun wider zu mir selber kam/ war mir nicht anders/ als wann ich geradbrecht: oder mir sonst Arm und Bein entzwey geschlagen worden wäre; ich hatte nichts mehr an als das Hembd/ und konte weder gehen/ sitzen noch stehen/ und weil jeder verbicht war/ die Tode zuplindern und Beüthen zu machen/ als liesse mich auch ein jeder ligen wie ich lag [...].“ (*Spr* 269) – Die Schlachtszene im 14. Kapitel des *Springinsfeld* wird beherrscht vom Kontrast zwischen der Dynamik des erbitterten Kampfes auf der „Wahlstatt“ und der Statik der „Brustwehr“ aus „entseelten Körpern“ (*Spr* 236).

„Ausschmückung“ als legitimes Mittel des ‚Orators‘ ist nicht Selbstzweck, sondern dient dem prononciert vorgetragenen rednerischen *prodesse*, der Überzeugung des Lesers im spirituellen Geiste. Dass sich nebenbei das Postulat des *delectare* für den Sprachbewussten im Medium des hochgradig rhetorisch angereicherten Sprechens ohne allen Zynismus erfüllen konnte, braucht nicht ausgeschlossen zu werden.

III.

Die wohl bekannteste und einprägsamste Schlachtschilderung bei Grimmelshausen befindet sich im 27. Kapitel des II. Buches des *Simplicissimus Teutsch*. Die entsprechende Überschrift bezieht sich auf die „Schlacht bey Wittstock“, ohne dass topografische, militärische oder historische Indizien zwingend für die Authentizität der Beschreibung aus der Sicht eines Augenzeugen sprächen. Es ist nicht einmal wahrscheinlich, dass Grimmelshausen an dem kriegerischen Geschehen selbst teilnahm. Die Grundkonstellation der Auseinandersetzung zwischen den Kaiserlichen und Sachsen einerseits und den Schweden andererseits, die Anfangsentwicklung des Kampfes und seinen Ausgang konnte der Autor leicht dem auch sonst von ihm herangezogenen *Theatrum Europaeum* entnehmen. Die geschickte Einbettung der auto-diegetischen Instanz *Simplicissimus* in den Erzählkontext trägt zwar wie in den anderen Beispielen zur Lebendigkeit der Schilderung und dem Anschein des Selbsterlebten bei, ändert aber nichts an Dieter Breuers Befund, dass die „Beschreibung der Schlacht bei Wittstock (24. 9. 1636) [...] eine reine Lesefrucht Grimmelshausens“ sei.⁶

Die Entdeckung der entscheidenden Quelle dieses Textes verdankt die Forschung Hans Geulen, der im Rahmen seiner Studien über Formen und Auffassungen der Geschehensdarbietungen in erzählender Prosa des 16. bis 18. Jahrhunderts⁷ auf einen gewissen Valentinus

6 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 2005 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 868. – Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

7 Hans Geulen: *Erzählkunst der frühen Neuzeit. Zur Geschichte epischer Darstellungsweisen und Formen im Roman der Renaissance und des Barock*. Tübingen 1975; davor: Hans Geulen: „Arcadische“ *Simpliciana*. Zu einer Quelle Grimmelshausens

Theocritus von Hirschberg als Übersetzer einer von zwei französischen Versionen (1624 und 1625) der „romance“ *Arcadia* Philip Sidneys (1590) stieß.⁸ Spätere Auflagen der deutschen Übersetzung von 1629 (1638, 1643, 1646) lassen auf Martin Opitz als Bearbeiter schließen. Geulen hat eine Synopse von deutscher Vorlage und simplicianisch-arcadischer Fassung zusammen mit dem englischen Original abgedruckt. Er räumt vorsorglich ein, es lasse sich „nicht einmal mit absoluter Sicherheit entscheiden [...], ob Grimmelshausen die Schlachtschilderung unmittelbar der *Arcadia*-Übersetzung entnahm“⁹. Auch Sidney könne schon Prätexte benutzt haben. Und theoretisch lassen sich englische Instant-Nachahmer Sidneys ansetzen, die als Folie gedient haben könnten. Die Frage, warum Grimmelshausen zu seinen zahlreichen Quellen ausgerechnet noch „Hirschbergs“ Text, und zwar in diesem Umfang und dieser Vorlagentreue wohl nur dieses eine Mal, verwendet habe, erübrigt sich bei einem Blick auf die vorliegenden Grimmelshausen-Bibliografien mit den ebenfalls nur einmal vom simplicianischen Autor benutzten Texten. Ebenso ist die mögliche Skepsis gegenüber der Vereinbarkeit des im höfisch-humanistischen Geist verfassten Werkes der englischen Hochrenaissance mit dem pikarisch-simplicianischen *Simplicissimus Teutsch* unangebracht. Allenfalls können wieder einmal

hausens und ihrer strukturellen Bedeutung für seinen Roman. In: *Euphorion* 63 (1969), S. 426–437. – Vgl. mit dem gleichen Ergebnis im selben Erscheinungsjahr: Walter Holzinger: „Der abentheurliche *Simplicissimus*“ und Sir Philip Sidney’s „*Arcadia*“. In: *Colloquia Germanica* 3 (1969), S. 184–198.

- 8 Vgl. Friedrich Seck: Wer hat Sidneys „*Arcadia*“ übersetzt? In: *Wissenschaftsgeschichte zum Anfassen. Von Frommann bis Holzboog*. Hrsg. von Günther Bien, Eckhart Holzboog und Tina Koch. Stuttgart, Bad Cannstadt 2002, S. 239–244; und Rosmarie Zeller: *Simplicius* liest die „*Arcadia*“ – Der „*Simplicissimus Teutsch*“ zwischen Pikaro-Roman und höfisch-heroischem Roman. Mit einem Anhang zu den Übersetzungen von Sidneys „*Arcadia*“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 77–101, bes. S. 93–95. – Genau lehnt sich „Hirschberg“ (d. i. Daniel Mögling) nach Geulen an „Lib. 3, Chap. 7, 5“ an (Geulen, „*Arcadische*“ *Simpliciana* [wie Anm. 7], S. 427). Damit bleibt offen, auf welcher Fassung der *Arcadia* die französischen Übersetzungen und „Hirschbergs“ erste Übersetzung (1629; u. ö.) fußen, sofern sie überhaupt auf das Original zurückgehen: „Die erste Ausgabe der *Arcadia* vom Jahre 1590 bringt nur zweieinhalb von fünf Büchern, und zwar in einer revidierten und z. T. stark veränderten Fassung Sidneys. Die zweite Ausgabe von 1593 umfaßt nicht nur die zweieinhalb Bücher der revidierten Fassung, wenn auch in etwas veränderter Form, sondern fügt die restlichen zweieinhalb Bücher aus der Originalfassung hinzu, was freilich nicht ohne merkliche Brüche abgeht.“ (Ewald Standop, Edgar Mertner: *Englische Literaturgeschichte*. Heidelberg 1967 [Hochschulwissen in Einzeldarstellungen], S. 216.)
- 9 Geulen, „*Arcadische*“ *Simpliciana* (wie Anm. 7), S. 430.

Grimmelshausens Bücherbeschaffungs-Praxis und seine immense Belesenheit Erstaunen auslösen.

Wie sich indirekt auch an der sonstigen deutschsprachigen Rezeption der *Arcadia* ablesen lässt, erzielte das „neue Lieblingsbuch der höfischen Gesellschaft“¹⁰ schon im Mutterland einen enormen Erfolg. Der Roman muss noch vor dem Druck kursiert sein und brachte es, oft nachgeahmt, bis 1600 auf vier Auflagen. Nicht weniger als vierzehn Editionen im 17. Jahrhundert bestätigen seinen Rang als „populärste Romanze“¹¹. Grimmelshausen dürfte diese Popularität in England und Deutschland bekannt gewesen sein; jedenfalls benutzte er mit der Übersetzung einen aktuellen und für das Publikum attraktiven Text.

Im *Simplicissimus Teutsch* nun wird der ‚Held‘, der in Frauenkleidern aufgegriffen worden ist, von den Kaiserlichen der Spionage verdächtig und soll gefoltert werden, um anschließend den Feuertod zu sterben.

Aber ehe man diesen strengen Process mit mir ins Werck setzte/ geriethen die Banierische den Unserigen in die Haar/ gleich anfänglich kämpfften die Armeen umb den Vorthel/ und gleich darauff umb das schwere Geschütz/ dessen die Unserige stracks verlustigt wurden: Unser Provos hielte zwar zimlich weit mit seinen Leuten und den Gefangenen hinder der Battalia, gleichwol aber waren wir unser Brigade so nahe/ daß wir jeden von hinderwerts an den Kleidern erkennen konten; und als eine Schwedische Esquadron auff die unserige traff/ waren wir so wol als die Fechtende selbst in Todtsgefahr/ dann in einem Augenblick flogte die Luft so häufig voll singenden Kugeln über uns her/ daß es das Ansehen hatte/ als ob die Salve uns zu gefallen gegeben worden wäre/ darvon duckten sich die Forchtsame/ als ob sie sich in sich selbst hätten verbergen wollen; diejenige aber/ so Courage hatten/ und mehr bey dergleichen Schertz gewesen/ liessen solche ohnverblichen über sich hin streichen; Im Treffen selbst aber/ suchte ein jeder seinem Todt mit Nidermachung deß Nächsten/ der ihm auffstieß/ vorzukommen/ das greuliche schiessen/ das gekläpper der Harnisch/ das krachen der Biquen/ und das Geschrey beydes der Verwundten und Angreifffenden/ machten neben den Trompeten/ Trommeln und Pfeiffen ein erschröckliche Music! da sahe man nichts als einen dicken Rauch und Staub/ welcher schiene/ als wolte er die Abscheulichkeit der Verwundten und Todten bedecken/ in demselbigen hörete man ein jämmerliches Weheklagen der Sterbenden/ und ein lustiges Geschrey derjenigen/ die noch voller Muth stacken/ die Pferd selbst hatten das Ansehen/ als wenn sie zu Verthe[i]gung ihrer Herrn je länger je frischer würden/ so hitzig erzeigten sie sich in dieser Schuldigkeit/ welche sie zu leisten genötiget waren/ deren sahe man etliche unter ihren Herrn todt darnider fallen/ voller Wunden/ welche sie unverschuldter Weis zu Vergeltung ihrer getreuen Dienste empfangen hatten; andere fielen umb gleicher Ursach willen auff ihre Reuter/ und hatten also in ihrem Todt die Ehr/

10 Standop, Mertner, *Englische Literaturgeschichte* (wie Anm. 8), S. 215.

11 Standop, Mertner, *Englische Literaturgeschichte* (wie Anm. 8), S. 215.

daß sie von denjenigen getragen wurden/ welche sie in währendem Leben tragen müssen; wiederumb andere/ nachdem sie ihrer hertzhafften Last/ die sie commandirt hatte/ entladen worden/ verliessen die Menschen in ihrer Wut und Raserey/ rissen auß/ und suchten im weiten Feld ihr erste Freyhe[i]t: Die Erde/ deren Gewonheit ist/ die Todten zu bedecken/ war damals an selbigem Ort selbst mit Todten überstreut/ welche auff unterschiedliche Manier gezeichnet waren/ Köpff lagen dorten/ welche ihre natürliche Herren verloren hatten/ und hingegen Leiber/ die ihrer Köpff mangleten; etliche hatten grausam- und jämmerlicher Weis das Jngeweid herauß/ und andern war der Kopff zerschmettert/ und das Hirn zerspritzt; da sahe man/ wie die entseelte Leiber ihres eigenen Geblüts beraubet/ und hingegen die lebendige mit fremdem Blut beflossen waren/ da lagen abgeschossene Aerm/ an welchen sich die Finger noch regten/ gleichsam als ob sie wieder mit in das Gedräng wolten/ hingegen rissen Kerles auß/ die noch keinen Tropffen Blut vergossen hatten/ dort lagen abgelöste Schenckel/ welche ob sie wol der Bürde ihres Cörpers entladen/ dennoch viel schwerer worden waren/ als sie zuvor gewesen; da sahe man zerstückelte Soldaten umb Beförderung ihres Todts/ hingegen andere umb Quartier und Verschönnung ihres Lebens bitten. Summa Summarum, da war nichts anders als ein elender jämmerlicher Anblick! (ST 215–216)

Die Schlachtbeschreibung wird noch bis zum Kapitelende fortgesetzt, wobei der kämpferische Sprachduktus aufrecht erhalten wird. Das nächste, 28. Kapitel des Romans führt *expressis verbis* das Kriegsthema fort, allerdings im Sinne des shakespeareischen *comic relief* nach der aufwühlenden Darstellung der Kriegsgräuel: „Von einer grossen Schlacht/ in welcher der *Triumphator* über dem obsiegen gefangen wird.“ (ST 217) Dem kalkulierten rhetorischen Echo-Effekt dieser Überschrift liegt die Wiederholung des Geschehens zugrunde: Der junge Herzbruder wird bei der Genugtuung des Triumphes über seinen Erzfeind, den Profos, aus dessen Händen er *Simplicissimus* befreit, selbst gefangengenommen. Dennoch laufen die kriegerischen Ereignisse beider Kapitel nur scheinbar parallel; sie stehen vielmehr in komischem Kontrast zueinander, weil die Erzählung des 28. Kapitels überwiegend der Schlacht des simplicianischen Helden gegen die Flöhe gewidmet ist. Die Wittstocker Tragödie schlägt in eine ebenso gewaltsame und blutige Burleske um. Es zeigt sich: Die gewöhnlich unspezifisch als literarisch registrierten Wirkungen der grimmelshausenschen Sprache sind rhetorisch bedingt.

Es liegt mit der Schilderung der Wittstocker Schlacht ein totales *theatrum mundi Martiale* vor. Infanterie, Kavallerie und Artillerie sind diesmal gleichermaßen an der blutigen Aktion beteiligt. Der konsekutive Einsatz der Waffengattungen konstituiert eine aufsteigende Linie bei der Konkretisierung des erzählten Geschehens. Dem Verlust des schwe-

ren Geschützes gleich zu Beginn, der dessen Einsatz vereitelt und damit den im *Satyrischen Pilgram* erörterten Vorteil zunichte macht, entspricht die Knappheit der pauschalen Feststellung, was einer gedanklichen Ellipse gleichkommt. Der Kavallerie ist der nächstgrößere Textanteil vorbehalten; Grimmelshausen bereitet so die Pointe der Erzähleinheit vor: das Duell Herzbruders mit dem Profos. Der Infanterie mit ihren Untergliederungen, die etwa mit den „Biquen“ anklingen, fällt das größte Volumen der Schilderung zu: In den Reihen der Fußsoldaten findet das beschriebene Gemetzel weitgehend statt.

Die Verharmlosung des „In-die-Haare-Geraten“ lässt der Text sofort hinter sich, um der Hyperbel von der „häufig“ von Kugeln durchschwirrten Luft Platz zu machen. Eine Reihung von unterschiedlich agierenden und reagierenden Kämpfern folgt. Bereits hier führt der Text an den Paradigmen von Pulver-„Rauch“, „Staub“ und umherliegenden Toten das zentrale und intertextuell konstante Bild der Verhüllung ein, das moralisch umso mehr aufdeckt: Die Assoziation eines überdimensionalen Leichentuchs stellt sich unabweisbar, weil mehrfach vorgetragen ein. Zum Einen bedecken die Leiber der Opfer den Boden, zum Anderen werden diese ihrerseits vom „dicken Rauch und Staub“ bedeckt. Der Rauch der Kanonen, in geringerem Maße der Musketen, vereinigt sich mit dem Staub des Getümmels funktionell. Im drastischen Bild hinzu kommt ein gedanklicher Chiasmus, der eine neuerliche Hyperbel impliziert. Die üblicherweise die Verstorbenen bedeckende Erde wird diesmal ihrerseits von diesen bedeckt. Simplicius als vermeintlicher Ausspäher entrinnt dem fast sicheren Tod, indem er sich – wie er ausdrücklich feststellt – in „Todtsgefahr“ begibt. Das Paradox in der Form eines weiteren Chiasmus ist als Gedankenfigur den gesamten Text hindurch wirksam. Es findet sich nicht zuletzt beim Sujet von Mensch und Tier. Die reale Gegnerschaft zwischen Schweden und Kaiserlichen/Sachsen manifestiert sich in Form von Antithesen immer wieder sprachlich. Während sich die Ängstlichen wegducken, zeigen sich die Mutigen und Erfahrenen unverzagt; deren „lustiges Geschrey“, ein offensichtlicher Euphemismus, steht gewissermaßen in Opposition zu dem „jämmerliche[n] Weheklagen der Sterbenden“. Jemandem „zu gefallen“ geschieht in Wirklichkeit nichts in dieser dramatischen Schilderung. Der schöne Schein des „Als-Ob“ herrscht vor, doch die Ironie der freundlich gewährten Salve hält wie diejenige des „Singens“ der Kugeln nicht an. Aber es zeigt sich bis in den wörtlichen Anklang hinein das Fortwirken von Beschönigungen, und zwar bis zum entsprechenden Text des *Wunderbarlichen Vogel-Nests II*. Umgekehrt hängt

der Text hier gewissermaßen ab von den einschlägigen Formulierungen im zehnten Satz des zweiten Teils des *Satyrischen Pilgrams*. Jedermann auf beiden Seiten sucht dem Feind beim Töten zuvorzukommen. Gleichgerichtetes Tun führt zu diametral entgegengesetztem Resultat. Die kriegerische Geräuschkulisse aus menschlichen Lauten und gegenständlichen Geräuschen, von Stimmen und Waffenklang, ergibt den Sarkasmus einer schrecklichen „*Music*“. „[...] das greuliche schiessen/ das gekläpper der Harnisch/ das krachen der Biquen/ und das Geschrey beydes der Verwundten und Angreifffenden“ manifestieren sich in einer rhetorisch vielschichtigen asyndetischen Reihe, zu deren Kakophonie sich weitere gesellen. Die Tiere gleichen in Leben und Tod den Menschen, was Aktivität, Gestimmtheit und Erleiden angeht. Im Umkehrschluss sind die Menschen wie die Tiere. Die Pferde steigern ihre Leistung für ihre Herren, nur um letzten Endes doch zu sterben. Lediglich um den Preis des Todes, so die Konsequenz solcher Anthropomorphisierung, finden einige von ihnen ein wenig Genugtuung nach Erbringung ihrer treuen Dienste. Unter dem in den Kampfschilderungen immer wieder anklingenden Aspekt der Gerechtigkeit, besser: Ungerechtigkeit, vertreten sie in uneingeschränkter Parallelisierung die Soldaten, die ja, so die Implikation, nahezu ausnahmslos auch nur zum Dienst Gepresste sind: Schlachtrösser hier, die „ihrer hertzhafften Last/ die sie *commandirt* hatte/ entladen“ sind, konkret vor allem der lenkenden Schenkel der Reiter, korrespondieren über die Spanne des Textes hinweg mit menschlichen „Schenkel[n]“ dort, die „der Bürde ihres Cörpers entladen“ sind. Die Pferde reißen ebenso aus wie die Soldaten. Die Gerechtigkeit der Tiere ist ebenfalls eine der Gleichheit im Sterben; der Text erzählt entsprechend verallgemeinernd und nur scheinbar zu Gunsten der einen Seite, die indes bezeichnenderweise anonym bleibt. Lediglich eingangs und ausgangs der Passage finden sich Identifikationen gemäß der historischen Wahrheit; ansonsten sind die Feinde ineinander verschlungen wie die Syntax der Schilderung. Die Semantik des Tötens und Getötetwerdens bezieht sich jeweils paritätisch auf beide gegnerischen Seiten. Insgesamt erreicht die martialische Szenerie mit den bizarren Bildern des Verhältnisses von Reitern und Pferden eine weitere Stufe innerhalb der Klimax des Grauens: Einigen Pferden gelingt, ihrer Reiter ledig, die Flucht in „ihr erste Freyhe[i]t“ – eine gravierende Anklage der Menschheit durch die Kreatur. Eine Häufung von Synonymen konstituiert eine Serie der Diversität im Rahmen der *perspicuitas*: gezeichnet, abgeschossen, zerschmettert, zerspritzt, zerstümmelt.

Der Höhepunkt der Gesamtklimax ist schon früh angelegt, so durch das ausgefallene Bild der Furchtsamen, die erscheinen, „als ob sie sich in sich selbst hätten verbergen wollen“. Es bereitet im Grunde den strukturell ähnlichen Vergleich des Kaufmanns im *Wunderbarlichen Vogel-Nest* vor, der sich nach den körperlichen Erfahrungen in der Schlacht in seiner Haut wie in einem Mörser fühlt, in dem der Stößel die pharmazeutische Materie zermalmt. Innerhalb des Textes aus dem *Simplicissimus Teutsch* bildet der Katalog abgetrennter Glieder und sonstiger Körperteile gleichsam einen negativen, abstoßenden Blason: Die Liebe, wie sie sich in diesem Genre der Lyrik spiegelt, ist hier in der diegetischen Aufzählung äußerster Feindseligkeit gewichen. Es liegt somit genauer ein narrativer Contre-Blason vor. Bildlichkeit und Metaphorik der Unmenschlichkeit erschaffen kaum überbietbare manieristische Vorstellungen: So liegen da „abgeschossene Aerm/ an welchen sich die Finger noch regten/ gleichsam als ob sie wieder mit in das Gedräng wolten [...]“ – eine markante Form der Metonymie des *pars pro toto*. Nicht nur die Gefallenen auf dem Schlachtfeld sind „auff unterschiedliche Manier gezeichnet“. „Wut und Raserey“ der missbrauchten Pferde schlagen sich gewissermaßen in der Sprache nieder. Wiederrum ‚toben‘ sich intensivierende Wiederholungen, Antithesen, Chiasmen und Paradoxien aus, um das Grauen der Schlacht einigermaßen adäquat wiedergeben zu können. Die strikte Rhetorizität der Sprache kann gerade noch, hochambivalent der Funktion nach, den überschießenden Sadismus der Semiotik bändigen. Im Bereich der bildenden Kunst können allenfalls Höllen-Brueghelsche Schreckensbilder mit dieser verbalen Darbietung konkurrieren. Das Motiv des Blutes gibt mehrere Varianten der Beschreibung her: Ausgeblutete Leiber gegenüber blutbespritzten Körpern, unblutig ‚Kämpfende‘ als blutleere Feiglinge. Die Figur der Besudelung der Soldaten mit Blut nimmt im Kleinen die großflächige Bedeckung des Bodens mit Leichen auf, wie auch zahlreiche Pferde im Fallen ihre Reiter bedecken. In scheinbar routinierter, doch exakt berechneter Manier zieht der artifiziiell durchstrukturierte Text, der selber nahezu zur *prosopopoeia* geworden ist, mit passender Geste Bilanz und erwehrt sich so der von ihm selbst evozierten Bestürzung: „Summa Summarum“. Der unbarmherzig-trostlose Tod auf dem Schlachtfeld ist total. Das „Geschrey“ der bislang Davongekommenen fällt in eins mit dem Todesschrei der Getroffenen. Nicht umsonst verschiebt Grimmelshausen diese Summationsformel vom Eingangsbereich des Textes der Vorlage („kurtz zumelden“), wo sie ein Zwischenfazit markiert, an dessen Ende, wo sie sinnvoller als das Pen-

dant der Vorlage zur Geltung kommt. Ist die Schilderung auch passend ins Vergangenheitstempus gesetzt, wird doch der Leser mit Hilfe deiktischer Signale direkter Augenzeuge gleichsam in der Gegenwart. Mit Simplicius kann er jeden Mann von dessen Brigade „von hinterwärts an den Kleidern erkennen [...]“. Die Wendung „da sahe man“ gilt für den Rezipienten des Textes ebenso wie für das fiktionale Personal.

Geulens Synopse wird durch die detaillierte Analyse des Textes untermauert. Aus beiden Zugängen geht hervor, dass der simplicianische Autor keineswegs mechanisch abschreibt. Er spart einerseits aus und erweitert andererseits. Insgesamt leistet er nicht nur eine quantitative, sondern auch eine kreative *amplificatio*. Der werkchronologisch an mittlerer Position rangierende Ausschnitt aus dem *Simplicissimus Teutsch* nimmt auch unter rhetorischem Aspekt eine Zwischenstellung bei den Schlacht-Darstellungen ein, angesiedelt zwischen der verhältnismäßig abstrakten Redeweise der sachlichen Abhandlung des *Satyrischen Pilgrams* und der konkret-anschaulichen, mit Hilfe mehrerer emphatischer Sprachfiguren konstituierten Detailfreude des einschlägigen martialischen Geschehens im *Wunderbarlichen Vogel-Nest*. Geulen hat zeigen können, welch hoher redaktioneller Anteil dem Verfasser des *Simplicissimus Teutsch* an der Schlachten-Passage „Hirschberg“/Möglings bzw. Opitz’ zukommt. Fast sämtliche der zum Nachweis der hochgradigen Rhetorizität der Sprache angeführten manieristischen Wendungen und Figuren sind von ihm noch pointierter herausgearbeitet, noch stärker elaboriert worden – immer mit dem Vorbehalt, dass nicht noch eine andere Vorlage in Frage kommt. Grimmelshausens Eingriffe dienen nicht nur der sachlichen Präzisierung und der Aktualisierung in einer neueren Phase der Kriegführung, sondern ergänzen auch und spitzen rhetorisch zu. Spricht beispielsweise „Hirschberg“/Mögling von den „vier Partes“ einer „erschrecklichen Music“, so wird der simplicianische Autor konkreter, indem er an dieser Stelle zusätzlich militärische Musikinstrumente aufbietet, teilweise unter passender Verwendung von Alliterationen und Assonanzen. Ist beim früheren Übersetzer auf dem Schlachtfeld „nichts anders abzunehmen/ als ein erschreckliche Bildnuß deß vor Augen schwebenden Todes“ – womit ein visueller Pleonasmus knapp vermieden wird –, verwendet Grimmelshausen hier das raffiniertere „Als-Ob“ des Bedeckens – eine locker-elegante gehandhabte gedankliche *figura per immutationem*.

Die massive rhetorische Struktur des modifizierten Auszugs aus „Hirschberg“/Möglings deutscher *Arcadia*-Übersetzung im *Simplicissimus Teutsch* macht verständlich, wieso für Richard Alewyn die Diktion

des Autors die Signatur des Weithergeholten, Disproportionierten und unverhältnismäßig Übertriebenen aufweist.¹² Mit Geulen ist gegen Alewyn zu konstatieren, dass bei Grimmelshausen gerade von persönlichem „Einfall“, verstanden als willkürlich-unordentliche „Verwaltung“ von Inspirationen, oder gar von „leidenschaftlicher Subjektivität“ nicht die Rede sein kann. Das Gegenteil ist der Fall, worauf schon Grimmelshausens epochentypische Nutzung der Quellen spricht. Dabei versichert er sich in affiner Haltung souverän der Unterstützung des rational durchstrukturierten Systems der Rhetorik. Dieses ist unbedingt auf Wirkung beim Gegenüber, sei es Hörer, sei es Leser, aus und keinesfalls zimperlich in seinen Mitteln, über die es kompetent verfügt. Als angewandte Praxis versucht das System seinem Selbstverständnis und seiner *raison d'être* zufolge meist starken Einfluss auf den Rezipienten zu nehmen. Bei Grimmelshausen von Naturalismus und „schrankenlosem Expressionsbedürfnis“ zu sprechen verrät daher ein ungeschichtliches Bewusstsein. Die Muster der „Verkehrten Welt“ aus der rhetorischen Struktur von Grimmelshausens Textur aufscheinen zu sehen kommt der Wahrheit näher, wobei allerdings das entsprechende Rede-System mit seinem intrinsischen Generalhang zu Polarität und Konfrontation zu erkennen aufgegeben ist. Ob dann tatsächlich eine satirische Tingierung bei der tiefen Ernsthaftigkeit der rhetorisch strukturierten Schlachtschilderung zu verzeichnen ist, dürfte eine Frage der Perspektive sein. Auf jeden Fall ergibt sich Satire im Übergang des Kapitels 27 zum folgenden im zweiten Buch, inhaltlich mittels des rhetorischen Ersatzes der Soldaten durch Läuse auf entsprechendem blutgetränktem Schlachtfeld.

IV.

Sir Philip Sidneys *Arcadia* löste in der Gunst des zeitgenössischen englischen Lesepublikums einen anderen heimischen Bestseller gegen Ende des 16. Jahrhunderts ab: John Lylys *Euphues*, der zuerst 1578 als

12 Vgl. Geulen, „Arcadische“ *Simpliciana* (wie Anm. 7), S. 437. Geulen bezieht sich auf die rhetorische Analyse der Schilderung der Schlacht von Wittstock im *Simplicissimus Teutsch* durch Alewyn in: Richard Alewyn: *Johann Beer. Studien zum Roman des 17. Jahrhunderts*. Leipzig 1932 (Palaestra 181–182). – Vgl. auch Mary E. Gilbert: *Simplex and the Battle of Wittstock*. In: *German Life and Letters* XVIII (1964/65), S. 264–269.

Euphues, or the Anatomy of Wit und in einer Fortsetzung 1580 unter dem Titel *Euphues and His England* erschien. Der Verfasser wurde vermutlich im selben Jahr wie Sidney, 1554, geboren und starb genau zwei Jahrzehnte nach dessen frühem Tod 1586 in Folge einer Verwundung in der Schlacht von Zutphen. Der Name des Protagonisten von Lylys Romanze, die wie Sidneys *Arcadia* aus humanistisch-höfischer Bildung heraus und mit gleichem didaktischem Programm geschaffen wurde, ist vom ‚Helden‘ in Roger Aschams (1516–1568) *Scholemaster* übernommen und geht letztlich auf Plato zurück. Er gab dem verstärkt bei Lyly zu findenden, auf breiter Front nachgeahmten, aber noch zu den Lebzeiten des Verfassers in seinem Heimatland überholten Stil des Euphuismus den Namen. Dieser ist hauptsächlich gekennzeichnet von einer Häufung rhetorischer Sprach- und Gedankenfiguren, die meist einfache Sachverhalte unter Zuhilfenahme manierter Metaphorik und ähnlicher Stilmittel weit ausholend wiedergeben. Der Euphuismus kann – weiterhin nach Standop/Mertner – als eine ins Extrem gesteigerte Variante der Rhetorik, genauer: der Schulrhetorik bezeichnet werden, die über Quintilian zurück in die Antike, etwa zu Cicero, reicht. Ein beliebig ausgewählter Textabschnitt aus der Einleitung von Lylys Erziehungsroman mag als Beleg dienen:

When parents have more care how to leave their children wealthy than wise and are more desirous to have them maintain the name than the nature of a gentleman, when they put gold into the hands of youth where they should put a rod under their girdle, when instead of awe they make them past grace and leave them rich executers of goods and poor executers of godliness, then it is no marvel that the son, being left rich by his father’s will, becomes reckless by his own will.¹³

Die komplexe Kombination solcher Sprachmittel – hier von der Alliteration bis zur mehrfach gleichlautend-intensivierend ansetzenden Hypotaxe reichend – zielt schon zeitgenössisch auf bizarre oder groteske, jedenfalls außergewöhnliche Wirkung jenseits des bloßen Verständigungseffekts der historischen Sprachnormalität. Im vorliegenden Falle wird die Didaxe so eindringlich vorgetragen, dass sie sich paradoxerweise im surrealen Sprechspiel zu verflüchtigen scheint. In Deutschland wurden aus späterer, nüchternerer Warte für diesen abgehoben-elitären Stil der Literatur, besonders des 17. Jahrhunderts, bekanntlich die Eti-

13 John Lyly: *Euphues. The Anatomy of Wit. Euphues & and His England*. Hrsg. von Morris William Croll und Harry Clemons. New York 1964, S. 11.

ketten des Bombastes und des Schwulstes verwendet, ohne dass immer – ähnlich wie etwa in der späteren Architektur des „Barock“ – die diesem Sprachgebrauch implizite hohe Rationalität und Wirkabsicht berücksichtigt worden wären. Was Lyly in seinem *Euphues* an Aktualität gewann, indem er den Schauplatz von der vergangenen Welt des Rittertums in das freilich kaschierte Hofleben des Elisabethanischen Zeitalters verlagerte, verlor er, spätestens nach seinem Ableben, durch den umfassenden Zugriff auf das traditionelle System der Rhetorik. Zunächst freilich erzielte deren geballte Verwendung im *Euphues* für wenige Jahrzehnte den in seiner Eleganz wuchtigen Nachdruck gesteigerter Modernität. Der Euphuismus lebte in der englischen Literatur in einigen von Shakespeares Dramen, weniger in den Sonetten, bei den *Metaphysical Poets* sowie vereinzelt bei Autoren des 20. Jahrhunderts wie T. S. Eliot fort. Lyly bildete, nicht als erster, aber als entschiedenster Dichter der englischen Sprache die insulare Spielart des europäischen Manierismus in der Literatur aus.

Lylys erstaunlicher Erfolg – das Buch brachte es auf vier Auflagen in etwas mehr als einem Jahr – kann Sidney nicht unberührt gelassen haben. Dieser kehrte 1575 von seiner europäischen Kavaliertour nach England zurück und erlebte die allgemeine Aufnahme des *Euphues* seit 1578 beziehungsweise 1580 aus der Nähe mit. Es ist daher wenig wahrscheinlich, dass er selbst, schon von seinem aristokratischen Habitus her, den *Euphues* nicht rezipiert haben sollte. Bis zu seinem Tod blieben ihm mindestens sechs Jahre, in denen er die erst posthum veröffentlichte *Arcadia* entwarf, verfasste und verbesserte. Besonders der hohe rhetorische Aufwand des *Euphues* dürfte Sidney angesprochen haben, zumal dessen Gehalt den Konventionen seiner Lebenswirklichkeit entsprach. Die Häufung und Funktionalisierung von Sprach- und Gedanken-Figuren findet sich denn auch ähnlich in der *Arcadia* wieder. Diese, so kann konstatiert werden, ist euphuistisch inspiriert, mag sie sich auch thematisch von der Vorlage unterscheiden: Ist der *Euphues* inhaltlich vornehmlich friedensbestimmter Erziehungs- und Liebes- und formal zu einem guten Teil Briefroman, so enthält das von zahlreichen Verseinlagen durchzogene Prosaepos Sidneys eine große Ereignisfülle heliodorscher Provenienz auf pastoralem Hintergrund. Die *Arcadia* wird in der anglistischen Forschung als der erste englische Schäferroman gewertet. Zu dem kriegerischen Auszug aus ihr, den Grimmelshausen in Übersetzung als Vorlage benutzte, findet sich daher keine analoge Stelle in ihrem Muster.

Englische und deutsche Literaturhistoriker stimmen mehrheitlich in dem Befund überein, dass auf Grund der generellen Ähnlichkeit des Stils eine Beeinflussung Sidneys durch Lyly bestehe. Um nur eine englische Stimme auszuwählen: George Saintsbury, dessen Literaturgeschichte außerordentlich einflussreich war, verwarft sich energisch gegen die von einem Zeitgenossen der beiden Autoren, Michael Drayton (1563?–1631), vertretene Meinung, Sidneys Stil sei nichts anderes als ein „deliberate counterblast to the extravagances of Lyly“: „On the contrary, there is nearly as much ‚Euphuism‘ in the *Arcadia* as in *Euphues*, though it is Euphuism with a more definitely Spanish difference.“¹⁴ Eine jüngere Stimme aus der deutschen Anglistik stimmt diesem Urteil zu, setzt lediglich die Akzente anders: Nach Edgar Mertner macht sich im Euphuismus

der schon früh in die englische Literatur eingedrungene Manierismus des sogenannten hohen Stils des Spaniers Guevara geltend [...]. Doch sind die Stilmittel des *estilo culto* auch schon im Englischen vorgebildet. Welcher Art aber auch die Vorstufen gewesen sein mögen, der Stil hat erst durch Lyly seine definitive Form erhalten.¹⁵

Sidneys Stil sei, so Mertner im Geist der Abfassungszeit seines Buches weiter,

genau so gekünstelt wie der Lylys [...] Auch Sidney liebt den sprachlichen Schmuck, weit hergeholtte Vergleiche, Antithesen und Alliterationen. [...] Seine Bilder sind phantasiereicher, spontaner, wenn auch nicht immer im besten Geschmack. Vieles klingt wie im *Euphues* [...]; aber das Prinzip der Symmetrie ist nicht bis zum Überdruß durchgeführt. Gedrechselte Gedankenspiele sind nicht selten [...].¹⁶

Mittels der Kette der Übersetzer von Sidneys *Arcadia*¹⁷ hat somit letztlich der Euphuismus Lylys, in welcher Modifikation auch immer, Grimmelshausen erreicht. Der simplicianische Autor kennt offenbar die ganze Schäferei oder wenigstens signifikante Teile davon, nicht nur den Ausschnitt, den er für die angebliche Beschreibung der Schlacht von Wittstock verwertet. Entsprechend lässt er seinen Simplicissimus erzählen, er habe aus den „Liebes-Büchern“ und „Helden-Gedichten“ als

14 George Saintsbury: *A Short History of English Literature*. London, New York 1960, S. 262.

15 Standop, Mertner, *Englische Literaturgeschichte* (wie Anm. 8), S. 214.

16 Standop, Mertner, *Englische Literaturgeschichte* (wie Anm. 8), S. 218.

17 Vgl. Seck, Wer hat Sidneys „*Arcadia*“ ins Deutsche übersetzt? (wie Anm. 8), S. 239–244.

erstes die „unvergleichliche *Arcadia*“ gelesen – eine zutreffende Gattungsbezeichnung des sidneyschen Werkes –, „auß deren ich die Wolredenheit lernen wolte“ (ST 315). Grimmelshausen hat demnach in der Tat einen umfassenden Begriff von Sidneys Prosaepos und dürfte mit dem Stichwort der „Wohlredenheit“ auf eine rhetorische, somit wirkungsorientierte Praxis nach Art des Euphuismus abzielen. Das vom simplicianischen Protagonisten zuerkannte Alleinstellungsmerkmal des ursprünglich englischen Textes, das Attribut des Unvergleichlich-Einmaligen, wird sich auch und nicht zum Geringsten der hypertrophen rhetorischen Struktur der „Romanze“ verdanken. Schließlich ist die *Arcadia* aus *Simplicissimus*’ Sicht ja ein Fundus der „Wohlredenheit“. Wenig später in Grimmelshausens Roman ergänzt der Titelheld insistierend, er habe „vor das Wol-reden mit der Leimstangen [zu] laufen“ (ST 315) gelernt,¹⁸ womit er sich gleichsam an die Seite der „Gentlemen“ Lylys und der Prinzen Sidneys stellt. Beidesmal meint Grimmelshausen speziell den rhetorischen Teilbereich der *elocutio* mit deren Sparte des *ornatus*, die nicht nur der Liebeswerbung dienliche Ausschmückung der Rede mithin. *Mutatis mutandis* taugt die „Wohlredenheit“, die hier fraglos zuerst als erotisch funktionelle zu begreifen ist, auch für Schlachtschilderungen, deren brutale Martialität den Hörer beziehungsweise Leser zu erschüttern und moralisch zu bessern sucht. Der im günstigsten Falle subtile, nichtsdestoweniger aber unerbittliche Krieg der Geschlechter – abzulesen etwa an der heftigen Abwehr von Selichas Verführungsversuchen durch den begehrten, aber keuschen Joseph in Grimmelshausens gleichnamigem Roman – entspricht als Form des Kampfes dem drastischen Krieg auf dem eigentlichen Schlachtfeld im *Simplicissimus Teutsch*. Demgemäß erweist sich die „Wohlredenheit“ in ihrer Funktion des Beschreibungsstils als ambivalent. Sie eignet sich nicht nur als Rhetorik des Liebesdialogs und der Schilderung des Liebeskriegs, sondern auch und gerade der angemessenen Schlachtschilderung. „Wohlredenheit“ als adäquater Ausdruck! In diesem Sinne mag der alte *Simplicissimus* als Erzähler im Rückblick auf die Wittstocker Schlacht einen besonderen, ausschließlich ihn selbst betreffenden Zweck verfolgen, die späte Bewältigung eines nachhaltigen Traumas nämlich. Er berichtet mit Bezug auf den Vortag der Schlacht:

18 Statt der Übersetzung „anstelle von“ für „vor“ (vgl. Geulen, „Arcadische“ *Simpliciana* [wie Anm. 7], S. 431) ließe sich „mit Hilfe von“ o. ä. erwägen. Diese Variante wäre inhaltlich stimmig und stünde im Einklang mit der Funktion der Rhetorik bei Lyly und Sidney. Breuers Umschreibung „für“ (ST 315) schließt die hier vorgeschlagene Interpretation nicht aus.

Am andern Morgen früh kam Befehl vom *General Auditor* an unsern Provosen/
daß er mich wol in acht nehmen solte/ dann er war gesinnt/ so bald die Armeen
still lägen/ mich selbst zu *examiniren*/ auff welchen Fall ich ohne Zweifel an
die Folter gemüst hätte [...]. (ST 213)

Im Verhör dann plädiert die Militärjustiz nachdrücklich dafür, dass man am nächsten Tag „mit ihm auff die Folter [...] zueyle [...]“ (ST 215). Der junge Simplicius hat zwar schon einige brenzlige Gefahrensituationen überstanden, aber Folterung mit ihren entsetzlichen körperlichen Folgen, etwa beim Brechen der Glieder auf dem Rad, naturgemäß allenfalls indirekt erlebt. Der Kaufmann im zweiten Teil des *Wunderbarlichen Vogel-Nests* fühlt sich, verwundet am Boden liegend, nach überstandener Kavalkade „wie einer der Geradbrecht worden“, das heißt als wären ihm „alle Glieder entzwey“. Gleichermaßen macht Courasche nach ähnlicher Erfahrung sozusagen *disiecta membra* geltend. Simplicius spürt demgemäß riesige Angst vor der bevorstehenden neuen und zugleich ultimativen, tödlichen Erfahrung der konkreten Tortur. Er drückt sie noch lange danach zunächst mit Hilfe der blutigen Vorgänge der gewaltigen Schlacht aus, in der die gleichartige Verstümmelung der Menschen in vielfacher Potenzierung stattfindet. Der gealterte Protagonist erinnert sich an die Details der Bedrohung und seines Entsetzens und schreibt sich gleichsam den Schauer „von der Seele“. Jene einzigartige Erschütterung könnte auch Simplicissimus’ alias Grimmelshausens nicht so sehr materiell wie psychisch entlastenden Zugriff auf den fertigen, nicht mehr schmerzlich zu elaborierenden Textauszug Sidneys erklären, der auffälligerweise in seiner Art ein Solitär im *Simplicissimus* ist. Der Zusammenhang ist offensichtlich: Indem Simplicius der Massenfolter der Schlacht entkommt, entrinnt er der drohenden individuellen Quälerei.

In allen Varianten der „Wohlredenheit“, der erotischen, der erotisch-martialischen sowie der aggressiv-destruktiven, der beschreibenden und der dialogischen, dient die hochstilisierte Rhetorik der *Arcadia* dem simplicianischen Autor über den *Simplicissimus* hinaus als Muster, einmal gemäß explizitem Hinweis, wenn auch ohne praktisches Beispiel, das anderemal implizit *qua* Benutzung der Quelle, auf die aber an anderer Stelle deutlich aufmerksam gemacht wird. Ein weiteres Mal nennt der simplicianische Autor die *Arcadia* im großen Roman, diesmal inhaltlich noch spezifischer. Offenbar hat sich Grimmelshausen genauer und wiederum schriftlich, wenngleich weder im Umfang noch mit der Intensität der diskutierten *Arcadia*-Stelle, auf den transferierten englischen Text eingelassen: Der Ich-Erzähler der *Verkehrten Welt*

(1672) berichtet, er habe sich im Höllen-Gespräch mit dem „grißgrammenden“ römischen Kaiser Julian zur Beantwortung von dessen Fragen ermannen müssen: „Darauff fasste ich ein Hertz wie Dametas in Philipen Sideney Arcadium gethan/ da er den Cliniam mit fechtender Faust überwinden wolte [...]“.¹⁹ Grimmelshausen greift hier ein Paradigma aus dem Umkreis der gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Männern heraus und erklärt die *Arcadia* zum Referenzmedium für den Vergleich einer intendierten Apostrophe mit einem bevorstehenden Kampf, einer rhetorischen mit einer aggressiven Aktion also. Er integriert einmal mehr die Materie des höfischen Romans – die erste deutsche Übersetzung konnte immerhin der Fürstin Sophie Leonora von Sachsen gewidmet werden²⁰ – in seine pikarische Diegese. Mit der partiellen Aufnahme der Rhetorik des hohen Romans produziert er gewissermaßen ein eigenes Beispiel der „Wohlredenheit“. Was dabei indirekt als Einfluss Guevaras zu verzeichnen sein mag, tritt im grandiosen Schlussteil des *Simplicissimus Teutsch* offen, wenngleich ebenfalls vermittelt, zu Tage.

Nachdem die unqualifizierte Etikettierung des Schwulstes aus dem Diskurs der Barock-Forschung eliminiert ist, kann man sich mit dem Terminus „Manierismus“ für die sporadischen einschlägigen Textpassagen im simplicianischen Œuvre, wie sie die Schilderung der Schlacht von Wittstock repräsentiert, durchaus begnügen. Aber es ließe sich auch an eine Differenzierung dieser Bezeichnung denken, wie etwa der spanische Begriff des *estilo culto* als Einflussfaktor innerhalb der englischen Literatur der frühen Neuzeit in die Anglistik Eingang gefunden hat. Im vorliegenden Fall bietet sich trotz mangelnder allgemeiner Vertrautheit mit dem Namen und damit „Sperrigkeit“ der Lautung die Benennung „Euphuismus“ an, zumal bei einer in jener Epoche trotz Shakespeares Präsenz relativ seltenen Prätext-Beziehung zwischen der englischen und der deutschen Literatur. Damit ergäbe sich überdies dem Ansatz nach eine terminologische Ergänzung und sachgemäße Präzisierung: Bislang dürfte die Berücksichtigung des Einflusses des je spezifischen Manierismus der Romania auf die deutsche Literatur der Zeit dominieren. Unter der Voraussetzung einer solchen Neuerung wäre Grimmelshausen zum Teil auch ein „euphuistischer“ Autor und gesellte sich als solcher von fern zu den manieristisch schreibenden Zeitgenossen seines Heimatlandes.

19 Grimmelshausen: *Die verkehrte Welt*. Hrsg. von Günter Sieveke. Tübingen 1973 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 8.

20 Vgl. Geulen, „Arcadische“ *Simpliciana* (wie Anm. 7), S. 434.

DIETER BREUER (Aachen)

Die Friedensschriften des Erasmus während des Dreißigjährigen Krieges

I

1622, mitten im Böhmisches-Pfälzischen Krieg, erschien in Frankfurt am Main im Verlag des Buchhändlers Johann Schmidlin eine Flugschrift mit der *Querela Pacis* des Erasmus von Rotterdam in deutscher Übersetzung:¹

Teutscher Friedens Bott. QUERELA PACIS VNDIQUE GENTIVM AFFLICTAE ET PROFLIGATAE. Das ist: Hertzliche vnd schmerzliche Weheklag deß allerduldseeligsten vnd heiligsten Jungfräwlein FRJEDE Welches Der blutdürstige und kriegerische MARS, mit Schwert/ Mord/ Raub vnd Brand an allen Orten der schönsten Welt vnbarhertziglich verjagt hat und verbannt.

Vor mehr dann 100. Jahren in Latein beschrieben durch den Hochgelehrten Herrn ERASMVM ROTERODAMVM. Anjetzo aber auff vieler vornehmer Leute Begehren durch eine gelehrte Person dem friedliebenden Patrioten/ auß dem Lateinischen in vnser Teutsche Sprach zum besten vbersetzt.

Die Übersetzung dieser Schrift von 1517 – es ist nicht die erste und auch nicht die letzte² – ist dem „friedliebenden Patrioten“ gewidmet,

1 Quartformat, Bogen A–Gj = 50 S. Benutztes Exemplar: Stadtbibliothek Ulm, Sign. Schad 1225–31. In den folgenden Anmerkungen abgekürzt als TFB. Zum Verleger Johann Schmidlin vgl. Josef Benzing: Die deutschen Verleger des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Neubearbeitung. In: *Archiv für die Geschichte des Buchwesens* 18 (1977), Sp. 1077–1322, hier Sp. 1258.

2 Über die Rezeption der Friedensschriften des Erasmus auch im 17. Jahrhundert unterrichtet gründlich die Nijmegener Dissertation von Irma Eltink: *Erasmus – Rezeption zwischen Politikum und Herzensangelegenheit. „Dulce bellum inexpertis“ und „Querela Pacis“ in deutscher Sprache im 16. und 17. Jahrhundert.* Amsterdam, Utrecht 2006. – In der Einleitung arbeitet Eltink sehr detailliert die Entwicklung der Friedensidee des Erasmus heraus. Den Schwerpunkt legt sie auf Übersetzungen des *Dulce bellum inexpertis*, nicht der *Querela Pacis*. Von letzterer werden die Übersetzungen von Leo Jud (1521) und Spalatin (1521, 1566) ausführlicher behandelt. Die Übersetzungen des 17. Jahrhunderts werden nur im verglei-

das heißt solchen Lesern, die die Ordnung des Reiches in seinen Ständen und das Gemeinwohl über die konfessionelle Parteinahme und die absolutistisch-machtstaatlichen Egoismen der mächtigeren Dynasten stellten und als Autoren die Friedensschriften des Erasmus ihrer Kritik an der Selbstzerstörung des Reiches zugrunde legten: Bernegger, Logau, Czepko, Rist, auch Grimmelshausen.³ Die *Querela Pacis*, das Adagium *Dulce bellum inexpertis* und die *Institutio Principis Christiani* haben offenbar durch ihren moralischen Rigorismus, durch die Schärfe der Kritik an der leichtfertigen Kriegspolitik der Landesherren und ihrer willfähigen geistlichen Propagandisten auch nach einem Jahrhundert nichts von ihrer Aktualität verloren. Der anonyme Übersetzer bringt dies auch entsprechend zum Ausdruck, indem er den Text auf die Situation von 1622 bezieht.

Der Frieden, schon bei Erasmus in der *Querela Pacis* eine allegorische Figur, die den kriegerischen europäischen Herrschern des frühen 16. Jahrhunderts ins Gewissen redet, tritt uns in dieser Übersetzung als barockes „Jungfräulein Friede“ gegenüber. Sie beklagt ihren unverdienten Flüchtlingsstatus und sucht die Menschen durch vernünftige Argumente vom hohen Wert des Friedens zu überzeugen. Sie beruft sich auf

chenden Überblick zusammengefasst. Dabei geht sie auf den TFB allzu kurz und ungenau ein und wertet auch die Übersetzungsleistung ab (S. 373–375), zu Unrecht, wie im Folgenden der Vergleich mit der lateinischen Vorlage zeigen kann. Ausführlicher untersucht Eltink die ebenfalls anonym erschienene *Klag des außgejagten Friedens* (1634) und die Übersetzungen beider Texte durch Joachim Gerdes (1666).

- 3 Vgl. dazu Adam Wandruschka: *Reichspatriotismus und Reichspolitik zur Zeit des Prager Friedens von 1635. Eine Studie zur Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins*. Graz 1955; Gundula Caspary: *Späthumanismus und Reichspatriotismus. Melchior Goldast und seine Editionen zur Reichsverfassungsgeschichte*. Göttingen 2006. – Die bei Goldast aufscheinende konfessionelle Einschränkung des Reichspatriotismus auf die lutherischen Stände hat lange auch Auswirkungen auf die Literaturgeschichtsschreibung gehabt, bestärkt noch durch die Dissertation von Erika Vogt: *Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur*. Leipzig 1932, in der Gegenüberstellung von „höfisch-klerikal“ und „gegenhöfisch-protestantisch“. Doch ist der Reichspatriotismus Sache der Reichsstädte und der kleineren reichsunmittelbaren Territorien, gerade auch der geistlichen Hochstifte und Reichsklöster, deren Existenz nur durch die enge Bindung an Kaiser und Reich gesichert war. Reichspatrioten unter den Schriftstellern gab es daher auch auf katholischer Seite, sogar im Welt- und Ordensklerus, bei Jesuiten (Jacob Balde) und Kapuzinern (Laurentius von Schnüffis). Vgl. Wilhelm Kühlmann: A la mode-Satire, Kultursemiotik und jesuitischer Reichspatriotismus. Zu einem Gedichtzyklus in den „Silvae“ (1643) des Elsässers Jacob Balde SJ. In: *Simpliciana* XXII (2000), S. 201–226.

die Ordnung der Natur, die auf Eintracht und Frieden gegründet sei, und beklagt, dass allein der Mensch, wiewohl vernunftbegabt, einer „unersättlichen Begierde zu streiten und zu balgen“ verfallen sei und zu seinem Schaden seine natürlichen Eigenschaften, Eintracht und Freundschaft, hintanstelle.⁴ Aber nicht nur seine an sich gutartige Natur, auch die Lehre Christi hätte den Menschen nicht „die gottlose und wilde Unsinnigkeit zu kriegem“ abgewöhnen können.⁵ Überall unter Christen habe sie, das Jungfräulein, mehr Zank und Streit gefunden als unter Heiden: in Städten, an Fürstenhöfen, an Universitäten, in Kirchen und Klöstern, unter Eheleuten und selbst im einzelnen Menschenherzen kämpften Vernunft und Affekte gegeneinander.⁶ Dass Leben und Lehre Christi ganz auf Verheißung und Bewahrung des Friedens, der Einigkeit, der Versöhnung gerichtet seien, zeigt sie anhand zahlreicher Bibelstellen des Alten und Neuen Testaments: „Höret jhrs was Christus den seinen verlasse? Sinds etwan mutige Caballen? ein Hauffen Trabanten? Keyserthum? Gelt vnd Gut? Keines nicht. Was dann? den Frieden gibt er/ den Frieden verlässt er; Frieden mit Freunden, Frieden mit Feinden.“⁷ Scharf prangert sie den Selbstbetrug der kriegslüsternen christlichen Fürsten und ihrer geistlichen und weltlichen Berater an: „Wilt du

-
- 4 Erasmus beschreibt den idealen Naturzustand und beklagt in humanistischer Umschreibung die Tragik der Erbsünde: „Tot argumentis natura docuit pacem concordiamque, tot illecebris ad eam invitat, tot laqueis trahit, tot rebus compellit. Et post haec quanam ista tam ad nocendum efficax Erinnyis, his omnibus disruptis, disiectis, discussis, insatiabilem pugnandi furiam in sevit humanis pectoribus?“ (Erasmus von Rotterdam: *Ausgewählte Schriften*. Hrsg. von Werner Welzig. Bd. 5. Darmstadt 1968, S. 368–370). Der Anonymus von 1622 übersetzt: „Mit soviel Gründen lehre die Natur vnd reizet zu Fried vnd Einigkeit/ mit solchen süßen vnd lieblichen Stricken leytet vnd führet sie vns herzu. Was ist das aber für ein scheußliche Höllteuffelin/ welche dieses alles/ zerrissen/ verirret/ vnd verwirret/ hergegen deß menschlichen Herten/ ein solche vnnersättliche Begierde zu streiten vnd balgen eingegossen hat?“ (TFB, Bl. Bj^f)
- 5 TFB, Bl. Bj^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 370: „Hanc tam impiam efferamque belligerandi insaniam“.
- 6 TFB, Bl. Bii^f: „Die Vernunfft ist wider die Affecten: ein Affect wider den andern: Hieher reizet die Gottesfurcht/ dorthin eygene Begierd.“ – Erasmus (wie Anm. 4), S. 378: „Ratio belligeratur cum affectibus, et insuper affectus cum affectu conflictatur, dum alio vocat pietas, alio trahit cupiditas.“
- 7 TFB, Bl. Cj^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 386: „Auditis quid relinquat suis? Num equos? Num satellitium? Num imperium? Num opes? Nihil horum. Quid igitur? pacem dat, pacem relinquit: pacem cum amicis, pacem cum inimicis.“

ein Glied der Kirchen Gottes dich rühmen/ so laß den Krieg seyn.⁸ Die christlichen Fürsten sollten mit den Lastern streiten, mit ihrem „Ehrgeiz“, mit „Zorn“ und der „vnersättlichen Begierd jimmer zu rauben vnnnd nemen.“⁹ Mit den Türken gebe es einen „Friedensbund“, sich selbst aber verheerten sie „durch einheimische Kriege“¹⁰ und rechtfertigten dies auch noch mit „schändlichen und kahlen“ Vorwänden, wie „alten/ faulen/ verlegenen“ Rechtstiteln, Vertragslücken, mißglückter Brautwerbung oder einem Spottwort des Nachbarn.¹¹ Der Übersetzer wird dann noch deutlicher:¹²

Noch wollen sie gute Christen seyn/ dörffen also mit Blut besudelt in die Kirchen vnnnd zu Gottesdienst gehen. Oh der Störenfried[e]/ die man biß an der Welt Ende verbannen solte. Sind die Christen alle eines Leibs Glieder/ warumb sucht dann nicht eines deß andern besten? Jetzund wil schier die Best Vrsach zum Krieg seyn/ das einen Potentaten seines angrenzenden Nachbawren Land oder Königreich/ welches in herrlichem Flor vnnnd Auffnemen ist/ allzusehr in die Augen sticht.

-
- 8 TFB, Bl. Cij^v. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 394: „Si pars Ecclesiae gloriaris esse, quid tibi cum bellis?“
- 9 TFB, Bl. Civ^v–Dj^r: „[...] die Christen aber/ wann man anders allen falschen Schein beyseits legen/ vnd die Warheit sagen wil/ treibet darzu der Ehrgeitz/ der allerschändlichste Consiliarius mit Namen Zorn/ führet sie/ vnd zwinget darzu die unersättige Begierd jimmer zu rauben vnnnd zu nemen.“ – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 400: „Christianos, si praetextibus detractis, rem vere aestimes, transversos rapit ambitio, agit ira pessimus consultor, pertrahit habendi numquam satiate cupias.“
- 10 TFB, Bl. Dj^r: „Die Juden waren vnter sich eins/ vnnnd stritten wider die Außländer. So haben die Christen mit den Türcken ein Friedensbund/ vnd verhergen sich selbst durch einheimische Kriege.“ – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 400: „Atque his [Judaeis] fere cum exteris res erat, Christianis cum Turcis foedus est, inter ipsos bellum.“
- 11 TFB, Bl. Dj^r: „Jch mag nicht dran gedencken/ welch schändliche vnd kahle Vrsachen es sind/ warumb die Christliche Fürsten die Welt zur Wehr bringen.“ – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 400: „At pudet meminisse, quam pudendis, quam frivolis de causis, Christiani Principes orbem ad arma concitent.“
- 12 TFB, Bl. Dj^v. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 402: „Et haec qui gerunt, pro Christianis habentur, audent humano sanguine undique polluti, ad sacras aedes, ad sacras aras accedere. O pestes, in extremas insulas deportandas! Si Christiani corporis unius membra sunt, cur non gratulatur quisque alienae felicitati? Nunc prope justa movendi belli causa videtur, regnum finitimum, rebus omnibus paulo florentius. Etenim si verum fateri volumus, quid aliud commovit, et hodie commovet tam multos ad armis lacessendum Franciae regnum, nisi quod est unum omnium florentissimum?“

Dann/ wil man die Warheit bekennen/ was reizt jetzo den meisten Theil/ daß sie mit so feindseeligen Waffen Franckreich (Böhmen) antasten/ als eben daß es ein solch blühendes vnd mächtiges Königreich ist?

Damit scheint klar, in welcher Weise der anonyme Übersetzer den Text des Erasmus aktualisiert. Er vergleicht das zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch Krieg bedrohte Frankreich mit dem Königreich Böhmen, das seit 1620 die Schrecken des Krieges erfährt. Erasmus spricht von Frankreich, der Übersetzer setzt in Klammern dahinter „Böhmen“, dies in Fettdruck. Entsprechend darf man auch die folgende Exclamatio auf Böhmen und die Pfalz beziehen.¹³

Vnd diesen Gottlosen Thaten wil man jrgend ein gleißnerische Nasen machen/ man suche nemblich allein hiemit Weg vnnnd Mittel Christi Reich zu befördern. Wunder vber wunder sol man anders Christlichen Nutzen nicht können vorstehen/ es geschehe dann eben durch Zerstörung/ deß schönsten und vortrefflichsten Stücks deß Christenthumbs.

Einmal auf die Spur gesetzt, wird der Leser auch des Erasmus Bezugnahmen auf damalige Kriegshandlungen auf die Gegenwart des Böhmischo-Pfälzischen Krieges beziehen. So wenn unser scharfzüngiges Jungfräulein den Fürsten die Schuld am gegenwärtigen Krieg gibt: „Wer nicht an die alte Zeiten dencket/ der schawe jetzigen Zustand der Welt nur an. Er erweg die Vrsachen/ so wird sichs finden/ daß alles der Fürsten halben angefangen/ aber mit deß Volcks Schaden geführt worden/ welches doch im geringsten nichts damit zu thun gehabt.“¹⁴ Vor allem aber entrüstet sie sich über die kriegstreiberische Agitation der Theologen auf allen Stufen der Hierarchie:¹⁵

13 TFB, Bl. Dij^r. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 402–404: „Atque his tam impiis factis praetexitur titulus pius, sic sternunt viam ad propagandum imperium Christi. O rem monstrosam, parum consultum putant Reipublicae Christianae, nisi pulcherrimam ac felicissimam ditionis Christianae partem subverterint.“

14 TFB, Bl. Dij^v. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 406: „Quod si prisca non meminerunt, repetat qui volet, secum hisce duodecim annis gesta bella, causas expendat, comperiet omnia Principum gratia suscepta, magno populi malo gesta, cum ne tantillum quidem ad populum attineret.“

15 TFB, Bl. Dij^r. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 408: „Quam foeda lingua Sacerdotum, adhortantium ad bellum, incitantium ad mala, provocantium ad perniciem? [...] At, o prorsus sublatam e rebus humanis frontem! apud Christianos Deo dicati Sacerdotes, et qui his quoque sanctius aliquid prae se ferunt Monachi, ad caedes, ad strages inflammant Principum ac plebis animos [...], obliti dignitatis suae [...]“

Wie garstig vnn Gotteslästerlich ist die Zung der Priester/ die da zum Krieg vermahnen/ zum Unglück anreitzen vnd das Verderben predigen? [...] Aber da ist jetzo alle Scham auß der Welt gewandert/ die Gott geweyhete Priester/ und die noch etwas heiligers seyn wollen/ die Münche/ die verhetzen nur zum todtschlagen [...] vergessen gantz jhrer reputation vnd Würde.

Sie seien es, die die Fürsten mit an den Haaren herbeigezogenen Scheingründen „aufwiegel“ und sogar die Feldzüge begleiten.¹⁶ Es sei schon dahin gekommen, dass derjenige als Narr gescholten werde, der gegen den Krieg argumentiert und an die Friedenspflicht der Christen erinnert.¹⁷ Das sei eine „sonderliche pietet vnn Frommigkeit“, sich vor der Schlacht im Lager das „H. consecrirte Sacrament“ reichen zu lassen, scheinheilig das Vaterunser zu beten, um dann unter „Creutzfähnlein“ dem „Bruder vnd Neben Christen“ nach dem Leben zu trachten: „vnd der Herr Christus/ wann er anders dabey seyn will/ muß solches Gotteslästerliche Werck sehen/ darüber die böse Geister die höchste Frewde haben.“¹⁸

Die Ausrede der Kriegstreiber, man sei gezwungen, in den Krieg zu ziehen, lässt Jungfräulein Friede nicht gelten. „Privatzorn/ Ehrgeitz vnd Thorheit“ seien die Motive, „nicht die Noth“.¹⁹ „Das arme Volck vbertölpel also/ GOTT lässt sich nicht spotten.“²⁰ Absurd seien die anberaumten allgemeinen Bettage, um Gott um Frieden zu bitten: „da ist täglich ein vnsäglich Gebrüll in den Kirchen/ vt pacem nobis dones, te rogamus, audi nos, Verleih vns Frieden gnädiglich/ Erhör vns lieber Herre Gott.“²¹ Der anonyme Übersetzer – das entnehmen wir dem Hin-

16 TFB, Bl. Diiij^r.

17 TFB, Bl. Diiij^v: „Ja dahin ist es kommen/ daß der ein Narr gescholten wird/ welcher nur jetzo den Krieg schelten: hergegen aber loben darff/ was Christus selbstn allein gelobet hat.“ – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 410: „Imo jam eo prope rediit res, ut stultum et impium sit adversus bellum hiscere, et id laudare quod in primis ore Christi laudatum est.“

18 TFB, Bl. Div^r. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 412: „[...] et facinoris omnium sceleratissimi, quo non aliud esse potest impiis spiritibus gatus, Christum faciunt spectatorem, si tamen illic dignatur adesse Christus.“

19 TFB, Bl. Ej^r: „Lieber thue die Larve vnd angestrichene Farb weg/ vnd gehe in dein eygen Hertz/ das frag vmb Rath/ da wirstu die rechte Vrsachen finden/ nemblich Privatzorn/ Ehrgeitz vnd Thorheit/ nicht die Noth [...]“. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 416: „Detrahe personam istam, abjice fucos, tuum ipsius pectus consule, reperies iram, ambitionem, stultitiam huc pertraxisse, non necessitatem.“

20 TFB, Bl. Ej^r. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 416: „Ad populum phaleras, Deus fucus non deluditur.“

21 TFB, Bl. Ej^r.

weis auf das Messopfer – ist Katholik, aber er ergreift nicht Partei für seine Konfession, er stellt die Absurdität der Bittgottesdienste beider Konfessionen heraus, indem er für die katholische Seite den lateinischen Text des Erasmus unübersetzt stehen lässt und diesen, auf die protestantische Seite verweisend, mit dem Incipit eines bekannten Lutherliedes übersetzt.²² Er geht mit dieser Aktualisierung über den lateinischen Text des Erasmus hinaus, der 1517 noch keine Konfessionsparteien kannte.²³

Dass die Geistlichkeit, allen voran der Papst als höchste Autorität, nicht imstande ist, zwischen den christlichen Kriegsparteien einen Frieden zu vermitteln, lässt das Jungfräulein Frieden argwöhnen, dass sie (die Geistlichen) „vnter dem Teckmantel der Kirchen/ nur jhren eygen Lüsten vnnnd Begierden“ folgen.²⁴ So bleibt ihr für ihren Plan zur künftigen Sicherung des Friedens nur der Appell an die Vernunft und den guten Willen der Fürsten; sie fordert: Verzicht auf die bisherige Heirats- und Bündnispolitik mit ihren nachfolgenden Besitzansprüchen; Verzicht auf Ländertausch und Länderkauf; Anerkennung der Unveränderlichkeit der Grenzen eines Landes; Freundschaftspolitik mit Förderung der „Commercia“; Abrüstung; Orientierung am „gemeinen Nutzen“ des Landes, nicht am „Privat-Nutzen des Fürsten“.²⁵

Der Fürst solle stets bedenken, „daß er als ein Mensch vber Menschen/ ein Freyer vber Freyen/ vnnnd endlich ein Christ vber Christen herrsche“.²⁶ Bei drohendem Krieg müssten vom Regenten die Kriegsgründe offengelegt und die Zustimmung des ganzen Volkes eingeholt werden, dabei sei auf Kriegspropaganda zu verzichten.²⁷ Im Wissen, dass sich ein einmal angefangener Krieg kaum mehr begrenzen lässt, seien Kosten und Nutzen von Krieg und Frieden vorher zu berechnen und abzuwägen. Dabei seien nicht nur die materiellen Aufwendungen und Schäden in Rechnung zu stellen, sondern auch der durch einen

22 Luthers Nachdichtung der lateinischen *Antiphona pro pace*. *Da pacem domine*: „Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten. Es ist jedoch kein ander nicht, Der für uns künnte streiten, Denn du, unser Gott, alleine.“ (Erstdruck 1531).

23 Vgl. Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 416: „Atque interea solennes aguntur supplicationes, magnis clamoribus petitur pax, vociferantur immani boatu, ut pacem nobis dones, te rogamus, audi nos.“

24 TFB, Bl. Eij^v. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 418: „[...] declarant sese, Ecclesiae praetextu, suis servisse cupiditatibus, ne quid dicam acerbius.“

25 TFB, Bl. Eij^v–Fj^v. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 418–432.

26 TFB, Bl. Eij^r. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 420: „Hactenus exerceat [princeps] imperium, ut meminerit se hominem imperare hominibus, liberum liberis, postremo Christianum Christianis.“

27 TFB, Bl. Eij^f–Eij^v.

Krieg zu erwartende moralische und religiöse Niedergang des Landes zu berücksichtigen.²⁸ Selbst gegen die Türken sollte nur zur Verteidigung der Heimat Krieg geführt werden, da Christen ja den Auftrag hätten, ihnen friedlich das Evangelium zu bringen.²⁹

Auch diese zunächst utopisch erscheinenden Forderungen sind doch auch wieder nahe an den Realitäten des Böhmisches-Pfälzischen Krieges, ebenso die beschwörende Schlussfolgerung: „Nun wolan/ es ist genug Christenblut vergossen/ jhr habt einander gnug verderbet/ jhr habt genug dem Teufel vnd der Höllen geopffert/ jhr habt lang genug den Türcken ein angenehme Comoediam gespielet/ fanget doch an nur ein wenig witzig zu werden/ nach so lang außgestandenem Kriegselend vnd Jammer.“³⁰ Und damit klar ist, wer hier „witzig“ werden soll: „Euch Fürsten meyne ich [...]“³¹ Verhandlungen seien angesagt, und derjenige könne den höchsten Grad königlicher Würde für sich beanspruchen, der „am meisten von seinen Rechten abläst vnd nachgiebt“.³²

28 TFB, Bl. Fj^v–Fij^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 432–438.

29 TFB, Bl. Eijj^v–Eiv^f: „Ich sage jetzo von den Kriegen/ welche Christen vnter einander führen/ dann ich bin nicht gleicher Meynung derentwegen/ welche einfältiger vnnd Gottseeliger Meynung den gewaltigen Einfall der Barbarischen Völcker abtreiben/ vnd mit Lebens Gefahr/ den gemeinen Frieden retten. [...] Muß vnd sol man ja kriegen/ vnnd wils nicht anders seyn/ so greiffen sie die Türcken an/ were aber besser mit lehren/ Gutthaten vnnd Gottseligem Leben/ als grimmen Waffnen/ auch diese zu zwingen vnnd gewinnen/ doch ist es besser/ wanns je gekriegt sol seyn/ wider Türcken als Christen streiten.“ – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 426: „De his bellis loquor, quae vulgo Christiani cum Christianis, levibus aut injustis de causis committunt. Nec enim idem sentio de his, qui simplici pioque studio vim incursantium Barbarorum depellunt, et suo periculo publicam tranquillitatem tumentur. [...] Quod si hic fatalis est humani ingenii morbus, ut prosus absque bellis durare nequeat, quin potius malum hoc in Turcas effunditur? Tametsi praestabat et hos doctrina, bene factis, vitaeque innocentia, ad Christi religionem allicere, quam armis adoriri. Attamen, si bellum, ut diximus, omnino vitari non potest, illud certe levius sit malum, quam sic impie Christianos inter se committi, collidique.“

30 TFB, Bl. Fiv^v–Gj^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 444: „Eja satis jam superque fusum est Christiani, si parum est humani sanguinis, satis in mutua debacchatum exitia, satis hactenus Furiis Orcoque litatum, satis diu quae Turcarum pascat oculos, acta est fabula. Saltem aliquando post nimium diu toleratas bellorum miserias respiscite.“

31 TFB, Bl. Gj^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 446: „Vos apello, Principes [...]“

32 TFB, Bl. Gij^f. – Erasmus, *Schriften* (wie Anm. 4), S. 448: „Nunc gratia gratiam pariat, et beneficium beneficio invitetur, isque regalior videatur, qui plus de suo jure concesserit.“

II

Die *Querela Pacis* ist 1634, im Jahr der Ermordung Wallensteins und der Nördlinger Schlacht, noch einmal „von einem Liebhaber des Friedens“ ins Deutsche übersetzt worden, wie es im Titel dieser Flugschrift heißt, die in Basel im Verlag des Johann Jacob Genath erschienen ist:³³

Querela: Klag/ Des an allen Orten vnd enden vertribenen vnd außgejagten Friedens: Von Herren Desiderio Erasmo Roterodamo, mehr dann vor hundert Jahren/ in Lateinischer Spraach beschrieben: Nun aber von einem Liebhaber des Friedens in die Teutsche versetzt: Bey disen jetzigen trübseligen Zeiten sehr-nutzlich vnd nohtwendig zu lesen. Getruckt zu Basel/ In verlegung Johann Jacob Genaths/ Anno 1634.

In der Bedrängnis der Protestanten nach der Niederlage der Schweden und deren Flucht aus Oberdeutschland versucht der anonyme Autor, vermutlich ein Reformierter, widersprüchlich genug, die *Querela Pacis* den Interessen seiner Konfessionspartei nutzbar zu machen. Er lässt weg, was ihm am Grundtext als katholisch erscheint, spricht u. a. vom „Abendmahl“, wo der Übersetzer von 1622 vom „Meßopfer“ gesprochen hatte.³⁴ Gravierender ist der Eingriff an der Stelle, die auch schon der Übersetzer von 1622 durch den Einschub „Böhmen“ aktualisiert hatte: Der Autor von 1634 deutet das Lob Frankreichs in der lateinischen Vorlage um auf das „Teutsche Reych“, das von Spaniern, Franzosen und Italienern mit Waffen angefallen werde, um „die reinere Religion [d. h. die lutherische bzw. reformierte Konfession] gänzlich außzurotten“.³⁵

Dann/ so wir die wahrheit bekennen wöllen/ was anders hat jhren so viel bewogen/ vnd beweget sie noch heutiges tags/ das Teutsche Reych mit waaffen anzufallen; alß das vorhaben/ die reinere Religion gänzlich außzurotten; vnd die böse begierd/ andere Länder an sich zu bringen; vnd dahero der Teufelische lust/ den rühigen zustand des Teutschlands gantz vnd gar vmbzukehren?

33 Benutztes Exemplar: UB Basel Kirchenarchiv JX54. Im Folgenden zitiert als *Querela* mit Seitenangabe. Ich danke Frau Kollegin Rosmarie Zeller für die Vermittlung einer Kopie dieser Flugschrift.

34 *Querela*, S. 21. – Vgl. TFB, Bl. Civ^f. – Erasmus (wie Anm. 4), S. 396, spricht von „Sacrificia“: „[...] et Christianos coelestis ille panis, ac mysticus ille calix non continet in amicitia, quam ipse sanxit Christus, quam illi quotidie renovant, ac repraesentant sacrificiis?“

35 *Querela*, S. 28.

Den Reichsfeind Schweden erwähnt er bezeichnenderweise nicht. In seiner Parteinahme geht der Anonymus sogar noch weiter. Gänzlich gegen die Intention des Erasmus nimmt er dessen Zugeständnis, die Christenheit mit Waffengewalt gegen eindringende Barbaren zu schützen, zum Anlass, diese Ausnahme um Konfessionskriege unter Christen zu erweitern: „[...] anders halte ich von denen/ [...] welche auch/ für des Vatterlands Freyheit/ vnd die reine unverfälschte Christliche Religion zu erhalten/ wider die Feinde streiten vnd fechten.“³⁶ Und wenn Erasmus sich an die Fürsten als die Kriegstreiber wendet, um ihnen ins Gewissen zu reden, so lässt der Übersetzer diesen längeren Passus weg und ersetzt ihn mit Wendung an alle Stände durch Exempla römischer Kaiser (Caesar, Augustus, Otho), die ihre Kriege später bereut hätten; er zielt damit offenbar auf den gegenwärtigen Römischen Kaiser Ferdinand II. und seinen siegreichen Sohn, die ihren Krieg ebenfalls bereuen sollten.³⁷ Mehr noch: Wie Irma Eltink gezeigt hat, leitet er diese Exempla mit Paraphrasen von Abschnitten über die Schrecken des Krieges aus dem *Trostgedicht in Widerwertigkeit deß Kriegs* von Martin Opitz³⁸ ein, das damals (1633) gerade im Druck erschienen war und für die reformierte Konfessionspartei stritt. Opitz seinerseits hatte sich für die topische Darstellung der Schrecken des Krieges bei Erasmus bedient.³⁹

Auch die spätere Übersetzung von *Querela und Dulce Bellum inexpertis* durch den in Lübeck ansässigen Gelehrten Joachim Gerdes (1666) hat einen aktuellen politischen Anlass. Diesmal ist es der Dänisch-Schwedische Krieg, der Holstein und Mecklenburg in Mitleidenschaft zieht.⁴⁰ Angesichts dieses Krieges sogar unter Konfessionsverwandten sieht Gerdes keine Notwendigkeit, die Vorlage des Eras-

36 *Querela*, S. 39. Vgl. oben Anm. 29. Eltink übergeht diese Stelle und gelangt zu dem mir völlig unverständlichen Schluss, der Übersetzer verbinde „eine ausgewogene deutsche Wiedergabe des Originals mit vereinzelt, aber zutreffenden Ergänzungen, die von persönlichem Engagement zeugen, das durch eine behutsame Aktualisierung der Vorlage zusätzlich gesteigert wird.“ – Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 395.

37 *Querela*, S. 47–48.

38 Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 385–393.

39 Hinweise bei Barbara Becker-Cantarino: *Satyra in nostri belli levitatem: Opitz' „Lob des Krieges Gottes Martis“*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 48 (1974), S. 291–317, hier S. 295–299.

40 Zur Übersetzungsarbeit von Joachim Gerdes vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 215–316. Eltink geht allerdings nur kurz auf seine *Querela-Pacis*-Übersetzung ein. Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 370–371.

mus, von kleineren Retuschen, wie „Abendmahl“, abgesehen, zu aktualisieren; der Text trifft ohnehin die Situation. Darüber hinaus versteht sich Gerdes als Philologe, der erstmals die verschiedenen Fassungen der Friedensschriften des Erasmus vergleichend heranzieht und seiner Übersetzung zugrunde legt. Er fasst seine Arbeit als Dienst an der deutschen Sprache auf,⁴¹ vergleichbar der gelehrten Übersetzungspraxis in der Fruchtbringenden Gesellschaft. Damit macht er zugleich den Blick frei für die grundlegende Bedeutung der erasmianischen Schriften für die Reflexion über den Frieden zwischen den europäischen Staaten.

Vergleicht man die drei Übersetzungen der *Querela Pacis*, so wird deutlich, wie schwer es für die Übersetzer im 17. Jahrhundert, insbesondere während des Dreißigjährigen Krieges, war, die seit Erasmus' Tod (1536) immer enger gezogenen Grenzen des Konfessionalismus zu überwinden. Vor allem des Erasmus Verurteilung des Krieges unter Christen erforderte vom Übersetzer einen überkonfessionellen Standpunkt, der gerade in der Anonymität und der angestrebten Breitenwirkung des Mediums Flugschrift verloren gehen konnte. Beim Anonymus des *Teutschen Friedens Bott* von 1622, der offenbar die beiden Wittelsbachischen Kriegstreiber im Blick hat, ist dies allerdings nicht der Fall, wohl aber beim Anonymus von 1634, dem es nicht nur nicht gelingt, „sich über die Parteien zu erheben“,⁴² sondern der sogar das zentrale Argument des Erasmus, die Friedenspflicht unter Christen, kausistisch ins Gegenteil verkehrt. Beim Gelehrten Gerdes ist es das neue wissenschaftliche Ethos, das ihn vor konfessionell bedingter Manipulation des Textes bewahrt.

III

Erasmus hat die *Querela Pacis* 1517 in der hochgemuten Hoffnung publiziert, mit dieser vom Kanzler des burgundischen Hofes in Brüssel angeregten Schrift die Friedensverhandlungen der europäischen Großmächte argumentativ zu fördern.⁴³ Doch kamen diese Verhandlungen

41 Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 215–248.

42 Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 383.

43 Vgl. auch Willehad Paul Eckert: *Erasmus von Rotterdam. Werk und Wirkung*. Bd. I. Köln 1967, S. 183–195. Eltink widmet sich der Herausbildung des erasmianischen Projekts des Friedens unter Christen ausführlich in ihrer Einleitung.

dann erst gar nicht zustande, die Klage des Friedens ging ins Leere, und es trat ein, was schon immer galt: „Bellum e bello seritur, ultio trahit ultionem“ – „Ein Krieg wechset aus dem anderm/ ein Rach zeucht die ander.“ So der Übersetzer von 1622.⁴⁴

Schon seit 1515 hatte Erasmus im Rahmen der von ihm gesammelten und kommentierten lateinischen und griechischen Sprichwörter seine Antikriegsargumente entwickelt, vor allem im Kommentar zum Sprichwort „Dulce Bellum inexpertis“. Dieser Kommentar wurde seit 1517 wie die *Querela* auch als Einzeldruck verbreitet, vom Verfasser ständig erweitert und auch in die europäischen Volkssprachen übersetzt.⁴⁵ In der *Querela Pacis* hatte er den Antikriegsargumenten die gefälligere literarische Form eines Erzählrahmens gegeben. Das Adagium 3001 *Dulce Bellum inexpertis* ist härter formuliert; die Auswirkungen des Krieges werden dem Leser drastisch vor Augen geführt, die traditionelle Rechtfertigung des „gerechten Krieges“ wird ausführlich erörtert und in Frage gestellt.⁴⁶ Die Bilder von den Schrecken des Krieges hat Erasmus in den *Colloquia familiaria* (1518) durch die Schilderungen von Kriegsheimkehrern ergänzt, so in den Dialogen *Confessio militis*, *Militis et Cartusiani* und im zynischen Dialog *Charon* (in der erweiterten Ausgabe der *Colloquia* von 1529) zwischen dem Unterweltfährmann und dem Höllengeist Alastor über die unzähligen Opfer von angeblich gerechten Kriegen.⁴⁷ Auch in seiner Schrift zur Erziehung des christlichen Fürsten (*Institutio Principis Christiani*), die ebenfalls seit 1515 erschien und den Söhnen Kaiser Maximilians, Karl und Ferdinand, gewidmet ist, hat Erasmus die jungen Fürsten eindringlich vor den schlimmen Folgen ihrer Kriegsbegier gewarnt: Ein guter christlicher Herrscher werde niemals einen Krieg beginnen und müsse mißtrauisch gegen die Rede vom gerechten Kriegsgrund sein, da jeder meine, für eine gerechte Sache zu streiten.⁴⁸

44 TFB, Bl. Gij^r.

45 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 9–13, S. 26–31, S. 35–41.

46 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 36–37.

47 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 18–22.

48 Erasmus von Rotterdam: *Institutio Principis Christiani*. In: *Ausgewählte Schriften*. Bd. 5 (wie Anm. 4), S. 338–357 (= 11. Kap.), hier S. 344–345. Zuvor hatte er – gegen „Pontificae leges“, Augustinus und Bernhard von Clairvaux – bezweifelt, ob es überhaupt einen gerechten Krieg geben könne, da jeder Herrscher eine Sache für gerecht halte, und sich auf die gesamte Lehre Christi und der Apostel berufen.

Die Schrift *Dulce Bellum inexpertis* ist bereits 1519 vom Kaiserlichen Rat Ulrich Varnbüler ins Deutsche übersetzt worden.⁴⁹ Sebastian Franck hat sie sich 1539 in seinem *Krieg Büchlin des Friedes* anverwandelt,⁵⁰ aber auch Pierre Boaystuuau, gen. Launay, in seinem *Theatre du Monde ou discours de misères humaines* (Antwerpen 1575, deutsch 1612 und 1659).⁵¹

Die drei Übersetzungen des Adagiums im 17. Jahrhundert beziehen sich aufgrund ihrer Erscheinungsdaten nicht auf den Dreißigjährigen Krieg: Die Flugschrift von 1607 (unter dem Pseudonym Fridericus Cornelius von Friedensberg) verweist allenfalls auf die Kriegsgefahr zuvor, die beiden 1659 (Caspar Meußler) und 1666 (Joachim Gerdes) folgenden Übersetzungen entstanden unter dem Eindruck des Dänisch-Schwedischen Krieges.⁵² Gleichwohl ist das Adagium auch während und nach dem Dreißigjährigen Krieg eifrig rezipiert worden. Das zeigen vor allem die Friedensdichtungen der *poetae docti* während des Dreißigjährigen Krieges, die sich argumentativ auf *Dulce Bellum inexpertis* und die *Querela Pacis* beziehen, so Opitz in seinem *Trostgedicht in Widerwertigkeit des Krieges* und im satirischen *Lob des Krieges Gottes Martis*,⁵³ Diederich von dem Werder in seiner *Friedens Rede*

49 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2) hat dieser Übersetzung ein ganzes Kapitel gewidmet, ebd. S. 49–80.

50 Sebastian Franck: *Krieg Büchlin des Friedens*. Augsburg 1539 [Reprogr. Neudruck Hildesheim 1975].

51 Pierre Boaystuuau: *Le Theatre du Monde. Oder Schauplatz der Welt/ Darinnen Zu voller Gnüge/ alle die müheselige Beschwerlichkeiten/ wormit der Sorgen- und Kummer-volle Mensch/ von Anbeginn seines Lebens/ bis wiederumb zu dessen Beschluß/ gekräncket/ hiernächst auch dessen vortreffliche Herrlichkeiten und nimmergnung belobte Würdigkeiten/ auffgeföhret und vermeldet werden. Anfangs in Lateinischer/ hernachmals in Frantzosischer Sprach durch P. Boaystuuau, sonsten Launay genannt/ verfasset/ Anitzo aber Jn unsere Teutsche Mutter-sprach zu männiglicher Christlicher Betrachtung außgefertiget/ artlich angekleidet und dargestellet von Johann Moritz Friederichen. Leipzig/ Jn Verlegung Johann Scheibens/ Gedruckt bei Johann Bauern/ im Jahr 1659, S. 144–159, S. 240–242. Exemplar in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: 5783 Qu (1).*

52 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 81–125 (Friedensberg), S. 125–214 (Meußler), S. 215–316 (Gerdes).

53 Martin Opitz: *Trostgedicht Jn Widerwertigkeit Deß Krieges: Jn vier Bücher abgetheilt/ Vnd vor etlichen Jahren anderwärts geschrieben*. In: Martin Opitz: *Geistliche Poemata 1638*. Hrsg. von Erich Trunz. Tübingen ²1975, S. 334–408. Vgl. dazu Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2). – Martin Opitz: *Lob des Krieges Gottes Martis*. In: Martin Opitz: *Weltliche Poemata 1644*. Erster Teil. Unter Mitwirkung von Christine Eisner hrsg. von Erich Trunz. Tübingen 1975, S. 129–188. Vgl. dazu Becker-Cantarino, Satyra (wie Anm. 39).

(1639),⁵⁴ Johann Rist in seinen Dramen über Krieg und Frieden,⁵⁵ kritisch Johann Balthasar Schupp.⁵⁶ Sie waren auf Übersetzungen nicht angewiesen, sondern konnten auf eine der zahlreichen lateinischen Ausgaben zurückgreifen.⁵⁷

Anders Grimmelshausen. Er machte das Sprichwort „Dulce Bellum inexpertis“ zu seinem durchgehenden Thema.⁵⁸ Er schöpfte seine Kenntnis der Friedensschriften des Erasmus, vor allem für den Kriegsdiskurs des *Satyrischen Pilgram*, wohl aus der alten Übersetzung Varnbüblers

-
- 54 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 401–419. Eltink legt ihrem Vergleich mit der *Querela Pacis* den Hamburger Druck von 1639 zugrunde: HAB 171.41 Quod (9).
- 55 Johann Rist und Ernst Stapel: *Irenaromachia. Das ist Eine Neue Tragico-comaedia Von Fried und Krieg*. Hamburg 1630. In: Johann Rist: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Eberhard Mannack. Bd. I. Berlin 1967, S. 1–115. Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 395–400. – Johann Rist: *Das Friedewünschende Teutschland*. O. O. 1647. In: Johann Rist: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Eberhard Mannack. Bd. II. Berlin 1972; Johann Rist: *Das Friedejauchtzende Teutschland*. Nürnberg 1653. In: Johann Rist: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Eberhard Mannack. Bd. II. Berlin 1972.
- 56 Hinweise bei Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 422: Johann Balthasar Schupp hat in mehreren Schriften das positive Menschenbild der Friedensschriften des Erasmus kritisiert und gegen Erasmus die traditionelle Lehre vom gerechten Krieg verteidigt: *De laude atque utilitate belli Oratio* (Gießen 1658); *Der beliebte und belobte Krieg/ Oder Kurtze Außführung/ Daß so wol Menschen als Vieh/ ja die Natur selbst/ mehr zum Krieg und Widerspenstigkeit/ als zur Einigkeit und Frieden geneigt sey/ durch Anleitung der vorigen Kriegsläuffte zu Papier gebracht*. In: *Schuppis Schriften*. Tl. 2. Hanau 1667, S. 313–338; *Der Hauptmann zu Capernaum. Das ist: Ein gottsfürchtiger Kriegsmann/ Denen Cavaliern und Soldaten zur Nachfolge vorgestellt*. In: *Schuppis Schriften*. Tl. 2. Hanau 1667, S. 249–312.
- 57 Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm. 2), S. 422 sowie ihre Bibliographie. – Ferdinand van der Haeghen: *Bibliotheca erasmiana*. 3 Bde. Gent 1893 [Repr. Nachdruck Nieuwkoop 1961].
- 58 Die Antikriegsthematik, die in Grimmelshausens Werk von der ersten bis zur letzten Schrift nachdrücklich und erfahrungsgesättigt dargestellt wird, ist vielfach erforscht worden, allerdings bisher kaum vor dem Hintergrund der Friedensschriften des Erasmus. Vgl. Italo Michele Battafarano: Was der Krieg vor ein erschreckliches und grausames Monstrum seye: Der Dreißigjährige Krieg in den Simplicianischen Schriften Grimmelshausens. In: *Simpliciana X* (1988), S. 45–59; Italo Michele Battafarano: *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006*. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (IRIS 26); Ferdinand van Ingen: Krieg und Frieden bei Grimmelshausen. In: *Etudes Germaniques* 46 (1991), S. 35–53; Jean-Marie Valentin: Krieg und Frieden bei Grimmelshausen. Oder die Grenzen der Satire. In: *Simpliciana XXII* (2000), S. 331–342; Dieter Breuer: Krieg und Frieden in Grimmelshausens „Simpliçissimus Teutsch“. In: *Der Deutschunterricht* 37 (1985), S. 79–97.

von 1519/20,⁵⁹ vielleicht auch nur aus Boaystuaus Kompilationswerk (Leipzig 1659), wie Joseph B. Dallett vermutete,⁶⁰ oder aus Johann Rists Schriften.⁶¹ Wie schon Erasmus in den *Colloquia familiaria*, stellte er, abgesehen vom *Simplicissimus*-Roman, 1672 in der Flugschrift *Stoltzer Melcher* und 1675 im Molsheimer Kalender *Exempla junger Menschen* dar, die aus Abenteuerlust, Ruhmsucht und Hoffnung auf schnellen Reichtum in den Krieg ziehen und durch leidvolle Erfahrung klug werden;⁶² in beiden Fällen, in Flugschrift und Jahreskalender, suchte der Autor die breite Öffentlichkeit gegen die Kriegspolitik seines geistlichen Landesherrn, des Straßburger Bischofs Franz Egon von Fürstenberg.⁶³ Im Roman *Proximus und Lympida* führt er sogar die erasmianische Figur des idealen Fürsten vor, der eher seine Herrschaft

59 *Eyn gemeyn Sprüchwort/ Der Krieg ist lustig dem vnerfarnen/ durch den allgeleretsten Erasmum von Roterodamm erstlich zuo latein gar künstlich außgelegt. Vnd yetzo durch her Vlrichen Varnbüler geteutsch. [...] Gedruckt zuo Basel/ durch Andream Cartandrum/ an dem sechsten tag Novembris. Anno M.D.XIX.* Vgl. Eltink, *Erasmus* (wie Anm.2). Siehe aber auch den Textvergleich zwischen Varnbüler und dem Kriegsdiskurs im *Satyrischen Pilgram* bei Breuer, *Krieg und Frieden* (wie Anm. 58), S. 92–101.

60 Briefliche Mitteilung an den Vf.

61 Vgl. Eberhard Mannack: *Grimmelshausens Rist-Lektüre und die Folgen. Jupiter-episoden und Friedensspiele.* In: *Barocker Lust-Spiegel. Studien zur Literatur des Barock. Festschrift für Blake Lee Spahr.* Hrsg. von Martin Bircher, Jörg-Ulrich Fechner und Gerd Hillen. Amsterdam 1984 (Chloe 3), S. 279–294. – Ob Grimmelshausen die *Querela*-Flugschrift von 1622 einsehen konnte, die noch heute in einstmals reichsstädtischen Bibliotheken vorhanden ist, bleibt zu untersuchen.

62 Vgl. Peter Heßelmann: *Grimmelshausens „Stoltzer Melcher“ und Wassenbergs „Frantzösische Gold-Grube“: „der Fridens-satten-vnd gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret“.* In: *Simpliciana IX* (1987), S. 79–100. – Dieter Breuer: *Zur Frage der Autorschaft Grimmelshausens an den simplicianischen Jahreskalendern Felbeckers, Hoffmanns und Straubhaars.* In: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur.* Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5), S. 159–184.

63 Vgl. Gustav Könnecke: *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens.* Bd. II. Leipzig 1928, S. 194–198. – Sibylle Penkert: *Dreihundert Jahre danach: Unbekannte Grimmelshausen-Handschriften. Das Schreiben des Renchener Schultheißen von 1673 an Bischof Franz Egon von Fürstenberg und andere Quellen des Straßburger Archivs.* In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 17* (1979), S. 3–20. – Breuer, *Zur Frage der Autorschaft* (wie Anm. 62), S. 181–184.

aufgibt, als dass er sich in absehbare kriegerische Auseinandersetzungen unter Christen hineinziehen lässt.⁶⁴

Was es sonsten umb den werthen Frieden vor ein trefflich werck sey/ ist denen zum besten bekant/ die das Kriegs-wesen erfahren; cum bellum inexpertis dulce, der Krieg ist angenehm/ denen die ihn nicht erfahren haben/ Des. Erasm. in chiliad. adag. hergegen in pace summa felicitas.⁶⁵

So heißt es im *Teutschen Friedens-Raht*, dem Politik-Traktat des Claus von Schauenburg, den Grimmelshausen für dessen Sohn redigierte und 1670 in Straßburg zum Druck brachte. Ob der Redaktor diesen Hinweis auf die Friedensschrift des Erasmus im Manuskript des Autors vorfand oder – wie an anderen Stellen des Traktats gelegentlich praktiziert – selbst hinzufügte, muß offen bleiben. Geprägt durch seine eigenen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges, stellt sich Grimmelshausen in die Nachfolge der Friedensappelle des Erasmus, rechtfertigt wie dieser aber auch die Verteidigung der Heimat gegen eindringende Reichsfeinde und stirbt während dieses letzten Dienstes.⁶⁶

64 Vgl. Grimmelshausen: *Proximus und Lympida*. In: *Werke II*. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 673–676. Dieser erasmianische Aspekt der Romanhandlung ist bisher noch nicht gewürdigt worden.

65 Claus von Schauenburg: *Teutscher Friedens-Raht/ Oder Deutliche Vorstellung/ wie in Teutschland bey erwünschten Friedens-Zeiten eine wohl-ersprießliche Regierung allenthalben wiederumb anzuordnen und einzuführen [...]*. Auff Ansinnen guther Leuthe in Truck gegeben/ durch Herrn Philipp Hannibalen von und zu Schauenburg/ deß Herrn Authoris Sohn. Straßburg: Johann Wilhelm Tidemann 1670, S. 9.

66 Vgl. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Stoltzer Melcher*. In: *Werke II*. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 699: „ehe ich mich [...] widerumb vnderhalten [anwerben] lassen wollte [...] ich wollte eher arbeiten das mir die Schwarte kracht [...]; es sei dan das ich mein aigen Vatterland beschützen helffen müste [...].“ So der aus schlimmer Erfahrung im französischen Sold zur Einsicht gekommene Schweizer Handwerkskerl. Grimmelshausen selbst hat sich nicht anders verhalten. Vgl. Könnecke, *Quellen und Forschungen* (wie Anm. 63), S. 201–203.

DIRK NIEFANGER (Erlangen-Nürnberg)

„Die Welt vol Schrecken“.
Die Schlacht bei Wittstock in Georg Greflingers
Epos *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* und
seinen Chroniken

In Gotthold Ephraim Lessings *Vermischten literarischen Anmerkungen* findet sich eine bemerkenswerte Notiz über den Barockdichter Georg Greflinger und sein historiographisches Hauptwerk:

Celadon von der Donau.

Wer ist der Dichter, der unter diesem Namen 1657: der deutsche dreyßigjährige Krieg, poetisch erzählt, in 8° herausgegeben hat? Das Gedicht besteht aus zwölf Büchern oder Theilen, wie er sie nennt, und verdient bekannter zu seyn.¹

Der Philologe Lessing hat Probleme, dem Autor Greflinger die Kriegserzählung zuzuordnen, weil er diesen nur seinem späteren Wohnort Hamburg und nicht dessen Oberpfälzer Heimatregion zuordnen kann. Trotz Lessings Votum gerät das Epos bei den wenigen Literaturhistorikern, die es kennen, in die Kritik; so meint Friedrich August Bouterwek 1817, es sei „ohne einen Funken poetischen Geistes“ verfasst worden.² Erst die spätere Forschung spricht anerkennend von Greflingers „zeitpoetische[r] Hauptleistung“.³ In dem Epos, das zwar schon 1647 begonnen wurde, in mehreren Versionen erschien, aber erst 1657 vollständig vorlag, findet sich als Abschluss des 7. Teils eine Beschreibung der Schlacht von Wittstock. Um diese etwa zwei Seiten lange Passage und die noch kürzere Notation der Schlacht in den historischen Chroniken des Autors wird es im Folgenden hauptsächlich gehen. Doch erscheint es müßig, anhand des Textes lediglich den Verlauf der Schlacht

1 *Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse*. Hrsg. von Karl Gottlieb Lessing. Berlin 1795, S. 371–372.

2 Friedrich August Bouterwek: *Geschichte der schönen Wissenschaften*. In: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts von einer Gesellschaft gelehrter Männer*. III. Abteilung. Göttingen 1817, S. 263.

3 Elger Blühm: Neues über Greflinger. In: *Euphorion* 58 (1964), S. 74–97, hier S. 90.

nochmals nachzuzeichnen, zumal sich Greflinger an so bekannte Vorlagen wie das *Theatrum Europaeum* gehalten hat.⁴ Zu dessen Autoren und Illustratoren hegte er in seiner Frankfurter Zeit (1643/44 und 1647/48) engere Kontakte.

Der vorliegende Beitrag versucht zuerst zu klären, *wer* in Greflingers Beschreibung von Wittstock spricht; dabei geht es mir weniger um den tatsächlichen Verfasser, über den man ja nicht allzu viel weiß, sondern um dessen Inszenierung als spezifisches Autor-Ich, das unter dem Schäfernamen Celadon die meisten seiner poetischen Texte publizierte. Dann möchte ich Rahmenbedingungen und Kontexte klären, also etwa auf Fragen der Poetik und Historik eingehen. In diesem Zusammenhang kommen die Geschichts- und Kriegschroniken Greflingers in den Blick. Und schließlich ist zu zeigen, wie die Schlacht von Wittstock im wichtigsten historischen Epos der Barockzeit konkret ‚besungen‘ wird.

Wenden wir uns also zuerst kurz Lessings Frage zu, wer denn nun Celadon von der Donau gewesen sei. Natürlich kennt man Georg Greflinger. Er wurde, wie man den Drucken seiner frühen Texte entnehmen kann, nahe Neunburg vorm Wald in der bayerischen Oberpfalz geboren. Da er zu Beginn seiner Verserzählung *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* angibt, er sei „als sich der Krieg erhob/ noch ungebohren“⁵ gewesen, schon im April 1639 aber durch Kampfhandlungen gefährdet wurde (vgl. *DK* 119), geht die einschlägige Forschung davon aus, Greflinger sei um das Jahr 1620 geboren worden. Seine Eltern hatten, so geht es unter anderem aus einem Widmungsgedicht seines Gedichtbandes *Celadonische Musa* aus dem Jahre 1663 hervor, einen Bauernhof. Im Gedicht *An seinen von Jugend auff bekannten und getreuen Freund Celadon* nennt der Sprecher, der den Kunstnamen „Columbin“ trägt, „Celadon/ mein ander ich“.⁶ Man hat in der Forschung deshalb spekuliert, Greflinger selbst sei der Autor dieser Verse gewesen.⁷ Hier heißt es, Bezug nehmend auf Greflingers Dichterkrönung durch Johann Rist im Jahre 1653:

4 Vgl. *Theatrum Europaeum*. Hrsg. von Mattheus Merian. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1670, S. 706–710.

5 Georg Greflinger: *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg 1657* [Faksimiledruck kommentiert und mit einem Nachwort von Peter Michael Ehrle. München 1983], S. 11. – Der Text wird im Folgenden nach dieser Edition mit Sigle *DK* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

6 [Georg Greflinger:] *Celadonische Musa. Inhalt hundert Oden und Etlich hundert Epigrammata*. Hamburg 1663, unpag., [S. 5].

7 Vgl. Wolfgang von Oettingen: *Über Georg Greflinger von Regensburg als Dichter, Historiker und Übersetzer. Eine literarhistorische Untersuchung*. Straßburg,

O wie stehstu nun verändert/
 Gegen jener trüben Zeit/
 Da wier beyde weit und breit
 Elend haben rum geschländert/
 Da uns vor der Kriegsgefahr
 Berg und Wald zur Wohnung war.

Da ich in den dicken Büschen
 Hungrig dir zur Seiten saß/
 Und mit dir die Eckern aß
 Unsern Magen zu erfrischen/
 Welches uns doch so bekam
 Daß es alle Krafft benahm

Da dein Vater dir zu Füßen
 Durch den Feind erschossen lag/
 Dachtestu wol solchen Tag
 Dieser Ehre zu genießen?
 Nimmermehr. Des Vaters Tod
 War auch deine Tods Noht.

Minders nicht / das von den Flammen
 All dein Haab zu Grunde gieng/
 Daß kein Stock am andern hieng.
 Da auch all dein Blut zusammen
 Mutter/ Brüder über ein
 Eines Todes musten seyn.

[...]

Da wir noch in Kinder Freuden
 Eh der Krieg uns hat verzehrt
 Unser Eltern Lämmer Herd
 Pflagen an der Asch zu weyden/
 Rymtestu schon auf ein Lam
 Wann es von der Mutter kam.⁸

Von Columbin gibt es weiter keine Texte und keine Nachrichten; denn er verschwindet nach der Kindheit an der Asch aus seinem Text. Er könnte insofern tatsächlich das *Alter Ego* Celadons gewesen sein. Nach dem Überfall auf den Hof der Eltern verbirgt sich der Hirte in den Wäldern, um später nach Regensburg zu wandern und dort Lesen und

London 1882, hierzu: Christoph Walthers Besprechung und Ergänzung in den *Anzeigen für deutsches Altertum und Literatur* 10 (1884), S. 73–127, hier S. 101.

8 Greflinger, *Celadonische Musa* (wie Anm. 6), unpag., [S. 5–6].

Schreiben zu lernen. Schließlich, so heißt es im Gedicht, nahm er „den Krieg zur Nahrung“, wurde vermutlich also Soldat.⁹

Die frühe Kriegserfahrung Grefflingers erinnert zweifellos an den Überfall auf „*Simplicii* Residenz“ und seine Folgen.¹⁰ In den aktuellen Kommentaren zum *Simplicissimus* taucht diese nur fünf Jahre vor der Veröffentlichung des Romans erzählte Geschichte indes nicht auf, obwohl sie von keinem unbekanntem Mann erzählt wird: Ist dieser doch ein gekrönter Dichter, bekannter Journalist und Mitglied des Elbschwänenordens, und er stammt wie der Autor des *Simplicissimus* aus einfachen Verhältnissen. Immerhin hat die Grimmelshausen-Forschung vor 100 Jahren den Bezug schon einmal diskutiert.¹¹

Für unsern Zusammenhang sollte die frühe und intensive Kriegserfahrung Grefflingers notiert werden. Aus dem mutmaßlichen Geburtsjahr geht hervor, dass er als etwa 16jähriger in der Universitätsstadt Wittenberg von der Schlacht in Wittstock erfahren haben dürfte. Seit einem Jahr studierte Grefflinger bei August Buchner Poesie und verfasste später, 1639, in dessen unmittelbarer Nachfolge¹² seinen mutmaßlich ersten veröffentlichten poetischen Text: die *Weinacht-Gedancken*. Sie enthalten eine wenig überraschende, aber vom Autor biographisch begründete Fokussierung auf die Hirten und enden mit einer eindringlichen Bitte an Gott, den Krieg zu beenden.¹³ Er habe sich eben mit „Leuthen meines Herkommens/ alß mit den einfältigen Hirten“ beschäftigen wollen.¹⁴

Kurz nach seinem Studium scheint Grefflinger sich unter großer persönlicher Gefahr dem Krieg verschrieben zu haben. Bei der grausamen Erstürmung Pirnas am 3. Mai 1639 durch die schwedischen Truppen gerät er offenbar in Lebensgefahr. Die Forschung ist sich hier uneinig, ob

9 Grefflinger, *Celadonische Musa* (wie Anm. 6), unpag., [S. 5–6].

10 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke* I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 27.

11 Vgl. Carl August von Bloedau: *Grimmelshausens „Simplizissimus“ und seine Vorgänger*. Berlin 1908. Kritische Rezension hierzu: Richard Maria Werner, in: *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* 9 (1909), S. 481–482. Eine Erwähnung des möglichen Bezugs findet sich bei Blühm, Neues über Grefflinger (wie Anm. 3), S. 77.

12 August Buchner verfasste 1638 seine *Weynacht Gedancken*.

13 Vgl. den Abdruck des Gedichts bei Blühm, Neues über Grefflinger (wie Anm. 3), S. 79–80, und das Faksimile einer späteren Fassung der *Weihnacht-Gedancken* im Anhang zu: Franz Heiduk: Georg Grefflinger – Neue Daten zu Leben und Werk. In: *Daphnis* 9 (1980), S. 191–197.

14 Georg Grefflinger: *Weihnacht-Gedancken*, zit. nach: Blühm, Neues über Grefflinger (wie Anm. 3), S. 76.

er zu dieser Zeit als Soldat oder schon als Bote beziehungsweise Kriegsberichterstätter gearbeitet hat.¹⁵ In Columbins Versen heißt es, Celadon habe sich als „Marspitters sein Slav“ verdingt.¹⁶ Ähnliches erwähnt auch Greflingers Erzählung *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg*:

Ey aber sich Bannier nach Böhaims Grentzen fügte
Gieng er nach Pirna hin/ das er auch bald besiegte/
und alles nider hieb was in den Waffen war.
Ich selber stundte da in euerster Gefahr. (DK 118–119)

Zwar kann Greflinger die Schlacht von Wittstock nicht als Augenzeuge schildern, aber er kann auf eigene Kriegserfahrungen zurückgreifen; ja, er hat sogar die Armee Johan Banérs, des „Schwedisch[en] Alexander[s]“ (DK 121), wie er ihn einmal anerkennend nennt, selbst erlebt. Dass ihm solche konkreten Erfahrungen wichtig sind, zeigt ein Rollengedicht, das erstmals 1654 in *Seladons Beständiger Liebe* unter dem Titel „Sein Erstes an Floren“¹⁷ und dann in den *Poetischen Rosen und Dörnern* von 1655 unter dem an Paul Fleming erinnernden Titel „Beschreibung seiner selbst“ veröffentlicht wurde;¹⁸ hier vermerkt der Sprecher in der Rolle des einfachen und uneingebildeten Bauern:

Ich kann nicht[s] von Schlachten sagen/
Sprach auch keinem Feinde Hohn/
Mancher hat ein Huhn erschlagen/
Schreyet von Occasion/
Lützen liegt auff vieler Zungen/
Wenig haben da gerungen.¹⁹

Das Plädoyer ihn so zu nehmen, wie er ist, verbindet der Sprecher also mit einer Kritik am Bramarbas, dem großsprecherischen Helden, wie

15 Vgl. Oettingen, *Über Georg Greflinger von Regensburg* (wie Anm. 7), S. 4, Blühm, *Neues über Greflinger* (wie Anm. 3), S. 78 und Heiduk, *Georg Greflinger* (wie Anm. 13), S. 194.

16 Greflinger, *Celadonische Musa* (wie Anm. 6), unpag., [S. 5–6].

17 [Georg Greflinger:] *Seladons Beständige Liebe*. Frankfurt a. M. 1654, unpag. [S. 1].

18 Georg Greflinger: *Poetische Rosen und Dörner/ Hülsen und Körner*. Hamburg 1655, Nr. XXXV.

19 Greflinger, *Poetische Rosen* (wie Anm. 18), Nr. XXXV. Zum kulturgeschichtlichen Wert der oft das Alltagsleben thematisierenden Lieder Greflingers vgl. Anthony J. Harper: *Der Liederdichter Georg Greflinger*. In: *Regionaler Kulturraum und intellektuelle Kommunikation vom Humanismus bis ins Zeitalter des Internets*. Festschrift für Klaus Garber. Hrsg. von Axel E. Walter. Amsterdam, New York 2005 (Chloe 36), S. 211–238.

wir ihn von Gryphius' *Horribilicribrifax* kennen. „Von Schlachten“ sollte man nur etwas „sagen“, wenn man etwas davon versteht, also wirklich einmal dabei gewesen ist. Auf solche Erfahrungen kann der Kriegsjournalist und mutmaßliche Soldat Greflinger jedenfalls zurückgreifen.

Auf die eigene Kriegserfahrung geht er deshalb in seiner Vorrede der Frühfassung der großen poetischen Schilderung des Dreißigjährigen Krieges ausdrücklich ein, die unter dem Titel *Die grausam-blutige Tragoedia vom Deutschlande* herauskam; bekannt ist zur Zeit nur das unvollständige Exemplar in Wolfenbüttel:

[E]in unansehnlicher Bote/ welcher durch diß oder Jenes Kriegslager daher reiset/ hat vor den Liebhabern der neuen Zeitungen eben so viel/ wo nicht Freyheit zu reden/ als ein umstehender/ welcher zwar ansehnlich und vielwissend/ dennoch bey solchen Händeln/ von denen man redet/ selbest nicht gewesen ist. Fürwahr diß Wetter hat mich und die Meinige von seinen Anfang biß auff diese Zeiten berührt/ und uns nichts mehr übrig gelassen als das Gedächtnis/ daß wir und unsere Nachkömmlinge desselben Lebenslang nicht vergessen.²⁰

Die spezifische Qualifikation zur Kriegsschilderung leitet der Vorredner von seinen eigenen Erlebnissen ab. Implizit werden die Kindheitstraumata Greflingers in der ländlichen Oberpfalz und die berufliche Tätigkeit angeführt; beides wird zur Verpflichtung gedeutet, an den Krieg zu erinnern. Das Epos selbst habe er anfangs „allein zur Lust“²¹ geschrieben und erst auf Bitten der Freunde drucken lassen. Möglich sei, dass man ihn des Irrtums überführen wolle, doch – so betont er sehr emphatisch seine historiographische Redlichkeit – „was ich selbst gesehn habe/ laß ich mir nicht aufschwätzen/ was mir aber von andern mündlich oder schriftlich ist berichtet worden/ geb ich wiederumb so wahr aus/ als ich es empfangen habe.“ Freilich sei es „unmöglich“ den „Krieg von so unterschiedlichen Armeen/ Eroberungen/ Schlachten Scharmützeln/ nach der Wahrheit ohne Fehler zu beschreiben.“²² In diesem Sinn bittet er am Ende der Vorrede um Verbesserungen und Korrekturen. Die Einsicht in die Begrenztheit historischen Wissens entspricht durchaus schon dem historischen Diskurs der Zeit. Diese wird in der Regel mit der prinzipiellen Dunkelheit göttlichen Waltens

20 [Georg Greflinger]: *Die grausam-blutige Tragoedia/ Vom Deutschlande/ Ist eine Erzählung des Deutschen Krieges, Von 1618 biß 1648*. O. O., o. J., Vorrede „Günstiger Leser“, Bl. 1. Vgl. auch Blühm, Neues über Greflinger (wie Anm. 3), S. 90.

21 Greflinger, *Grausam-blutige Tragoedia* (wie Anm. 20), Vorrede.

22 Greflinger, *Grausam-blutige Tragoedia* (wie Anm. 20), Vorrede.

für den Menschen begründet;²³ Grefflingers Argumentation ist erstaunlich säkular, man möchte fast sagen ‚modern‘ geführt.

Er beschäftigt sich nicht nur im historiographischen Epos *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg mit der Schlacht von Wittstock*, sondern ebenfalls in seinen immer wieder aufgelegten und neu zusammengestellten Geschichtsanalen, etwa in seinem *Anzeiger der denckwürdigen Krieges- und anderer Händel*.²⁴ Das tabellarische und strikt chronologische Geschichtswerk ist vermutlich 1660 erschienen. Selbst hier werden die Faktualität (also die Zugehörigkeit zum Geschichtsdiskurs) und die Faktizität (also die größtmögliche Entsprechung mit der historischen Wirklichkeit) des Dargestellten reflektiert. So kann man schon auf dem Titelblatt lesen, dass es „Unpartheyisch ausgegeben“ worden wäre.²⁵

Dieses Büchlein sucht kein Lob/
Sondern Euch nur anzudeuten
Wie und wo/ un[d] in was Zeiten
Diß und das geschehen sey [.]²⁶

Neutralität, Sachlichkeit und Prägnanz werden dann in den Eingangsversen als Ideal des Buches betont, auch wenn man keineswegs, wie Berghaus meint, Grefflinger als „Realist[en]“ bezeichnen könnte, der die konkret erfassbare Wirklichkeit widerspiegeln wollte.²⁷ Jedenfalls nicht in unserem heutigen Sinn: Gerade die Geste der Einfachheit, die sich mit der immer wieder betonten bäuerlichen Herkunft und der Hir-

-
- 23 Vgl. Ulrich Muhlack: *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, S. 67–87. Zum literarischen Kontext: Joachim Knappe: ‚Historie‘ im Mittelalter und Früher Neuzeit. *Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext*. Baden-Baden 1984, und Wilhelm Voßkamp: *Untersuchungen zur Zeit- und Geschichtsauffassung im 17. Jahrhundert bei Gryphius und Lohenstein*. Bonn 1967.
- 24 Zur Nähe von historiographischen und journalistischen Texten im 17. Jahrhundert vgl. Jörg Jochen Berns: *Zeitung und Historia. Die historiographischen Konzepte der Zeitungstheoretiker des 17. Jahrhunderts*. In: *Daphnis* 12 (1983), S. 87–110.
- 25 [Georg Grefflinger] G. G. C. N.: *Anzeiger der denckwürdigen Krieges- und anderer Händel zu unsern Zeiten Im Römischen Reiche [...] von 1618 biß September 1660 [...] beschehen. Unpartheyisch ausgegeben*. O. O., o. J. [1660], [S. 7].
- 26 Grefflinger, *Anzeiger* (wie Anm. 25), unpag. [S. 8], vgl. die ähnliche Formulierung eine Seite später.
- 27 Günter Berghaus: *Georg Grefflinger als Journalist und historisch-politischer Schriftsteller: mit einem Anhang seiner Schriften über die englische Revolution*. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 12 (1985), 1–14, Zitat: S. 1.

ten-Stilisierung verbindet, stimmt ja nicht mit der akademischen Ausbildung in Wittenberg und den publizistischen Ambitionen zusammen. Auch ist auffällig, dass der Habitus des ‚naiven‘, unvoreingenommenen Berichterstatters nicht an die Darstellung im poetischen Kriegsepos gebunden bleibt, sondern als Stilisierung praktisch allen, auch den analistischen Texten des Autors zugrunde liegt. Denn Selbstverpflichtungen zu einer „unpartheyische[n]“ Geschichtssicht finden sich in vielen historiographischen Werken Greflingers, insbesondere natürlich in den Chronologien. Ein Epigramm zum *Diarium Britannicum* (1651) zeigt, dass es Seladon aber nicht sosehr um eine bloß überkonfessionelle (im Sinne des bekannten Werks von Gottfried Arnold²⁸), sondern tatsächlich – und soweit man das für das 17. Jahrhundert sagen kann – um eine unabhängige und wahrheitsgetreue Darstellung ging:

Ich habe keinem was mit Schmeicheln wollen schreiben/
Der von Geschichten schreibt/ muß bei der Wahrheit bleiben.²⁹

Zwar ist der Druck des *Diariums* anonym, doch gerade dieses, seinen Text der faktualen Schreibart verpflichtendes Epigramm unterzeichnet der Autor mit seinem allseits bekannten Hirten-Pseudonym „Seladon“.³⁰ Dieses steht hier programmatisch für das Bemühen des Autors um eine möglichst unvoreingenommene (in diesem Sinne ‚naive‘), so weit möglich korrekte, nicht fremd bestimmte und deshalb unabhängige Wahrnehmung historischen Geschehens.

Greflinger beginnt seine deutsche Kriegschronik mit dem Hinweis, dass das „Krieges-Feuer“ von Böhmen aus auf das ganze „Römische Reich“ ausgefliegen sei.³¹ Eine spezifische Ursache und einen konkreten Urheber des Krieges benennt er zwar nicht, setzt aber mit dem Prager Fenstersturz am 25. Mai 1618 und der Kometenerscheinung am 13. November einen deutlichen Beginn. Im Folgenden konzentriert sich der Anzeiger auf die führenden Feldherrn, die Orte von Schlachten und Belagerungen sowie die Anzahl der Gefallenen: Selten werden weitere historische Nachrichten – Tod Gustav Adolphs, Kaiserwahl usw. – eingefügt.

28 Gottfried Arnold: *Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie* [...]. Frankfurt a. M. 1729.

29 [Georg Greflinger]: *Diarium Britannicum/ Das ist:/ Kurtze und unpartheyische/ Erzählung derer/ Dinge/ Welche sich Anno 1637. biß auff den 1. Octobr. 1651/ in den dreyen Königreichen Engeland/ Schott- und Irrland/ zugetragen haben*. O. O. 1651, unpag. [letzte Seite].

30 [Georg Greflinger], *Diarium Britannicum* (wie Anm. 29), unpag. [letzte Seite].

31 Greflinger, *Anzeiger* (wie Anm. 25), unpag. [S. 8].

(24. Sept.) geschach die grosse Schlacht vor Wittstock/ da die Schweden der Kais. und Sächsis. 7000. erschlagen haben.³²

Innerhalb der Chronik erscheint einzig die Betonung der auffallenden Größe der Schlacht ungewöhnlich. Auch im Falle Wittstock dominiert die nüchtern gehaltene Chronologie, obwohl die Zahl der Erschlagenen weit höher ausfällt als bei anderen Kampfhandlungen. Die passive Formulierung verweist wohl auf ein eher prädestinatives Weltbild. Zudem markiert sie zusammen mit der für den Barock unpräzisen Sprachverwendung und der Zahlenangabe eine bewusst unparteiische Berichterstattung. Die Präposition „vor“ Wittstock – im Gegensatz etwa zur Schlacht „bey Lützen“³³ – zeigt einerseits eine sich offenbar schon früh verfestigende Schlacht-Semantik an, andererseits verblüfft – wenn man sich die räumliche Anordnung der Schlacht ansieht – auch eine große Präzision. Sie hat sich vermutlich durch Flugblätter und das *Theatrum Europaeum* rasch verbreitet. In Dresden wird indes ein Flugblatt aufbewahrt, wo noch von der Schlacht „zu Wittstock“ die Rede ist.³⁴

Als Anhang der früheren Fassungen von Greflingers Hauptwerk, der *Grausam-blutige Tragoedia vom Deutschlande*, findet sich

eine zusammen-Rechnung/ wie viel Schlachten diese 30 Jahre her geschehen/ wie viel/ als man weis/ Menschen darinnen erschlagen/ wie viele Städte eingeäschert, und wie viel hundert Kirchen [...] sind zerstört worden/ Dörffer und Flecken ungedacht.³⁵

Ungeachtet der Tatsache, dass es damals problematisch war, eine genaue Liste der Gefallenen und der Kriegsschäden zu erstellen, zeigt sie Greflingers Bemühen, um eine genaue Quantifizierung der Schrecken. Letztlich folgen die chronologische Listung der Kriegereignisse und die summarische Erinnerung an die Gefallenen der gleichen Intention. Mit dieser zwar nüchtern wirkenden, doch keineswegs wirkungslosen Art analistisch-mathematischen Eingedenkens wollte Greflinger offenbar zur Bewältigung der Kriegsschrecken und zur Memorialkultur beitragen.

Dabei versteht sich der Historiograph Greflinger wie der Poet und der Kriegssatiriker als unermüdlicher Kriegskritiker, wobei er beson-

32 Greflinger, *Anzeiger* (wie Anm. 25), unpag. [S. 21].

33 Greflinger, *Anzeiger* (wie Anm. 25), unpag. [S. 17–18].

34 *Außführlicher Bericht Deß gantzen Verlauffs zwischen der Kron Schweden vnd Chur-Sächsischen Armeen gewaltiges Treffen/ geschehen zu Wittstock*. O. O. 1636.

35 Greflinger, *Grausam-blutige Tragoedia* (wie Anm. 20), Vorrede; vgl. Blühm, *Neues über Greflinger* (wie Anm. 3), S. 91.

ders an der selbst verzehrenden Gewalt des innerdeutschen Konfessionskriegs Anstoß nimmt. Dies zeigt sich an seinem Vorschlag, die Kriegsenergie im Reich zu bündeln und gegen den osmanischen Feind zu wenden; er findet sich in vielen seiner Werke, auch am Ende des hier vorgestellten *Anzeigers* von 1660.³⁶ In einem seiner Buß-Gebete heißt es deutlich „Behüte uns für Krieg und Blutvergiessen / fürm Türcken und allen barbarischen Völckern.“³⁷

An einige kriegskritische Texte des Autors ist in diesem Zusammenhang zu erinnern: an seine beeindruckende Versdichtung *Des jetzigen Deutschlands Erbärmliche Beschaffenheit* (1643), die – wie Elger Blühm zu Recht bemerkt – „durch ihre ehrliche und eindringliche Sprache überzeugt“³⁸ und seine durch Flugblätter weit verbreitete, virtuos zwischen Latein und Volkssprache wechselnde Kriegssatire *Der Mars ist nun im Ars* (1648/51), mit der Nicola Kaminski ihre viel beachtete Monographie *EX BELLO ARS* beginnen lässt.³⁹ Den Beginn einer Schlacht – wie der vor Wittstock – beschreibt in großer Nüchternheit ein viel zu wenig beachtetes Gedicht, das Greflinger an den Anfang des hoch interessanten Traktats „Der unterrichtete Student/ Oder: Ein *Academischer Discours* zwischen zweyen Freunden *Seladon* und *Damon*“ (1668) setzt. Das Gedicht erfasst mit einfachen Worten, durchaus aber mit rhetorischer Ambition, den mit unterschiedlichen Sinnen wahrgenommenen Krieg und die Ängste, die diese Signale auslösen. Es zeigt, dass man auch als Opitz- und Buchner-Schüler in Bezug auf den

36 Vgl. Greflinger, *Anzeiger* (wie Anm. 25), unpag. [letzte S.]: „Soll aber der Mars die Lantze länger schwingen/| So laß ihn seinen Stoß an Mahmets Völcker bringen/| Daß unsre Friedens-Sonn ihm seinen Monden-Schein | Verdunckel und sein Reich mög unsre Beute seyn.“

37 [Georg Greflinger]: *Neu und mit Fleiß eingerichtetes Hamburgisches Reise- und Handbüchlein* [...]. Ratzeburg 1677, S. 201. Vgl. auch Zeile 35–38 des Alexandriner-Gedichts: [Georg Greflinger]: *Des 1660. Jahres/ Wunder-Meij.* O. O., o. J. [Hamburg 1660]: Das Titelpupfer zeigt zudem eine Schlachtaufstellung zu Land und zu See sowie eine allegorische Darstellung des Konflikts zwischen Osmanen und Christen. Zu Text und Kupfer vgl. Sebastian Olden-Jørgensen: Ein paar Greflinger-Kleinigkeiten. In: *Wolfenbütteler Barock Nachrichten* 25 (1998), S. 39–43 mit Abdruck des Titelpupfers.

38 Blühm, Neues über Greflinger (wie Anm. 3), S. 87. In diesem Beitrag findet sich auch ein Abdruck des Gedichts (S. 83–87).

39 Vgl. Nicola Kaminski: *EX BELLO ARS oder Ursprung der Deutschen Poeterey*. Heidelberg 2004, S. 13–15. Vgl. auch Dirk Niefanger: *Lex mich im Mars*. Kriegssatire im 17. Jahrhundert. In: „*Mars und die Musen*“. *Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Jutta Nowosadko und Matthias Rogg. Berlin 2008, S. 75–87.

Krieg im Barock einen ganz anderen Ton finden konnte als Gryphius, Harsdörffer oder eben Opitz; ich zitiere einige Verse dieses ganz unbekanntes Gedichts:

Die Fahnen sahe man/ die Trummel ward gerühret/
 Es wurd auch hier und dort das Volck zusamm geführet/
 Die Waffen/ Kraut und Loth vertheilt man in dem Feld/
 [...]
 Man hörte Paucken hier/ und Trummeln dorten schlagen/
 Und was zu folgen pflegt/ den Ackersmann schon klagen/
 Man spürte/ wie die Furcht so manchen hat berührt/
 Daß er sein Haußgeräth an sichere örther führt.
 Man hörte Trommet in dem Canal erschallen/
 Bald die Musqueten/ bald die grossen Stücke knallen/
 [...]
 Man sah die See gantz roth gefärbt mit Menschen-Bluth/
 Die Leichen ohne Zahl dort schwommen in der Fluth.⁴⁰

Die Motive erinnern tatsächlich an die bekannten Kriegssonette von Gryphius oder Pamelas virtuose Klage über das „in den letzten Zügen liegende Teutschland“, das Harsdörffer und Klaj im *Pegnesischen Schäfergedicht* (1644) präsentieren.⁴¹ Aber der Ton ist ein ganz anderer, ein geradezu volkstümlicher. Im *Discours*, den das Gedicht einleitet, geht es um die adäquate Wahrnehmung von Städten und Ländern auf Reisen. Ein ganz wichtiger und ausführlich behandelter Aspekt ist hierbei, „das Fundamentum Belli“, also die Frage, wie ein Gemeinwesen auf den Krieg vorbereitet ist: Söldner oder eigenes „Land-Volck“, Bewaffnung, Schlachterfahrung, Mobilitätsmöglichkeit, Fortifikationsanlagen usw.⁴² Der Einwand des Studenten Damon ist übrigens durchaus bedenkenswert: Gerade die Kriegsangelegenheiten könne man ja besser in Büchern zu Hause oder auf der Universität studieren; das sei deutlich weniger gefährlich. Der Kriegsberichterstatter und weit gereiste Journalist Seladon verweist freilich auf die Nützlichkeit, die die „Besichtigung

40 [Georg Greflinger]: *Der unterrichtete Student/ Oder: Ein Academischer Discours zwischen zweyen Freunden Seladon und Damon*. In: Johann Balthasar Schuppii *Schriften*. Hamburg 1668, S. 202–248. Identifizierung durch Seladon selbst: S. 459–460, Zitat: S. 202.

41 Vgl. *Die Pegnitz-Schäfer. Nürnberger Barockdichtung*. Hrsg. von Eberhard Mannack. Stuttgart 1968, S. 31–32.

42 Greflinger, *Academischer Discours* (wie Anm. 40), S. 209–210.

und Erlernung“ von fremden Ordnungen und die konkrete eigene „Erfahrung“ erbringen. Sie setzt er gegen das bloße Hörensagen.⁴³

Wann ich aber zehen Jahr im Krieg/ in Feldschlachten/ und in allerhand Belagerungen wäre/ hoffete ich zu erfahren/ was zu einem guten Soldaten gefordert werde.⁴⁴

Wie sehr Greflinger stets das konkrete Schicksal und die Erziehung des einzelnen Kriegers am Herzen lag, zeigen die eher unbekanntes, sozial- und mentalitätsgeschichtlich interessanten Soldaten-Gebete, die er in sein *Neu und mit Fleiß eingerichtetes Hamburgisches Reise- und Handbüchlein* (1677) gleich zu Anfang eingerückt hat. „Lieber Vater“, heißt es in einem Gebet zum Beispiel, „leite meine Gedancken/ Worte und Werke zu allem Guten/ dass ich nicht mit Stehlen/ Rauben/ unzüchtigen Wesen/ Fluchen und andern Gräueln mehr mich an dir vergreife“. ⁴⁵ Ein anderes hat offenbar Kriegstraumata im Blick, wenn der Soldat erbitten soll: „Jage aus meinem Schlafkammerlein [...] alle Schrecken/ feindseliges Überfallen/ alle Gespenste des Teuffels/ die mich verunruhigen“. ⁴⁶

Kommen wir nun zur Schilderung der Schlacht vor Wittstock in *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg/ poetisch erzählet durch Celadon von der Donau* (1657). Als Ziel der historischen Verserzählung gilt die genaue und faktuale Darstellung der leidvollen Geschichte des Krieges, die mit hermeneutischem Interesse verfolgt wird.⁴⁷ Der Text versuche „zu verstehen/ Worin zu viel/ und wo zu wenig sey geschehen“. Das Werk diene ausdrücklich der Erinnerung an den Krieg und damit „zur Bässerung“ der Menschen. Denn hier könne man „in

43 Greflinger, *Academischer Discours* (wie Anm. 40), S. 212.

44 Greflinger, *Academischer Discours* (wie Anm. 40), S. 214.

45 Greflinger, *Hamburgisches Reise- und Handbüchlein* (wie Anm. 37), S. 6–7.

46 Greflinger, *Hamburgisches Reise- und Handbüchlein* (wie Anm. 37), S. 10–11.

47 Im Anschluss an Greflingers bekanntes Gedicht *Der Mars ist nun im Ars* finden sich zwei epigrammatische Verse, die nicht nur auf hermeneutische Probleme hinwiesen, sondern auch eine gewissenhafte Redlichkeit einklagen; in der Flugblattversion des Gedichts sind sie dem Gedicht vorangestellt: „Gut gemeint und böß verstanden/ Machet manche Schrift zu schanden.“ (Georg Greflinger: Diese Freud dass nun Fried/ Ist dem Mars ein garstig Lied. In: *Celadonische Musa*, [wie Anm. 6] [unpag. Text X, Ende]. Vgl. das Flugblatt in: *Graphische Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg*, HB 25059, Kapsel 1314. Eine Abbildung findet sich in: *Von teutscher Not zu höfischer Pracht. 1648–1701. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum*. Nürnberg, 2. April – 16. August 1998. Hrsg. von G. Ulrich Großmann [u. a.]. Nürnberg 1998 [Buchhandelsausgabe: Köln 1998], S. 62).

Worten“ lesen, „was ihr vor wenig Jahren | Im Werke habt gefühlt“ (DK 9). Zu diesem Zweck wird „Calliope“, die „Göttin der Geschichte“, angerufen, „Daß meine Rede sich nach dem Verlauffe richte“ (DK 11), also der tatsächlichen historischen Chronologie und damit auch den Kausalitäten des Krieges entspreche.

Trotz dieser ‚modern‘ anmutenden Ausrichtung auf die Faktizität des Geschehens und seine Hermeneutik dürfte als Vorbild der epischen Kriegsdarstellung Homers *Ilias* gelten. Dieser freilich längere, mythologisch ausgearbeitete und literarisch anspruchsvollere Text galt – wie es Greflingers Alexandriner-Erzählung wohl anstrebte – zugleich als Kriegsschilderung und Mythos stiftendes Nationalepos. *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* sollte mit seiner poetischen Darstellung des Krieges analog zur nationalkulturellen Festigung Deutschlands, insbesondere zur Stärkung seiner christlichen Fundierung beitragen.

Das Epos besteht aus zwölf Teilen, „die zumeist mit markanten Abschlüssen versehen sind.“⁴⁸ Die Teile erfassen indes nicht gleich lange Perioden des Krieges und sind auch nicht gleich umfangreich; die Gliederung richtet sich vielmehr nach bekannten historischen Ereignissen. Den Feldzügen des schwedischen Feldmarschalls Johan Banér (1596–1641), dem Sieger von Wittstock, ist der gesamte 7. Teil des Epos gewidmet. Durch diese Fokussierung unterbricht der Erzähler erstmals in einer umfangreicheren Passage die sonst chronologische Schilderung des Dreißigjährigen Krieges. In quasi personaler Perspektive verfolgt er die taktischen Bewegungen des Feldherrn nach der verheerenden Niederlage der schwedischen Armee bei Nördlingen und dem Frieden von Prag. Das Agieren Banérs und die Schlacht vor Wittstock erscheinen somit sinnvoll erklärbar. Das Kapitel endet mit dem überraschenden Sieg der Schweden.⁴⁹ Im folgenden 8. Teil nimmt der Erzähler dann die Feldzüge Bernhards von Weimar in den Blick.

Ausgangspunkt der Erzählung der Wittstocker Schlacht sind also die grausamen Kampfhandlungen bei Nördlingen, die – nach den Angaben Greflingers – weit mehr Opfer gekostet hatten als die späteren. Trotzdem werden die für die Protestanten unglücklich verlaufenden Nördlinger Kämpfe weniger ausführlich geschildert. Dies liegt sicherlich an – wie es

48 Peter Michael Ehrle: Kommentar und Nachwort zu Georg Greflinger: „Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg“. In: Greflinger, *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* (wie Anm. 5), S. 155–270, hier: S. 257. Vgl. auch Richard Erich Schade: Zur Deutung des Titelkupfers von Greflingers „Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg“ (1657). In: *Simpliciana* XV (1993), 261–272.

49 Vgl. Ehrle, Kommentar und Nachwort (wie Anm. 48), S. 258.

Ehrle etwas übertrieben formuliert – „Greflingers streng protestantischer Perspektive“,⁵⁰ sie räumt den evangelischen Siegen mehr Raum ein als den katholischen und sie betont bei diesen die negativen Folgen der Schlacht stärker. Deutlich wird dies etwa an den verwendeten Verben:

Die gantze Reuterey wurd in die Flucht getrieben/
Das Fuß-Volck aber wurd' erbärmlich aufgerieben
Durch Bley und Stahl erwürgt. (DK 88)

Als brutalste Kämpfer der katholischen Seite hätten sich indes die Kroaten erwiesen; sie seien „aus der Höllen Schoß | Entsprungen“, „ein Volck / das sonder allen Zweifel“ aus „mensch-gestallte[n] Teufel[n]“ bestehe (DK 88). Nicht die in Konfessionen zersplitterten Deutschen wären also an den schlimmsten Gräueltaten schuld, sondern die aus dem Balkan, nahe dem unchristlichen osmanischen Reich angeworbenen Söldner der kaiserlichen Armee.

Die Schilderung der Schlacht von Wittstock beginnt nicht, wie man vermuten könnte, mit einer Beschreibung der militärischen Ausgangssituation, sondern mit einer Würdigung der individuellen Einsicht des Feldherrn Banér.

Bannier vermerckende / daß er mit schlechten Dingen
Sich und sein Volek nicht wol zu rechte würde bringen /
Bedachte sich zur Schlacht / ermahnte seine Schar
Zum fechten / und trieb weg / was schlecht von Herzen war. (DK 96)

Das Verdienst Banérs liege in der Inspektion seiner Truppen, in der Auswahl mutiger und verwegener Kämpfer, ihrer Motivation und schließlich im taktisch richtig gewählten Zeitpunkt für die Schlacht. Er selbst ist insofern keineswegs als großer Kämpfer gestaltet, sondern lediglich als weit blickender Stratege und als ein vernünftiger Anführer, der den Verlauf des Krieges gut antizipieren kann. So erscheint er zwar noch als Held der Schlacht, entspricht aber keineswegs mehr der mittelalterlichen Vorstellung des mutigen, sich selbst an die Spitze seiner Krieger stellenden Heerführers. Der moderne Feldherr wird als Stratege hinter den Truppen gebraucht. So tritt Banér vor Wittstock als ein für die Schlachten der Neuzeit typisch gewordener ‚leitender Stabsoffizier‘

50 Ehrle, Kommentar und Nachwort (wie Anm. 48), S. 263. In Georg Greflingers *Erbärmlicher Beschaffenheit* wird ein radikaler Perspektivismus offen gelegt, wenn es heißt: „So sey [...] nur deinen Feinden hart/| Die mit verhassten Augen jetzt deine Wunden zehlen“ (zitiert nach Blühm, Neues über Greflinger [wie Anm. 3], S. 84).

auf. Das Bild des Kriegshelden, der mutig mitkämpft, wandelt sich zum operativen Taktiker, der aus überlegener und sicherer Position die Geschicke seiner ihm anvertrauten Leute lenkt. Er erscheint im Wesentlichen als unberührbarer Gestalter – man möchte sagen als Autor – seiner Schlachtanordnung.⁵¹ Reflexion, strategisches Denken und aufmunternde Rhetorik zeichnen den neuen Feldherrn aus, Mut, Verwegenheit und Kampfkraft, die Attribute des alten Heerführers, braucht er eher weniger. In der Erzählung werden die Namen der Feldherrn – wie dies bisweilen bis heute üblich ist – synekdochisch für ihre kämpfenden Truppen gebraucht. An ihren Kriegsbewegungen erkennt der erfahrene Hermeneut die Handschrift des Feldherrn; die Soldaten erscheinen als Glieder ihres militärischen Kopfes und bilden mit ihm eine Einheit.

Die Schlacht „gieng“, wie es heißt, „nach seinem Sinn“ (DK 96); die Schweden gewinnen einige kleinere Scharmützel, ehe der „Donner [...] endlich doch mit großem Knall und Krachen | herausbricht/ und die Welt vol Schrecken pflegt zu machen“ (DK 96). Nach der Sammlung und Aufstellung der Truppen, gelingt Banér der entscheidende Schlag. Das Epos vermittelt dies, indem es vom plötzlichen Sichtbarwerden der schwedischen Taktik spricht: „Sihe da | erhob sich der Bannier und gieng recht nach der Mitten.“ (DK 96–97) Die einprägsame an den Leser als Beiwohner der Schlacht gerichtete Wendung „Sihe da“ begegnet in der Luther-Bibel allenthalben; prominent ist sie etwa im Umfeld der Epiphanie (Mk 16, 6–8, Lk 24, 4–8, Mt 28, 11).

Durch die plötzliche Bewegung der Schweden ist die kaiserliche Armee in ihrer Bewegung eingeschränkt; ihr riesiger Zug kommt zum Stillstand. Die Entscheidung scheint zu nahen. Retardierend bringt Greflinger jetzt eine Situationsschilderung mit entsprechendem Zahlenmaterial und nennt – mit memorialer Intention und historiographischem Respekt – auch noch mal die Feldherren der Gegenseite: Johann Georg von Sachsen, Hatzfeld und Marozin, um dann erneut das taktische Überraschungsmoment hervorzuheben, mit dem es Banér gelingt, die an Zahlen stärkere kaiserliche Armee zu besiegen. Plötzlich

[...] erhob er sich dahin
und gieng ihr [der kaiserlichen Armee] unverhofft mit mehr als 80. Stücken
und zwanzig tausend Mann in ihren starcken Rücken.

51 Vgl. Steffen Martus, Marina Münkler und Werner Röcke: Schlachtfelder. Zur Codierung von Gewalt im medialen Wandel. In: *Schlachtfelder. Zur Codierung von Gewalt im medialen Wandel*. Hrsg. von Steffen Martus, Marina Münkler und Werner Röcke. Berlin 2003, S. 7–18, hier S. 12.

That eine Schlacht auf sie/ und zwar mit solcher Macht/
Daß er 6000. Mann und mehr hat umgebracht. (DK 97)

„Macht“ und „umgebracht“ als Reimwörter illustrieren markant die fatale Überlegenheit des schwedischen Strategen. Was folgt, sind Berichte über die Schlachtgewinne und das sich anschließende Dankesfest in Wittstock. Zur Beute gehört „dann noch eine lange Rey | Von denen/ die dem Mars von Venus sind gegeben.“ (DK 97) Die Nennung der frivolen Tross-Gewinne überrascht ein wenig, entspricht aber natürlich dem damals Üblichen und orientiert sich zudem an den einschlägigen Quellen. Dass sie in der Erzählung gleich viel Raum einnehmen wie die Gefallenen der Gegenseite, von Banérs Verlusten – immerhin etwa 5000 Mann – wird ja geschwiegen, befremdet heute sicherlich. Der Verweis auf die schwedische Regentin, der man einen Teil der Beute schickt, wirkt, als ob ein Gender-Ausgleich nötig wäre. Der sehr huldvollen Benennung „Göttin-Christinen“ stellt das Epos die Erkenntnis zur Seite, dass der Sieg „Jedoch durch GOTTES Hand“ gelang (DK 97).

Seiner oben erläuterten Unparteilichkeit gemäß und in der Tradition von Aischylos' *Persern* würdigt er dann auch die große Heldenhaftigkeit der Verlierer:

[...] Es ist vorwahr zu sagen:
Daß sich der Gegner hab' im Schlagen so getragen
Als Helden zugehört. Es lag sein Volck also/
(Das keine Flucht bezeigt) als abgemeyhtes Stroh. (DK 97)

Der letzte Abschnitt der Schlachtschilderung betrifft aber nochmals den schwedischen Feldherrn: er habe sich durch die Handlungen vor Wittstock „mehr als je befürcht gemacht“ (DK 97). Die „Schlacht“ – so wird vermerkt – habe „ein Werck zu anderm Stande“ (DK 98) gebracht, das heißt, es habe die Kriegssituation und den Verlauf der Geschichte vollständig verändert. Wittstock wird sich mit dem Namen Banérs verbinden. Nicht zuletzt deshalb bildet das *Theatrum Europaeum* den Feldherrn auf den Seiten der Schlachtbeschreibung ab.⁵²

Schlachtdarstellungen sind auch für den Kriegskameraden Greflinger Schwerstarbeit; zum Leser gewendet schließt er deshalb den 7. Teil des Epos mit den Worten ab:

Sie ruhen nach der Schlacht ein wenig aus/ und ich
Nehm auch auf diese Schrift ein wenig Ruh vor mich. (DK 98)

52 Vgl. *Theatrum Europaeum* (wie Anm. 4), Bd. 3, S. 708.

Blutsäufer oder Held? Zum kontroversen Bild Tillys in der Literatur des Dreißigjährigen Krieges

Wer sich mit der barocken Versdichtung zum großen deutschen Krieg im weiteren Sinne befasst, sieht sich einer Fülle unterschiedlicher Darstellungen, Sujets und Anlässe konfrontiert, welche die teils selbst vom Krieg betroffenen und versehrten Poeten als Ausgangspunkte ihrer Werke wählen. Sie reichen von der christlich-stoisch grundierten Klage über das verwüstete Deutschland insgesamt, etwa in Andreas Gryphius' weithin bekannten Sonetten, über die episierende Langform einer Gesamtdarstellung, etwa in Greflingers *Der deutschen Dreyßig-Jaehriger Krieg* (1657), bis zum personal perspektivierten Lamento einer allegorischen Germania-Figur, wie sie in Paul Flemings lateinisch-deutschem Heroidenbrief *Epistula Germaniae Exsulis* (1631) begegnet.¹ Örtlichkeiten entscheidender Schlachten, wie Nördlingen, Breisach oder eben Wittstock, konnten ebenso Anknüpfungspunkte bieten wie die dortselbst agierenden Heerführer. Gemäß der Konfessionszugehörigkeit konnten dabei die Urteile der Dichter jeweils stark variieren. Manchen galt etwa der Schwedenkönig Gustav Adolf, erst recht nach der Schlacht bei Breitenfeld, als der biblisch-paracelsische „Löwe aus Mitternacht“,² der dem (wohlgemerkt: lutherischen) Volk Gottes zu Hilfe

-
- 1 Erstruck Leipzig: Lanckisch Erben 1631. – Der Text findet sich in Paul Fleming: *Lateinische Gedichte*. Hrsg. von Johann M. Lappenberg. Stuttgart 1863 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 73). Repr. Amsterdam 1969, S. 186–192; dazu: Marian R. Sperberg-MacQueen: Ein Vorspiel zum Westfälischen Frieden. Paul Flemings „Schreiben vertriebener Frau Germanien“ und sein politischer Hintergrund. In: *Simpliciana* VI/VII (1985), S. 151–172. Zu Flemings Gedicht im Kontext der Tradition neulateinischer Episteldichtung siehe auch Jost Eickmeyer: *Der jesuitische Heroidenbrief. Zur Christianisierung und Kontextualisierung einer antiken Gattung in der Frühen Neuzeit*. Berlin, New York, Kap. 2. 3. 3. [im Druck]
 - 2 Zu diesem Komplex siehe Wilhelm Schmidt-Biggemann: Apokalypse und Millenarismus im Dreißigjährigen Krieg. In: *1648 – Krieg und Frieden in Europa*. Hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling. München 1998 (Europarat-Ausstellung 26), hier Textbd. 1. Politik, Religion, Recht und Gesellschaft. S. 259–263, hier Sp. 262b–263a, sowie die Exponate ebd., Katalogbd., S. 360–375, v. a. Abb. S. 373.

eilt und der besonders nach seinem Tod in der gleichwohl erfolgreichen Schlacht bei Lützen zum mythischen Helden herkulischen Zuschnittes erklärt wurde.³ Umgekehrt konnte der Lützener Hauptkontrahent des Schwedenkönigs, der notorisch undurchsichtige Wallenstein, zugleich als brandschatzender Unterdrücker und, nach seiner von höchster Stelle angeordneten Ermordung in Eger 1634, als Exempel für habsburgische Ranküne vorgestellt werden.

Nun liegt Friedland gefällt durch spanisch Mord und List;
 Hochmut, falsch Regiersucht daran meist schuldig ist.
 Fuer groß vielfaeltig Dienst, Verderb Stadt, Land und Leut,
 Geübte Tyrannie durch's Reich so weit und breit
 Ward ihm durch Complement versprochn die dänisch Kron.
 Auf's lest bracht er davon vom Kaiser solchen Lohn,
 Daß er ganz jämmerlich durchstochen liegt darnieder.
 Cordon dient Österreich treu; solchen Lohn bekommst auch wieder.⁴

Andere protestantische Poeten hielten sich mit politischer Analyse eher zurück und suchten an Wallensteins Ende die Wankelmütigkeit der lebensbestimmenden Fortuna aufzuweisen. So beispielsweise Johann Rist, der sich freilich eines Seitenblicks auf den angeblichen Hochverrat des Friedländers nicht versagt:

Was ist dies Leben doch? Ein Trawrspiel ists zu nennen/
 [...] Dieß thut vns Wallenstein in seinem Spiel erweisen/
 Der Kayser pflag jhn selbst anfenglich hoch zu preisen
 Als eine Saeul des Reichs (so nand' jhn Ferdinand)

3 Vgl. etwa Pietro Battista Borgo: *Mars Suevo-Germanicus*. Antwerpen: Cnobbarus 1641; Johannes Beumlein: *Praeconium Suecicum hoc est Miscellanea De Laboribus Herculeis Et Victoriis Exinde Reportatis insignibus, Gustavi Adolphi*. O. O. 1642. – Siehe zur Verherrlichung des Schwedenkönigs in deutschsprachiger Barocklyrik nun Achim Aurnhammer: „Der Löwe aus Mitternacht“: Zur Heroisierung Königs Gustav II. Adolfs in der deutschen Literatur. Voraussichtlich in: *Helden in der Renaissance*, hrsg. von Achim Aurnhammer und Manfred Pfister. Wiesbaden (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung). [im Druck]

4 Zitiert nach: *Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert*. Hrsg. von August Hartmann. Bd. 1. *Bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges*. München 1907, S. 304. Dazu: Volker Meid: Im Zeitalter des Barock. In: *Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland*. Hrsg. von Walter Hinderer. Stuttgart 1978, S. 93, im Kontext der Wallenstein-Publizistik der Zeit. – Stets beizuziehen ist auch Wilhelm Kühlmann: Krieg und Frieden in der Literatur des 17. Jahrhunderts. In: *1648* (wie Anm. 2), Textbd. 2, S. 329–337.

Der Teutschen Furcht vnnd Zwang/ deß Kaysers rechte Hand.
 Bald aber, wie sein Glaub' vnnd Trew fing an zu wancken
 Verkehrte sich das Spiel/ man wandte die Gedanken
 Auff seinen Vntergang [...].⁵

Der schwankenden Loyalität des Heerführers entspricht aufs Haar das Bild der sprichwörtlich unsteten Glücksgöttin, sodass sich Exemplum und Prinzip wechselseitig illustrieren. Dass freilich auch innerhalb des protestantischen Kulturraumes Bewertungen differenziert ausfallen konnten, zeigt die in der Aussageabsicht ähnlich gelagerte, doch bemerkenswert zurückhaltende *Grabschrift General Wallensteins* des schlesischen Galanten Christian Hofmann von Hofmannswaldau, der den großen Krieg allerdings im Wesentlichen aus dem sicheren Abstand der Romania verfolgen konnte:

Hier liegt das grosse haupt/ so itzt wird ausgelacht;
 Viel wissen mehr von mir/ als ich jemahls gedacht.
 Doch wust ich/ daß ein stein nicht leicht ein stern kann werden/
 Ein stein/ wie hoch er steigt/ fällt endlich zu der erden.⁶

Nach dem obligatorischen „Hic iacet“ zu Beginn, das an der Größe des Verblichenen keinen Zweifel aufkommen lässt, ergreift dieser unversehens selbst das Wort und bekennt in der scharfsinnig assonierenden Metapher von „stein“ und „stern“ die eigene Einsicht in den von Aufstieg und Fall bestimmten Weltlauf. (Hinter der Parallelisierung könnte überdies als verbindendes Ganzes die Vorstellung des Kometen stecken, mithin eine Anspielung auf die astrologischen Vorlieben der Friedländers.) Im ersten Vers jedoch nimmt die Schrift Bezug auf den allfälligen Spott, der ihm postum v. a. von protestantischer Seite zuteil wurde, während der zweite Vers zugleich die Verratsvorwürfe und sonstigen umlaufenden Gerüchte über den Verstorbenen tendenziell als falsch relativiert.

-
- 5 Johann Rist: *Poetischer Lust-Garte: das ist, allerhand anmuhtige Gedichte auch warhafftige Geschichte auß alten und neue beglaubten Geschichtschreibern [...]*. Hamburg: Rebenlein für Hertel 1638; auch in: Herbert Cysarz: *Barocklyrik*. Bd. 1. *Vor- und Frühbarock*. Hildesheim ²1964, S. 236; siehe Meid, Barock (wie Anm. 4), S. 97–98.
- 6 Zitiert nach: *Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte erster Theil*. Hrsg. von Benjamin Neukirch. Nach dem Druck vom Jahre 1697 mit einer kritischen Einleitung und Lesarten hrsg. von Angelo George de Capua. Tübingen 1961 (Neudrucke deutscher Literaturwerke. N. F. 1), S. 126–127.

Unter den Condottieren und Generälen der diversen Heeresverbände hat freilich wohl keiner die öffentliche Meinung und damit auch die Dichter so exakt an der Konfessionsgrenze gespalten wie der in Brabant geborene, von Jesuiten erzogene und bis heute an seiner Grablege Altötting verehrte Graf Johann t'Serclaes von Tilly (1559–1632).⁷ Nicht nur sein hartes Vorgehen zur Durchsetzung des Restitutionsedikts in Norddeutschland, sondern v. a. die unter seiner und Pappenheims Führung vollzogene Eroberung, vielmehr Zerstörung Magdeburgs am 20. 5. 1631 sicherte dem kaiserlichen General die langjährige Verteufelung durch protestantische Dichter und Publizisten. Sie ließen keinen Zweifel daran, dass die angeblich von ihm selbst so benannte ‚Magdeburger Hochzeit‘⁸ mehr einer Schändung gleichkam und beuteten den durch Namen und Wappen der zerstörten Stadt nahegelegte Jungfrauen-Metaphorik weidlich aus.⁹ So zeigt etwa ein zweifellos protestantisches Flugblatt aus dem unmittelbaren Umfeld der Eroberung Tilly als Braut-

-
- 7 Zum Leben Tillys, der vor dem großen militärischen Aufstieg bereits eine ganze ‚Karriere‘ hinter sich zu haben schien, jetzt kompakt: Marcus Junkelmann: *Tilly. Der katholische Feldherr*. Regensburg 2011 (Kleine bayerische Biografien). Ausführlicher (zugleich deutlich für Tilly Partei ergreifend): Rudolf Saller: *Reichsgraf Johann T'Serclaes von Tilly. Chronik über Leben und Laufbahn. Gedenkschrift zum 375. Todestag*. [Altötting] 2007. Beizuziehen sind die kritischen Bemerkungen von Michael Kaiser: Tilly als biographisches Rätsel – Probleme seiner Biographie. In: *Der du gelehrt hast meine Hände den Krieg. Tilly – Heiliger oder Kriegsverbrecher?* Hrsg. von Marcus Junkelmann. Altötting 2007, Sp. 52a–55b; siehe auch die umfangreiche Bibliographie ebd., S. 101–118.
- 8 Siehe *Theatri Europaei, Das ist: Historischer Chronick, Oder Wahrhaffter Beschreibung aller fürnehmen und denkwürdigen Geschichten, so sich hin und wider in der Welt, meisten theils aber in Europa, von [...] 1629. bis auff das Jahr 1633. zugetragen [...] Der ander Theil*. Zusammen getragen durch Joan[nem] Philip-pum Abelinum. [...]. O. O. [Frankfurt a. M.] 1646, Sp. 369b: „Darauff ist es an ein Fressen unnd Sauffen gegangen/ welcher drey gantzer Tag nach einander geweret/ unnd also die Magdeburgische Hochzeit/ wie sie vom Tylli genennet/ celebreret worden.“
- 9 Dazu insgesamt: „... gantz verheeret!“ *Magdeburg und der Dreißigjährige Krieg. Beiträge zur Stadtgeschichte und Katalog zur Ausstellung des Kulturhistorischen Museums Magdeburg im Kunstmuseum Kloster Unser Lieben Frauen, 2. Oktober 1998 bis 31. Januar 1999*. Hrsg. von Matthias Puhle. Halle a. d. S. 1998 (Magdeburger Museumsschriften 6). Die Quellenbasis, zu der die Forschung unterdessen einiges ergänzen konnte, führt auf: Werner Lahme: *Magdeburgs Zerstörung in der zeitgenössischen Publizistik. Gedenkschrift des Magdeburger Geschichtsvereins zum 10. Mai 1931*. Magdeburg 1931. Dazu: Michael Kaiser: Die ‚Magdeburgische Hochzeit‘ (1631). Gewaltphänomene im Dreißigjährigen Krieg. In: *Leben in der Stadt. Eine Kultur- und Geschlechtergeschichte Magdeburgs*. Hrsg. von Eva Labouve. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 195–213.

werber linkerhand, während die Allegorie Magdeburgs die rechte Bildhälfte einnimmt (Abb. 1). Das subskribierte Gedicht in deutschen Versen beklagt *ex eventu* die ‚Schändung‘ der Jungfrau, gibt gleichwohl der Gewissheit Ausdruck, dass der ‚Grüne SeelenKrantz‘, mithin die rechte Konfession, unverbrüchlich bei Magdeburg bleibe. Als sinnfälliges Pendant im Bild krönt denn auch eine göttliche Hand die im geistlichen Sinn keusch gebliebene Stadt.

Zum poetischen Exempel möchte ich nur eine Passage aus dem umfangreichen Alexandriner-Gedicht des Tasso-Übersetzers und nachmalig erasmischen Irenikers Diederich von dem Werder analysieren:¹⁰

- [...] Jetzt ligstu da gestreckt
 11 Als ein ermordte Braut/ bist ublich bedeckt
 Mit Eisen/ Asch/ und Blut/ erschrecklich/ blaß/ verbrennt,
 Geschwollen/ stinckicht/ schwarz/ unflaetig und zerschendt/
 Zerschendt durch Nothzucht auch/ durch Nothzucht so zerruetet/
 15 Daß sich die Sonn' entsetzt/ die Erde drob erschuettert/
 Der Himmel selbst erschreckt.

Ist einmal das Unerhörte dieser Jungfrauenschändung durch den hohen Affekt, der sich in den asyndetischen Reihungen ihrer Attribute und den Adynata der sich grausenden Natur ausdrückt, etabliert, kann unverzüglich – also noch im selben Vers – der Urheber dieser naturwidrigen Tat identifiziert werden:

- Gottloser BulenKnecht/
 Es werden ja fuer dich die drei HoellHuren recht/
 Ihr Braeutigam zu seyn: Mit solchem Brand und Morden
 Ist auch des Plutos Weib selbst nicht geraubet worden.
 20 Du ALTER KAHLKOPF/ du verdienst/ daß das Schiff
 Charontis mit dir stracks in seinen Abgrund lieff.

Es ist kaum verwunderlich, dass im ‚Jungfrauen-Diskurs‘ um das zerstörte Magdeburg Tilly der sexuellen Devianz bezichtigt wird, doch kleidet der Dichter diese Anwürfe in Verse, die mit antikisierenden Allusionen gespickt sind und dem kundigen Leser neben Verdammungen auch Verwünschungen Tillys bieten: Semantisch direkt mit dem ‚Buhler‘ Tilly werden die Furien verknüpft, welche nicht nur die ange-

10 Beide folgenden Zitate nach Diederich von dem Werder: *Busz-Psalmen/ in Poesie gesetzt. Sampt angehengtem TrawerLied über die klägliche Zerstörung der Löblichen und Uhaltten Stadt Magdeburg*. Leipzig: Lambers Erben 1632, S. C3^f–C4^f. Siehe Kühlmann, Krieg und Frieden (wie Anm. 4), Sp. 330a/b.

messenen Bräute des Verbrechers wären, sondern ihn – gleich Orest – von nun an verfolgen sollen. Immer noch im Bildfeld von Tartarus bzw. Hölle einer- und Brautmetaphorik andererseits spricht der hyperbolische Vergleich Magdeburgs mit der nur periphrastisch genannten Proserpina Tilly eine größere Schuld als dem Herrn der Unterwelt selbst zu, in welche der General sich laut dem letzten zitierten Vers am besten gleich begeben sollte. Besondere Polysemie kommt der durch Kapitalen hervorgehobenen Bezeichnung als „alter Kahlkopf“ zu, wird hier doch einerseits auf das tatsächlich hohe Alter des erst nach seinem sechzigsten Jahr ernannten Generals angespielt,¹¹ zugleich aber mit dem „calvus senex“ eine stehende Figur der römischen Komödie zitiert, der etwa bei Plautus oder Petron auftretende geile Alte nämlich, der einer Protagonistin sexuelle Avancen, sich selbst jedoch in seiner Impotenz nur lächerlich macht.¹²

Weniger scharfsinnig und anspielungsreich, dafür umso unverblümter hatte der Leipziger Georg Gloger bereits 1631 in einem lateinischen und deutschen Sinngedicht, das er an siebenter Stelle seiner kleinen Epigrammsammlung präsentierte, den Stab über Tilly gebrochen. Die drei Tugenden, die Gloger ihm zu Beginn zuspricht, Keuschheit, Nüchternheit und Tapferkeit (gepaart mit einem „natürlichen“ Hang zu militärischem Erfolg) spiegeln mustergültig barock-stoischen Heroismus wider. Doch gemeinsam mit der Jungfrau Magdeburg hat auch ihr Schänder seinen prälapsaren Zustand eingebüßt, sodass Gloger in den letzten Versen die einstigen Tugenden in ihr Gegenteil verkehren kann:

Noch newlich ruehmbte man/ der Tylli sey beschryen
 Von dreyen Tugenden/ von andern Jhm verliehen.
 Zum ersten/ daß er nie ein Weibesbild beruehrt.

11 Vgl. etwa Johann Rists Anspielung auf Tillys Alter, das er mit etablierter Jungfrauen-Metaphorik zu verknüpfen weiß (*Die Alte/ vortrefflich vnnnd weitberühmte Stadt Magdeburg/ wird von Johann Therclaes, Graffen von Tilli/ Kayserlichen Feld Obristen [...] härtiglich belagert [...]*): „[...] Als sich der alte Greiß hatt' ehlich eingelassen | Mit dieser schönen Magd/ und suchet dieß allein | Daß ja sein Hochzeit Tag möcht' allzu blutig seyn; | Drumb eilt' er hefftig sehr das schnöde Fest zu enden/ | Eh durch Gustavus Glück das Blat sich thäte wenden/ [...]“ (Zitiert nach: Cysarz, *Barocklyrik* [wie Anm. 5], S. 236–241, hier S. 237).

12 Vgl. etwa Petron: *Satyrica. Schelmenszenen*. Lat.-dt. von Konrad Müller und Wilhelm Ehlers. München ³1983 (Sammlung Tusculum), S. 48–49 (27, 1), wo Trimalchio als *senex calvus* eingeführt wird; zu Plautus ferner: Maurizio Massimo Bianco: „Acherunticus senex“. Il vecchio plautino e le immagini di morte. In: *Lo sperimentalismo di Plauto*. Hrsg. von Gianna Petrone. Palermo 1999 (Scritti a margine di letteratura e teatro antichi), S. 49–62.

Vors andre hett' ihn auch kein Trunck noch Rausch verfuehrt.
 Zum dritten hett' er gar in keiner Schlacht verlohren/
 Und waere von Natur zum Siegen nur gebohren.
 [...]
 Denn wer sich blutvoll saeuft/ hat gar kein recht Geschicke
 Und wer Jungfrauen schaendt/ hat weder Stern noch Gluecke.
 Druemb heißt er billich nun/ wie er's verdient hat
 Ein Hurer/ Trunckenpolt/ und fluechtiger Soldat.¹³

Auch an subtileren Anspielungen auf den höllischen Tilly fehlt es nicht. Ich verweise nur auf die unter dem Pseudonym des Eucharius Eleutherius 1632 in Leipzig gedruckte *Erbärmliche Klage und letztes Testament der Magdeburger Damen*, welche die Magd selbst in dreizehn Kirchenlied-Strophen anstimmt. Deren vierte verknüpft die etablierte Antithese von einstiger Pracht und gegenwärtiger Zerstörung mit hintergründiger Garten-Metaphorik:

Mein Gaertlein war gebauet
 Mit schoenen Bluemelein/
 Jetzt siehts/ das Einem grauet/
 Ist eitel Asch und Stein.
 An statt der schoenen Blumen
 Man Teufels-Biß jetzt schaut/
 Disteln und Dornen gruenen/
 Pappeln und Tillenkraut.¹⁴

„Tillenkraut“ und die Pappel – einerseits ein Friedhofsbaum, andererseits wohl eine Anspielung auf „Pappe(l/n)heim“ – machen verblümt aber eindeutig klar, wer sich hier eines teuflischen Bisses schuldig gemacht hat.

Doch auch Stimmen zu Tillys Verteidigung erhoben sich unmittelbar nach dem Fall Magdeburgs. Zu triumphierender kaiserlich-ligistischer Propaganda ist etwa ein Einblattdruck zu rechnen, der das „Schützenfest“ des Generals vor der Stadt feiert (Abb. 2).¹⁵ Auch von

13 Georg Gloger: *Triga Virtutum Tyllianarum in vitia degenerata/ General Tillys drey Tugenden in Laster verkehret*. In: *Decas Latino-Germanicorum Epigrammatum. Zehen lateinische und deutsche Epigrammata*. O. O. [Leipzig] 1631, S. [A4^v]-B1^r, zitiert B1^r. Wieder in Paul Fleming: *Deutsche Gedichte*. Hrsg. von Johann M. Lapenberg. Bd. 2. Stuttgart 1865 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 83), S. 672–673; dazu: Kühnmann, *Krieg und Frieden* (wie Anm. 4), Sp. 330c.

14 *Eucharis Eleutherii fax magdeburgica* [...]. Halle 1632, Anhang.

15 Zum tatsächlichen Projekt ‚Marienburg‘ vgl. Karl Wittich: *Magdeburg als katholisches Marienburg. Eine Episode aus dem dreißigjährigen Krieg*. In: *Historische Zeitschrift* 65 (1890), S. 415–466, und 66 (1891), S. 53–89.

katholischer Seite wird auf die Magd-Metaphorik zurückgegriffen, doch ist nun nicht Tilly der blutige Bräutigam, sondern „edle Graff“, der allerdings seine Braut bereits geschändet vorfindet, wie das Subskriptionsgedicht deutlich macht:

da nun der Edle Graff dis spil
 gewunen, vnd geschossen zum rechten zill
 den hauptzweck treffen aller massen
 wolt er die Junckfrau nit hinden lassen
 alls ain so bruembt vnd thuiren gewinn
 holt er si ab, mit heller stimm
 Gott lobent vmb so Schon Victori
 dadurch erlangten große Glori,
 da er nun soll das Krenzl empfangen
 sach er wie ybel man umb war gangen
 mit dieser braut, deren dan leider
 durch lutter lehr besudelt die klaider.¹⁶

Die mit oberdeutschen Anklängen versetzten Knittelverse verlegen das Vergehen gegen die offenkundig rechtmäßig und im fairen Wettbewerb errungene Dame in die Vergangenheit und lasten es keinem geringeren als Luther an! Ihm gegenüber wird Tilly als der wahre Gottesfürchtige gezeichnet, der im Lobgesang Gott den schuldigen Dank abstattet und am Schluss des Gedichtes Magdeburg im wahrsten Sinne in ‚Marienburg‘ umtauft.

Dort, wo man solche ans Zynische grenzende Konfessionspolemik angesichts der realen Zerstörung eher vermeiden wollte, findet sich v. a. das Argument, Tilly habe gleichsam als Zuchtrute Gottes gehandelt. Ein entsprechendes, als „Waare Abbildung“ betiteltes Flugblatt (Abb. 3) zeigt Tilly in der typischen Pose des heroischen Feldherrn, gerüstet und auf steigendem Pferd. In der Inscriptio „Wer kann wider Gott“ wird bereits der zentrale Verteidigungspunkt angedeutet, nämlich Tilly als Vollstrecker göttlichen Willens zu profilieren. Im Subskriptionsgedicht spricht Tilly selbst und lässt keinen Zweifel an seiner Ritterlichkeit aufkommen: „DAß ich allzeit mein bests gethan/ Das bezeugt mancher Rittersmann“. Auch die Einnahme Magdeburgs, wie sie im Hintergrund des Bildes und sinnreich unter den Hufen des Schlachtrosses dargestellt ist, gedachte er durch „Ritterliches Streiten“ zu bewerkstelligen, kann jedoch schließlich nur wider eigenen Willen denjenigen Gottes ausführen:

16 Siehe Abb. 2, Sp. 2.

Daß sich das glueck zum Feind thet wendn
 Daß sehr viel mustn ihr Leben enden.
 Mußt es sein/ Wer kann wider GOTT/
 Ihm sey geklagt die große Noth!¹⁷

Noch deutlicher bedient dieses Argument ein immerhin hundert Strophen umfassendes *Neues Fried- und Warnungs-Lied*, das anonym und undatiert erschien, sich jedoch mit Sicherheit auf ein vermutlich 1631 publiziertes Lied *Das elende Magdeburg* aus protestantischer Feder bezieht. Aus übergeordneter Perspektive wenden sich die Sprecher, „etzliche Bürger“ des neu benannten Marienburg, an alle Christen, Protestanten wie Papisten, wobei sie freilich Tillys Eroberung als gerechte Strafe für den „Hoemut“ des „zarten Mägdleins“ gegenüber dem Kaiser darstellen. Im Ausblick ist dabei immer die Warnung an andere Reichsstädte präsent, Magdeburg als warnendes Exempel aufzufassen. Ich zitiere nur die einschlägigen Strophen 41 und 42:

Graf Tilly griff sie also an/
 Der theur werthe Rittersmann/
 Weil sie sich widersetzet

GOTT und dem Kaiser wider Recht/
 Des Statt er thut vertreten.
 Wer noch Zeit/ dass Mancher bedächt/
 Doerfte sonst kecklich wetten/
 Der GOTT, der uns hat heimgesucht
 Und unser gottlos Thun verflucht/
 Soll weiters um sich greifen.¹⁸

17 Junkelmann, *Tilly* (wie Anm. 7), S. 48–49, deutet dieses und einen mit demselben Sujet operierenden Druck als Zeugnisse anti-katholischer Propaganda. Angesichts der schnell aufeinanderfolgenden positiven und negativen Ereignisse der Jahre 1631 und 1632 halte ich es auch für möglich, dass jenes andere Blatt (vgl. John Roger Paas: *The German Political Broadsheet 1600–1700*. Bd. 5. 1630 und 1631. Wiesbaden 1985, S. 132 [P–1349]) sich absichtsvoll in Gegenstand und Darstellung mit minimalen Abweichungen auf das hiesige, Tilly freundlich gesinnte, bezieht.

18 *Ein Newes Fried- und Warnungslied: Im Thon Es ist gewiszlich an der zeit: Wieder alle und jede Kayserliche Rebellanten [...] insonderheit aber gegen [...] das Gottslästerliche Lied [...] eines Exulanten [...] so das Ehlende Magdeburgk intitulirt [...] wie in gleichem wieder seinen Ketzerischen Anhang [...] so disz 1631. Jahr uff dem [...] Convents Tag dapffer geblasen:* Gestellt durch etzliche Burger und Einwohner der Statt Marienburgk. O. O., o. J. [1631].

Doch schon nach der Schlacht bei Breitenfeld (17. 9. 1631) und der unverhofften Niederlage der Kaiserlichen, die mit der schnell legendär gewordenen Verfolgung des verwundeten Generals Tilly durch einen schwedischen Rittmeister, genannt „langer Fritz“, endete, war der General dem Spott seiner Gegner preisgegeben.¹⁹ Ein einschlägiger Einblattdruck (Abb. 4) zeigt, wie der sieche Feldherr in einer Sänfte getragen werden muss, wobei die Vorhänge des Transportmittels ironisch vermerken: „Herr Till, wie so still“ und, moralisierend: „Wie die Arbeit, so der Lohn“. Im Subskriptionsgedicht gesteht der Geschlagene seine Sünden vor Münden und Magdeburg ein und nimmt nun seinerseits – geradezu in Verkehrung des oben zitierten Liga-freundlichen Poems – die Strafe Gottes für seine Missetaten an. Der Bann des ewig Siegreichen war gebrochen: Bis zu seinem Tod nach der Schlacht bei Rain am Lech 1632 sollte Tilly aus Sicht der lutherischen Öffentlichkeit nicht nur der teuflische Blutsäufer, sondern nunmehr der zu Recht von Gott Gestrafte sein.

Die lauteste Stimme zur Verteidigung des Johann t'Serclaes erhob sich allerdings in Bayern, seiner letzten Wirkungsstätte. Jacob Balde, Jesuit, zeitweilig Hofhistoriograph Maximilians und laut dem Urteil seiner Zeitgenossen als Neulateiner der ‚Deutsche Horaz‘, setzte Tilly beeindruckende dichterische Denkmäler, und das nicht nur postum. Bereits in einem Jugendwerk, dem *Regnum Poetarum* (1628), in dem Balde bemerkenswerte stilistisch Bandbreite bei der Imitation antiker und spätantiker Dichtung demonstriert, begegnet ein Panegyricus auf den General, den kein Geringerer als der Erz-Lobdichter Claudian improvisiert.²⁰

Quid toties profert Latiales Roma Camillos?
 Cur solùm Decios fastis inscribit? et urbem
 Quondam Fabricio defensam consule iactat?
 Instar Tarpeji montis, trabeæque Gabinæ
 Tillius unus erit, soboles Germana Gradiui.

19 Für positivistische Quellenstudien immer noch einschlägig: Franz Schnorr von Carolsfeld: Tilly nach der Schlacht bei Breitenfeld. In: *Archiv für Literaturgeschichte* 6 (1877), S. 53–85. – Im Übrigen knapp: Junkelmann, *Tilly* (wie Anm. 7), S. 46–52.

20 Dazu: Peter Leberecht Schmidt: Balde und Claudian. Jetzt in: ders.: *Traditio Latinitatis. Studien zur Rezeption und Überlieferung der lateinischen Literatur*. Hrsg. von Joachim Fugmann. Stuttgart 2000, S. 356–372.; Wilfried Stroh: „Des Mars Germanischer Sprössling“. Jacob Balde huldigt Johann Tilly. In: *Der du gelehrt hast* (wie Anm. 7), Sp. 67a–76b, Sp. 67b–68b.

Ille Iouis summi volucres et Numen obumbrat
 Ense suo, regnique caput uirtute tuetur.²¹

Warum feiert so oft mein Rom die Camiller der Heimat?
 Schreibt in die Fasten nur einzig allein seine Decier? Warum
 rühmt es Fabricius nur, der als Konsul Beschützer der Stadt war?
 Gleich dem Tarpeischen Berg, dem gabinisch gegürteten Kleide,
 gelte uns Tilly allein, des Gradivus germanischer Sprössling.
 Er schenkt schattenden Schutz den Vögeln des Jupiter, schirmt auch
 selber den Gott mit dem Schwert und tapfer den Führer des Reiches.²²

Die Traditionslinie altrömischer (konservativer) Helden, die Claudian-Balde Tilly hier aus deutscher Perspektive vervollständigen lässt, spricht für sich. Die triadische Auseinanderlegung von Gott und Kaiser in den letzten beiden Versen (Adler–Gottheit–Haupt) deutet bereits auf den sakralen Anspruch hin, mit dem Balde später Tilly versehen wird, und auch das Schwert als wichtiges Insignium des Helden wird uns wieder begegnen. Es sei angemerkt, dass sich Baldes auf Tilly bezogene Dichtungen in grundsätzlich anderen Kommunikations- und Wirkzusammenhängen bewegen, als es bei den bisher vorgestellten Dichtungen und Flugschriften der Fall war. Schon die Wahl der lateinischen Sprache weist jede Absicht einer direkten politischen, gar populistisch-propagandistischen Einflussnahme auf die Vorgänge ‚äußerer‘ Historie ab und deutet vielmehr auf eine ebenso gelehrte wie literarästhetisch anspruchsvolle Kommunikation unter Seinesgleichen (Jesuiten, Dichtern) hin. Dennoch handelt es sich bei den in Rede stehenden Gedichten nicht um Schulübungen im Leerraum poetischer Produktion. Es geht auch darum, eine durchaus politisch grundierte und in diesem Fall speziell bayerische Memorialkultur für den Feldherrn (und damit seinen Kurfürsten und Kaiser) zu schaffen, zu der Balde mit teils hoch artifiziellen Texten einen (bayerischen) Löwenanteil beizutragen gedachte.

Davon zeugt bereits ein Prosa und Versdichtung mischendes Werk des Jesuiten auf den ‚ersten Ritter‘, ein mit Anleihen beim Heldengedicht durchsetzter Fürstenspiegel *Maximilianus Primus Austriacus* (1631).²³ Am Ende des ersten Kapitels, das Maximilian als Sieger über die Verlockungen weltlicher Liebe darstellen soll, führt Balde zunächst

21 Zitiert nach: Schmidt, Balde und Claudian (wie Anm. 20), S. 369.

22 Die Versübersetzung stammt von Stroh, „Des Mars Germanischer Sprössling“ (wie Anm. 20), hier Sp. 68a.

23 Jacob Balde: *Opera Poetica Omnia*. München: Happach u. Schlüter 1729. Neudruck, hrsg. und eingeleitet von Wilhelm Kühlmann und Hermann Wiegand. Bd. VIII. Frankfurt a. M. 1990 (Texte der Frühen Neuzeit 1), S. 333–436.

die, selbstverständlich legitimen, Ehefrauen des Kaisers auf, sodann seine dadurch über jeden Zweifel erhabenen Nachkommen, über Karl V. bis zu Ferdinand II. Doch so in der Gegenwart angelangt, belässt der versierte Poet es nicht dabei, sondern flicht aktuelles Zeitgeschehen in seine Darstellung ein, wobei der beim Thema Verwandtschafts- und Eheverhältnisse bleiben kann:

Ecce MAGDEBURGUM; bellatrix illa SPONSA sanguinum, ustulata & cruenta, tot jam annis, absente Ulyssso, à funestissimis procis ambita atque violata, in manus *Austriaci Hymenaei* convenit; myrtum momordit nuptialem; postquam multi gramen & terram momorderunt. Vivant AQVILAE: vivant LEONES; vincant Paranymphe TILLIJ castra: TILLIUM cùm nomino, hostes se inclinant, & totus orbis assurgit.²⁴

Sieh' nur: MAGDEBURG, die kriegerische BRAUT des Blutes, angesengt und [ihrerseits] blutig, gibt sich nun, nachdem sie so viele Jahre lang ohne den ferneren Odysseus von finstersten Freiern bedrängt und geschändet wurde, in die Hände des *Österreichischen Ehe-Gottes*. Jetzt hat sie die Brautmyrte gekostet, nachdem so viele Gras und Erde gekaut haben. Hoch die ADLER, hoch die LÖWEN! Sieg den Truppen des Brautwerbers TILLY! Wenn ich TILLY nenne, erzittern die Feinde und der gesamte Erdkreis erhebt sich.

Es kann kein Zweifel bestehen, wie Balde die ‚Magdeburgische Hochzeit‘ interpretiert: Zwar weist er keine spezifischen Personen als ‚proci‘ aus, wie etwa das oben zitierte Propagandagedicht Luther dingfest hatte machen wollen, doch können es nur die umgebenden lutherischen Fürsten und Kleriker sein, auf die er mittels der periphrastischen Allusion auf die aus Homer und Ovid bekannte Penelope hinweist. Zugleich steckt in dieser Anspielung ein Argument: Denn jeder Leser dieser Passage wusste, dass Odysseus schließlich heimgekehrt ist und die Freier blutig niedergemacht hat. Wenn nun der ‚österreichische Gott der Ehe‘, mithin Kaiser und Reich, die Hand der Braut erhalten, dann fungieren sie – wie Odysseus – als die rechtmäßigen ‚Ehemänner‘. Tilly, dem in dieser Konstellation die Rolle des Brautwerbers zugesprochen wird („Paranymphe“ enthält abermals eine etymologische Anspielung auf die ‚Nymphe‘ Magdeburg), hebt Balde allein schon durch wiederholte Nennung und Versaldruck in seiner Bedeutung hervor. Über diese cursorische Erwähnung hinaus blieb der Poet in späteren Jahren sowohl Tilly als auch der prosimetrischen Form treu. Doch

24 Balde, *Opera* (wie Anm. 23), Bd. VIII, S. 350.

kommen beide erst wieder zusammen, als der Stern des kaiserlichen Feldherrn bereits gesunken ist.

Denn zu den merkwürdigsten Werken des Jesuitendichters zählt ein prosimetrischer Text unter dem Titel *Magnus Tillius redivivus siue Magni Tillij Parentalia* (1632).²⁵ Das über dreihundert Seiten starke Werk, teils dialogisch, teils von Chören und Lyrica durchsetzt, ähnelt formal der *Utopia* von Baldes Ordensgenossen Bidermann, insofern beide in der Tradition antiker und mittelalterlicher Prosimetra (Petron, Seneca, Dantes *Convivio*) stehen. Inhaltlich setzt es freilich die panegyrische Tendenz des *Regnum poetarum* in extremer Weise fort, da nun – nach Tillys Tod – nicht nur Soldaten, Heerführer und Herrscher um ihren Vater, Helden und Bewahrer trauern, sondern gar die Allegorie Bayerns selbst (Bojaria) ihren Heros beweint und zur Grablege in Altötting geleiten will. Der Kürze halber beschränke ich mich auf eine aussagekräftige Eingangsszene, jene nämlich, in welcher der Dichter mit einem Freund Alphonsus zum Ingolstädter Sterbebett Tillys gelangt:

JACEBAT M[AGNUS] TILLIUS in toro, ac si vivus adhuc pressum anhelitum colligeret in spiramen, vultu nihil confusu, nihil remisso, nihil à TILLIO mutato; sed prorsus eo, quem consummata gloria habere solet. Manus ad pectus obnoxiae, consertisque digitis Christi suffixi crucem tenentes: ardua frons: latum supercillium: nasus demissior, & adhuc bellicosus: oris dignitas singularis: barba inspicata & canescens, ac numerosa radice per genas mentumque viriliter serpens: erecta densaque cæsaries sine artificio.²⁶

DER GROSSE TILLY LAG auf dem Bett, als wäre er noch am Leben und würde seinen gepressten Atem zu einem Atemzuge sammeln; sein Gesicht war unentstellt, ohne Erschlaffung, ganz der alte TILLY, aber genau so, wie einer in der Vollendung seines Ruhmes auszusehen pflegt: die Hände demütig auf der Brust, wobei sie mit gefalteten Fingern das Kreuz des gekreuzigten Christus hielten, hoch die Stirn, breit die Augenbraue, die Nase etwas gesenkt und immer noch kriegerisch, einzigartig die würdige Schönheit des Munds, der Bart stachelig und halb ergraut, wobei er sich über Wangen und Kinn männlich in vielfachem Wuchse ausbreitete, sein Haupthaar kunstlos aufgerichtet und dicht.

25 Dazu die erste, das verschlungene Werk auslotende Studie: Stroh, „Des Mars Germanischer Sprössling“ (wie Anm. 20), Sp. 67a–b und 68b–73a, sowie Georg Westermayer: *Jacobus Balde (1604–1668), sein Leben und seine Werke*. [München] 1868. Neu hrsg. von Hans Pörnbacher und Wilfried Stroh. Amsterdam, Maarsen 1998 (Geistliche Literatur der Barockzeit, Sonderbd. 3), S. 45–50.

26 Balde, *Opera* (wie Anm. 23), Bd. VIII, S. 18; diese Szene kommentiert auch Kühlmann, Krieg und Frieden (wie Anm. 4), Sp. 331a–c.

Während die anfängliche Beschreibung des Toten ebenso auf Topoi der Heiligenverehrung rekurriert (etwa das friedvolle, unveränderte Antlitz, sakrale Selbst-Identität), über die sich der Augsburger Katholik Brecht später mokieren sollte,²⁷ kommen mit der stolzen Stirn, der edel geschwungenen Nase, der kriegerischen Aura und dem „sine artificio“ gelegten Haar Qualitäten des nüchtern-kriegerischen Helden hinzu, wie sie (*ex negativo*) schon Gloger angeführt hatte. (Ob die ausdrückliche Erwähnung des Haar- und Bartwuchses explizit die Polemik des „alten Kahlkopfes“ widerrufen soll, sei dahingestellt.) Schnell schwenkt der Blick des Betrachters jedoch von der edlen Leiche zu ihren weiteren Insignien:

Ad dextrum funeris lecticae latus, prasini coloris fasciâ suspensus Herois gladius videbatur: quem qui attigerat, jam se strenuum, jam se fortem felicemque existimabat. quod etiam de Georgij Castrioti Scanderbegi Epirotarum Principis prodigioso acinace memoratur, tot Turcarum uno ictu dehiscentium mortibus imbuto, contactuque suo Christiana pectora cotis instar acuite.²⁸

Zur rechten Seite des Totenbettes sah man, an einer lauchgrünen Schärpe hängend, das Schwert des Helden, durch das, wer immer es berührte, er sich schon kühn, tapfer und siegreich fühlte. Wie man auch von dem wunderlichen Krummsäbel des Georgius Castriotis Scanderbeg, des Fürsten von Epirus, berichtet, der, wenn er vom Erschlagen so vieler Türken, die er mit einem Streiche zerhauen hatte, ermattet war, sich bei der Berührung eines christlichen Herzens sofort wieder schärfte.

Hier taucht nun – neben einer expliziten, doch wohl nur artistischen, Anspielung auf Petrons *Satyrica* –²⁹ das Schwert wieder auf, mit dem

27 Siehe Bertolt Brecht: *Merkwürdig (1924/25)*. In: ders.: *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe*. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Hans-Werner Müller. Bd. 13. *Gedichte*. Bd. 3. *Gedichte und Gedichtfragmente 1913–1927*. Berlin, Weimar 1993, S. 296. Dazu: Edmund Licher: „Nichts ist also der Tod...“. Östliche und westliche Elemente in Brechts Denken über Tod und Identität. In: *Neophilologus* 82 (1998), S. 435–462, hier S. 440–441. – Die Schlussverse des Gedichts greifen das Motiv vom ‚Kahlkopf‘ Tilly auf: „Vor einigen Jahren hatte der Herr General noch Haare | So etwas gibt einem immer wieder einfach einen Stich.“

28 Balde, *Opera* (wie Anm. 23), Bd. VIII, S. 18.

29 Die präziöse Vokabel ‚prasinus‘ – ‚lauchgrün‘ wird an einigen Stellen bei Petron verwendet, um den abgeschmackten Stil des Trimalchio zu illustrieren. Siehe etwa Petron, *Satyrica* (wie Anm. 12), S. 48–49 (27, 2) und S. 50–51 (28, 8). Die „grüne Schärpe“, die Balde wörtlich zitiert, stammt ebenfalls aus Petron (S. 124–125 [64, 6]): „puer autem [...] catellam nigram atque indecenter pinguem prasina invollebat fascia panemque semesum ponebat supra torum ac nausea recusantem sagina-

Tilly Kaiser und Gott beschützt. Ihm wird eine sakrale, geradezu wunderartige Wirkung zugeschrieben, und im weiteren visionären Verlauf des *Tillius redivivus* werden sich Mars und die Allegorien Österreichs, Bayerns, Deutschlands und sogar Ungarns um den Besitz dieses Schwertes streiten – ein klarer Beleg dafür, an wie vielen Stellen des Reiches nach Baldes Ansicht ein Tilly vonnöten wäre. In eine ähnliche Richtung geht die Parallelisierung der Waffe Tillys mit derjenigen Scanderbegs, des albanischen Nationalhelden.³⁰ Wie dieser hätte jener, wenn er denn noch lebte, es vermocht, den Osten des Reiches von den Türken zu befreien.

Tapferkeit, Nüchternheit und Siegesgewissheit werden dem verstorbenen Recken also noch am Totenbett zugesprochen. Für die Keuschheit, die dritte von Gloger verkehrte Tugend, wählte Balde ein anderes poetisches Genre: Die siebente Epode³¹ in seinem lyrischen Werk gehört zu einem Zyklus auf das Marienheiligtum in Altötting, jenem Ort also, an dem Tilly nicht nur ein Ewiges Patrozinium gestiftet, sondern auch um die Beisetzung seiner sterblichen Hülle nachgesucht hatte. Wenn Balde nun in der besagten Epode obendrein eine Aitiologie der großen Linde vor der Kapelle unternimmt, weist deren lateinisches Pendant – „tilia“ – unweigerlich auf den kaiserlichen General.³² Die *origo* dieses Baumes erzählt Balde nun als eine ovidische Metamorphose, da sich eine elsässische Jungfrau namens Tilia einst dem Dienst an der Gottesmutter weihte und von dieser nach ihrem Tod in den Schatten spendenden Baum verwandelt wurde. Mögen auch Anspielungen auf die Heilige Ottilie, die elsässische Schutzheilige, sowie auf den gebürtigen Elsässer Balde selbst in der Epode auszumachen sein: Die Betonung der Keuschheit sowie die bereits in Claudians Panegyricus be-

bat.“ – „Der Knabe [...] war dabei, ein schwarzes und abscheulich fettes Schoßhündchen in eine [lauch]grüne Schärpe einzuwickeln, ein halbverzehrtes Brot auf das Polster zu legen und das Tier zu nudeln, das vor Überfressenheit nichts mochte.“ – Inhaltliche Beziehungen zu Baldes Szene am Totenbett Tillys sind hier wohl nicht auszumachen.

30 Zu ihm siehe Oliver Jens Schmitt: *Skanderbeg. Der neue Alexander auf dem Balkan*. Regensburg 2009.

31 Balde, *Opera* (wie Anm. 23), Bd. I, S. 274–278.

32 Dies hat bereits Eckhard Schäfer in einer ebenso gründlichen wie subtilen Studie festgestellt, der hier nichts hinzuzufügen ist: Eckhard Schäfer: „Die Verwandlung“ Jacob Baldes. Ovidische Metamorphose und christliche Allegorie. In: *Jacob Balde und seine Zeit. Akten des Ensisheimer Kolloquiums 15.–16. Oktober 1982*. Hrsg. von Jean-Marie Valentin. Bern, Frankfurt a. M., New York 1986 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. 16), S. 127–156, hier S. 139–141.

mühte Metaphorik des ‚Schatten-Spendens‘ scheint mir deutlich für eine auf Tilly zu deutende Sinnschicht in Baldes Linden-Epode hinzuweisen, sodass der deutsche Horaz den General seines Landesherrn in den unterschiedlichsten Gattungen, mal überbordend imaginativ, mal poetisch zu verherrlichen trachtet und damit ein dichterisches Gegengewicht zur Publikationsmacht protestantischer Tilly-Gegner bildet.

Die hier anhand einiger barocker Zeugnisse präsentierten scharf konträren Perspektiven auf den Reichsgrafen Tilly sollten sich in der Folgezeit als wirkmächtig erweisen. So bilden sie die Grundlage für eine ganze Reihe von ‚Rettungen‘, welche Historiographen und Biographen des neunzehnten Jahrhunderts unternehmen wollten. Dazu seien nun noch wenigstens einige Ausblicke gestattet.

1863 publizierte Franz Keym, einer der bis ins zwanzigste Jahrhundert viel rezipierten Historiker des Dreißigjährigen Krieges und zumal der Bayerischen Geschichte seine Bearbeitung von Onno Klopp's umfanglicher Tilly-Biographie.³³ Seine auf 126 Seiten kondensierte Fassung verschiebt die historische Bewertung zugunsten Tillys. Als Verräter und eigentlicher Beförderer von dessen Untergang gelten nun der notorisch undurchsichtige Wallenstein und sein „rachsüchtiges Verfahren“³⁴: Er habe Tilly und den bayerische Kurfürsten bei Donauwörth und Rain schmählich im Stich gelassen. Tilly aber habe, nach seiner Verwundung im Sterben liegend, noch einen Brief an den Friedländer geschickt mit der Bitte, nun dem Reich zu Hilfe zu eilen:

Wallenstein legt auch diese Schreiben des alten Helden zu den übrigen des Kurfürsten, und vernimmt gleichgültig die tödtliche Verwundung seines ehemaligen Waffenbruders. Ist alsdann doch der letzte Stein beseitigt, der ihm in dem allgemeinen Commando hindernd entgegengetreten kann.³⁵

Dass er durch dieses Verhalten Gustav Adolf erst die Eroberung Süddeutschlands ermöglichte, ist für Keym ein „schwarzer Fleck“ auf der Biographie Wallensteins. Nicht weniger literarischen Strategien verpflichtet ist Tillys Sterbeszene, die Keym unter Rückgriff auf Tillys Motto so inszeniert, dass er – darin Balde ähnlich – die Gottesfurcht dieses Helden und sein daraus resultierendes Seelenheil sichern kann:

33 Franz Keym: *Tilly im dreißigjährigen Kriege*. Nach Onno Klopp bearbeitet. Freiburg i. Br. 1863 (Sammlung historischer Bildnisse 3). Zugrunde liegt: Onno Klopp: *Tilly im dreißigjährigen Kriege*. 2 Bde. Stuttgart 1861.

34 Keym, *Tilly* (wie Anm. 33), S. 119.

35 Keym, *Tilly* (wie Anm. 33), S. 121.

Als die Schatten des Todes ihm nahten, wendeten sich die Blicke des Helden langsam nach dem Christusbilde, der Beichtvater ersieht den Gedanken des Sterbenden, der nicht mehr sprechen kann. Jener erhebt das Kreuz und ruft laut: „Domine in Te speravi, non confundar in aeternum.“ Da schlägt der Sterbende noch einmal die Augen auf, seine Blicke haften an dem Gekreuzigten, ein Lächeln überfliegt seine Züge und seine Seele ist entflohen. – So endete Tilly, wohl der edelste Charakter des 30jährigen Krieges.³⁶

Zugleich versäumt Keym nicht, auf die in seinen Augen tendenziöse Verleumdung Tillys seit dem siebzehnten Jahrhundert hinzuweisen: Als „Scheusal und Menschenmörder“, gerade nach der Eroberung Magdeburgs, verunglimpft zu werden sei Tillys „böses Verhängnis“ gewesen.³⁷ Und Keym steht nicht an, seine Ehrenrettung zur nationalen Aufgabe zu erklären: „Es ist die heilige Pflicht des deutschen Volkes, diesen Irrthum in Vollem und Ganzem wieder gut zu machen; und das deutsche Volk kann das.“ Denn anders als alle anderen Feldherren seiner Zeit habe Tilly „für das große deutsche Vaterland“ gekämpft und könne damit nun, angesichts der in den 1860er Jahren virulenten Frage nach einer groß- oder kleindeutschen ‚Lösung‘ zum mahnenden Exempel des Volkes avancieren.³⁸ Nicht zufällig dürfte Keyms Leseausgabe im Jahre des Frankfurter Fürstentages erschienen sein.

Einige Jahre zuvor war das französische, Biographie und Historiographie mischende Werk des Comte de Villermont erschienen, das bereits im Titel *Tilly ou la Guerre de Trente ans de 1618 à 1632*, den Feldherrn geradezu mit dem Kriegsgeschehen selbst gleichsetzt. Die deutsche Übersetzung erschien bereits im selben Jahr in Schaffhausen und zeichnet ein offenkundig hagiographisch grundiertes Bild des Johann t'Serclaes: „Der tapfere Krieger vereinigte mit der Gabe des Befehls die Fügsamkeit eines Mönches, gepaart mit kindlicher Herzens-einfalt.“³⁹ Auch vor Magdeburg ist es die deutsche Rechtschaffenheit Tillys, die ihn vor seinen intriganten Feinden auszeichnet. Er sei, so Villermont, aufgrund eines fingierten Briefes Gustav Adolfs, in dem dieser den unmittelbar bevorstehenden Angriff ankündigt, seinerseits zum Handeln gezwungen worden:

36 Keym, *Tilly* (wie Anm. 33), S. 123.

37 Keym, *Tilly* (wie Anm. 33), S. 125.

38 Die letzten Zitate und Paraphrasen nach: Keym, *Tilly* (wie Anm. 33), S. 125–126.

39 Antoine Charles Hennequin Comte de Villermont: *Tilly ou la Guerre de Trente ans de 1618 à 1632*. Paris, Tournai 1860. Hier zitiert nach der deutschen Fassung: *Tilly oder Der Dreißigjährige Krieg von 1618 bis 1632*. Von Graf von Villermont. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen 1860, S. 414.

Tilly, dessen Loyalität die Kunst machiavellischer Berechnungen und falscher Versprechungen nicht kannte, setzte volles Vertrauen in die Versicherungen des Königs und wählte sich bereits am Vorabend eines Angriffs.⁴⁰

Ist somit bereits ein Argument zur Entlastung des Angreifers auf Magdeburg angedeutet, so verschiebt Villermonts weitere Darstellung den Blick v. a. auf die Grausamkeit des städtischen Kommandos, allen voran des Grafen Falkenberg, der die Brandstiftung in der Magdeburger Neustadt selbst zu verantworten habe.

Wohl mit Recht flößt die Plünderung einer mit Sturm eroberten Stadt Grauen und Entsetzen ein, und dennoch, wie viele mildernde Umstände ergeben sich nicht durch die Betrachtung, daß der durch Pulver und die Aufregung des Kampfes bis zur Wuth gereizte Soldat seiner Leidenschaften nicht mehr mächtig ist?⁴¹

Wie immer man zu diesen „mildernden Umständen“ aus heutiger Perspektive stehen mag, Villermont setzt eilig hinzu, dass man es beim Brand Magdeburgs eben *nicht* mit marodierender Soldateska zu tun gehabt habe:

Hier liegt nichts Aehnliches vor; Feuer und Schwert sind da nur die Werkzeuge eines verabscheuungswürdigen Egoismus, eines irgeleiteten unversöhnlichen Hasses.⁴²

Dass nun ausgerechnet der Held Tilly in der Publizistik der Zeit für diesen Brand zur Verantwortung gezogen werde, komme einem „Umsturz aller Gesetze der Vernunft und der Gerechtigkeit in der Geschichte“ gleich, und wie Keym sieht Villermont seine Aufgabe darin, „endlich die Wahrheit zur Geltung gelange[n]“ zu lassen.⁴³

Neben solchen durchaus tendenziösen Kommentaren, die der Leserlenkung dienen sollen, spart auch Villermont nicht an literarischen Ausschmückungen, wenn er etwa die Totenfeier für den zu Unrecht Missachteten perspektivisch mit Christus auf Golgatha engführt:

Während *drei Tagen und drei Nächten* wurden seine irdischen Ueberreste auf einem erleuchteten *Trauergerüste* ausgestellt. Die ganze Armee eilte herbei, um ihrem verehrten Führer die letzte Huldigung darzubringen, und die stille, an-

40 Villermont, *Tilly* (wie Anm. 39), S. 466.

41 Villermont, *Tilly* (wie Anm. 39), S. 467.

42 Villermont, *Tilly* (wie Anm. 39), S. 467.

43 Zitiert nach: Villermont, *Tilly* (wie Anm. 39), S. 467–468.

dächtige Menge, welche sich beständig in dem engen Raume drängte, *theilte sich in seine Kleider*, die sie als Reliquien betrachtete.⁴⁴

In dieser Menge mag sich auch Jacob Balde gedrängt haben, wie es zumindest die autobiographische Fiktion des *Tillius redivivus* nahelegt. Und wenn der katholische Dichter und Verleger Karl Glock 1926 diese Szene aufgreift und in seinem Laienspiel *Die Treue des Jakobus Balde* als intimes Treffen zwischen dem Jesuitenpater und dem noch im Sterben liegenden General inszeniert, steht er damit in direkter Nachfolge der hier kurz beleuchteten Historiographen.⁴⁵ Er konfrontiert Mönch und Ritter, die bei Villermont noch in der Person Tillys zusammenfielen, lässt jedoch beide in pflichtbewusster Entsagung übereinstimmen, die Balde und Kurfürst Maximilian zu Nachfolgern des Verblichenen macht. Wie Glocks Balde es formuliert: „Wer Gottes Willen recht erkennt und stets befolgt, Atmet in jeder Lage nur Gottessgüte.“⁴⁶

Trotz all dieser Rettungsversuche aus spezifisch katholischer oder zumindest bayerischer Perspektive, die z. T. bis heute andauern, bleibt die Gestalt Tillys nach wie vor – und notwendigerweise, wie Michael Kaiser vermutet⁴⁷ – ambivalent, geprägt durch die stark kontrastierenden publizistischen und literarischen Reaktionen der Barockzeit, aber auch durch die Konfessionsgrenzen, die eine säkulare Gegenwart oftmals zu unterschätzen geneigt ist. Selbst ein gleichermaßen historisch wie literarisch reflektierter Schriftsteller wie Golo Mann, der hier den Schlusspunkt setzen soll, kann sich angesichts des siechen Generals in Ingolstadt eines zwischen Distanz und Faszination changierenden Kommentars zur eigenen Positionierung nicht enthalten:

44 Villermont, *Tilly* (wie Anm. 39), S. 618 (meine Hervorhebungen). – Villermont verzichtet übrigens auf die starke Kontrastierung Tillys mit Wallenstein, wie sie Kopp und Keym wenig später pflegten. Bei ihm heißt es (S. 619): „Als Wallenstein seinen [*sc.* Tillys] Tod erfuhr, äußerte er eine lebhaftige Rührung: ‚Er hatte nicht seines Gleichen!‘ rief er aus.“

45 Karl [Borromäus] Glock: *Die Treue des Jakobus Balde. Ein Spiel neuer deutscher Jugend*. Würzburg 1926. Dazu die Interpretation bei Wilhelm Kühlmann: Balde als Held der katholischen Jugendbewegung. Zu Karl Glocks Laienspiel „Die Treue des Jakobus Balde. Ein Spiel neuer deutscher Jugend“ (Würzburg 1926). In: *Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche. Zur 400. Wiederkehr seines Geburtstages*. Hrsg. von Thorsten Burkard, Günter Hess, Wilhelm Kühlmann und Julius Oswald SJ. Regensburg 2006 (Jesuitica 9), S. 465–470.

46 Glock, *Treue* (wie Anm. 45), S. 36. – Zu den paränetischen Implikationen dieser Maxime und ihrer Darstellung bei Glock siehe: Kühlmann, Balde als Held (wie Anm. 45), S. 469–470.

47 Vgl. Kaiser, *Tilly* (wie Anm. 7).

Die Leiden Tillys, sagen die Berichte, sind unsagbar und wir glauben es; müssen uns aber Mitleiden verbieten, denn er stirbt den Tod, in den er Jahr für Jahr seine Leute führte, schlechter belohnt als er, und er immerhin unter besserer, wengleich ratloser Pflege. Daß er auf seinem Schmerzenslager noch fortfährt, sich um seine Pflichten zu kümmern [...], darum ihn zu bewundern werden wir uns von niemandem nehmen lassen.⁴⁸

48 Golo Mann: *Wallenstein*. Stuttgart o. J. [1974], S. 700.

Abbildungen

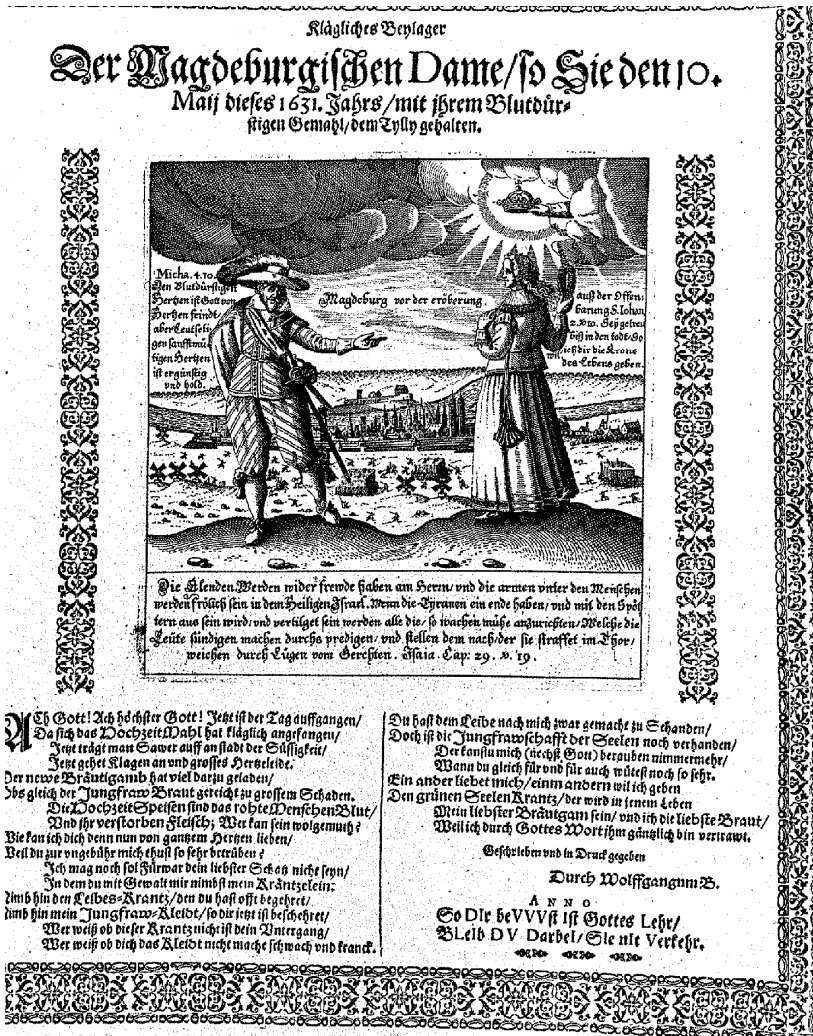


Abb. 1: Klägliches Beylager der Magdeburgischen Dame 1631. In: John Roger Paas: The German Political Broadsheet 1600–1700. Bd. 5. 1630 und 1631. Wiesbaden 1985, S. 150 (P-1367).



Abb. 2: Wes gestalt Herr Graff von Tilly, R[ömischer] Kaiserlicher Mays[tät] General, bey den Magdeburgern gehalten frey Schiessen den 20. May 1631. das böste gemolnen. In: Wolfgang Harms: Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts. Bd. 2. Wolfenbüttel 2. Tübingen 1997, S. 410–411 (II, 235).



Abb. 3: Waare Abbildung Jhrer Excellenz Herrn Generals Joh[ann] von Tserclaes, Reichsgraffen/ vnd Freyherrn von Tilly vnd Marbais/ &c. In: John Roger Paas: *The German Political Broadsheet 1600–1700*. Bd. 5. 1630 und 1631. Wiesbaden 1985, S. 133 (P-1350).



Abb. 4: Tillysche Deposition, Nahe bey der hohen Schul Leipzig, Depositore Langen Frizio. In: John Roger Paas: *The German Political Broadsheet 1600–1700*. Bd. 5. 1630 und 1631. Wiesbaden 1985, S. 273 (P-1496).

WEITERE BEITRÄGE

Notizen zur produktiven Rezeption unhandlicher Folianten. Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* und das *Theatrum Europaeum*

Welche Bücher Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen konsultiert hat, als er seine zahlreichen Werke verfertigte, beschäftigt die Grimmelshausen-Forschung seit ihren Anfängen.¹ Bereits Heinrich Kurz weist in seiner kommentierten Ausgabe des „Barock-Simplicissimus“ von 1863 auf mögliche Quellen hin – auch auf die berühmte Chronik *Theatrum Europaeum*.² Weitere spektakuläre Erfolge konnten Anfang des 20. Jahrhunderts in einer Reihe von Aufsätzen erzielt werden.³ Der Marburger Archivar Gustav Könnecke erforschte zudem

-
- 1 Die vorliegenden Ausführungen wurden zuerst als Vortrag während des Workshops „Das Theatrum Europaeum. Wissensarchitektur einer Jahrhundertchronik. Interdisziplinärer Workshop des DFG-Projekts ‚Welt und Wissen auf der Bühne. Die Theatrum-Literatur der Frühen Neuzeit‘“ am 13. März 2011 in Kassel präsentiert.
 - 2 Heinrich Kurz: Anmerkungen [und Nachträge]. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Schriften*. Tl. 2. Hrsg. und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Leipzig 1863 (Deutsche Bibliothek 4), S. 366–463, hier S. 437, 444–445, 447–448, 452–454 und 458–459. – Das *Theatrum Europaeum* wird in der Folge als *TE* mit Angabe des jeweiligen Bandes (römische Ziffer) und der jeweiligen Seite (arabische Ziffer) abgekürzt. Zugrunde gelegt wird die digitale Ausgabe der Universitätsbibliothek Augsburg (http://www.bibliothek.uni-augsburg.de/dda/dr/hist/uba000236-uba000256_link.html, Abruf 14.03.2011). Bei dem in der Folge behandelten Bd. III handelt es sich um die Ausgabe Frankfurt a. M. 1670 (Erstdruck Frankfurt a. M. 1639, Berichtszeitraum 1633–1638), bei Bd. V um die Ausgabe Frankfurt a. M. 1651 (Erstdruck Frankfurt a. M. 1647, Berichtszeitraum 1643–1647). Vgl. zu den genauen Titelaufnahmen der Bände Lucas Heinrich Wüthrich: *Das druckgraphische Werk von Matthaeus Merian d. Ae.* Bd. 3. *Die grossen Buchpublikationen I.* Hamburg 1993, zum *TE* III S. 126–128, zum *TE* V S. 130–131. – Die digitale Ausgabe dürfte aufgrund des komfortablen Zugriffs in der Zukunft die am häufigsten genutzte werden.
 - 3 Vgl. Max Meißner: Zur Geschichte der Simplicianischen Schriften. In: *Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes* 11 (1907), S. 259–304; Richard Maria Werner: Historische und poetische Chronologie bei Grimmelshausen. In: *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* 8

jahrzehntelang die Zusammenhänge zwischen dem Leben, dem Werk und den Quellen Grimmelshausens, so dass sein bis heute aufschlussreiches Standardwerk zum Thema in den 1920-er Jahren postum von Jan Hendrik Scholte herausgegeben werden musste.⁴ Vier Jahrzehnte später präsentierte Günther Weydt 1968 die Erträge der seitdem vorgenommenen Quellenforschungen und eine Fülle von Neuentdeckungen auch im Hinblick auf das zeitgenössische astrologische und astronomische Schrifttum.⁵ Eine chronologische Übersicht über mögliche Bezüge zum *Theatrum Europaeum* bieten schließlich die mehrhundertseitigen Kommentare der von Dieter Breuer herausgegebenen Grimmelshausen-Ausgabe in der „Bibliothek deutscher Klassiker“. Diese Kommentare haben als Basis für alle folgenden Untersuchungsschritte zu gelten.⁶ Als besonders ertragreich sind hier in erster Linie die Romane *Simplicissimus*

(1908), S. 75–112, zum *TE* S. 79–83, 87, 93–94, 99, Anm. 1, 101, 102, Anm. 2, 108, 109, Anm. 1 (wobei Werner aber keine zwingend notwendige Quellennutzung durch Grimmelshausen annimmt); Arthur Bechtold: Zur Quellengeschichte der Simplicianischen Schriften. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften* 26 (1910), S. 275–303, zum *TE* S. 278, 291–292; ders.: Zur Quellengeschichte des „Simplicissimus“. In: *Euphorion* 19 (1912), S. 19–66, 491–546, zum *TE* S. 26, 50–54, 511–513; Josef Trostler: Zur Quellengeschichte des „Simplicissimus“. In: *Euphorion* 21 (1914), S. 695–702; Martin Günther: Zur Quellengeschichte des „Simplizissimus“. In: *Germanisch-Romanische Monatschrift* X (1922), S. 360–367, und Julius Petersen: Grimmelshausens „Teutscher Held“. In: *Euphorion*. Ergänzungsheft 17 (1924), S. 1–30, zum *TE* S. 8–11.

- 4 Gustav Könnecke: *Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens*. 2 Bde. Hrsg. von Jan Hendrik Scholte. Marburg 1926–1928 [Nachdruck in einem Bd. Hildesheim, New York 1977], vgl. zu möglichen Bezügen zum *TE* das Stellenverzeichnis im Register von Bd. 2, S. 367, und die Feststellung gleich zu Beginn von Bd. 1: „Daneben hat Grimmelshausen als kriegsgeschichtliche Grundlage noch das ‚Theatrum Europaeum‘ benutzt, wie gleichfalls für jeden einzelnen Fall nachgewiesen werden wird.“ (S. 6)
- 5 Vgl. Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, zum *TE* S. 410–411, als Ergänzung ders.: Nochmals zum Schreibort Grimmelshausens – das dreifache Publikum. In: *Simpliciana* X (1988), S. 331–348, bes. S. 340–342, zum *TE* S. 341: „Auch vom *Theatrum Europaeum*, einem vielbändigen Unternehmen, dessen *Continuatio III* (nach Könnecke) zu Grimmelshausens Schilderung des Dreißigjährigen Krieges beitrug, dürfte nicht nur dieser eine Band zur Verfügung gestanden haben.“
- 6 Ähnlich ist die Vorgehensweise von Tamara Rügger: „... du bedünckest mich vor ein Kalb viel zu verständig zu seyn“. Zur Kunst der Transformation von enzyklopädischen Quellen in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“. In: *Variations* 15 (2007), S. 77–91. Rügger nutzt Breuers Stellenkommentar als Richtschnur für ihre Textbeispiele (S. 78, Anm. 5).

mus Teusch⁷, Courasche⁸ und Der seltzame Springinsfeld⁹ anzuführen. In Grimmelshausens *Ewig-währendem Calender* finden sich ebenfalls vereinzelte mögliche Anknüpfungspunkte an das *Theatrum*.¹⁰ Somit kann Grimmelshausens Werk ein besonders günstiger und für die Barockforschung nahezu einmaliger Status im Hinblick auf die möglichen Einflusslinien zu den dickleibigen Folianten des *Theatrum* zugesprochen werden. Andererseits stellen Einfluss- und Rezeptionsuntersuchungen zum *Theatrum* in der bislang eher punktuell zugeschnittenen Forschungslandschaft zur Chronik ein besonderes Desiderat dar. Wei-

-
- 7 Dieter Breuer: Stellenkommentar [zum *Simplicissimus*]. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 794–984, zum *TE* vgl. S. 823, 847, 853, 857, 868, 871, 890, 924, 926, 971–972 und 979. – Der Vergleich mit den Stellenangaben im Kommentar von Breuer und den zugrunde gelegten Augsburger Exemplaren des *TE* ist fallweise nicht deckungsgleich, zumal es sich bei den Digitalisaten um andere Vorlagen handelt als die, die von Breuer zu Rate gezogen wurden. Die späteren Auflagen des *TE* weisen teilweise andere Paginierungen auf. Vgl. die Übersicht von Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 2), S. 120.
- 8 Dieter Breuer: Stellenkommentar [zur *Courasche*]. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 2), S. 770–803, zum *TE* vgl. S. 789, 791, 797 und 801.
- 9 Dieter Breuer: Stellenkommentar [zum *Springinsfeld*]. In: Grimmelshausen, *Werke*. I. 2 (wie Anm. 8), S. 825–871, zum *TE* vgl. S. 846–847, 849–866 und 869.
- 10 Dieter Breuer: Stellenkommentar [zum *Ewig-währenden Calender*]. In: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Werke*. II. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 5), S. 963–987, zum *TE* vgl. S. 972, 976, 981 und 985–986. – Eine *TE*-Quellenzuweisung, die Breuer für den zweiten Teil von Grimmelshausens *Wunderbarlichem Vogel-Nest* vorgenommen hat – Dieter Breuer: Stellenkommentar [zum *Wunderbarlichen Vogel-Nest II*]. In: Grimmelshausen, *Werke*. I. 2 (wie Anm. 8), S. 956–1021, hier S. 991 –, wurde von Peter Heßelmann falsifiziert: „In der Forschung wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß der Autor [Grimmelshausen] für den im Frühjahr 1675 erschienenen Roman auf Berichte über das Auftreten und das Schicksal Sabbatai Zwis, des berühmtesten der falschen Messiasse, sowie über das große Freudenfest der Amsterdamer Judengemeinde im Jahr 1666 im zehnten Teil des *Theatrum Europaeum* zurückgegriffen habe. Zudem wurde dieser Band des *Theatrum Europaeum* als Indiz angeführt, um die Entstehung des Romans 1673 wahrscheinlich zu machen. Hier ist eine Korrektur angebracht. Der zehnte Teil des *Theatrum Europaeum*, der die Berichtszeit 1666 bis 1671 umfaßt, ist erstmals 1677 erschienen, also nach Publikation des *Vogel-Nest II* und nach Grimmelshausens Tod.“ – Peter Heßelmann: Zum Judenbild bei Grimmelshausen. Christian Gersons „Der Juden Thalmud“ (1607), Michael Buchenröders „Eilende Messias Juden-Post“ (1666) und „Das wunderbarliche Vogel-Nest II“ (1675). In: *Simpliciana* XXVIII (2006), S. 115–134, hier S. 117.

tergehende Informationen zu Nutzungs- und Intertextualitätsaspekten des *Theatrum* lassen sich allerdings möglicherweise versteckt in größeren Studien auffinden. Auf anderen Gebieten konnten zumindest Teilergebnisse erzielt werden, die sich in erster Linie auf die Erkenntnisinteressen von Historikern¹¹ und Kunsthistorikern¹² beziehen. Aber auch die Kulturwissenschaft allgemein und die Literatur- und Medienwissen-

-
- 11 Vgl. als Überblick nach wie vor Hermann Bingel: *Das „Theatrum Europaeum“*. *Ein Beitrag zur Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts*. Lübeck 1909 [Neudruck Wiesbaden 1969], weiterhin Friedrich Bachmann: *Die alten Städtebilder. Ein Verzeichnis der graphischen Ortsansichten von Schedel bis Merian*. Leipzig 1939, S. 34–40; Herbert Langer und János Dúdas: Die Kämpfe in Ungarn 1684 bis 1686 und die Rückeroberung Budas im Spiegel des „Theatrum Europaeum“. In: *Acta Historica* 34 (1988), S. 17–25; Marion Kintzinger: *Chronos und Historia. Studien zur Titelblattikonographie historiographischer Werke vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1995 (Wolfenbütteler Forschungen 60), S. 67–101; Wolfgang Schmale: Das 17. Jahrhundert und die neuere europäische Geschichte. In: *Historische Zeitschrift* 264 (1997), S. 587–611, hier S. 588–597; Holger Thomas Gräf: Die Schrecken des Krieges. Bilder vom Kriege aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Jacques Callot, Matthäus Merian und Valentin Wagner. In: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* N. F. 59 (2001), S. 139–166, hier S. 145–149, und Gerd Dethlefs: Schauplatz Europa. Das „Theatrum Europaeum“ des Matthäus Merian als Medium kritischer Öffentlichkeit. In: *„Europa“ im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder*. Hrsg. von Klaus Bußmann und Elke Anna Werner. Wiesbaden 2004, S. 149–179.
- 12 Kunsthistorisch ausgewiesen sind Wüthrich, *Werk* (wie Anm. 2), S. 113–272, der sich ausführlich mit den Bildbeständen im *TE* befasst (zur Kritik an Wüthrichs Titelblattbeschreibungen vgl. allerdings Dethlefs, Schauplatz [wie Anm. 11], S. 169, Anm. 60); Ulrike Valeria Fuss: *Matthäus Merian der Ältere. Von der lieblichen Landschaft zum Kriegsschauplatz*. Frankfurt a. M. [u. a.] 2000 (Europäische Hochschulschriften. Reihe XXVIII. Kunstgeschichte 350), S. 138–168, 231–236; Alexander Holland: *Johann Friedrich Eosander genannt von Göthe (1669–1728). Anmerkungen zu Karriere und Werk des Architekten, Ingenieurs und Hofmanns am Hof Friedrich I. von Preußen*. Weimar 2002, S. 112–116 („Eosander als Verleger und das Theatrum Europaeum“), und Daniela Nieden: *Matthäus Merian der Jüngere (1621–1687)*. Göttingen 2002, S. 276–283 (Verzeichnis der anonymen Blätter von Merian dem Jüngeren im *TE*); aus jüngerer Zeit nochmals Lucas Heinrich Wüthrich: *Matthäus Merian d. Ä. Eine Biographie*. Hamburg 2007, S. 324–336, und Anna Schreurs: *Der Vesuvausbruch von 1631, ein Spektakel auf der Weltbühne Europa*. Anmerkungen zu Joachim von Sandrarts Beitrag zum „Theatrum Europaeum“ von Matthäus Merian. In: *Dimensionen der Theatrum-Metapher in der Frühen Neuzeit. Ordnung und Repräsentation von Wissen. Dimensions of the Early Modern Theatrum-Metaphor. Order and Representation of Knowledge*. Hrsg. von / Edited by Flemming Schock, Oswald Bauer, Ariane Koller und metaphorik.de. Hannover 2008 (metaphorik.de H. 14/2008), S. 305–340.

schaft haben sich bevorzugt in der jüngsten Zeit immer wieder mit der Chronik befasst.¹³

Diese – bezogen auf Grimmelshausen – zu Optimismus Anlass gebende Ausgangssituation erhält schon dann einen leichten Dämpfer, wenn man Breuers Kommentarteile zum *Simplicissimus*, zur *Courasche* und zum *Springinsfeld* vergleicht. So weisen die *Theatrum*-Erwähnungen im simplicianischen Erstling eine eher sporadische, über den ganzen Roman verstreute Präsenz auf. In der *Courasche* ist die Frequenz schon etwas gesteigert, im *Springinsfeld* begegnet dem aufmerksamen KommentARBENUTZER das *Theatrum* hingegen auf Schritt und Tritt. Eine Untersuchung der beiden simplicianischen Sprossromane erscheint also weitaus nahe liegender als die des *Simplicissimus*. Breuers Kommentar verzeichnet für die Sprossromane allerdings durchgängig eine Quellenkonkurrenz zum *Theatrum*. Es ist der *Teutsche Florus* des Emmericher Historiographen Everhard von Wassenberg, eine Chronik der „Kriegstaten der Kaiser Ferdinand II. und III., von 1618 bis, zunächst einmal, zum Jahr des erstmaligen Erscheinens 1639, wonach in den späteren Auflagen die Darstellung ständig um die jüngsten Ereignisse erweitert wurde.“¹⁴ Die Beweislast für den *Teutschen*

13 Den Standpunkt der Theater- und Wissensgeschichte bezieht Helmar Schramm: *Kunstammer – Laboratorium – Bühne im „Theatrum Europaeum“*. Zum Wandel des performativen Raums im 17. Jahrhundert. In: *Kunstammer – Laboratorium – Bühne. Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert*. Hrsg. von Helmar Schramm, Ludger Schwarte und Jan Lazardzig. Berlin, New York 2003 (*Theatrum Scientiarium* 1), S. 10–34; einen knappen Überblick im Sinne der historischen Erzählforschung gibt Rainer Alsheimer: „Theatrum Europaeum Denkwürdiger Geschichten“. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 13. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, New York 2008, Sp. 471–474; literatur- und medienwissenschaftliche Interessen verfolgen Gerhild Scholz Williams: *Formen der Aufrichtigkeit. Zeitgeschehen in Wort und Bild im „Theatrum Europaeum“ (1618–1718)*. In: *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*. Hrsg. von Claudia Benthien und Steffen Martus. Tübingen 2006 (Frühe Neuzeit 114), S. 343–373; dies.: *Sensationslust, Tabu und Scham. Öffentlichkeit und Berichterstattung im 17. Jahrhundert: Thurneysser, Pierre de Lancre, „Theatrum Europaeum“*. In: *Tabu. Über den gesellschaftlichen Umgang mit Ekel und Scham*. Hrsg. von Anja Hesse [u. a.]. Berlin 2009 (*Braunschweiger kulturwissenschaftliche Studien* 1), S. 75–99, zum *TE* S. 90–95, und Christian Meierhofer: *Alles neu unter der Sonne. Das Sammelschriftum der Frühen Neuzeit und die Entstehung der Nachricht*. Würzburg 2010 (*Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft* 702), S. 89–118.

14 So die Charakterisierung des *Teutschen Florus* in der neuesten Untersuchung zu Wassenbergs Werken und zur einschlägigen Forschung von Guillaume van Gemert: *Der Emmericher Historiograph Everhard Wassenberg und seine*

Florus erscheint einigermaßen erdrückend, zumal Arthur Bechtold und Könnecke bereits Anfang des 20. Jahrhunderts umfangreiche Synopsen von Passagen aus der *Courasche* und dem *Springinsfeld* und *Florus*-Stellen vorgelegt haben.¹⁵ So scheint es kein Zufall zu sein, dass das *Theatrum* in der Grimmelshausen-Forschung eine eher beiläufige Existenz in bevorzugt älteren Quellenstudien fristet, während der *Florus* im vergangenen Jahrzehnt eine regelrechte Neuentdeckung erfuhr. Nicola Kaminski hat die *Courasche* und den *Ernewerten teutschen Florus* beide als Pamphlete gelesen, die sich als Spott- und Streitschriften gegen eine vorangegangene Publikation wenden. *Courasche* polemisiert gegen die Lebensdarstellung ihres ehemaligen Liebhabers Simplicius, im *Ernewerten teutschen Florus* wird Front gemacht gegen die angebliche Unzuverlässigkeit des *Teutschen Florus*.¹⁶

„Aurifodina“ (1672): Ein Appell an das Reich zur Solidarität mit den bedrängten Niederlanden. In: *Rhein-Maas* 1 (2010), Bd. 1, S. 65–121, hier S. 100. Van Gemert geht zudem explizit auf den *Florus* als Quelle Grimmelshausens ein (S. 101) und erwähnt auch die Einflusslinien zwischen Grimmelshausens Flugschrift *Der stolze Melcher* und Wassenbergs *Aurifodina Gallica*, deren deutsche Übersetzung den Titel *Frantzösische Gold-Grube/ Denen Römischen Reichs-Ständen eröffnet* trug (S. 106, Anm. 219), vgl. dazu bereits Peter Heßelmann: Grimmelshausens „Stolzer Melcher“ und Wassenbergs „Frantzösische Gold-Grube“: „der Fridens-satten-vnd gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret“. In: *Simpliciana* IX (1987), S. 79–100. – Zum Aspekt der Quellenkonkurrenz vgl. den wichtigen Hinweis von Helmut Lahrkamp: Everhard Wassenberg und Johann von Alpen, die Historiographen des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen. In: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein insbesondere das alte Erzbistum Köln* H. 198 (1995), S. 111–125, hier S. 113, Anm. 10: „Wassenbergs *Florus* ist auch von Grimmelshausen für seine *Simplicianischen Schriften* benutzt worden. Sein Konkurrent war Johann Peter Lotichius, der den 5. Teil des *Theatrum Europaeum* für 1643–47, Frankfurt 1647, bearbeitete und die *Rerum Germanicarum sub Matthia, Ferdinandis II. et III. imp. gestarum libri*, Frankfurt 1646 und 1650, verfaßte [...]. Ihre wechselseitige Beeinflussung müßte noch untersucht werden.“

15 Vgl. Bechtold, Quellengeschichte der Simplicianischen Schriften (wie Anm. 3), S. 278, und die Gegenüberstellung von Textabschnitten aus der *Courasche* und dem *Florus* S. 280–284, aus dem *Springinsfeld* und dem *Florus* S. 284–291, zum *Springinsfeld* und dem *Ernewerten teutschen Florus* hingegen S. 292–298. Ebenfalls mit ausführlichen Präsentationen von Parallelstellen operiert Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), vgl. S. 11–28 (zur *Courasche*) und S. 29–93 (zum *Springinsfeld*). – Vgl. dagegen etwa Rosmarie Zeller: Fabula und Historia im Kontext der Gattungspoetik. In: *Simpliciana* XX (1998), S. 48–62, hier S. 55–56, die das *TE* als wichtige Quelle der *Courasche* reklamiert.

16 Vgl. Nicola Kaminski: Reine des Bohémiens. Politische Utopie und ‚zigeunernde‘ Textur in Grimmelshausens „*Courasche*“. In: *Simpliciana* XXIV (2002), S. 79–

Erscheinen die Verifizierung und der Verwendungskontext des *Florus* für Grimmelshausen also auf der Hand zu liegen, so stellt sich beim *Theatrum* weitergehend die gravierende Frage des Zugriffs des simplicianischen Autors auf die kiloschweren Folianten. In Grimmelshausens vermutlich nie von größeren Reichtümern geprägten Leben dürfte die Chronik wohl unerschwinglich gewesen sein. Dieses Problem betrifft in den mit vielen gelehrsam anspielungen operierenden Texten Grimmelshausens aber keinesfalls exklusiv das *Theatrum*. Günther Weydt spricht in einer Erweiterungsstudie aus dem Jahr 1988 zu seinem Standardwerk von 1968 von einem Gegenwert der zitierten Bücher von 230000 D-Mark und muss diese Summe in der Folge noch weiter erhöhen.¹⁷ Die Forschung hat daher die These aufgestellt, dass der simplicianische Autor in einer benachbarten Kloster- oder Adelsbibliothek Zugang zu gelehrten Werken bekommen hat. So hält Breuer in seinem *Grimmelshausen-Handbuch* fest:

Doch hatte er [Grimmelshausen] in der Gaisbacher und in der Renchener Zeit wohl auch in den Bibliotheken der benachbarten Klöster Allerheiligen, Schuttern und Ettenheimmünster Leih- und Lesemöglichkeiten auf immer anspruchsvollerem Niveau, auch die Bibliothek des gleichaltrigen Freiherrn Philipp Hannibal von Schauenburg in Oberkirch kommt in Frage.¹⁸

So schließt sich – im Rahmen der Konstruktion – der Kreis zum *Theatrum*, wenn der Historiker Gert Dethlefs zum Verbreitungsgrad der schwergewichtigen Publikation vermerkt: „Das Werk [das *Theatrum*

121, hier S. 95–102, und dies.: *EX BELLO ARS oder Ursprung der „Deutschen Poeterey“*. Heidelberg 2004 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 205), S. 430–442.

17 Weydt, Schreibort (wie Anm. 5), S. 340.

18 Dieter Breuer: *Grimmelshausen-Handbuch*. München 1999 (UTB 8182), S. 18. Vgl. dazu auch die detaillierte Fallstudie von Dieter Breuer: Grimmelshausen und das Kloster Allerheiligen. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 143–175, ferner Weydt, Schreibort (wie Anm. 5), S. 344: „Es bleibt also nichts anderes übrig, als für Grimmelshausen die unmittelbare und andauernde Benutzung einer nächstgelegenen und wohlgesicherten Adelsbibliothek – es kommt vor allem die Schauenburger in Frage – anzunehmen.“ Vgl. aktuell Volker Meid, Peter Heßelmann: Grimmelshausen, Johann (Hans) Jacob (Christoph) von. In: *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums*. Bd. 4. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Berlin, New York 2009, S. 428–435, hier S. 429: „Später boten wahrscheinlich das nahe Straßburg, die Büchersammlung seines [Grimmelshausens] Arbeitgebers Dr. Küeffer u. die Bibliothek des benachbarten Klosters Allerheiligen Zugang zu Büchern.“

Europaem] ist in fast jeder älteren Fürstenbibliothek, in vielen Adelshäusern und reichsstädtischen Bibliotheken zu finden.¹⁹ Hatte Grimmelshausen also die Möglichkeit der Benutzung einer oder mehrerer Adels- oder Klosterbibliotheken, dann ist es weitergehend nicht unwahrscheinlich, dass diese Bibliotheken auch Bände des *Theatrum* enthielten und Grimmelshausen somit Einsicht nehmen konnte.

Unweigerlich verlagert sich hier die gesicherte Quellenforschung zu einer Reihe von – zugegebenermaßen solide begründeten – Thesen. Ist also schon Grimmelshausens Zugriff auf das *Theatrum* nicht zweifelsfrei rekonstruierbar, so hat die Barockforschung es aus guten Gründen bislang nicht unternommen, Synopsen zwischen dem *Theatrum* und dem *Simplicissimus* aufzustellen. Anschauliche Ergebnisse wie z. B. beim *Florus* und dem *Springinsfeld* waren nicht zu erwarten.²⁰ Die Zusammenhänge zwischen der mehrbändigen Chronik und dem Pikar-Erstling sind – wenn sich der Zusammenhang überhaupt herstellen lässt – weitaus subtiler. Sie beziehen sich eher auf einzelne Informationspartikel aus dem im *Theatrum* auffindbaren Faktenwust zum Dreißigjährigen Krieg und sind im Einzelfall genau abzuwägen. Eine derartige methodische Vorsicht ist schon deshalb ratsam, weil Grimmelshausen das *Theatrum* nie explizit – wie viele andere gelehrte Werke auch nicht – in seinen Texten genannt hat und damit keinen Hinweis auf eine rekonstruierbare Intertextualität bereitgestellt hat. Explizite Erwähnung erfahren z. B. Philip Sidneys *Arcadia* oder Tomaso Garzonis *Piazza universale*, wenn im *Ewig-währenden Calender* der anagrammatisch zu

19 Dethlefs, Schauplatz (wie Anm. 11), S. 153.

20 Eindrucksvolle Aufstellungen von Parallelstellen finden sich auch bei Hubert Rausse: *Zur Geschichte des Spanischen Schelmenromans in Deutschland*. Münster 1908 (Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte VIII), S. 98–102: aus dem *Gusman von Alfarche* und aus dem *ST*, S. 104–105: aus dem *Lazarillo de Tormes* und aus dem *ST*; bei Trostler, Quellengeschichte (wie Anm. 3): aus der *Lustigen Schaubühne* von Erasmus Francisci und aus dem *ST*; bei J. H. Scholte: *Zonagri Discurs von Waarsagern. Ein Beitrag zu unserer Kenntnis von Grimmelshausens Arbeitsweise in seinem „Ewigwährenden Calender“ mit besonderer Berücksichtigung des Eingangs des „Abentheuerlichen Simplicissimus“*. Amsterdam 1921, S. 3–4: aus dem *Gusman von Alfarche* und dem *ST*, S. 9–11: aus Tomaso Garzonis *Piazza universale* und aus *Ratio Status*, S. 17–63: aus der *Piazza*, dem *Gusman* und dem *Ewig-währenden Calender*, S. 119–142: aus der *Piazza*, dem *Gusman* und dem *ST*; bei Günther, Quellengeschichte (wie Anm. 3): aus dem von den Gebrüdern de Bry zusammengestellten Reisewerk *Orientalisches Indien*, aus der *Continuatio* und aus *The Isle of Pines* von Henry Neville, und wieder bei Rüeffer, Kunst (wie Anm. 6): aus Pierre Boaistuau's *Théâtre du Monde* und dem *ST*.

entschlüsselnde Dialog „Zonagri Discurs von Waarsagern ins gemein“ beginnt.²¹ Somit kann man bei Grimmelshausen im Hinblick auf das *Theatrum* allenfalls von Rezeption reden. Andererseits bleibt die bloße Feststellung von Intertextualitäts- oder Rezeptionsphänomenen unterkomplex, wenn man nicht in einem zweiten Schritt Grimmelshausens Aneignungs- und Verarbeitungsstrategien von fremden Texten erörtert.²² Diese Prämisse sollte auch angesichts der bei Könnecke immer wieder durchscheinenden Kritik am simplicianischen Autor berücksichtigt werden, zumal Könnecke historische Ungenauigkeiten im *Simplicissimus* seinem Verfasser regelrecht ankredet und anscheinend keinerlei künstlerische Subjektivität gelten lassen will.

Beim Durchgang durch Breuers Stellenkommentar zum *Simplicissimus* und ergänzender Hinzuziehung von Könneckes Erwähnungen des *Theatrum* bieten sich insbesondere sechs Stellen an, die eine nähere Betrachtung besonders lohnenswert erscheinen lassen.²³ 1. Die Schilderung des Gubernators von Hanau im Vergleich mit seinem historischen Vorbild James Ramsay, speziell Simplicius' ironische Strafpredigt für

21 Vgl. zu Garzoni wiederum Italo Michele Batafarano: Vom polyhistorischen Traktat zur satirischen Romanfiktion. Garzonis „Piazza Universale“ bei Albertinus und Grimmelshausen. In: *Tomaso Garzoni. Polyhistorismus und Interkulturalität in der frühen Neuzeit*. Hrsg. von Italo Michele Batafarano. Bern [u. a.] 1991 (IRIS 3), S. 109–124.

22 Vgl. wegweisend bereits Theodor Verwey: Der polyphone Roman und Grimmelshausens „Simplicissimus“. In: *Simpliciana XII* (1990), S. 195–228, zur Quellenfrage S. 198, in ähnlichem Tenor Paul Michel und Rosmarie Zeller: „... auß andern Büchern extrahirt“. Grimmelshausens Schwankvorlagen im „Simplicissimus“. In: *Wahrheit und Wort. Festschrift für Rolf Tarot zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Gabriela Scherer und Beatrice Wehrli. Bern [u. a.] 1996, S. 307–322, hier S. 308, aktuell Friedrich Vollhardt: Die interpretatorische Relevanz nichtfiktionaler Elemente in literarischen Texten der Frühen Neuzeit (Grimmelshausen). In: *Fiktion und Fiktionalität in den Literaturen des Mittelalters. Jan-Dirk Müller zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Ursula Peters und Rainer Warning. München 2009, S. 243–266, hier S. 262: „Nimmt man sie [die Quellenforschung] zur Kenntnis, erfährt man viel über Traditions- und Motivgeschichten sowie die Arbeitsweise des Autors (auf seine Entlehnungen aus Garzonis *Piazza universale* hat Grimmelshausen selbst hingewiesen); beschränkt man sich nicht auf eine synoptische Darstellung der Zitationspraxis, kann nach der Fiktionalisierung des Materials gefragt werden, über die das Verhältnis von literarischer Imagination und dem außerliterarisch Imaginären zu erschließen ist.“

23 Der Roman wird im Folgenden nach der Edition von Breuer (Grimmelshausen, *Werke* I. 1 [wie Anm. 7], S. 9–551) im Text dieser Abhandlung mit Seitenangabe oder Angabe des jeweiligen Buches (römische Ziffer) und des jeweiligen Kapitels (arabische Ziffer) in runden Klammern zitiert (Sigle *ST*).

den Gubernator während einer Hofgesellschaft (*ST II*, 11); 2. Die Schlacht bei Wittstock (*ST II*, 27); 3. Die Erwähnung der Merode-Brüder (*ST IV*, 13); 4. Die Belagerung von Breisach (*ST IV*, 14); 5. Das unfreiwillige Bad im Rhein von Simplicius' gutem Freund Ulrich Herzbruder (*ST IV*, 26); und 6. Simplicius' Überlegungen, einen gesundheitsförderlichen Sauerbrunnen anzulegen und damit zu großem Reichtum zu gelangen (*ST V*, 17).

1. Nach dem Tod seines frommen Mentors und Lehrers, des Einsiedels, gelangt der junge Simplicius in die Festung Hanau und hat sich umgehend vor dem Gubernator zu verantworten (*ST 73*).²⁴ Realhistorisches Vorbild für die auftretende Figur ist der schottische Adlige, Heerführer in schwedischen Diensten und von 1634 bis 1638 Gouverneur von Hanau, James Ramsay (1589–1638).²⁵ Es stellt sich heraus, dass der Einsiedel der Schwager des Gubernators war.²⁶ Der literarisierte Gouverneur, der Simplicius nun „wie sein eigen Kind halten“ (*ST 83*) will, ist in der Folge vielmehr für eine Kette von handfesten Gewalttätigkeiten gegen den simplicianischen Helden verantwortlich. Dabei stellt seine Zurichtung zum Hofnarren, dem sogenannten „Hanauer Kalb“, den spektakulärsten Angriff auf die körperliche und geistige

24 Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 823. – Werner glaubt auch kurz vorher mögliche Zusammenhänge zum *TE* herstellen zu können. Simplicius baut sich aus nicht abgeerntetem Getreide ein Nachtlager, „weil es grausam kalt war“ (*ST 69*). Laut *TE* war es Ende 1634 in der Tat ziemlich frostig: „Umb diese Zeit ist ein solche Kälte unversehens eingefallen/ und hernach beharrlich angehalten/ daß die Elb (so wol auch andre grosse Wasser) dermassen in 3. Tagen vollends zugegangen“ (*TE III*, 399). Am nächsten Tag gelangt Simplicius in das geplünderte Gelnhausen, dessen desolaten Zustand Werner in die Kriegereignisse im Hanauer Raum Ende 1634 und Anfang 1635 einordnet (*TE III*, 394–395, 402), vgl. Werner, Chronologie (wie Anm. 3), S. 79–80. Vgl. dazu auch den Kommentar von Breuer, S. 822.

25 Vgl. zu Ramsay insbesondere Günther Weydt und Friedrich Gaede: Der Gubernator: James Ramsay. In: *Simpliciana IV/V* (1983), S. 123–136, zu Grimmelshausens potenzieller Nutzung des *TE* S. 127: „Bei Grimmelshausen ist eine synthetische Gestalt entstanden. Der Dichter wird als Flüchtlingskind nach der Zerstörung Gelnhausens den allgewaltigen Beherrscher von Hanau ehrfurchtsvoll wahrgenommen haben. Er muß sich später weitere Kenntnisse über sein Wesen und Wirken aus dem *Theatrum Europaeum* (und anderen Quellen) verschafft haben.“

26 Im *TE* wird tatsächlich der Schwager Ramsays erwähnt, der aber mitnichten ein Dasein als Einsiedler fristete: „Jetztgedachter Herr General Wachtmeister Dromond/ soll/ als man schreibet/ deß Herrn General Major Ramsayen/ gewesenen Schwedischen Commendanten in Hanaw/ Schwager seyn“ (*TE III*, 919). Vgl. dazu Bechtold, Quellengeschichte des „Simplicissimus“ (wie Anm. 3), S. 53, Anm. 1.

Gesundheit des Simplicius dar. Darüber hinaus bildet der Gubernator die Spitze der Hanauer Kriegsgesellschaft und ist wie seine Untergebenen hoffnungslos von den Sieben Todsünden infiziert, deren Ausprägung „Maßlosigkeit“ in einer denkwürdigen Bankettsequenz hemmungslos gehuldigt wird (*ST* I, 30). Gerade über solche sich eher im privaten Raum abspielenden Vorfälle erfährt man im einschlägigen dritten Band des *Theatrum* wenig.²⁷ Die Informationspartikel zu Ramsay beziehen sich strikt auf militärische Ereignisse wie die, die schließlich zu seiner Inhaftierung 1638 in Dillenburg führten (*TE* III, 908–911). Bei dieser Gelegenheit kann auch gleich ein ansehnlicher Porträtstich des Schotten präsentiert werden (*TE* III, 910). Bechtold hat allerdings aus der im *Theatrum* abgedruckten, überaus ausführlichen „Hanauische[n] Deduction über deß Ramsays unbefugten Procedures“ (*TE* III, 927–932) einzelne Details herauspräpariert, die Grimmelhhausen übernommen haben *könnte*. So zitiert der Gubernator ohne Duldung von Widerspruch den örtlichen Pfarrer zum Frühstück nach dem verheerenden Bankett herbei (*ST* 125). Auch Ramsay pflog mit der Hanauer Geistlichkeit einen eher direktiven Umgang.²⁸ Kurz darauf äußert

27 Vgl. im Hinblick auf andere Quellen zu Ramsay auch Weydt/Gaede, Gubernator (wie Anm. 25), S. 125: „Aber ob er [Ramsay] zum Beispiel Feste feierte, Orgien zuließ, wie sie sich die passende Offiziersgesellschaft im *Simplicissimus* angesichts der hungernden und darbenden Bevölkerung in Hanau erlaubte, wissen wir nicht.“ – Die katastrophale Versorgungslage der Bevölkerung in der Wetterau wird sowohl im Roman als auch im *TE* erwähnt. Angesichts der grotesken Mengen an Lebensmitteln während des Banketts beklagt sich Simplicius, dass „der arme Lazarus/ den man damit hätte laben können/ in Gestalt vieler 100. vertriebener Wetterauer/ denen der Hunger zu den Augen herauß guckte/ vor unsern Thüren verschmachtet/ weil naut im Schanck war.“ (*ST* 107) Die Kriegshandlungen im Hanauer Umkreis führen zu großen Entbehrungen bei den Bauern, „und hat solches die Wetteraw schier am härtesten betroffen/ in derer das miserere umb ein gutes grösser/ als das benedicere gewesen“ (*TE* III, 358). Vgl. dazu Werner, Chronologie (wie Anm. 3), S. 82, Anm. 1.

28 Bechtold, Quellengeschichte des „Simplicissimus“ (wie Anm. 3), S. 51. Die entsprechende Stelle ist ein weiterer Beleg für die Hybris, die Ramsay von seinen Gegnern zugemessen wird: „So hat er [Ramsay] jedoch Ihr. Gn. in der That und in dem Werck selbstn nicht mehr vor einen Herrn ihrer Statt und deß Landes erkennt/ massen er einsmals den Pfarrherrn der Alten-Statt/ als er selbige zur Mahlzeit beruffen lassen/ zumuthen dörfen vor Ihr. Gn. als regierenden Landherrn/ auff der Cantzel nicht mehr zu bitten/ dieselbe aber ihme darauff geantwortet/ daß Gottes Wort/ ihre Pflichten und Gewissen sie viel ein anders lehren/ und daß ein solches zuthun zumahl unverantwortlich seye/ inhalts ihrer von sich gegebenen schriftlichen Attestation/ in Summa sich in allem dergestalt gebähret/ als wäre er der rechte absolute Herr über alles/ I. Gn. aber hingegen sein untergebener

sich der Gubernator höchst abfällig über den zur Kontrolle abgesandten schwedischen Feldkriegskommissar: „Er [der Gubernator] wünschte/ daß ihm [dem „Commissarius“] der Teuffel den Hals in tausend Stück brechen/ ehe er in die Vestung käme!“ (ST 130). Ramsay war laut „Deduction“ für seine despektierlichen Tiraden sowohl gegen seine schwedischen Vorgesetzten als auch gegen andere in- und ausländische Würdenträger berüchtigt.²⁹

Etwas konkreter werden mögliche Bezüge zum *Theatrum* in der Strafpredigt des inzwischen in einen Hofnarren verwandelten Simplicius, der den verblüfften Gubernator über den „müheseeligen und gefährlichen Stand eines Regenten“ (ST 154) unterrichtet. Die militärische Hierarchiespitze hat für die Eintreibung der Kontributionen zu sorgen und muss ihre Soldateska notgedrungen auf erbarmungslose Beutezüge schicken: „Schickest du die Deinige zu solchem End hinauß/ so ist rauben/ plündern/ stelen/ brennen und morden ihre beste Arbeit/ sie haben erst neulich Orb geplündert/ Braunfels eingenommen/ und Staden in die Asche gelegt“ (ST 155), so der Hofnarr zu seinem Herrn.³⁰ In der Tat sind die krieglerischen Vorgänge aus den Jahren 1634 und 1635 für die drei Orte aus dem Umkreis von Hanau im *Theatrum* aufgezeichnet. Ramsay und seine Verbände wurden östlich von Hanau aktiv, „welche dann etliche viel der Käyserischen niedergemacht/ auch gefangene von ihnen einbracht/ und etwas Beuthen gemacht/ sonderlich in dem

Leibeygener.“ (TE III, 930). – Bechtold datiert die „Deduction“ allerdings fälschlicherweise auf 1636, sie findet sich im TE-Abschnitt zum Jahr 1638.

29 Bechtold, Quellengeschichte des „Simplicissimus“ (wie Anm. 3), S. 51–52. Im Tenor der vorangegangenen TE-Stelle: „Es wäre dann vielleicht Sache/ daß er General Major [Ramsay] nochmahls auff deren Meynung bestehen wolte/ wie offtmals von ihme gehört worden/ daß er der Cron Schweden seine Dienste resignirt habe/ und keinen Superiorem oder Ober-Herrn mehr erkenne/ deme er Red und Antwort von seinen Actionibus zugeben hätte. Inmassen er General Major/ dann von hohen Potentaten/ insonderheit der Königl. Majestät in Franckreich/ und deroselben vornehmen hohen Ministris, wie auch weyland Herrn Landgraff Wilhelms Fürstl. Gn. wolseliger Gedächtnuß/ und andern (von der Kayserl. Maj. und andern Chur-Fürsten und Ständen/ weil er dieselben vor seine Feind gehalten/ wil man dißmal nichts melden) dermassen schimpff- despectier- und verächtlich offtmals/ mit vieler ehrlicher Leuth Verwunderung/ geredt hat/ daß nicht wohl zuermessen/ ob es auß übertriebenem Stoltz/ Hochmuth und allzu grosser Einbildung von sich selbst/ oder aber einer Aberwitz und Unvernunft geschehen sey.“ (TE III, 931–932)

30 Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 847, zu Braunfels ergänzend S. 829. – Bei der Angabe auf S. 847 irritiert der Stellennachweis aus dem TE in Form von „fol. 342“, zumal die Chronik mit Seitenzahlen auspaginiert ist.

Stättlein Urb“ (*TE* III, 383). Die Rückeroberung von Braunfels durch verbündete Truppen gestaltet sich ebenso überraschend wie verlustarm, „und also dieser Orth ohn verlust einigen Manns/ ausser wolgedachten Herrn Obr. Sattelknechts/ welcher durch den Kopff geschossen/ und der Oberst selbst mit einem grossen Stein/ doch ohn Gefahr/ auff den Kopff geworffen/ wieder erobert worden.“ (*TE* III, 404) Die Einnahme von Braunfels ist darüber hinaus zuvor auch der Anlass für das bereits erwähnte Bankett: „DEß andern Tags hatte mein Herr seinen Officiern und andern guten Freunden/ eine Fürstliche Gasterey angestellt/ weil er die angenehme Zeitung bekommen/ daß die Seinigen das veste Hauß Braunfels ohne Verlust einigen Manns eingenommen“ (*ST* 102). Hier gleichen sich die Formulierungen ungewöhnlich stark: „ohn verlust einigen Manns“ (*Theatrum*), „ohne Verlust einigen Manns“ (*Simplicissimus*).³¹ Etwas anders verhält es sich mit Staden. Als Ramsay erfuhr, „daß des Obersten Sparren Regiment sich in Staden in der Wetteraw einlosiret“, schickte er Truppenkontingente dorthin, „welche solche gegen Morgens unversehens überfallen“ (*TE* III, 458). Im *Theatrum* ist nicht die Rede davon, dass Staden eingeäschert wurde, wohl aber die beiden Ansiedlungen „Eychen und Ostheim“ (*TE* III, 458) – das aber nicht von Ramsays Soldaten (wie von Grimmelshausen angegeben), sondern von feindlichen Truppen, ein Umstand, den Könnecke gewohnt kritisch vermerkt hat.³²

2. In der älteren Forschung galt die anschauliche und mit vielen grausigen Details aufwartende Schilderung der Schlacht bei Wittstock (*ST* II, 27) als vorzüglicher Beweis für Grimmelshausens Augenzeugenschaft der blutigen Auseinandersetzung.³³ Die Beiträge von Hans

31 Vgl. klärend zur historischen Situation Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 160. – Vgl. den Hinweis auf den ähnlichen Wortlaut bereits bei Werner, *Chronologie* (wie Anm. 3), S. 81–82.

32 Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 164. – Als sich Simplicius einigermaßen in der Hanauer Kriegsgesellschaft eingerichtet hat, wird er von kroatischen Reitern entführt (*ST* II, 14) und sowohl zu alltäglichen Arbeiten als auch zum Narrenspiel herangezogen, seine neuen, überaus ungehobelten Mitstreiter und Vorgesetzten traktieren ihn mit Grobheiten und Brutalitäten (*ST* II, 15). Die Kroaten waren laut *TE* für ihre Gräueltaten berüchtigt (*TE* III, 459: „Der Kayserisch. vergeblicher Anschlag auff Eschwegen“). Vgl. dazu Bechtold, *Quellengeschichte des „Simplicissimus“* (wie Anm. 3), S. 54, und zuvor Werner, *Chronologie* (wie Anm. 3), S. 83.

33 Vgl. Breuer, *Stellenkommentar* (wie Anm. 7), S. 868. – Vgl. als aktuellen Forschungsstand zur Schlacht die Vorträge der Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg in Frieden

Geulen und Walter Holzinger aus den späten 1960-er Jahren haben aber gezeigt, dass die Schlachtbeschreibung mit nahezu wortgetreuen Entlehnungen aus der deutschen Übersetzung von Sidneys *Arcadia* operiert, die im *Simplicissimus* lediglich eine aktualisierende Einbettung in die militärische Begrifflichkeit des Dreißigjährigen Krieges erfahren hat.³⁴ Die Vergleichspunkte mit dem *Theatrum* sind angesichts der Hauptquelle nur wenige. Simplicius, der gerade als Spion und Schwarzkünstler verdächtigt wird, soll der Folter übergeben werden, die Schlacht rettet ihn: „Aber ehe man diesen strengen *Process* mit mir ins Werck setzte/ geriethen die Banierische den Unserigen in die Haar/ gleich anfänglich kämpfften die Armeen umb den Vorthel/ und gleich darauff umb das schwere Geschütz/ dessen die Unserige stracks verlustigt wurden“ (*ST* 215).³⁵ In der Tat ist in dem sehr ausführlichen Wittstock-Bericht im *Theatrum* die Rede von langwierigen Truppennavigationen der kaiserlichen und der schwedischen Partei, um eine möglichst vorteilhafte Kampfposition zu erlangen: „Als solches Ih. Churf. Durchl. zu Sachsen verkundschaftt/ haben sie folgenden Tags

im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“ vom 1. bis 3. Juli 2011 in Wittstock (gedruckt im vorliegenden Band).

- 34 Vgl. zu Grimmelshausen, der Schlacht bei Wittstock und Sidneys *Arcadia* die Beiträge von Hans Geulen: „Arcadische“ *Simpliciana*. Zu einer Quelle Grimmelshausens und ihrer strukturellen Bedeutung für seinen Roman. In: *Euphorion* 63 (1969), S. 426–437; Walter Holzinger: Der „Abentheurliche *Simplicissimus*“ and Sir Philip Sidney’s „*Arcadia*“. In: *Colloquia Germanica* 3 (1969), S. 184–198 (beide wiederum mit aussagekräftigen Synopsen), und Ulrich Stadler: *Der einsame Ort. Studien zur Weltabkehr im heroischen Roman*. Bern 1971 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 43), S. 89–105, zur Kritik an Könneckes *TE*-Quellenzuweisung wiederum S. 101–102. – Vgl. aus jüngerer Zeit Rosmarie Zeller: *Simplicius liest die „Arcadia“ – Der „Simplicissimus Teutsch“ zwischen Pikaro-Roman und heroischem Roman*. Mit einem Anhang zu den Übersetzungen von Sidneys „*Arcadia*“. In: *Simpliciana* XXVII (2005), S. 77–101, zur Schlacht bes. S. 87–88. – Die Schlachtbeschreibung findet sich in: Philip von Sidney: *Arcadia der Gräfin von Pembrock*. Frankfurt a. M. 1643 [Nachdruck Darmstadt 1971], S. 502–516.
- 35 Bei den „Banierischen“ handelt es sich um die schwedischen Truppen unter Johann Baner, vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 868. Zu Baner vgl. abgesehen von Untersuchungen aus dem 19. Jahrhundert Ernst Wangerin: *Johan Baner, schwedischer Feldmarschall im 30jähr. Kriege*. (Geboren 23. Juni 1596, gestorben 10. Mai 1641). Eine biographische Skizze. Tl. I. *Baners Leben bis zur Landung Gustav Adolfs in Deutschland (1596–1630)*. Duisburg 1905 (Begleitschrift zu: Städtische paritätische höhere Mädchenschule zu Duisburg a. Rh. Jahresbericht Ostern 1904 – Ostern 1905) und Ernst Samuel: *Johann Baner als Errettungsstrategie in den Feldzügen 1634–1639*. Gießen 1921.

frühe den 24. Sept. styl. vet. dero Armee an einem ziemlich vortheilhaftigem Orth in eine Schlachtordnung bringen/ die meisten Stücke plantiren/ und etliche Reduyten auffwerffen lassen.“ (*TE* III, 708) Darauf folgen ausgedehnte Kampfhandlungen, in deren Verlauf die Artillerie zum Stillstand kommt, wie schließlich bilanziert werden muss. Der kaiserliche Generalleutnant von Hatzfeld habe „sich auch erkundigt/ wie es mit ihrer (der Käys. und Chur-Sächs.) Artollerey und Fußvolck bewant: und als von den Generaln der Artollerey berichtet/ daß die Munition-Pferde fast alle entritten/ und dahero alle Artollerey im Feld stehen blieben wäre“ (*TE* III, 709).³⁶ Grimmelshausen stellt diesen Vorgang an den Anfang der Schlacht, der laut *Theatrum* viel später geschah.³⁷ Recht unspezifisch erscheint schließlich der Hinweis von Könnecke auf die durch die Schweden am Ende der Schlacht versprengten kaiserlichen Truppen. So konstatiert Simplicius: „Die Schwedische Sieger trieben unsere Überwundene von der Stell/ darauff sie so unglücklich gefochten/ nachdem sie solche zuvor zertrennt hatten/ sie mit ihrer schnellen Verfolgung vollends zerstreunde.“ (*ST* 216–217) Das *Theatrum* berichtet lediglich, dass die Reste der kaiserlichen Infanterie über die Elbe gesetzt wurden, die verbliebene Kavallerie hingegen über die Havel (*TE* III, 709).³⁸

36 Vgl. dazu Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 199–200.

37 Vgl. Petersen, „Teutscher Held“ (wie Anm. 3), S. 9: „Grimmelshausen setzt den Kampf ‚um das schwere Geschütz, dessen die Unserige stracks verlustig wurden‘, gleich an den Anfang der Schlacht, während es nach der historischen Darstellung erst bei dem in der Nacht erfolgenden Abzug der Kaiserlichen zurückgelassen wurde [...]“

38 Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 202. Vgl. dagegen auch Petersen, „Teutscher Held“ (wie Anm. 3), S. 9: „Die schwedische Sieger trieben unsere Überwundene von der Stelle, darauf sie so unglücklich gefochten, nachdem sie solche zuvor zertrennt hatten, sie mit ihrer schnellen Verfolgung vollends zerstreunde“, während nach dem *Theatrum Europaeum* der nächtliche Rückzug ein geordneter war.“ – Breuer hat am Ende der Schlacht einen weiteren möglichen, wenn auch zu einer anderen Schlachtbeschreibung gehörigen Bezugspunkt ausgemacht. Ulrich Herzbruder befiehlt einem Soldaten, Simplicius’ Widersacher, den „Profos“, „mit einer Axt zu todt“ (*ST* 217) zu schlagen. Ähnliche Grausamkeiten werden im *TE* vom Philippsburger Treffen berichtet (*TE* III, 102). Vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 868, und Kurz, Anmerkungen (wie Anm. 2), S. 448. Direkt im Anschluss an das Wittstock-Kapitel findet sich laut Bechtold eine weitere mögliche Anspielung auf das *TE*, zumal die Rede von einer „*Cavalcada* mit einer starcken Parthey in Westphalen“ (*ST* 219) ist, die sich auf eine ähnliche Schilderung in der Chronik beziehen könnte (*TE* III, 810). Vgl. dazu Bechtold, Quellengeschichte des „Simplicissimus“ (wie Anm. 3), S. 511. Breuer kommentiert die Erwähnung des „Graf von der Wahl“ als Befehlshaber einer

3. Simplicius' Karriere in der Kriegsgesellschaft des 17. Jahrhunderts hat ihre Höhen und Tiefen, dem Aufstieg auf eine bestimmte Position folgt in der Regel kurz- oder mittelfristig der Fall. Seine Entscheidung, sich den sogenannten „Merode-Brüdern“ anzuschließen, dürfte kaum einen Baustein für eine soldatische Erfolgsgeschichte abgeben.³⁹ Recht ausführlich beschreibt Simplicius die marodierenden Kriegsprofiteure, die hordenweise mit den Truppen mitzogen. Sie waren keinerlei militärischer Disziplin oder Gerichtsbarkeit verpflichtet und plünderten und brandschatzten noch vor den Soldaten die Ortschaften am Wegesrand. Gelegentlich wurden die Marodierer von der militärischen Obrigkeit aber auch drakonisch bestraft (ST IV, 13). An dieser Stelle gewinnt der Zugriff Grimmelshausens auf die Chronik beträchtliche Evidenz, zumal Könnecke teilweise bis in den Wortlaut übereinstimmende Formulierungen aus dem dritten Band des *Theatrum* für das Jahr 1637 dingfest machen konnte.⁴⁰ So ist im *Theatrum* die Rede von „von der Armee sich begeben“, „Stätte und Dörffer gebrandschätzet“, „geplündert“, „die Unterthanen [...] ermordet“, „theils hencken“, „Rumor-Meister“ und „in den Eysen gehen“ (TE III, 796), allesamt Formulierungen, die bei Grimmelshausen in abgewandelter Reihenfolge wieder auftauchen.⁴¹ Die Überlegungen des Erzählers zur weiteren Verwendung der Merode-Brüder und das Ende des Kapitels weisen gewisse

„Cavalcada durchs Stiff Münster gegen der Vecht/ Meppen/ Lingen“ (ST 271) aber erst an späterer Stelle, vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 890.

39 Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 924: „Gemeint sind vermutlich die plündernd umherstreifenden (marodierenden) Mannschaftsreste (Fußsoldaten) vom Regiment des schwedischen Obristen Werner von Merode, das 1635 meuterte und sich in führerlose Haufen auflöste, nicht die Truppen des kaiserlichen Generals und Reiterführers Johann II. Graf von Merode (1589–1633).“ In der älteren Forschung wurde der Zusammenhang noch über Johann von Merode hergestellt, vgl. dazu Hermann Hallwich: Merode: Johann. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 21. Hrsg. durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1885 [Neudruck Berlin 1970], S. 448–451, hier S. 451: „Wol nur die häufige Entlassung vieler von ihm [von Merode] kaum geworbener wallonischer Söldner, besonders in den Jahren 1627–29, trug ihm im Volksmund durch ein Wortspiel mit dem viel älteren Wortspiel ‚Maraud‘ den Namen eines Vaters der ‚Merodebrüder‘ ein.“ Vgl. ausführlicher ders.: *Johann Merode. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges*. Leipzig 1885 (Gestalten aus Wallenstein's Lager 1), S. 14–16.

40 Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 296.

41 Vgl. die entsprechenden Formulierungen im ST: „unter der Armee herumb streicht“ (ST 398), „Rumormeister“, „eiserne Silbergeschirr“, „auffhencken“, „Dorff [...] verbrennt wird“ (ST 399), „plündern“ (ST 399–400), „nider machen“ (ST 400).

Ähnlichkeiten mit dem Abschnittsende im *Theatrum* auf. Laut Chronik greift die Obrigkeit schließlich hart durch, ein paar Merode-Brüder kommen lebend davon: „Worauß man den Rädelsführern vorgesetzten Proceß gemacht/ die übrigen/ so nicht also tyrannisiret/ haben in den Eysen gehen/ und an den gefährlichsten Orthen gegen dem Feind schantzen müssen.“ (TE III, 796) So überlegt Simplicius, man solle die marodierenden Horden „in den *Guarnisonen* kriegen lernen/ oder gar auff die Galleern schmiden/ wenn sie nit auch zu Fuß im Feld das ihrige thun wolten“ (ST 399). Seine eigene Karriere als Merode-Bruder und die seiner Genossen nimmt ein ähnliches Ende, als sie „von den Weymarischen gefangen“ werden, also von französischer Seite unter dem Herzog Bernhard von Weimar,⁴² und wieder reguläre Kriegsarbeit verrichten müssen, „denn sie luden uns Mußqueten auff/ und stiessen uns hin und wieder unter die Regimenter“ (ST 400).

4. Unter Weimarischer Regie wird der Militärdienst denn auch weiter fortgesetzt, zumal Simplicius umgehend zur Belagerung von Breisach eingespannt wird. Die Arbeitsbedingungen finden bei ihm wenig Anklang, „da ich denn wie andere Mußquetier Tag und Nacht wachen und schantzen muste“ (ST 401). Auch die Verpflegung während der harten Arbeit ist deutlich verbesserungswürdig: „Im übrigen aber war es lausig bey mir bestellt/ weil je zwo oder drey auffeinander sassen/ der Beutel war läer/ Wein/ Bier und Fleisch ein *Rarität*/ Aepffel und halb Brod genug mein bestes Wildpret.“ (ST 401)⁴³ Die mühselige und entbehrungsreiche Verfertigung des Schanzwerks ist im 1638-er Abschnitt des *Theatrum* explizit vermerkt: „Umb solches desto fertiger ins Werck zu setzen/ hat man an besagten Schantzen Tag und Nacht

42 Zu Bernhard von Weimar vgl. – abgesehen von zahlreichen Arbeiten aus dem 19. Jahrhundert – Ariane Jendre: *Diplomatie und Feldherrnkunst im Dreißigjährigen Krieg. Herzog Bernhard von Weimar im Spannungsfeld der französischen Reichspolitik 1633–1639*. Diss. masch. FU Berlin 1998, zur Belagerung Breisachs etwa S. 204–216, 321–324; zum „Weimar-Mythos“ hingegen eindringlich Astrid Ackermann: Die Erfolgsgeschichte eines „deutschen Helden“. Herzog Bernhard von Weimar (1604–1639) in populären historischen Darstellungen und in der Unterhaltungsliteratur. In: *Historisches Jahrbuch* 129 (2009), S. 201–229.

43 Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 926: „Die Hungersnot bei der Belagerung von Breisach, die bis zum Kannibalismus führte, ist in Flugblatt und Kriegschronik (z. B. im *Theatrum Europaeum* III 927–931) der Jahre 1638/39 eindringlich dargestellt worden.“ – Vgl. zur Belagerung ausführlich Günther Haselier: *Geschichte der Stadt Breisach am Rhein*. Halbbd. 1. *Von den Anfängen bis zum Jahr 1700*. Breisach am Rhein 1969, S. 352–370.

streng arbeiten müssen“ (*TE* III, 983).⁴⁴ Die tatsächliche Versorgungslage inner- und außerhalb Breisachs gestaltet sich nach der Schilderung in der Chronik sehr verwickelt, zumal immer wieder Lieferungen abgefangen wurden. Andererseits schien die Lage im Herbst 1638 zumal *außerhalb* der Festung nicht über die Maßen besorgniserregend zu sein, „das Brodt aber war überflüssig/ und kondte man im selben Gäns/ Hüner/ Saltz/ Speck/ Käß/ Eyer/ und dergleichen/ alles umb ein rechten Pfening bekommen“ (*TE* III, 983).⁴⁵ Abgesehen davon sind die unterschiedlichen Phasen in der Belagerung von Breisach sowohl außer- als auch innerhalb der Festungsmauern zu unterscheiden. Mit Könnecke gilt es festzuhalten, dass Simplicius *vor* den unfassbaren Ereignissen innerhalb der Festung zum Schanzen herangezogen wurde, die Breisach zu einem weithin wahrgenommenen Fanal grausiger, durch die Zwangslage erzwungener Unmenschlichkeit in Flugblättern und Flugschriften erhob. Darüber legen auch die letzten Seiten der 1638-er Abteilung des *Theatrum* beredtes Zeugnis ab. Als Bernhard von Weimar im Dezember 1638 in der gefallen Festung Nachforschungen zu einigen seiner Soldaten anstellte, die von der Breisacher Garnison gefangen genommen worden waren, musste er feststellen, „daß 30. von ihren gefangenen Soldaten zu Brysach im Stockhaus gestorben/ und 8. derselben von den andern ihren Cameraden/ wegen grosser Hungersnoth auffgezehret worden wären“ (*TE* III, 1024). Schließlich schwenkt der Textduktus im *Theatrum* zu dem recht pathetischen Ton eines Lamentos über, das Breisach in Form einer direkten Anrede adressiert und die anthropophagischen Gräuelp, die besonders die Zivilbevölkerung betrafen, nochmals explizit herausstellt: „Must du nicht auch mit hertzbrechendem Schmerzen erfahren/ daß in einem einigen Tag acht deiner vornehmen Kinder auff einmal verlohren/ und ohne Zweiffel mit hungerigen Zähnen zerrissen worden?“ (*TE* III, 1026)⁴⁶

44 Vgl. zum Ausmaß der Arbeiten an den Befestigungen Haselier, *Geschichte* (wie Anm. 43), S. 355.

45 Könnecke vermutet hinter der Kritik an der Verpflegung in erster Linie dramaturgische Gründe: „Aber Grimmelshausen braucht das Hungerleiden vor Breisach im Romane als treibendes Motiv, um seinem Helden den Abzug aus den Schanzgräben erwünscht erscheinen zu lassen.“ – Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 301, dort auch zu der einschlägigen *TE*-Stelle. Vgl. dazu zuvor Werner, Chronologie (wie Anm. 3), S. 93, Anm. 3: „Er [Simplicius] gedenkt seiner harten Arbeit, des Schanzens bei Tag und Nacht (vgl. *Theatr. Europ.* III, 983a), aber auch der Not, was mit der Schilderung im *Theatr. Europ.* III, 983f. nicht stimmt.“

46 Auch bereits bestattete Leichen dienten als Nahrung: „Must du nicht mit bluttränenden Augen ansehen/ daß die todten Körper/ so schon etliche Tag in der Er-

5. Simplicius trifft seinen alten Freund Herzbruder wieder, der als zerlumpter und gesundheitlich schwer angeschlagener Bettler durch die Lande zieht (*ST IV*, 26). Seinen elenden Zustand verdankt er seiner Mitwirkung an dem vergeblichen Entsatz, also der Befreiung der wohlbekanntesten Festung Breisach, im Gegensatz zu Simplicius auf der Seite des Generals Graf Johann von Götz, auch das noch *vor* den unbeschreiblichen Vorgängen innerhalb der Stadt.⁴⁷ Auf einer Schiffsbrücke kommt es zum erbitterten Kampf mit den Franzosen, bei dem Herzbruder nicht nur angeschossen, sondern auch niedergeschlagen wird, „und weil ich fein gekleidet war/ von etlichen in der *Furi* außgezogen/ und vor todt in Rhein geworffen wurde.“ (*ST 442*) Mit Mühe gelangt er an Land und erhält ausgerechnet von „etlich Merode-Brüdern“ (*ST 442*) erste Hilfe. Die Abfolge von einer mit größter Härte geführten Auseinandersetzung und der in der Folge häufigen Todesursache des Ertrinkens vermerkt auch die 1638-er Abteilung des *Theatrum* in seinem Bericht über die Kampfhandlungen in Breisach.⁴⁸ So seien die Franzosen „dermassen hefftig auff die Kayserischen getroffen/ daß sie nicht allein die vorbemelte 400. Götzische Mann/ so auff die Brücken kommen/ alle nieder gemacht und ersäufft/ sondern auch die Schantz wieder an fünff Orthen Mannlich gestürmet/ und erobert.“ (*TE III*, 992)⁴⁹

6. Schließlich gelangt Simplicius im Mummelsee in das geheimnisvolle Unterwasserreich der Sylphen (*ST V*, 12–17). Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die „Wassermännlein“ über alle auch nur denk-

den vergraben gelegen/ wiederumb herauß gescharret/ auffgeschnitten/ und ihre inwendige Gedärme weggefressen worden?“ (*TE III*, 1026) – Vgl. zu dieser *TE*-Stelle und den möglicherweise ausgewerteten Flugschriften Haselier, *Geschichte* (wie Anm. 43), S. 362–364.

47 Vgl. die grundlegenden Informationen von Karl Johann Casimir von Landmann: Götz: Johann Graf. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 9. Hrsg. durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1879 [Neudruck Berlin 1968], S. 510–511.

48 Vgl. dazu Haselier, *Geschichte* (wie Anm. 43), S. 356.

49 Vgl. dazu Könnecke, *Quellen*, Bd. 1 (wie Anm. 4), S. 305–306. Er plädiert an dieser Stelle für Grimmelshausens eigenes Erleben der geschilderten Vorgänge. Die Repräsentanz des 1638-er Abschnitts aus dem *Theatrum* schätzt er ohnehin als gering ein: „Es hat sich schon wiederholt herausgestellt, daß Grimmelshausen bei Erzählung oder Erwähnung geschichtlicher Ereignisse das ‚Theatrum Europaeum‘ herbeigezogen hat, jedoch für die Geschichte des Jahres 1638 hat er es nur selten, vielleicht auch gar nicht benutzt.“ (S. 307) – Vgl. dagegen Haselier, *Geschichte* (wie Anm. 43), S. 370: „Vielmehr ist anzunehmen, daß Grimmelshausen die Vorkommnisse jener Tage aus dem 3. Band des *Theatrum Europaeum* kannte und mit dichterischer Phantasie und Freiheit den ‚Herzbruder‘ in jenen Kampf hineinstellte.“

baren Aspekte der Hydrologie – auch der überirdischen – ausgezeichnet informiert sind. Auf dem Weg in das Sylphenreich wird Simplicius von seinen wasserfesten Reisebegleitern gefragt, welchen Wunsch er an den Sylphenkönig zu richten gedenke. Daraufhin kündigt Simplicius an, „von ihm einen Gesund-Brunnen auff meinen Hof zu begehren/ wie derjenige wäre/ der neulich von sich selbst in Teutschland entsprungen“ (ST 512). Die Wasserwesen äußern sich dazu skeptisch. In der Tat bekommt Simplicius vom Sylphenkönig aber „einen Stein von seltzamen *varirenden* Farben“, den man nur auf den Boden legen muss, um an jeder Stelle „eine herrliche Sauerbrunnen-Quell“ (ST 515) entspringen zu lassen. Auf der Rückreise vom Sylphenreich imaginiert Simplicius in leuchtenden Farben den zukünftigen Sauerbrunnen und eine komplette dazugehörige balneologische Dienstleistungsindustrie, die von ihm koordiniert wird und deren Erträge in seine Tasche fließen, zumal seine oberste Maxime lautet, „meinen Gästen/ ob zwar nicht den Rucken/ doch aber ihre Beutel dapffer zu schrepffen.“ (ST 517)⁵⁰ Auch im *Theatrum* finden sich immer wieder Hinweise auf jüngst entsprungene „Wunderbrunnen“, so im von Grimmelshausen bislang genutzten dritten Band auf eine Heilquelle in der Nähe von Kassel.⁵¹ Im fünften Band ist sogar eine überaus ausführliche Schilderung mit dem Titel „Vom Vrsprung/ Progreß/ und Thaten/ deß wundersamen Heil Brunnens/ so zu Hornhausen entsprungen im Stift Halberstatt“ (TE V, 1079–1082) niedergelegt, die dezidiert den enormen Zustrom an Heilungsbedürftigen vermerkt.⁵² Andererseits sind die Brunnenabschnitte im *Theatrum*

50 Vgl. zu dieser Stelle im werk-, biographie- und diskursgeschichtlichen Kontext Peter Heßelmann: „Es gung so Kurraschy her!“ – Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXV (2003), S. 187–220, hier S. 193–194.

51 Vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 971, und Kurz, Anmerkungen (wie Anm. 2), S. 458. So notiert das TE: „Umb diese Zeit ist in Hessen drey Meyl von Cassel zwischen Netz und Böhne ein neuer Wunderbrunnen entsprungen“ (TE III, 81), der umgehend drei an Lähmungen leidende Menschen und einen Blinden geheilt habe.

52 Vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 972. Zum „Wunderbrunnen“ von Hornhausen im TE vgl. Walter Müller: Hornhausen 1646 – eine kulturgeschichtliche Darstellung vom Badeleben vergangener Tage. In: *Zeitschrift für Heimatforschung: Geschichte, Tradition* 5 (1996), S. 95–108, hier S. 95–96, 98–99; Ulrike Valeria Fuss: Momentaufnahme und Monumentalansicht. Ein Vergleich zwischen Valentin Wagner und Matthäus Merian d. Ä. In: *Valentin Wagner (um 1610–1655). Ein Zeichner im Dreißigjährigen Krieg. Aufsätze und Werkkatalog*. Hrsg. und bearb. von Holger Th. Gräf und Helga Meise. Neustadt an der Aisch 2003, S. 173–184, hier S. 173–177, und Scholz Williams, Formen (wie Anm. 13), S. 357–358.

ein gutes Beispiel für die Grenzen der Quellenforschung. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Grimmelshausen das Bäderwesen aus dem regionalen Umfeld seines späteren Lebens, also der Ortenau, gut gekannt hat.⁵³ Der Peterstaler und der Griesbacher Sauerbrunnen spielen in den Werken des simplicianischen Autors immer wieder eine wichtige Rolle gerade „als Knotenpunkte, in denen Erzählfäden zusammengeführt werden und sich kreuzen.“⁵⁴ Die durchscheinende profunde Kenntnis balneologischer *materia* kann keineswegs nur aus der kursorischen Lektüre des *Theatrum* stammen. Ist Könnecke zufolge also schon Grimmelshausens Konsultation der Chronik für das Kriegsjahr 1638 zweifelhaft, da der simplicianische Autor für seine Schilderung der kriegerischen Ereignisse auch auf eigene Erfahrungen zurückgegriffen haben könnte, so gewinnen die „Wunderbrunnen“ von Kassel und Hornhausen allenfalls illustrative Kontur, hingegen wenig oder gar keine Repräsentanz als Quelle.⁵⁵

So gestaltet sich der Vergleich des Romans mit der Chronik durchaus zwiespältig und liefert keinesfalls ähnlich nachvollziehbare Ergebnisse wie die anderen genannten Untersuchungen zu Grimmelshausens Quellen und seinen eigenen Texten. Die Einflechtung der Informationen aus dem *Theatrum* hinterlässt einen ausgesprochen beiläufigen Eindruck, der einen nachvollziehbaren Rückbezug zum Chroniktext nahezu vollständig tilgt. Der trockene, in den Schlachtbeschreibungen technokratisch-distanzierte und mit umständlichen Endlossätzen operierende Kanzleistil der Chronik löst sich im Prozess der Aneignung und Verarbeitung vollends im komplexen simplicianischen Erzählverfahren auf. Die *narratio* perspektiviert und ironisiert das grausame Treiben der Soldateska und das allgegenwärtige Kriegsgeschehen zur *conditio humana* im Zerrspiegel einer „verkehrten Welt“.⁵⁶ Aller narrativen Über-

53 Vgl. Heßelmann, *Literarisierung* (wie Anm. 50), S. 196–198.

54 Heßelmann, *Literarisierung* (wie Anm. 50), S. 190.

55 Auch im weiteren Verlauf des Romans sind einzelne Entlehnungen aus dem *TE* denkbar. Simplicius gelangt schließlich nach Moskau und bekommt vom Zaren den Auftrag, eine Pulvermühle zu bauen. Da fallen die Tataren ins Land ein, „weilen sich die Tartarn bereits vier Meilen weit auff 100 000. Pferd starck befanden“ (*ST* 537). Der fünfte Band des *TE* berichtet von tatarischen Angriffen (etwa *TE* V, 1193–1194). Vgl. Breuer, Stellenkommentar (wie Anm. 7), S. 979, und Werner, *Chronologie* (wie Anm. 3), S. 102, Anm. 2.

56 Aufschlussreich wäre in diesem Zusammenhang ein Vergleich der eher emotionslosen und deskriptiven Gewaltdarstellung im *TE* mit den unterschiedlichen narrativen Näherungs- und Distanzierungsmodi gewalttätiger Interaktion im *ST*. Vgl. als aktuellen Forschungsstand Bd. XXXI (2009) der *Simpliciana*, insbesondere

formung zum Trotz dürfte die Dignität der *historia* und mit ihr auch die Autorität des *Theatrum* aber kaum zur Disposition stehen, zumal so spitzfindig wie *en passant* regionale Scharmützel aus der Kriegschronistik der Jahre 1634 bis 1638 in den Romantext einfließen und damit den Zusammenhang mit der empirischen Realität des Dreißigjährigen Krieges immer wieder beglaubigen. Von beträchtlicher Brisanz bleibt abschließend die Frage, ob Grimmelshausen auf bestimmte Flugblätter und Flugschriften, die als Textbasis für das *Theatrum* dienen, nicht direkten Zugriff hatte und sich somit mit der Chronik – zumindest im Hinblick auf die im Kleinschrifttum behandelten Ereignisse – gar nicht erst auseinandersetzen musste. Weitergehende Erkenntnisse in dieser Richtung würden es aber erforderlich machen, zunächst genaue Untersuchungen zu den Quellen des *Theatrum* vorzunehmen.⁵⁷ So kann das *Theatrum Europaeum* für Grimmelshausen in erster Linie den Charakter eines Informationshandbuchs gewinnen – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

die Beiträge von Thomas Kossert (S. 75–84), Rüdiger Zymner (S. 85–97), Matthias Bauer (S. 99–126), Andreas Merzhäuser (S. 127–141), Michael Kaiser (S. 183–208) und Dirk Niefänger (S. 209–225).

57 Vgl. zu den möglichen Berührungspunkten Grimmelshausens mit der Tagespublizistik Silvia Serena Tschopp: Zum Verhältnis von Bildpublizistik und Literatur am Beispiel von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“. In: *Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur. Kolloquium Reichenburg, 4.–7. Januar 1996*. Hrsg. von Dietmar Peil, Michael Schilling und Peter Strohschneider. Tübingen 1998, S. 419–436; aktuell Michael Schilling: Flugblätter als Wegbereiter Grimmelshausens. In: *Simpliciana XXXII* (2010), S. 121–135, zur Verwendung von Flugblättern im *TE* wiederum ders.: *Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700*. Tübingen 1990 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 29), S. 123–125.

Zum rechtlichen Verhältnis zwischen Autor und Verleger im Kalenderwesen um 1670. Mit einem Blick auf Grimmelshausen

1. Prolog

Im Rahmen der Diskussion um die Beteiligung des Schriftstellers Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen am Zustandekommen der Kalenderreihe des *Europäischen Wundergeschichten Calenders*, dessen erster Jahrgang für 1670 inzwischen im Stadtarchiv von Altenburg aufgefunden werden konnte, spielt auch die Frage nach dem Urheberrecht eine Rolle. Dieter Breuer zeigt Unverständnis dafür, dass „alle Kontrahenten das moderne verrechtlichte Verhältnis von Autor und Verleger, das sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert herausgebildet hat, auf die Autor-Verleger-Beziehung der frühen Neuzeit übertragen.“ Er stellt ferner fest: „Mit der Übereignung seines Manuskripts an Verleger oder Drucker hatte ein Autor wie Grimmelshausen keine Rechte mehr an seinem Werk und der Verleger freie Hand zu dessen Verwertung.“¹ Unter anderem auf diese Sicht stützt sich Breuers Einschätzung, dass Grimmelshausen keinen Anteil an der Entstehung des ersten simplicianischen Jahreskalenders hatte; der Drucker und Verleger Wolf Eberhard Felsecker hätte „freie Hand“ gehabt zur weiteren Verwertung der von Grimmelshausen erfundenen Simplicissimus-Figur, zu der bei Felsecker 1668 *Der abentheurliche Simplicissimus Teutsch* erschienen und seit Frühjahr 1669 der *Ewig-währende Calender* des Simplicius Simplicissimus in Vorbereitung waren.²

1 Dieter Breuer: Zur Frage der Autorschaft Grimmelshausens an den simplicianischen Jahreskalendern Felbeckers, Hoffmanns und Straubhaars. In: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5), S. 159–184, hier S. 163–164 (Anm. 10). Vgl. Dieter Breuer: Grimmelshausens Verleger – eine kritische Übersicht. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 17–32.

2 Vgl. Breuer, Zur Frage der Autorschaft (wie Anm. 1), S. 163.

Die Position, dass sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das moderne Urheberrecht herauszubilden begann, ist allgemeine Lehrmeinung. Michael Bülow fasste 1990 die Situation mit folgenden Worten zusammen: „Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein war der Urhebergedanke gänzlich unbekannt. Der Autor übergab dem Verleger mit seinem Manuskript auch alle daran verwertbaren Rechte. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts begannen die Autoren [...] zu dem bis dahin gebräuchlichen ewigen Verlagsrecht in Opposition zu gehen.“³ Was hier für den Buchmarkt festgestellt wird, möchte ich mit Blick auf das Kalenderwesen um 1670 wie folgt problematisieren: Hatte der Verleger von Kalendern wirklich „freie Hand“ bei der weiteren Verwertung ihm übergebener Manuskripte bzw. hatte der Autor von Kalendern mit der Übergabe der Manuskripte an den Verleger tatsächlich „alle daran verwertbaren Rechte“ verloren?

2. Alte Sicht versus Exempel

Es ist unstrittig, dass im 17. Jahrhundert die rechtliche Beziehung zwischen Verleger und Autor nicht durch Gesetze festgelegt war. Dennoch kann daraus nicht gefolgert werden, dass es überhaupt keine Regeln gegeben hat. So bildete sich zum Schutz vor Nachdruck das Privilegienwesen heraus, infolgedessen die vom Autor erworbene Befugnis des Verlegers zur Veröffentlichung eines Werkes zum Gewohnheitsrecht wurde. Aber auch ohne ein erteiltes Privilegium konnte man auf Schutz pochen, wie Adrian Beier 1690 mit Blick auf die Verlegerinteressen hervorhob: „Folgt aber drumb nicht/ wo kein Privilegium, da sey kein Recht/ keine Hülff/ keine Sünde/ keine Strafe. Das natürliche Recht/ die Vernunftt weiset einen jeden an/ liegen zu lassen was nicht sein ist.“⁴ Wurde jedoch ein Privilegium erworben, dann wurde auch „von Anfang an die Rechtmäßigkeit des Manuskripterwerbs erwartet und vorausgesetzt.“⁵ Es herrschte bereits in der Mitte des 17. Jahrhun-

3 Michael Bülow: *Buchmarkt und Autoreneigentum. Die Entstehung des Urhebergedankens im 18. Jahrhundert*. Wiesbaden 1990, S. 3.

4 Adrian Beier: *Kurtzer Bericht/ von Der Nützlichen und Fürtrefflichen Buch-Handlung/ und Deroselben Privilegien*. Jena 1690, S. 52–53. Exemplar der ThULB Jena.

5 Harald Steiner: *Das Autorenhonorar – seine Entwicklungsgeschichte vom 17. bis 19. Jahrhundert*. Wiesbaden 1998, S. 44. Vgl. Walter Bappert: *Wege zum Urheber-*

derts ein ausgeprägtes „Bewußtsein um dieses Recht bei den Autoren“ vor. Als Beleg dafür führt Harald Steiner ein Zitat des Hamburger Predigers Johann Balthasar Schupp aus dessen Schreiben an Hans Martin Porsen, seinem Verleger in Frankfurt am Main, an: „Wird der gute vnd mir sonst liebe Mann/ welcher dieses Buch in [den Leipziger] Catalogum hat setzen lassen/ etwas thun ohne meinen Consens, werde ich nicht allein ihm auff die Finger klopfen/ sondern auch die Exemplaria wegnehmen/ wo ich sie finde.“⁶ Diese Haltung, dieses Rechtsbewusstsein bezieht sich auf ein einmal abgeliefertes Manuskript, das ohne Zustimmung des Autors nicht verändert werden durfte.

Auch im Kalenderwesen der Frühen Neuzeit wurden Privilegien vergeben, deren Wortlaut in vielen Schreibkalendern in Quart nachgelesen werden können.⁷ Dass bei der Vergabe von Privilegien für Kalender nicht ausschließlich die Verleger die Adressaten waren, zeigt das Beispiel eines von Kaiser Leopold am 29. November 1662 in Wien erteilten Privilegiums für den Pfarrer und Kalendermacher Stephan Fuhrmann. Daraus geht zweifelsfrei hervor, dass hier der Kalendermacher Schutz erlangte, nicht der Frankfurter Verleger Balthasar Christoph Wust. Im Privilegium heißt es:

berrecht. Die geschichtliche Entwicklung des Urheberrechtsgedankens. Frankfurt am Main 1962, bes. S. 168–169; Martin Vogel: Deutsche Urheber- und Verlagsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* XIX (1978), Sp. 1–190, bes. Sp. 33–38; Ludwig Gieseke: *Vom Privileg zum Urheberrecht. Die Entwicklung des Urheberrechts in Deutschland bis 1845.* Göttingen 1995, bes. S. 88–104; Elmar Wadle: *Geistiges Eigentum. Bausteine zur Rechtsgeschichte.* Bd. 1. Weinheim, New York, Basel, Cambridge, Tokyo 1996, bes. S. 99–128; Eckhard Höffner: *Geschichte und Wesen des Urheberrechts.* 2 Bde., München 2010, bes. Bd. 1, S. 204–210. Zusammenfassend Martin Vogel: Artikel „Urheberrechtsgeschichte“ in: *Lexikon des gesamten Buchwesens.* Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 7. Stuttgart 2007, S. 616–623, bes. S. 617–618.

- 6 Johann Balthasar Schupp: *Der Bücher-Dieb/ Gewarnet vnd ermahnet Durch J. B. Schuppium, D.* [s. 1.] 1658, unpag. Zitiert nach dem Exemplar der ThULB Jena. Vgl. Steiner, *Das Autorenhonorar* (wie Anm. 5), S. 44.
- 7 Die Schreibkalender für 1644 bis 1710, die sich in der Sammlung des Altenburger Stadtarchivs befinden, enthalten viele Abdrucke der Kalenderprivilegien. Sie sind im Internet im Schlagwortregister des „Portals historischer Kalender“ unter „Privilegium <Abdruck>“ erfasst; siehe <http://zs.thulb.uni-jena.de/browse/keywords/Privilegium>, Abruf 28.03.2011. Zu den Privilegien im Kalenderwesen siehe auch Klaus Matthäus: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* IX (1969), Sp. 967–1396, hier Sp. 1107–1112.

WIR Leopold von GOTTes Gnaden/ Erwählter Römischer Kayser/ [...] Bekennen öffentlich mit diesem Brieff und thun kund allermänniglich/ daß Uns unser und deß Reichs lieber getreuer M. Stephanus Fuhrmann/ in Unterthänigkeit zu erkennen gegeben/ was massen eine geraume Zeithero neben seinen täglichen ordinari Ambts-Verrichtungen/ Er auch Jährlichen einen Calender und Observationes Astrologicas an Tag zugeben sich beflissen/ damit er aber solcher seiner Arbeit desto besser geniessen möge/ auch ihme gedachter Calender und Observationes Astrologicae nicht etwan von andern/ wie bißhero geschehen/ nachgetrucket/ etwas darauß genommen/ oder zusammen getragen und unter seinem oder einem frembden erdichteten Namen ediret und durch solchen unziemblichen Schein das seinige ungebührlich entzogen werden möge. Als hat Uns derselbe/ damit dergleichen inconvenienti begegnet werde/ und Er diß Orts seines Fleisses selbst geniessen möchte/ umb Ertheilung Unsers Keyserl. Privilegii auff zehen Jahr lang in Unterthänigkeit gehorsambst angeruffen und gebetten. Wann Wir dann gnädiglich angesehen/ itzt angedeutet gantz billiche Bitt/ auch den Fleiß und die Arbeit/ so besagter M. Stephanus Fuhrmann bey solchen seinen Calender und Observationibus Astrologicis andeuten thuet/ so haben wir demselben die Gnad gethan und Freyheit gegeben/ thuen auch solches hiermit wissentlich in Krafft dieses Brieffs/ also und dergestalt/ daß Er hinführo mehr gemelten Calender und Observationes Astrologicas auff allerley Form und Arth in offenen Truck außgehen/ hin und wieder außgeben/ feil haben oder verkauffen lassen/ auch Ihme solches Niemand ohne sein Consens und Wissen/ innerhalb zehen Jahr/ von Dato dieses Brieffes anzurechnen/ im Heil. Röm. Reich nachtruckten und verkauffen lassen solle; Und gebieten darauff allen und Jeden Unsern und deß Reichs Unterthanen und Getreuen/ insonderheit aber allen Buchtruckern/ Buchführern und Buchverkauffern [...] daß Ihr noch einiger auß Euch oder Jemand von Euretwegen obangeregten Calender und Observationes Astrologicas innerhalb der obbenanten zehen Jahren/ nicht nachtrucket/ noch also nachgetrucket distrahiert, feilhabet/ umbtraget oder verkauffet/ noch andern zu thun gestattet in keine Weiß/ [...].⁸

Der Autor Stephan Fuhrmann hatte sich hier alle Rechte an seinen Kalendern und an seinen inhaltlichen Aussagen (den „Observationes Astrologicas“) zusichern lassen. Wenn Fuhrmann sein Manuskript für einen Kalenderjahrgang an einen Drucker bzw. Verleger abgeliefert hat, blieb folglich das Recht zur weiteren Verwertung (z. B. nachzudrucken oder etwas herauszunehmen und unter „seinem oder einem frembden erdichteten Namen“ in anderer Form zu drucken) trotzdem

8 Zitiert nach dem Abdruck des Privilegiums in Stephan Fuhrmann: *Vollständiger Jahr-Calender/ Alter und Neuer Zeit/ Nach der heilsamen Geburt deß wahren Messiae und Heylandes der Welt/ Jesu Christi/ M. DC. LXIV.* Ans Liecht gelassen von M. Stephano Fuhrmann/ P. Caesar. Coron. und Pastor: in Lippstadt. Mit Röm. Kayserl. Maj. auch Chur-Sächs. und Chur-Brandenb. Durchl. besondern Freyheit etc. Franckfurt am Mayn/ Gedruckt und verlegt durch Balthasar Christoph Wust. Exemplar des Stadtarchivs Altenburg.

bei ihm, nicht beim Verleger Wust, der als einer von „allen Buchdruckern“ anzusehen ist.

Dass ein solches Recht des Kalenderautors tatsächlich zu respektieren war – auch ohne Privilegium im Sinne Adrian Beiers – und bei Verletzung zu Konsequenzen führte, belegt das Beispiel des Nürnberger Buchhändlers und Antiquars Georg Scheurer. Dieser hatte im Zuge eines Verlagswechsels für das Jahr 1678 rechtmäßig das Manuskript des seit 1669 unter dem Pseudonym „Alethophilus von Uranien“ erscheinenden *Eitelkeiten-Calenders* von Johann Christoph Sturm erworben. Scheurer verwendete dann aber die astronomischen Daten und andere Details in einem zweiten Kalender, den er mit dem Titel *Geschichts Kalender der Ersten Welt* unter dem erdichteten Namen „Christian Reuscher“ (einem Annagramm zu Scheurer) herausgab. Sturm sah sich durch die ungefragte Zweitverwertung seines Manuskriptes getäuscht und beendete umgehend die Zusammenarbeit mit dem betrügerischen Verleger Scheurer. Im *Eitelkeiten-Calender* für 1680 berichtet Sturm über diesen Vorfall.⁹

Hinsichtlich der Privilegien wurde festgestellt, dass „[v]erwertrungsrechtliche Aspekte der Urheberschaft [...] mit dieser Befugnis nicht verbunden“ waren. Steiner bezieht dieses Ergebnis seiner Untersuchung aber nur auf die Frage des Honorars.¹⁰ Das Honorar für ein Buchmanuskript wurde im Akt der Übertragung des „Sacheigentums“ an dem Manuskript vom Autor an den Verleger gezahlt, infolgedessen „Verlagseigentum“ entstand. Ludwig Gieseke konstatiert dazu, dass man damals von „auf den Verleger übergegangenen Nutzungsrechten des Autors“ noch nichts wusste.¹¹ Aufgrund dieses Verlagseigentums sollte der Verleger Felsecker „freie Hand“ bei der weiteren Verwertung eines rechtmäßig vom Autor Grimmelshausen erworbenen Manuskriptes gehabt haben. Dem steht aber das von Sturm gelieferte Beispiel aus

9 Ausführlich schildert Klaus Matthäus diesen Fall in: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens (wie Anm. 7), Sp. 1301–1302. Vgl. Klaus Matthäus: Johann Christoph Sturm und sein *Eitelkeiten-Calender*, verfaßt unter dem Pseudonym „Alethophilus von Uranien“. In: *Eitelkeiten-Calender (Eitler-Werck-Calender) für das Jahr 1669 verfaßt von Alethophilus von Uranien [Johann Christoph Sturm]*. Neu hrsg. von Klaus-Dieter Herbst. Mit Beiträgen von Klaus-Dieter Herbst und Klaus Matthäus. Jena 2010 (Acta Calendariographica. Kalenderreihen 2.1), S. 19–54, hier S. 42–43.

10 Steiner, *Das Autorenhonorar* (wie Anm. 5), S. 44.

11 Gieseke, *Vom Privileg zum Urheberrecht* (wie Anm. 5), S. 94. Vgl. Höffner, *Geschichte und Wesen* (wie Anm. 5), S. 209–210, und Vogel, *Deutsche Urheber- und Verlagsgeschichte* (wie Anm. 5), Sp. 44.

dem Jahr 1678 entgegen, nach dem ein Verleger mit einem Manuskript nicht machen konnte, was er wollte. Ferner ergibt sich die Frage, ob um 1670 zu den Verwertungsmöglichkeiten des Verlegers auch die Nutzung des Namens einer literarischen Titelfigur (z. B. des *Simplicissimus*) oder eines etablierten Kalendermachers für eine andere als die mit dem Manuskriptverkauf vom Autor intendierte Publikation gehörte?

3. Neue Quellen – erdichtete und rechte Namen

Zu dieser aufgeworfenen Problematik liefert der inzwischen sehr gut erforschte Kalendermacher Gottfried Kirch (1639–1710) neues Material. Nicht nur dessen jetzt gedruckt vorliegende Korrespondenz bietet zahlreiche Details zu Vertragsverhandlungen und Honorarhöhen,¹² sondern auch die von Kirch verfassten Kalender selbst. Herausragend für die hier interessierende Frage nach der rechtlichen Beziehung zwischen Autor und Verleger ist eine Stellungnahme, die Kirch in einem Kalendergespräch vortrug. Unter dem Pseudonym „Sibylla Ptolomaein“, einer „Ziegeunerin von Alexandria aus Egypten“, gab Kirch seit 1673 eine weitere Kalenderreihe heraus, in der in der Textspalte des Kalendariums ein „Kalender-Gespräch“ zu finden ist, „In welchem der Sternseher Almoni/ sich mit dem seltsamen Ploni von dem ieszigen Kalender-Wesen besprachet.“ Die von Kirch in den Gesprächen getroffenen Aussagen dürfen quellenkritisch als mit hoher Glaubwürdigkeit versehene Einschätzungen des zeitgenössischen Kalenderwesens betrachtet werden. Insbesondere anhand seiner Korrespondenz wird deutlich, dass bei Kirch sehr viele Detailkenntnisse vorhanden sind, die er sich durch langjährige Beobachtungen auf der Leipziger Herbstmesse und bei eigenen Vertragsverhandlungen mit Verlegern seiner bis zu 14 verschiedenen Kalenderreihen pro Jahr erworben hatte. In den 1670er Jah-

12 Eine ausführliche Auswertung der Korrespondenz zu diesem Gesichtspunkt steht noch bevor, doch vgl. schon jetzt Klaus-Dieter Herbst: Zum 300. Todestag des Astronomen und Kalendermachers Gottfried Kirch. In: *Gottfried Kirch (1639–1710) und die Berliner Astronomie im 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Jürgen Hamel. Frankfurt a. M. 2010, S. 22–33, bes. S. 28. Siehe auch Klaus-Dieter Herbst: Die Kalender von Gottfried Kirch. In: *Beiträge zur Astronomiegeschichte*. Bd. 7. Hrsg. von Wolfgang R. Dick und Jürgen Hamel. Frankfurt a. M. 2004, S. 115–159, bes. S. 117, 135, 138, 141, 145.

ren verhandelte Kirch mit Verlegern in Altenburg, Annaberg, Danzig, Erfurt, Jena, Leipzig, Nürnberg und Zeitz.

Das Gespräch, das in jedem neuen Jahrgang fortgesetzt wird, wird im Anhang in längeren Auszügen aus zwei Kalendern (1674, 1676) wiedergegeben, um den Gesprächskontext – die Entwicklung im damaligen Kalenderwesen im Allgemeinen – zu dokumentieren. Hier werden die Passagen herausgezogen, die das Verhältnis von Verleger und Autor im Besonderen betreffen. Kirch erörtert zunächst das Problem der weiteren Nutzung des Namens eines verstorbenen Kalendermachers:

Wann ein Verleger den Abgang eines Kalenders siehet/ und der Author desselben die Zeitlichkeit verlassen/ so handelt er mit den Erben/ daß sie ihm entweder einen Kalender in des Verstorbenen Nahmen machen/ oder daß sie ihm erlauben den Namen zu führen/ und den Kalender durch eine andere Person verfertigen zu lassen. (1674, Februar)

Aus dem Zitat geht hervor, dass ein Verleger den Namen eines verstorbenen Autors nicht einfach weiterverwenden durfte, sondern er musste die Erben um Erlaubnis fragen. Wenn das Einholen der Erlaubnis zur Nutzung eines Namens schon bei Verstorbenen der Fall war, dann sollte das erst recht bei noch lebenden Autoren gegolten haben. Auch im Falle eines erdichteten Namens galten – nach Kirchs Aussagen im Kalendergespräch – klare Grundsätze:

Mancher Author machet unterschiedene Kalender/ verhandelt einem hier her/ den andern dorthin/ zum Verlag/ da würde es der erste Verleger/ der den Kalender verlegt worauff der rechte Nahme des Authoris stehet/ nicht leiden/ wann andere Verleger auch dergleichen Nahmen auff ihren Kalendern führen solten/ derowegen setzet der Author auff die andern Kalender erdichtete Nahmen. (1674, Juli)

Verleger und Autor achteten demnach gemeinsam darauf, auf welchem Kalender ein erdichteter und auf welchem der rechte Name eines Kalendermachers erschien. Im Zusammenhang mit den jährlichen Honorarzahlingen für eine Kalenderreihe heißt es bei dem fragenden Ploni:

Wann ein Verleger von einem einigen Kalender-Schreiber unterschiedene Kalender unter dem rechten ertichteten Nahmen verlegte/ so möchte es ja vielleicht noch wol geschehen/ daß er vor dem einigen Kalender das zahlete/ was er sonst vor alle gegeben. Aber wie würde es sich schicken/ wann der Kalender-Schreiber den Kalender unter seinen rechten Nahmen diesem/ und einem oder mehr andern Verlegern verhandelt? Almoni. Er müste an statt der ertichteten Nahmen/ seinen rechten setzen. (1676, Mai)

Der Name auf einem Kalendertitelblatt wurde als ein besonders zu schützendes Rechtsgut wahrgenommen. Ausdruck dessen ist auch, dass aus dem 16., 17. und frühen 18. Jahrhundert keine identischen Kalendermachernamen auf den Titelblättern erschienen sind, die auf verschiedene Personen zurückgeführt werden können. Darauf hat nicht nur der Verleger, sondern auch der reale Autor geachtet. Diese beiderseitige Aufmerksamkeit auf einen unverwechselbaren Verfassernamen findet man nicht nur im Kalenderwesen, sondern im gesamten Buchdruckwesen. Exemplarisch sei zitiert, was Ahasver Fritsch über die Verwendung fremder (falscher) Namen 1675 anführte:

Buchhändler fragen sich/ ob sie guter Leuthe Bücher unter frembden Nahmen verstecken und spargiren wollen? Mann kan zwar in seiner Maaß die Titul in etwas verendern/ und gute nützliche Bücher damit unter die Leuthe bringen/ aber wenn man wil die Nahmen der Autorum außlassen/ und frembde Nahmen dafür setzen/ das will nach dem achten Gebocht nicht wohl zu verantworten seyn/ [...].¹³

Wenn im gesamten Buchdruckwesen – bei einem Buch ebenso wie bei einem Kalender, einem „Jahr-Buch“ – den Namen auf den Titelblättern eine besondere Aufmerksamkeit galt, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Verwertung des erdichteten Namens „Simplicissimus“ ohne ausdrückliche Zustimmung durch Grimmelshausen erfolgen konnte. Im Umkehrschluss heißt das, dass der erdichtete Name „Simplicissimus“ in einem Kalendertitel nur mit Zustimmung des Autors auftauchen durfte, wenn dieser Name bereits etabliert war – was seit 1668 gegeben war – und Verleger und Autor Streit miteinander aus dem Weg gehen wollten. Dieser Gesichtspunkt stützt die Aussage von Klaus Matthäus, dass die Herausgabe des *Europäischen Wundergeschichten Calenders* „nicht ohne Wissen und Einverständnis Grimmelshausens geschehen sein“ wird.¹⁴ Mit Blick auf die Verwertungsmöglichkeit des

13 Ahasver Fritsch: *Tractatus De Typographis, Bibliopolis, Chartariis, Et Bibliopoeis, In quo de eorum status & immunitatibus abusibus item & controversiis, censura librorum, inspectione Typographiarum & Bibliopoliorum, ordinatione Taxae &c. succincte agitur Pro usu Reip. Literariae*. Jena 1675, S. H4^r (Fritsch zitiert hier wiederum Johann Heinrich Alsted). Exemplar der ThULB Jena.

14 Klaus Matthäus: Die „Europäischen Wundergeschichten Calender“ des Simplicius Simplicissimus für 1670 bis 1672 und der „Schreib-Kalender des jungen ehelich gebohrnen Simplicissimi“ für 1675. In: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5), S. 89–151, hier S. 111. Vgl. Klaus Matthäus: Grimmelshausen –

Namens „Simplicissimus“ sei ferner darauf hingewiesen, dass bei den imitierenden simplicianischen Kalendern stets Namensabwandlungen benutzt wurden. Darauf achtete auch Grimmelshausen selbst, der bei dem in Molsheim gedruckten Kalender den erdichteten Namen des „jungen ehelich gebohrnen Simplicissimi“ verwendete.

4. Das geldwerte Namensrecht

Ein anderes Beispiel soll die bisher gewonnene Ansicht, wonach um 1670 der erdichtete oder rechte Verfassernamen in einem Kalendertitel ein vom Verleger und von realem Autor (oder dessen Erben) als ein zu schützendes Markenzeichen galt, unterstützen. Eine rund zweihundert Jahre erfolgreiche Kalenderreihe war die des „Gelehrten Bauern“. Sie wurde von Nicolaus Schmidt begründet und für 1653 in Hof erstmals herausgegeben. Ein Jahr später erschien sie dauerhaft im Nürnberger Verlag Endter. Nachdem Schmidt 1671 gestorben war, führte der zunächst nach außen hin nicht in Erscheinung tretende Gottfried Kirch die Reihe fort. Stand von Anfang an „gestellet durch Nicolaum Schmidt/ sonst Küntzel oder der gelehrte Bauer genannt“ auf dem Titelblatt, so änderte sich daran auch nach dem Tod Schmidts nichts. Dem Kalender für 1673 ist allerdings ein vierseitiger Lebenslauf des Verstorbenen beigegeben, den der Sohn Georg Schmidt unterzeichnet hat (Datum 31. Januar 1672). Am Schluss heißt es darin, dass man hoffe, der Leser „wolle nicht allein diesen/ sondern auch folgende Calender/ welche offtgedachter mein lieber Vatter seeliger/ dem Nächsten zu Nutz/ mit allem Fleiß calculiret und aufgesetzt/ zum Gebrauch auf- und annehmen“.¹⁵ Die Reihe erschien weiterhin im Endterschen Verlag, der für

ein Autor von Jahreskalendern. In: Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calender 1670 bis 1672 (Nürnberg), Schreib-Kalender 1675 (Molsheim)*. Faksimiledruck der vier Kalenderjahrgänge erstmals neu hrsg. und kommentiert von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst. Erlangen, Jena 2009, S. 217–277, bes. S. 252.

15 Außentitel: *Alter und Neuer Schreib-Calender auff das Jahr nach der Geburt Jesu Christi MDCLXXIII*. Mit Fleiß gestellet durch Nicolaum Schmidt/ sonst Küntzel oder der gelehrte Bauer genannt. Nürnberg/ gedruckt und verlegt durch Christoph Endtern/ Buchhändlern. Exemplar des Stadtarchivs Altenburg. Zwischen dem Kalendarium und dem Prognostikum befindet sich der Lebenslauf von Nicolaus Schmidt: „Dem Leser zur Nachricht“ gegeben von dem Sohn.

diese und andere Kalenderreihen ein kaiserliches Privilegium erlangt hatte, das mehrfach erneuert wurde. Im Gegensatz zu dem oben zitierten Privilegium ist hier zweifelsfrei dem Verleger, dem „vielgemeldem Endter“ die „Freyheit“ zuteil geworden. Alle anderen Buchdrucker usw. durften die privilegierten Kalender der genannten Autoren, darunter Nicolaus Schmidt, nicht nachdrucken, noch „etwas daraus nehmen/ zusammen tragen/ oder gar unter einem frembden erdichten Namen distrahiren“. ¹⁶ Deutlich wird formuliert, dass die erdichteten Namen für das Rechtsbewusstsein im Kalenderwesen von Bedeutung waren und ihre Verwendung klaren Regeln unterworfen war.

Die Fortführung der Kalenderreihe des „Gelehrten Bauern“ im Endterschen Verlag war mit Blick auf andere Verlage durch das kaiserliche Privilegium abgesichert. Dass der Name „Nicolaus Schmidt“ weiterhin verwendet werden konnte, muss nach Aussage von Kirch (siehe oben) durch Verhandlungen zwischen dem Verleger und den Erben erreicht worden sein. In diesem Fall hat sich Schmidts Witwe dazu entschlossen, den Kalender durch eine andere Person – durch den der Familie Schmidt seit den 1660er Jahren persönlich bekannten Kirch – verfertigen zu lassen. Das geht aus einer Einlassung von Kirch in dem Kalender für 1704 hervor. Auf dem zweiten Titelblatt findet sich jetzt erstmals der Zusatz: „Vor diesem heraus gegeben von Nicolao Schmieden/ Nunmehr aber in die 31. Jahr continuiert von Gottfried Kirchen.“ Das zweite Blatt des Prognostikums beginnt mit einer autobiographischen Nachricht:

Geneigter Leser!

Hier hat derselbe die 32ste Continuation des Kalenders/ seel. Herrn Nicolai Schmieds von Rothenacker/ im Voigtlande gelegen/ welchen man auch sonst Küntzel/ oder den gelehrten Bauern genennet. Dieser Mann [...] Sein letzter Kalender/ den er geschrieben/ und zum Druck und Verlag geliefert/ ist gewesen der aufs 1672. Jahr/ welchen er im Jahre 1671. eingeschicket/ worauf er bald/ in gedachten 1671. Jahre den 26. Junii/ dieser Zeitlichkeit/ und also auch dem Kalender-Schreiben gute Nacht gegeben. Es würde auch die Continuation seines Kalenders ohne Zweifel wol gar unterwegen geblieben seyn/ wenn ich dieselbe nicht vorgenommen hätte. Denn weil ich mit dem seel. Herrn Nicolao Schmieden in guter Bekandtschafft gelebet/ erkundigte ich mich/ nach seinem Tode/ bey dessen hinterlassenen Frau Wittib/ ob nicht einige Kalender-Schriften vorhanden wären/ die noch ferner fortgesetzt werden könnten. Worauf ich zur Antwort bekam/ daß zwar noch etwas vorhanden/ aber kein Kalender wäre ganz fertig/ müste also alles liegen bleiben. Und als ich mich erbot/ solche

16 *Alter und Neuer Schreib-Calendar, Prognosticon* (wie Anm. 15), S. A1^v. Das hier herangezogene Privilegium datiert vom 9. Mai 1664. Auch im nächsten verliehenen Privilegium vom 19. September 1674 findet sich die zitierte Passage.

vollends auszuarbeiten/ war sie gar wol darmit zu frieden/ gab mir auch die nachgelassene Schrifften auf etliche Jahre/ wiewol kein einiger Kalender/ weder halb noch gantz fertig war/ und ich mich gedachter Schrifften (die ich noch zeigen kan) im geringsten nicht bedienen konte. Unterdessen folgte ich doch eine Zeit lang/ seiner Einrichtung/ und schreibens Art: Aenderte aber allmählich eines und das andere/ nach meinem Kopffe: Wie man denn sehen kan/ daß die itzigen Kalender/ und die vorigen/ einander so gar gleich nicht seyn/ ob es wol eine Continuation heisset. Gleich wol habe ich es doch der Frau Wittib/ die Zeit ihres Lebens/ jährlich geniessen lassen. Nachdem aber nun die Herren Verlegere (um gewisser Ursachen willen) verlanget/ daß ich dem Kalender/ welchen ich ihnen schon 31. Jahre unter dem Namen des oben gedachten seel. Herrn Nicolai Schmieds verfertigt/ meinen eigenen Namen vorsetzen möchte: so habe ich solches nicht abschlagen wollen. Empfehle mich hiermit zu des geneigten Lesers Gunst und Gewogenheit/ und schreite hierauf/ im Namen Gottes/ zu der Betrachtung dieses 1704. Jahres.¹⁷

Neben der Aussage, dass Kirch Schmidts Kalenderreihe mit Einverständnis von Schmidts Witwe fortgeführt hatte, formulierte Kirch ebenso deutlich, dass die Entscheidung, welcher Name auf dem Titelblatt erscheint, nicht alleiniges Recht des Verlegers war. Hinzu kommt der Gesichtspunkt, dass Kirch, der von seinem Nürnberger Verleger für das Kalendermanuskript jährlich 40 Reichstaler erhielt,¹⁸ seinerseits der Witwe für die Überlassung von Schmidts Namen jährlich Geld zukommen ließ („Gleich wol habe ich es doch der Frau Wittib/ die Zeit ihres Lebens/ jährlich geniessen lassen.“). Vielleicht war das der Betrag von einem Gulden, denn Kirch hatte Georg Schmidts Mutter angewiesen, diesen Betrag bei ihrem Sohn einzulösen. Das geht aus einem Brief Georg Schmidts an Kirch vom 1./11. Mai 1684 hervor, in dem es heißt: „Meine Mutter hatt mich berichtet, wie der Herr Gefatter Sie mitt einem Güllden an mich gewiesen“ (soviel schuldete Georg Schmidt dem Vernehmen nach Kirch für ein Buch). Schmidt war über die ihm von Kirch auferlegte Zahlungspflicht erstaunt und entgegnete: „Alleine der

17 Außentitel: *Nicolai Schmieds continuirter Verbessertes und Neuer Schreib-Calendar Auf das Jahr nach der H. Geburt JESU Christi MDCCIV*. Nürnberg/ Gedruckt und verlegt durch Johann Andreae Endters seel. Sohn und Erben. Exemplar der Biblioteka Czartoryskich Krakau. Zitat *Prognosticon*, S. A2^r.

18 Das geht aus dem Brief hervor, den Kirch am 16./26. April 1675 aus Königsberg an seine erste Frau Maria schrieb. Siehe *Die Korrespondenz des Astronomen und Kalendermachers Gottfried Kirch (1639–1710)*. In drei Bänden hrsg. und bearbeitet von Klaus-Dieter Herbst unter Mitwirkung von Eberhard Knobloch und Manfred Simon sowie mit einer Graphik von Ekkehard C. Engelmann versehen. Bd. 1. *Briefe 1665–1689*, Bd. 2. *Briefe 1689–1709*, Bd. 3. *Übersetzungen, Kommentare, Verzeichnisse*. Jena 2006, hier Bd. 1, S. 11.

Herr Gefatter wird sich auch noch erinnern, das er mir in ezlich Jahren seinem Versprechen nach, wegen der Calender nichts geben“.¹⁹ Die letzte Bemerkung verweist auf den Umstand, dass Kirch für die Benutzung des latinisierten Namens von Georg Schmidt, Georgius Fabricius – der „Junge gelahrte Bauer“, auf dem Titelblatt der von ihm seit 1677 verfassten Kalenderreihe des *Himmels-Bothen* ebenfalls Geld hätte zahlen müssen, dies aber dem Versprechen nach mit der Besorgung von Büchern bis dato ausgeglichen hatte.

Zum Verfasseramen auf dem Titelblatt des *Himmels-Bothen* äußerte sich Kirch ebenfalls in einem Kalender, dem für 1704. Diese Reihe sei „[b]isher in die 27. Jahre [...] heraus gegeben unter dem Nahmen Georgii Fabricii. Aber so wohl vorhin stets/ als auch jetzt/ verfertigt von Gottfried Kirchen.“ In der Vorrede des „Calendarischen Anhangs“ geht Kirch schließlich noch einmal auf das Verwenden von erdichteten und rechten Namen ein:

Lieber Leser!

VOrm Jahre erwehnete ich/ daß es damals der 27ste Kalender wäre/ welchen ich/ auf diese Art/ zum Druck beförderte; auch daß es GOTT bekannt/ ob noch einer oder etliche folgen würden. So schickt sich nun etwas/ welches ich damals nicht gedachte: nemlich daß ich veranlasset worden/ dem geneigten Leser anzuzeigen/ wer der eigentliche Verfertiger dieses Kalenders ist. Dahero denn selbiger Kalender der letzte gewesen/ welcher ohne meinem Namen heraus kommen. Bisher habe ich diesem Kalender den Namen des Georgii Fabricii vorgesetzt; aus Ursachen/ weil ich sonst schon Kalender unter meinen rechten Namen heraus gab; und die neugierige Welt doch gern unterschiedene Arten der Kalender haben will. Nachdem es nun aber meinen Herren Verlegern also beliebt (wie sie denn schon vor 2. Jahren es verlanget) daß ich meinen rechten Namen vorsetzen möchte: Als habe ich es ihnen nicht abschlagen wollen/ noch können. Muß demnach gestehen/ daß ich Gottfried Kirch solchen Kalender verfertigt habe: und was ich bisher in denen vorhergehenden Kalendern unter dem Namen Georgii Fabricii geschrieben/ auf mich zu nehmen/ und zu verantworten schuldig bin. Von nun an aber werde ich meinen rechten Namen vorsetzen/ so lange es GOTT gefällt.

Der geneigte Leser wird es nicht übel deuten/ weil es doch nichts ungewöhnliches ist/ Schrifften unter erdichteten Namen heraus zu geben. Es kan auch nicht getadelt werden/ wann nur die Sachen gut seynd.

Denn einem Käuffer ist nichts daran gelegen/ daß er wisse wer die Wahre gemacht hat. Wann er nur gute tüchtige Wahre bekömmt/ so kan er schon damit zu frieden seyn.²⁰

19 Herbst, *Die Korrespondenz des Astronomen* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 300.

20 Gottfried Kirch: *Warhafftiger Himmels-Bothe/ Oder Astronomischer Wahr-Sager. Welcher anzeigt Die sichtbaren und unsichtbaren natürlichen Wunder und*

1677, als Kirch die Reihe des *Himmels-Bothen* bei dem Verleger Wolfgang Moritz Endter in Nürnberg begann, hatte er bereits den *Christen-Jüden- und Türcken-Kalender* (damals war der Verleger David Nicolai in Annaberg) sowie den *Astronomischen Wunder-Kalender* (Verleger war Caspar Lunitius in Leipzig) unter seinem rechten Namen veröffentlicht. Der Nürnberger Verleger Endter und Kirch selbst haben nun darauf geachtet, nicht noch einen dritten Kalender unter Kirchs rechtem Namen laufen zu lassen. Dass diese Strategie kurz nach 1700 von dem Endterschen Verlag aufgegeben wurde und Kirch auch bei dem *Himmels-Bothen* seinen rechten Namen zu erkennen geben sollte, lag zweifelsfrei an der Berufung von Kirch zum Königlichen Astronomen der neuen Brandenburgischen Societät der Wissenschaften zu Berlin. Ein mit diesem Titel ausgewiesener Kalenderverfasser galt natürlich als verkaufsfördernd – der rechte Name versprach mehr Geld. Das Zitat gibt nun zu erkennen, dass ein Verleger die Änderung der Namenswahl zwar „verlangen“ konnte, aber letztendlich der Autor darüber entschied (Kirch: „habe ich es ihnen nicht abschlagen wollen/ noch können“). Hätten die Herren Verleger die Entscheidungsgewalt darüber gehabt, dann wäre bereits der Kalender für 1702 mit Nennung des rechten Namens veröffentlicht worden („wie sie denn schon vor 2. Jahren es verlangen“).

5. Das ehrenwerte Namensrecht

Beim Monat Juli 1674 des „Zigeuner-Kalenders“ spricht Kirch noch einen anderen Aspekt in der Verleger-Autor-Beziehung an. Mancher Verleger greife in die Gestaltung eines Kalenders ein „wie er wil“ und der „Author muß es wol geschehen lassen“. Zu dieser Aussage passt eine persönliche Erfahrung von Kirch, die dieser mit dem Verleger Johann Schumann in Zeitz gemacht hatte. In seinem Kalender für 1672 beschreibt er den Vorfall:

merck-würdigen Himmels-Begebenheiten/ so da nach dem ordentlichen Lauff des Gestirns geschehen werden. In dem Jahre nach unsers Herrn Jesu Christi Gnadereicher Geburt/ MDCCIV. [...] Nürnberg/ in Verlegung Johann Andreä Endters seel. Sohn und Erben. Exemplar der Bibliotheka Czartoryskich Krakau. Zitat Calendarischer Anhang, S. A2^f.

Von den so genandten Kunststücken/ welche meinem Kalender des nechst vorhergehenden 1671. Jahres angehänget.

MAn findet in meinem Kalender des nechst vorhergehenden Jahres (welchen Marcus Hasse zu Zeitz gedruckt/ und Johann Schumann daselbst verlegt) etliche Kunststücke/ welche der Leser ohne Zweifel mir wird zumessen. Denn ob wol in etlichen Kalendern auffm Titul-Blatte vermeldet worden/ daß selbige vom Verleger angehenget/ so sind doch viel Kalender gedruckt/ worauff es nicht zu finden.

Nun sind theils selbige Künste ziemlich abergläubisch/ und stehen einem ehrlichen Manne und frommen Christen nicht wol an für sich selbst zu gebrauchen/ vielweniger in den öffentlichen Druck zu geben. Dahero werde ich genöthiget/ um meinen ehrlichen Nahmen zu retten/ den Leser zu berichten/ daß selbige Künste alle mit einander/ wie sie dort stehen/ niemals von mir geschrieben oder aufgesetzt/ viel weniger zum Druck befördert worden. Sondern der Verleger hat sie aus selbst eigener angemaster Macht/ ohne mein Wissen und Willen hinzu drucken lassen/ wie er es in etlichen Kalendern (als schon erwehnet) selbst bekennet/ in etlichen aber verschweiget/ und solche abergläubische Quackeleyen unter meinem Nahmen verkauffet. Hierauff bitte ich/ man wolle gedachte Künste nicht vor meine Arbeit halten/ vielweniger die Aberglaubische gebrauchen/ noch ihnen Glauben zustellen/ weil sie nicht allein keinen Grund in der Natur haben/ sondern auch GOTTes Wort zuwiderlauffen.

Ich kan auch nicht vorbey den Leser zu berichten/ daß dieser mein Kalender nun drey Jahr her zu Zeitz von Johann Schumann verlegt und verkaufft worden/ der ihm auch einen sonderlichen Stock dazu einen zum schneiden/ und einen in Kupffer stechen lassen/ auff welchen wegen des Jüden- und Türcken Kalenders/ so ich meinem Kalender beygesetzt/ auch ein Jüd und Türk zu finden. Weil nun gedachter Johann Schumann dieses Jahr nicht meinen/ sondern einen andern Kalender zuverlegen angenommen/ und vermuthlich/ er werde solchen Stock und Kupferstich/ samt dem Titul Zeitzisch Jahr-Buch/ davon setzen; so wolle der Leser nicht alsbald schliessen/ daß es der Kalender sey/ welchen ich nechste drey Jahr her ihm zum Verlag überlassen/ sondern er sehe nur fleißig nach dem Nahmen des Verfassers selbigen Kalenders/ so wird er befinden/ daß es ein gantz anderer Kalender.²¹

In diesem Zitat betont der Autor die große Bedeutung der korrekten Benutzung eines Namens, der nicht mit Dingen in Verbindung gebracht werden darf, die die Ehre des Autors beflecken. Zwar kommt in diesem Beispiel auch zum Ausdruck, dass ein Verleger einen gewissen Spielraum hatte, das Produkt „zu gestalten“, doch hatte der in seiner Ehre angegriffene Autor wiederum das Recht, in einer anderen Publikation

21 Gottfried Kirch: *Alt und neu Jahr-Buch/ Auff das Jahr nach unsers Herrn und Heylandes Jesu Christi Geburt/ M. DC. LXXII.* [...] Ans Tage-Licht gegeben/ durch Gottfried Kirchen/ Vor diesen gedruckt zu Zeitz/ itzo aber in Jena bey Johann Nisio/ Zu finden in Lobenstein/ bey Wolfgang Crellen. Exemplar des Stadtarchivs Altenburg. Zitat *Jahr-Buchs Anderer Theil*, S. F1^v-2^r.

seine Ehrenrettung zu betreiben.²² Hansjörg Pohlmann stellte bereits 1962 für eine andere Autorengruppe – die Komponisten – fest, dass schon im 16. Jahrhundert eine „Verbindung zwischen betontem Urheber-Bewusstsein und ehrbestimmter Rechtsvorstellung des Autors über seine Namenssetzung auf den Werken“ erkennbar ist.²³ Dass es für einen Autor zuerst immer um die Ehre ging, im Gegensatz dazu dem Drucker bzw. Verleger aber um den Gewinn, hebt auch Gieseke mit Hinweis auf Ahasver Fritsch und dessen *Tractatus De Typographis* von 1675 hervor.²⁴ Im Kalenderwesen kam hinzu, dass der Kalendermacher auch ein begründetes ökonomisches Interesse an „seiner“ Kalenderreihe geltend machen konnte, da sie ihm jedes Jahr ein gewisses Honorar eintrug.²⁵

6. Neue Sicht – Rechtliche Regeln zwischen Autor und Verleger

Die geschilderten Fälle zeigen, dass um 1670 ein Kalenderverleger das einmal erworbene Manuskript nicht mit „freier Hand“ zweitverwerten konnte. Auch die Wahl eines Namens für den vermeintlichen Verfasser eines Kalenders fand keineswegs in einem rechtsfreien Raum statt. Den Kalendermachern war ihr Nutzungsrecht an dem Namen – erdichtet oder recht – bewusst. In diesem Zusammenhang hatten sich zwischen

22 Zu anderen Beispielen siehe Bappert, *Wege zum Urheberrecht* (wie Anm. 5), S. 153–155.

23 Hansjörg Pohlmann: *Die Frühgeschichte des musikalischen Urheberrechts (ca. 1400–1800). Neue Materialien zur Entwicklung des Urheberrechtsbewusstseins der Komponisten*. Kassel, Basel, London, New York 1962, S. 37.

24 Gieseke, *Vom Privileg zum Urheberrecht* (wie Anm. 5), S. 98. Vgl. Fritsch, *Tractatus De Typographis* (wie Anm. 13).

25 Ein Beispiel: Von Kirch ist bekannt, dass er für eine einzige Kalenderreihe jedes Jahr bis zu 50 Reichstaler von dem Verleger als Honorar erhielt. Bei einem verbürgten Kaufpreis von 18 Pfennig (1,5 Groschen) für ein Exemplar und einer verkauften 3000er Auflage (als untere Grenze, vgl. im Anhang beim Kalender für 1676, April) konnte der Verleger damit 187,5 Reichstaler Erlösen. Zieht man das gezahlte Honorar von 50 Reichstalern ab, blieben dem Verleger immer noch rund 137 Reichstaler; bei höheren Auflagen entsprechend mehr. Zu anderen Beispielen für Auflagenhöhe, Preis eines Kalenders und Autorenhonorar siehe Matthäus, *Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens* (wie Anm. 7), Sp. 1162–1165.

Autor und Verleger, gegebenenfalls auch zwischen Verleger, Erben eines verstorbenen Autors und neuem Autor, Regeln herausgebildet, die im Sinne des Gewohnheitsrechts einzuhalten waren. Diesen Regeln werden auch der Verleger Wolf Eberhard Felsecker und der Autor Grimmelshausen hinsichtlich der Verwendung des erdichteten Namens „Simplicissimus“ entsprochen haben. Es ist nach dem Geschilderten nicht einleuchtend anzunehmen, dass der Verleger Felsecker bei der weiteren Verwertung des auf Grimmelshausen zurückgehenden erdichteten Namens „Simplicissimus“ tatsächlich freie Hand und Grimmelshausen alle Rechte daran verloren hatte. Die historische Situation zutreffender beschreibt vielmehr die Annahme, dass Grimmelshausen – sich seines Nutzungsrechts bewusst – die weitere Verwertung seiner Figur „Simplicissimus“ auf dem Buch- und Kalendermarkt sehr genau verfolgt haben wird. Das jedenfalls legt die Äußerung in seinem Molsheimer *Schreib-Kalender* für 1675 nahe, nach der der alte Simplicissimus nicht aus der Welt sein könne, „weil man noch alle Jahr Calender von Jhm sehe.“²⁶ Das ist keine ironische Bemerkung in der Gesprächsrunde des jungen Simplicius, wie Breuer meint,²⁷ sondern ein aufmerksamer Rekurs auf die zeitgenössische Praxis der eindeutigen Zuordnung von Kalendertiteln und erdichteten oder rechten (realen) Namen der Kalendermacher.

26 [Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen]: *Deß jungen ehelich gebohrnen Simplicissimi Neu und alter Schreib-Kalender/ mit der Practick/ [...] Auffß Jahr Christi M.DC.LXXV. Zu Molßheim/ Truckts und verlegts Joh. Heinrich Straubhaar. Exemplar der Bibliothek des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster (Streitsche Stiftung). Zitat *Prognosticon*, S. E4^v.*

27 Breuer, Zur Frage der Autorschaft (wie Anm. 1), S. 180.

7. Anhang

Kalender für 1674²⁸

[Januar]

Almoni. NUn (GOTT Lob) ist abermal ein Jahr unsers Elendes vorbei/ und sind wir ein gut Theil unserm Ende näher! Ach daß die Zeit ein mal ihr Ende erlangete/ und die Ewigkeit/ (welche alle gläubige Kinder GOTTes erfreuen wird) ihren Anfang nehme! Siehe/ wer kömpt mir so eilends entgegen gelauffen? Ich halte es sey der seltsame Ploni. Glück zu/ Glück zu Ploni/ wo hinauf so eilends?

Ploni. Je grossen Danck mein Herr Almoni/ hätte ich ihn doch bald nicht gekant. Ich wolte eben itzund zum Herrn/ und ihn bitten/ daß er/ (wie vorm Jahre geschehen/ also auch iesz) mich im Kalender unterrichten wolle.

Almoni. Was hast du denn vor einen grossen Pact unter dem Arme.

Ploni. Herr/ es sind Kalender/ weiß er nicht wann ein Schüler in die Schule gehet/ so muß er Bücher haben.

Alm. Gar recht mein Ploni/ was begehrest du denn zu wissen?

Ploni. Unter diesen Kalendern sind etliche/ deren Verfasser schon vor etlichen Jahren verstorben/ hier möchte ich wol gern wissen wie es zugehe?

Almoni. Es ist heutiges Tages nichts Neues/ wann der Author eines Kalenders der wol abgangen/ verstir-

[Februar]

bet/ daß gleichwol seine Kalender noch sehr viel Jahre/ nach seinem Tode vorhanden. Ja es hat fast das Ansehen/ als wann mancher Kalender ewig bleiben wolte.

Ploni. Was ist aber die Ursache?

Almoni. Mancher Kalender-Schreiber verfertiget bey seinem Leben so viel Kalender/ daß sie noch viel Jahre nach seinem Tode können gebrauchet werden/ mehrentheils aber verhält sichs also: Wann ein **Verleger** den Abgang eines Kalenders siehet/ und der **Author** desselben die Zeitlichkeit verlassen/ so **handelt er mit den Erben/ daß sie ihme entweder einen Kalender in des Verstorbenen Nahmen machen/ oder daß sie ihm erlauben den Namen zu führen/** und den Kalender durch eine andere Person verfertigen zu lassen.

Ploni. Habe ich mein Lebtag! Ist das nicht Betrug?

Almoni. Ja freylich Betrug! Sonderlich wann der Verstorbene Author seine Stern-Kunst wol verstanden/ und hernach etwan ein Hümppler und Stümpler seine Qvackeley unter des Gelehrten Nahmen in die Welt schicket/ da wird nicht allein der Käufer betrogen/ sondern es wird auch dem Verstorbenen die Unwissenheit seines Nachfolgers beygemessen.

28 Sibylla Ptolomaein [d. i. Gottfried Kirch]: *Alter und Neuer Kalender/ Aufßs M.DC.LXXIV. Jahr. Welchen mit Fleiß gestellet hat Sibylla Ptolomaein/ eine Ziegeunerin von Alexandria aus Egypten.* Annaberg/ Gedruckt und verlegt durch David Nicolai. Exemplar des Stadtarchivs Altenburg. Hervorhebungen (Fett-druck) von K.-D. H.

Ploni. Solcher Gestalt wolte ich nicht gern Kalender schreiben/ wann ich die Stern-Kunst recht verstünde/ denn ich müste mich befürchten/ daß ein anderer nach meinem Tode/ viel ungeräumtes Dinges in meinem Nahmen schriebe.

Almoni. Das ist neben andern auch wol die Ursache/ warumb mancher gelehrter Astronomus sich scheuet unter seinem Nahmen Kalender in die Welt zu schicken.

Ploni. Das gläube ich wol.

Almoni. Bißweilen geschichts auch wol/ daß wann ein seichtgelehrter Author stirbet/ sein Kalender von einem Gelehrten gemachet wird: Da wird zwar die Welt auch betrogen/ es ist aber ein zulässiger löblicher Betrug/ wann man dem Käuffer an statt der geringen Wahre eine

[März]

gute giebet.

Ploni. Kommen denn der Ungelehrten Kalender auch in guten Abgang?

Almoni. Ja wol! Denn die Erfahrung bezeugts/ daß mancher elende Kalender viel eiferiger gekauft wird/ als der allerbeste. Und solches verursacht meistentheils die grosse Pralerey im mehr als Ziegeunerischen Waarsagen/ welches der gemeine Mann so gern hat/ dafür aber ein rechtschaffener Sterngelehrter billich erröthet.

[... Juni ...]

Pl. Nun Herr ich gläube es ihm wol/ was er saget/ denn er wird es besser verstehen als ich. Ferner bitte ich ihn/ er wolle mich doch berichten welches die besten Kalender/ ob die Franckfurtischen/ Leipzigischen/ Nürnbergischen/ Erfurtischen/ Altenburgischen/ etc.

Almoni. Deine Frage ist eine recht närrische Frage. Kanst du mir sagen welches Landes/ oder welcher Stadt Leute die besten? so will ich dir auch sagen welcher Stadt Kalender die besten. Ists nicht also/ daß ein frommer Mensch fromm ist/ er mag wohnen wo er will? also auch ein guter Kalender ist gut/ er mag gedruckt werden wo er will.

Plo. Ich höre aber offft daß mancher bey den Buchbindern begehret einen Nürnbergischen/ ein anderer einen Altenburgischen/ der dritte einen Leipzigischen/ der vierdte einen Hällischen Kalender/ und so

[Juli]

fort an.

Almoni. Das ist ein grosser Unverstand. Mann solte billich fragen nach dem/ der den Kalender machet/ und nicht eben so sehr in welcher Stadt er gedruckt worden.

Ploni. Habe ich doch wol gehöret/ daß mancher **Verleger** selbst den Kalender ordnet wie er wil.

Almoni. Ich weiß es gar zu wol. Der **Author** muß es wol geschehen lassen/ will er anderst daß sein Kalender verlegt werden soll. Ja daß noch mehr ist/ so nimbt mancher Drucker oder Verleger zwey oder mehr Kalender von denen die zeitlich heraus kommen/ und drücket oder läst drücken/ aus selbigen einen gemischten Kalender.

Ploni. Woher nehmen sie aber einen Nahmen?

Almoni. Sie erdichten ihnen einen Nahmen nach ihren Gefallen/ wie denn heutiges Tages die meisten Kalender erdichtete Nahmen führen.

- Ploni. Je höre ich nicht mein Wunder! das habe ich vorhin auch nicht gewust: Ich habe gemeinet was vor ein Nahme auffm Kalender stünde/ der wäre der rechte Nahme des Authoris:
- Almoni. Ja wol weit gefehlet!
- Ploni. Von den zusammen gestohlenen Kalendern wundere ich mich zwar nicht/ daß sie falsche erdichtete Nahmen führen/ aber wie kömbts denn/ daß viel andere dergleichen thun?
- Almoni. Mancher **Author** machet unterschiedene Kalender/ verhandelt einem hier her/ den andern dorthin/ zum Verlag/ da würde es der erste **Verleger**/ der den Kalender verlegt worauff der rechte Nahme des Authoris stehet/ nicht leiden/ wann andere Verleger auch dergleichen Nahmen auff ihren Kalendern führen solten/ derowegen setzet der Author auff die andern Kalender erdichtete Nahmen.

[...]

Kalender für 1676²⁹

[Januar]

- Almoni. DEM getreuen barmhertzigem GOTT sey abermal Lob und Danck gesaget/ daß er uns auch dieses Jahr erleben lassen/ der wolle auch helfen/ daß wir es in gutem Friede und Gesundheit durch bringen und beschliessen! Ich sehe wol dort stehet Ploni bey einem Buchbinder/ er wird gewiß Kalender kauffen. Glück zu mein Ploni! Wie stehts/ ist das Leben noch frisch?
- Ploni. Freundlichen grossen Danck/ mein werther Herr Almoni/ ich weiß nicht anders/ Gott sey Lob. Wann es meinem Herrn noch wol gehet/ so höre ichs gerne.
- Almoni. Dem grundgütigen GOTT sey höchlich Danck gesaget vor verliehene Gesundheit. Was machest du sonst/ mein Ploni?
- Plon. Ich gehe noch immer mit Kalender-Gedancken umb/ und eben zu dem Ende habe ich itzt einen grossen Hauffen Kalender gekaufft/ mich darinnen umb zu sehen.
- Almon. Ich weiß nicht was endlich von dem Kalenderwesen werden wird/ es kommen jährlich so viel neue Kalender heraus/ und bleibet doch sehr wunderselten

[Februar]

- ein Alter zurücke.
- Ploni. Ich habe mich auch oft darüber verwundert/ sonderlich weil die Stern-Kunst oder Kalenderschreiberey vorhin gar seltsam war/ und itzt die Welt so jählings klug worden/ so daß auch itzt geringe Leute hin und wieder häufig Kalender stellen.
- Almon. Ja mein Ploni/ du sagst die Welt sey klug worden/ du möchtest billicher sagen/ daß sie thöricht oder närrisch worden.
- Ploni. Viel Leute halten es doch vor eine Klugheit.

29 Sibylla Ptolomaein [d. i. Gottfried Kirch]: *Der Rechte Zu erst erfundene ZiegeunerKalender Auffß Schalt-Jahr M. DC. LXXVI*. Mit Censur und Approbation der Löbl. Universität Leipzig. Annaberg/ gedruckt und verlegt durch David Nicolai. Exemplar des Stadtarchivs Altenburg.

Almoni. Wann es eitel rechtschaffene Stern-Gelehrte wären/ die itzige Kalender schreiben/ und die Kalender alle keine ertichtete Nahmen führeten/ so wäre es wol eine Klugheit oder Gelehrtsamkeit/ nun aber da die meisten Kalender-Schreiber kaum ABC-Schüler oder Anfänger der Stern-Kunst seyn/ ist diese Überhäuffung der Kalender/ vielmehr zu tadeln als zu loben.

Ploni. Weiß der Herr denn einen Rath/ wie dem Übel abgeholfen werden könnte.

Alm. Man könt wol Rath erfinden/ wann nur die Welt folgen wolte.

Ploni. Der HErr lasse doch seine Meinung hören.

Almoni. Wann keiner zum Kalender-Schreiben zu gelassen würde/ er wäre dann auff einer Universität von dem Mathematico examiniret/ und vor tüchtig erkant/ so sollte es bald besser werden.³⁰

Ploni. Solcher gestalt würden auch/ sehe ich wol/ die ertichteten Nahmen zu zurücke [sic] bleiben müssen/ und würden also also wenige Autores verhanden seyn.

Alm. Man sagt/ daß itzt an den Leipziger Michaelis-Messen jährlich fast auff die hunderterley Kalender feyl seyn: Solten nun keine zum druck zugelassen werden/ als die so auff Universitäten vor tüchtig erkant wären/ so will ich wol gläuben/ daß kaum 5. oder 6. Autores solten an-

[März]

zutreffen seyn.

Ploni. Je das wäre wenig/ die neugierige Welt würde damit nicht zu frieden seyn.

[... April ...]

Plon. Wer will aber den Buchdruckern verbieten/ untüchtige Kalender zu drucken.

Almon. Solches kan die liebe Obrigkeit thun.

Ploni. Helffe GOtt daß es geschehe!

[...]

Almoni. Es ist war/ mein Ploni/ daß etliche tüchtige Sterngelehrte itzt neben denen Kalendern so unter ihren Nahmen außgehen/ auch etliche ebenfals gute unter ertichteten Nahmen in die Welt schicken/ weil bey so grosser Menge der Kalender/ ihnen die Mühe so sie auff die Stern-Kunst legen/ von den **Verlegern** nicht bezahlet werden kan/ wo sie nur einen einigen Kalender dem Druck unter geben: Wann aber die untüchtigen Kalender zu rücke bleiben müssen/ so würden dann die Verleger derer tüchtigen Kalender/ desto mehr auff legen lassen können/ also daß da mancher **itzt kaum 3. oder 4. Tausend Kalender eines Nahmens verkaufft**/ er hernach wol 30. oder 40. Tausend und mehr anwerden sol-

[Mai]

te/ da würde ja hernach der Verleger auch ein mehrers zahlen können.

Ploni. Ach mein Herr Almoni/ es wird es ein ieder nicht gerne drauff wagen. Wann ein Verleger von einem einigen **Kalender-Schreiber** unterschiedene Kalender unter dem rechten ertichteten Nahmen verlegte/ so möchte es ja vielleicht noch wol geschehen/ daß er vor dem einigen Kalender das zahlete/ was er

30 Dieser Gedanke weist auf den Vorschlag von Kirch, eine „Astronomische Societät in Teutschland“ zu gründen. Er wurde in Kirchs Briefwechseln mit einigen Kalendermachern und in den Schreibkalendern diskutiert. Siehe dazu Klaus-Dieter Herbst: *Die Schreibkalender im Kontext der Frühaufklärung*. Jena 2009 (Acta Calendariographica. Forschungsberichte 2), S. 242–249.

sonst vor alle gegeben. Aber wie würde es sich schicken/ **wann der Kalender-Schreiber den Kalender unter seinen rechten Nahmen diesem/ und einem oder mehr andern Verlegern verhandelt?**

Almoni. Er müste an statt der ertichteten Nahmen/ seinen rechten setzen.

Plon. Die Verleger würden aber hiermit nicht zu frieden seyn.

Almon. Es hat keine Noth. Welcher Verleger nur einen von den tüchtigen Kalendern hätte/ würde Nutzen genug haben/ und gerne damit zu frieden seyn. Über dieses/ so ist ja ein Kalender auf diese/ der andere auf ein andere Stadt gerichtet/ auch sind die Titul und Nebensachen unterschiedlicher Art/ daß also doch der Käuffer einen mercklichen Unterscheid findet.

Plon. Es wird aber vielleicht dieser Vorschlag nicht angehen. Denn ich besorge/ die untüchtigen **Kalender-Schreiber nebenst ihren Verlegern die Obrigkeit** dahin bereden möchten/ es würde ihnen solcher gestalt ihr stücklein Brot und Nahrung entzogen/ bittend/ daß man sie solte machen lassen so gut sie könnten.

Almoni. Mein Ploni/ die mittelmäßigen könnte man zur noth noch paßiren lassen/ aber du weist/ daß jetzt so viel elende Stümpler Kalender außgeben/ die auch nicht die ersten Buchstaben der Stern-Kunst gelernet/ so/ daß ein Gelehrter billich erschrickt/ wann er einen solchen Kalender ansiehet.

[Juni]

Ploni. Wann aber dieser Vorschlag gar nicht angehen solte/ weiß denn der Herr keinen andern Rath?

Almoni. Mein bißher erzelter erster Rath/ wäre (meinem Bedüncken nach) wohl der beste/ wann er aber ja nicht möchte angenommen werden/ so thäten doch die verständige rechtschaffene Sterngelehrten wol/ wann sie eine Stern-Gesellschaft macheten/ wie etwan die Fruchtbringende Gesellschaft der Schwanen Orden/ und andere mehr sind/ in solche müste keiner genommen werden/ wann er nicht zuvor eine Astronomische Probe gethan/ sonderlich könnte ihm eine Sonnenfinsterniß aus zu rechnen vorgestellt werden: Hierdurch würden die rechtschaffenen Stern-Gelehrten von den Stümplern abgesondert/ und würde Jedermann stracks selbst sehen können/ welches ein tüchtiger Kalender.

Plo. Dieser Vorschlag (halte ich davor) solte gar leicht ins Werck zurichten seyn.

Almon. Das ist war. Denn [...].

KLAUS MATTHÄUS (Erlangen)

Nochmals zu den simplicianischen Jahreskalendern. Eine Replik

Die Rezension der Edition der *Simplicianischen Jahrkalender* durch Timothy Sodmann zeigt den kundigen, mit der Materie vertrauten Fachmann. Eine Antwort darauf möge bitte nicht als ein Nachtarocken verstanden werden. Ich möchte allerdings zu den Punkten gerne Stellung nehmen, die durch eine Veränderung der Koordinaten der Betrachtung eine differierende Interpretation gefunden haben, wobei es hier vorrangig um drucktechnische und verlagsmäßige Plausibilität geht.¹

Ein Angelpunkt der Ausführungen Sodmanns scheint mir zu sein, dass er das Erscheinen der Ausgabe E⁴ des *Simplicissimus Teutsch* auf Herbst 1670 ansetzt – im Gegensatz zu Koschlig, dessen Datierung auf Herbst 1669 von der Forschung bislang akzeptiert worden ist. Die Datierung der Ausgabe E⁴ auf Herbst 1670, für die keine weiteren Argumente vorgebracht werden, ergibt für die Veröffentlichungen Grimmelshausens bei Felsecker in den Jahren 1669 und 1670 ein verändertes Zeitgefüge, in das dann die weiteren Überlegungen Sodmanns scheinbar problemlos eingefügt werden können.

1 Im Folgenden möchte ich auf bisher erschienene Rezensionen und kritische Bemerkungen zu Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calender 1670 bis 1672 (Nürnberg) – Schreib-Kalender 1675 (Molsheim)*. Faksimiledruck der vier Kalenderjahrgänge erstmals neu hrsg. und kommentiert von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst Erlangen, Jena 2009, eingehen: Timothy Sodmann: Rezension. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 570–579; Dieter Breuer: Grimmelshausens Verleger – eine kritische Übersicht. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 17–32; Dieter Breuer: Zur Frage der Autorschaft Grimmelshausens an den simplicianischen Jahreskalendern Felßeckers, Hoffmanns und Straubhaars. In: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5), S. 159–184; Dirk Niefanger: Rezension. In: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 37 (2010), S. 108–111; Werner Wilhelm Schnabel: Rezension. In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 73 (2010), S. 547–549.

Mit der Prämisse des gleichen Erscheinungsjahres von *Courasche, Springinsfeld, Ewig-währender Calender* und der Ausgabe E⁴ des *Simplicissimus Teutsch* lässt sich vielleicht die Lesart einigermaßen begründen, dass der auf dem Titelblatt von E⁴ erwähnte Kalender wie die dort genannten „Nebenhistorien“, mit denen diese Ausgabe vermehrt sei, als ein Werbehinweis auf weitere gleichzeitige Neuerscheinungen des Autors zu verstehen sei und nicht als eine Inhaltsangabe zu einer Textvermehrung des Buches. Von VD-17-Spezialisten wurde zumindest diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Vergleichbare Beispiele für eine derartige Hantierung sind allerdings offenbar nicht bekannt. Hält man am Erscheinungstermin von Herbst 1669 für die Ausgabe E⁴ fest, dann dürfte sich die Wahrscheinlichkeit einer solchen vagen Möglichkeit sicherlich nochmals verringern. In die reale Bücher- und Verlagswelt scheint mir ein solcher unbestimmter Hinweis auf später erst erscheinende Ausgaben von „Nebenhistorien“, mit dem der Leser gewiss nicht viel anfangen konnte, nicht zu passen. Es bliebe aber die Möglichkeit einer derartigen Zuordnung des *Ewig-währenden Calenders*.

In diesem Zusammenhang ist vorzubringen, dass die Erklärungen Sodmanns zu dem Umstand, dass der *Ewig-währende Calender* mit einem Umfang von 60 bis 70 Bogen angekündigt war und dann mit 30 Bogen erschien, wohl einer Nachrechnung bedürfen. Der Ansatz, die Änderung einer vorgesehenen Normalquart- in eine Großquart-Ausgabe ermögliche es, circa 20 % mehr Text pro Seite und damit pro Bogen unterzubringen, ist unter Berücksichtigung der jeweiligen Satzspiegel rechnerisch nachvollziehbar. Sodmanns weitere Überlegung ist nun, dass die gesamte Reduzierung von 60 bis 70 Bogen Normalquart auf 30 Bogen Großquart auf einfache Weise damit zu erklären sei, wenn man neben einem größeren Satzspiegel eine weitgehende Verringerung des Schriftgrades von 12 Punkt der Vorlage auf 9 Punkt des endgültigen Ausdrucks erwägt. Dies lässt sich aber kalkulatorisch nicht darstellen.

Ausgangspunkt der Berechnung ist, dass Großquart 20 % mehr Text unterbringt als Normalquart. 30 Bogen mit 240 Seiten Großquart entsprechen dann 36 Bogen mit 288 Seiten Normalquart. Bei vier Textspalten (von sechs) in der Großquart-Ausgabe des *Ewig-währenden Calenders* könnte nach Sodmann eine Reduzierung des Schriftgrads der Normalquart-Vorlage von 12 Punkt auf 9 Punkt erfolgt sein. Um auf die Bogenzahl der ursprünglichen Vorlage zu kommen, müsste dann bei dem Zwischenergebnis von 36 Bogen mit 288 Seiten bei zwei Drittel des Textes (192 Seiten) eine Erhöhung des Schriftgrads von 9 auf 12 Punkt und damit um ein Drittel des Textvolumens angesetzt werden.

Dies ergäbe 64 Seiten oder acht Bogen, also insgesamt 44 Bogen mit 352 Seiten einer Normalquart-Ausgabe mit Text durchgehend in 12 Punkt. Die Rechnung ist hier optimal im Sodmannschen Sinn angesetzt worden. Es dürfte daher nicht wahrscheinlich sein, dass für das Problem der 60 bis 70 Bogen mit einem Aufblähen der Textgröße einer aufgegebenen Vorlage eine Lösung gefunden wird.

Eine derartige 60 bis 70 Bogen umfassende Ausgabe wäre sicherlich auch von der Kostenseite bedenklich gewesen. Bei einer volumemäßig heruntergebrochenen Großquart-Ausgabe des *Ewig-währenden Calenders* erweist sich ferner bei Sodmanns Überlegungen die Frage des Kupferstichtitels als sperrig. Denn es müsste auch ein Konzept für die postulierte Normalquart-Planung anzunehmen sein. Der Großquart-Kupferstichtitel wäre dann ebenfalls sekundär. Und, eines dürfte ja feststehen: Der *Europäische Wundergeschichten Calender* für 1670 ist spätestens im Herbst 1669 erschienen – beim *Ewig-währenden Calender* wird ein breiteres Zeitfenster angenommen.

Nach den Rahmenvorgaben der Schwarzen Kunst und ihrer Annexe darf wohl weiter mit der größeren Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass der Kupferstichtitel des *Europäischen Wundergeschichten Calenders* die Vorlage für den Kupfertitel des *Ewig-währenden Calenders* gestellt hat. Die orthographisch fehlerhafte Textformulierung spricht eher für eine Erstfassung. Eine Änderung an der Kupferplatte erfordert einen gewissen Aufwand. Eine notwendige Korrektur macht bei einer Neubearbeitung die geringeren Schwierigkeiten.

Bei der Einschätzung des Stellenwerts der „Zugab“ ist zu bedenken, dass Felsecker wie andere Kalenderdrucker mit der Verwendung von Holzschnittvignetten einfachere Möglichkeiten hatten, Leerstellen zu füllen. Die Konzeption der „Zugab“ mit dem Holzschnitt des *Fliegenden Wandersmann* lässt vermuten, dass dieser Text mehr als ein Wiederholungsfüllsel sein sollte, was in den letzten Zeilen eher bestätigt wird.

Was die Frage der Autorschaft Grimmelshausens an den Jahreskalendern betrifft, so übernehme ich gerne die Einschätzung von Dirk Niefanger, der die Edition als ein „bewusst gesetztes Diskussionsangebot“ sieht, das „spannende Diskussionen erwarten lässt“. Ich möchte hierzu wie einst Manfred Koschlig eine subjektive Einschätzung vorbringen. Schon bei der Durchsicht der damaligen Jahreskalender Nürnberger Provenienz vor nunmehr über vierzig Jahren fiel nach meinem Empfinden die erste Continuatio des *Europäischen Wundergeschichten Calenders* aus dem Rahmen der Kalenderbeiträge jener Zeit. Als ein wohl originärer Beitrag erschien sie mir lebendiger, lesbarer als alle

anderen damaligen Kalendertexte – eine Einschätzung, die sich auch nach der Erweiterung des Quellenbestandes durch die Altenburger Kalendersammlung nicht geändert hat. Klaus-Dieter Herbst, der wohl als derjenige Kalenderforscher anzusehen ist, der nunmehr die meisten Kalendertexte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überprüft hat, pflichtet dieser Beurteilung bei. Eher widerstrebend hat auch Koschlig die erste *Continuatio* als zwar flache, aber „gekonnte“ Kalendergeschichte apostrophiert. Sein Verdikt gegen die Annahme einer Beteiligung des Autors des *Simplicissimus Teutsch* an den *Europäischen Wundergeschichten Calendern* fasst Dieter Breuer noch einmal zusammen, wenn er feststellt, dass in der Kalendergeschichte nicht, wie es stimmig wäre, der *Simplicissimus* des V. Buches und der *Continuatio* agiert, sondern ein von einer Kalenderredaktion zurechtgezimmertes Wiedergänger der Vagantenperiode. Aber entspricht eine solche Zeichnung nicht der mehr oder weniger gleichzeitigen Darstellung des recht unbedarften *Simplicissimus* aus dem *Discurs mit Zonagrio im Ewig-währenden Calender*, der bisher zeitlich nicht so recht verortet worden ist?

Die Einschätzung, die Dieter Breuer in diesem Zusammenhang zur Beziehung von Autor und Verleger für die Zeit des 17. Jahrhunderts jüngst skizziert und postuliert hat, wäre nach den Befunden der damaligen Kalendermacherei vielleicht doch zu modifizieren. Denn einem Autor war es auch in der damaligen Zeit ohne urheberrechtliche Bestimmungen im modernen Sinn durchaus möglich, seine Gerechtsame zu wahren. Übereinkünfte hatten damals wie heute eine gewisse Bandbreite. Felsecker war 1673 bereit, von Quirinus Moscherosch dessen *Poetisches Blumen-Paradiß* in seinen Verlag zu übernehmen, wenn der Autor die Kosten für Druck und Titelkupfer selbst trage.² Dies war der an der Verkaufserwartung des Verlegers ausgerichtete Preis dafür, dass er den Vertrieb übernahm, der erst die Gedichte in die Hände der Leser brachte. Das sind Bedingungen, mit denen auch heute häufig genug ein Autor zu rechnen hat. Ein „gängiger“ Autor hatte damals wie heute eine andere Verhandlungsbasis.

„Beschrieite“ Kalendermacher wie David Herlicius, Hermann de Werve, Marcus Freund und Israel Hiebner durften von ihren Verlegern eine marktkonforme großzügigere Honorierung erwarten. „Nebenrechte“, wie eine Verwertung andernorts, konnte auch der Autor wahrnehmen, wenn dies der Verlagsvertrag offenließ. Einzelne Kalenderverfas-

2 Vgl. Hermann Stauffer: *Sigmund von Birken (1626–1681). Morphologie seines Werkes*. Bd. 1. Tübingen 2007, S. 853.

ser erlangten auch auf ihre Person kaiserliche Druckprivilegien zum Schutz gegen Nachdruck, was ihre Position gegenüber Verlegern stärkte. Der kaufmännisch gesehen nicht so erfolgreiche Kalenderautor Johann Christoph Sturm war keinesfalls bereit hinzunehmen, dass der Verleger sein Kalendermanuskript stillschweigend für einen weiteren Kalendertitel benutzte. Er beendete daher, als dies evident wurde, umgehend die Zusammenarbeit.³ Die Erben eines verstorbenen Kalendermachers konnten, wenn weiter unter dessen Namen von anderer Hand sein alter Kalendertitel herausgebracht wurde, mit einem kleinen jährlichen Betrag rechnen.⁴ In ein solches Bild passt die Annahme nicht recht, dass Grimmelshausen bei der Herausgabe des *Europäischen Wundergeschichten Calenders* nicht eingebunden war und hierbei allein der Verleger Felsecker „Herr des Verfahrens“ gewesen sei. Eine nach dem damaligen Verständnis von Recht und Billigkeit⁵ erforderliche Zustimmung Grimmelshausens zum Vorhaben *Europäischer Wundergeschichten Calender* – in welcher Form auch immer – darf wohl angenommen werden. Offen bleibt die Intensität einer Mitarbeit. Eine Vorgeschichte hat der Molsheimer Kalender, bei dem eine Mitarbeit Grimmelshausens von der Forschung eher akzeptiert wird, jedenfalls gehabt. Der Meinung Dieter Breuers, dass der dort eingeflossene Satz, der alte Simplicissimus könne noch nicht tot sein, da doch jedes Jahr von ihm Kalender erschienen, eine distanzierende Ironie zum *Europäischen Wundergeschichten Calender* aufzeige, vermag ich nicht zu folgen. Könnte es nicht eher ein Augenzwinkern gewesen sein?

-
- 3 Klaus Matthäus: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 9 (1969), Sp. 965–1396, hier Sp. 1106–1113; 1148–1149 (de Werve), 1154 (Hiebner), 1242 (Freund), 1301 (Sturm).
 - 4 Vgl. hierzu den Beitrag von Klaus-Dieter Herbst: Zum rechtlichen Verhältnis zwischen Autor und Verleger im Kalenderwesen um 1670. Mit einem Blick auf Grimmelshausen. In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 319–339, hier S. 327–331.
 - 5 Dies sind für Ahasverus Fritsch, den Breuer (wie Anm. 1), S. 28, nach dessen Stellungnahme von 1675 zitiert, durchaus zu beachtende Kriterien gewesen. Die von Breuer als Hauptbeleg genannte Dissertation von Martin Vogel (wie Anm. 1), S. 24, Anm. 32, eine systematische Darstellung, bringt für das 17. Jahrhundert lediglich Fritsch als Quellenbeleg. Ob der Verlagskontrakt des Stuttgarter Verlegers Metzler aus dem Jahre 1700 als „exemplarisch“ anzusehen ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Vgl. Martin Vogel: Deutsche Urheber- und Verlagsrechtsgeschichte zwischen 1450 und 1850. Sozial- und methodengeschichtliche Entwicklungsstufen der Rechte von Schriftsteller und Verleger. Sonderdruck aus: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* XIX, Lieferung 1. Frankfurt a. M. 1978, Sp. 9–76.

TIMOTHY SODMANN (Südlohn-Oeding)

Nochmals zu den simplicianischen Jahreskalendern. Eine Antwort

Als Reaktion auf Rezensionen seiner Edition und Kommentierung der simplicianischen Jahreskalender durch Dieter Breuer und mich¹ hat Klaus Matthäus im vorliegenden Band eine Replik veröffentlicht. Sowohl er als auch die Schriftleitung der *Simpliciana* haben mich zu einer kurzen Stellungnahme aufgefordert, der ich gerne nachkomme.

In der Grimmelshausen-Forschung spielen seit Jahrzehnten gewisse Hypothesen hinsichtlich der Echtheit einiger Werke, vornehmlich der „simplicianischen“ Jahreskalender, sowie des Verhältnisses zwischen dem Dichter und seinen Verlegern eine, wie ich meine, manchmal fast verhängnisvolle Rolle. Je nach eigenem Standpunkt wurde gelegentlich Offensichtliches in Frage gestellt und darüber hinaus Tatsachen entweder ignoriert oder im Rahmen gewagter Gedankenkonstruktionen umgedeutet. Die auf diese Weise entstandenen, vielfach nicht wirklich bewiesenen und also auch nicht falsifizierbaren Theorien hatte man dann mit Gefühlen untermauert, als ob die zwei so aneinander geketteten „halben Sachen“ automatisch auf einmal eine unumstößliche „ganze Sache“ ergäben. Die unselige, teils auch erbittert geführte Diskussion um die Problematik „Hypothese“ brachte schließlich 1970 Rolf Tarot in seinem Beitrag „Notwendigkeit und Grenzen der Hypothese in der Grimmelshausen-Forschung. Zur Echtheitsfrage des Barock-Simplicissimus“ auf den Punkt.²

-
- 1 Dieter Breuer: Grimmelshausens Verleger – eine kritische Übersicht. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 17–32; Dieter Breuer: Zur Frage der Autorschaft Grimmelshausens an den simplicianischen Jahreskalendern Felbeckers, Hoffmanns und Straubhaars. In: *Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur*. Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5), S. 159–184; Timothy Sodmann: Rezension. In: *Simpliciana* XXXI (2009), S. 570–579.
 - 2 Rolf Tarot: Notwendigkeit und Grenzen der Hypothese in der Grimmelshausen-Forschung. Zur Echtheitsfrage des Barock-Simplicissimus. In: *Orbis Litterarum* 25 (1970), S. 71–101.

Seit meinen eigenen ersten Auseinandersetzungen mit den Werken des *Simplicissimus*-Dichters habe ich mich stets bemüht, auf die meiner Meinung nach noch offenen Fragen die Antworten zu finden, die als „einfach“ gelten konnten, d. h. zu guter Letzt diejenigen, die mit den nachweisbaren Fakten am ehesten übereinstimmen und zugleich im Rahmen der Beweisführung die geringste argumentative Akrobatik voraussetzen.

Typisch für Fragestellungen dieser Art ist die Auseinandersetzung um das Erscheinungsjahr der Erstausgabe des *Ewig-währenden Calenders*.³ Als Erscheinungsjahr gibt Manfred Koschlig 1671 an, obwohl die Erstausgabe im Chronogramm und Kolophon auf 1670 datiert ist. Der Grund für seine Entscheidung ist wohl die erste eigentliche Anzeige des Kalenders in den Frankfurter und Leipziger Messkatalogen zur Herbstmesse 1671. Das Werk wurde zwar im Spätsommer 1669 abgeschlossen und in den beiden Ostermeßkatalogen 1670 angekündigt, sei aber aus drucktechnischen Gründen – Felßcker habe es anfangs in seiner eigenen Werkstatt zu drucken versucht und es erst beim Scheitern dieses Vorhabens nach auswärts (Fulda) in Auftrag gegeben – nach eineinhalb Jahren im Herbst 1671 erschienen.⁴

Die Hinweise auf den *Ewig-währenden Calendar* im Kalendergespräch aus dem *Europäischen Wunder-Geschichten Calendar* auf 1671 und im 7. Kapitel des *Springinsfeld* habe Grimmelshausen gegeben, weil er nicht genau über den Fortgang des Drucks unterrichtet gewesen sei.⁵ In der „Wolgemeinten Vorerinnerung“ zu E⁵ (angekündigt Ostern 1671, erschienen Herbst 1671) wird der *Ewig-währende Calendar* erwähnt als „vor kurzverwichener Zeit mit grosser Müh und Unkosten auch zu Ende gebracht“. Nach Koschlig ist diese Aussage aber nicht vom Zeitpunkt der Niederschrift (spätestens Frühjahr 1671), sondern von dem des Erscheinens (im Herbst 1671) her zu verstehen.⁶

Neben diesen Hinweisen, die sich so, aber auch anders deuten lassen, gibt es ferner längst bekannte Tatsachen, die in der bisherigen Be-

3 Der Text des folgenden Abschnittes geht auf meinen Beitrag „Randbemerkungen zu einigen Problemen der Grimmelshausen-Bibliographie“ (In: *Leuvense Bijdragen* 65 [1976], S. 311–318, hier S. 312–313) zurück. Er ist auch nahezu gleichlautend wiedergegeben bei Günther Weydt: *Hans Jakob von Grimmelshausen*. Stuttgart² 1979 (Sammlung Metzler 99), S. 38.

4 Manfred Koschlig: *Grimmelshausen und seine Verleger. Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben*. Leipzig 1939 (Palaestra 218), S. 232–239.

5 Koschlig, *Grimmelshausen und seine Verleger* (wie Anm. 4), S. 237.

6 Koschlig, *Grimmelshausen und seine Verleger* (wie Anm. 4), S. 237–238.

handlung der Datierungsfrage nicht genügend berücksichtigt wurden. Schon 1924 hat Hertha von Ziegesar auf eine Anzeige Felßeckerscher Kalenderautoren am Schluss von Johann Christoph Wagners *Teutscher und Ausländischer Helden: Wie auch Türkischer Niederlagen, Kriegs- und Siegs Calender* auf 1671 aufmerksam gemacht. Darin wird unter anderem „deß weitberühmten und Weitbekanntnen Simplicii Simplicissimi Europäischer Wundergeschichten/auch dessen ewigwährender Kalender in groß Quart, von dreißig Bogen bestehend [...]“ dem hochgeehrten Leser empfohlen.⁷ Ob man den Hinweis des Verlegers erst gegen Ende des Jahres 1670 wie Koschlig oder – wie üblicher zu sein scheint – um die Mitte des Jahres verfasst sehen möchte, spielt hierbei keine Rolle. Wichtig ist, dass Felßecker ein Jahr vor dem hypothetischen Erscheinungstermin des *Ewig-währenden Calenders* die genaue Anzahl der Bogen kannte. Wie man leicht anhand der Haberkamm'schen Faksimile-Ausgabe⁸ nachrechnen kann, besteht die Erstausgabe aus genau dreißig Bogen mit den Kustoden A-Z ohne I und V und Aa-Ff. Es ist ausgeschlossen, dass bei so komplizierter Materie mit wechselnder Spaltenzahl und mehreren Tafeln Felßecker ein ganzes Jahr vor Koschligs hypothetischem Erscheinungstermin den Umfang des Drucks auf die exakte Bogenzahl hätte errechnen können.

Der Faksimile-Ausgabe des *Ewig-währenden Calenders* lag ein Exemplar der Universitätsbibliothek Münster zugrunde. Es trägt unter dem Verlegerzeichen neben der gedruckten Ortsangabe von vermutlich zeitgenössischer Hand die Jahreszahl 1670. Ein Exemplar, früher in der Bibliothek von Jan Hendrik Scholte, war handschriftlich ebenfalls auf 1670 datiert.⁹ Wer den Übergang eines neuerworbenen Buches in seinen Besitz durch Namen und/oder Datum vermerkt, datiert gewöhnlich weder voraus noch zurück.

Schließlich hat Günther Weydt schon 1979 darauf aufmerksam gemacht, dass die astronomisch-kalendarischen Berechnungen im Text des *Ewig-währenden Calenders* von der Jahreszahl 1670 ausgehen, auf

7 Hertha von Ziegesar: Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die Felßeckerschen Verlagsunternehmungen. In: *Euphorion*. Ergänzungsheft 17 (1924), S. 50–79, hier S. 64.

8 Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währenden Calender*. Faksimile-Druck der Erstausgabe Nürnberg 1671 [!]. Mit einem erklärenden Beiheft hrsg. von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967.

9 Haberkamm, *Beiheft* (wie Anm. 8), S. 3, Anm. 4.

die sich wohl Autor und Verleger als „voraussichtlichen Erscheinungstermin“ geeinigt hätten.¹⁰

Probleme bereitet Matthäus mein Lösungsvorschlag für die Ankündigung des *Ewig-währenden Calenders* auf der letzten Seite vom Kalenderteil des *Europäischen Wundergeschichten-Calenders* auf 1670, in der zunächst von einem Umfang von „60. oder 70. Bögen“ die Rede ist, obwohl der später realisierte Druck in Wirklichkeit aus genau dreißig Bogen besteht:

In diesem Zusammenhang ist vorzubringen, dass die Erklärungen Sodmanns zu dem Umstand, dass der *Ewig-währende Calender* mit einem Umfang von 60 bis 70 Bogen angekündigt war und dann mit 30 Bogen erschien, wohl einer Nachrechnung bedürfen. Der Ansatz, die Änderung einer vorgesehenen Normalquart- in eine Großquart-Ausgabe ermögliche es, circa 20 % mehr Text pro Seite und damit pro Bogen unterzubringen, ist unter Berücksichtigung der jeweiligen Satzspiegel rechnerisch nachvollziehbar. Sodmanns weitere Überlegung ist nun, dass die gesamte Reduzierung von 60 bis 70 Bogen Normalquart auf 30 Bogen Großquart auf einfache Weise damit zu erklären sei, wenn man neben einem größeren Satzspiegel eine weitgehende Verringerung des Schriftgrades von 12 Punkt der Vorlage auf 9 Punkt des endgültigen Ausdrucks erwägt. Dies lässt sich aber kalkulatorisch nicht darstellen.¹¹

Da ich selbst nicht über die Möglichkeiten verfüge, die jeder Setzer in einer gut ausgestatteten Druckerei des 17. Jahrhunderts zur Hand hatte, habe ich für meine Berechnungen das in Anspruch genommen, was das Zeitalter des Computers bereit hält und zwar mit dem folgenden Ergebnis: 100 Seiten Text im A 4 Format gesetzt in 12 Punkt (zu 46 Zeilen je Seite) ergaben 58 Seiten in 9 Punkt (zu 62 Zeilen je Seite) bei gleichbleibendem Papierformat und Satzspiegel. Berücksichtigt man den 20-prozentigen Bonus bei der Umstellung von Normalquart auf Großquart, ist das rein rechnerische Ergebnis eindeutig: Die Textmenge, die in 12 Punkt 60 Bogen im Quartformat ausfüllt, kann man in 9 Punkt im Großquartformat auf 30 Bogen unterbringen. Auch unter Berücksichtigung der technischen Möglichkeiten um 1670 müsste das Rechenergebnis stimmen.

Des Weiteren kritisiert Klaus Matthäus die vielleicht doch zu präzise Datierung der *Simplicissimus*-Ausgabe E⁴ auf Herbst 1670. Hier hätte allein die Jahreszahl genügt. Hinter meinen Überlegungen stand

10 Weydt, *Grimmelshausen* (wie Anm. 3), S. 37–38.

11 Klaus Matthäus: Nochmals zu den simplicianischen Jahreskalendern. Eine Replik. In: *Simpliciana* XXXIII (2011), S. 341–345.

einerseits Scholtes Datierung auf 1670,¹² andererseits die Anzeigen zur Leipziger bzw. Frankfurter Ostermesse 1670.¹³ Letztlich ging es mir nur darum zu zeigen, dass der *Ewig-währende Calender* zusammen mit den „Nebenhistorien“ (*Courasche* und *Springinsfeld*, beide wirklich – zumindest nach Koschlig – im Herbst erschienen) alle schon 1670 gedruckt vorlagen.

Überhaupt war 1670 sowohl für den Autor als auch für den Drucker/Verleger Felbecker ein besonders produktives Jahr, was die Anzahl von Neuerscheinungen betrifft. Neben den vier bereits erwähnten Werken Grimmelshausens ist in diesem Jahr auch dessen *Ratio Status* erschienen. Felbecker, der von 1658 bis zu seinem Tode 1680 als Drucker bzw. Verleger in Nürnberg eine eigene Offizin führte¹⁴ und am Ende seines Lebens auf mehr als 700 heute noch nachweisbare Titel aus seinem Hause zurückblicken konnte, brachte allein im Jahre 1670 56 Titel heraus, fast doppelt so viel wie sein sonstiger Jahresdurchschnitt.¹⁵ In diesem Jahr scheint er übrigens auch zum ersten Mal das aus mehreren Werken Grimmelshausens, aber auch aus denen anderer Autoren bekannte Verlagszeichen verwendet zu haben. Während einige Titelblätter den Holzschnitt noch in voller Größe zeigen,¹⁶ weisen andere lediglich einen an beiden Seitenrändern beschnittenen Abdruck auf.¹⁷ Soweit es sich jedesmal um denselben Holzschnitt handelt, ließe sich

12 Jan Hendrik Scholte: *Grimmelshausens Simpliciana in Auswahl*. Halle a. d. Saale 1943 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts), S. 215.

13 Artur Bechtold: Grimmelshausens Schriften in den Meßkatalogen 1660–1675. In: *Der Simplicissimusdichter und sein Werk*. Hrsg. von Günther Weydt. Darmstadt 1969 (Wege der Forschung 153), S. 82–88, hier S. 85; Koschlig, *Grimmelshausen und seine Verleger* (wie Anm. 4), S. 3–4.

14 Christoph Reske: *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*. Wiesbaden 2007, S. 733–734.

15 Mit etwa 700 Titeln in 23 Jahren hat er nicht ganz die Hälfte der Bücher gedruckt bzw. verlegt, die im gleichen Zeitraum bei den Endtern erschienen sind. Bei fast 30% der bei Felbecker verlegten Titel handelt es sich um Jahreskalender oder die dazu gehörigen Praktika. Etwa 40% der in der Offizin Felbecker gedruckten Titel sind Gelegenheitsdrucke, vorwiegend kurze anlässlich einer Hochzeit oder einer Beerdigung hergestellte Druckwerke, die wohl nur selten in den Handel kamen.

16 Etwa bei den Titelblättern zu Petrus Scheles *Fall-Strick Adams* und *Adams Heyl* sowie Grimmelshausens *Ratio Status* und *Ewig-währendem Calender* (alle 1670).

17 So im Falle von *Dietwalt und Amelinde* und im Abdruck auf der letzten Seite des *Europäischen Wundergeschichten-Calenders* (Kalenderteil), die beide ebenfalls die Jahreszahl 1670 tragen.

möglicherweise anhand des jeweiligen Erhaltungszustandes für die in Frage kommenden Drucke eine relative Chronologie erstellen. Hier gäbe es also noch Einiges zu tun. Nach langjähriger Missachtung, soweit man nicht von einer regelrechten Verleumdung sprechen möchte, hat Wolf Eberhard Felbecker als Drucker bzw. Verleger grundsätzlich eine umfassendere Würdigung verdient, als dies bisher der Fall war. Hier ist eine sorgfältige Untersuchung längst fällig, die sich nicht allein auf seine Tätigkeit als Kalenderproduzent und Erstdrucker des *Simplificissimus* beschränkt, sondern seine Gesamtleistung auch im Vergleich mit seinen Nürnberger Kollegen berücksichtigt.

Nachahmung, Schöpfung und Neugestaltung. Über das Verhältnis von Grimmelshausen zu Johannes Scheffler

Suggeriert der Begriff Schöpfung in Analogie zur Welterschöpfung eine Schöpfung aus dem Geist des Dichters, aus dem der schöpferische Prozess hervorbricht, so lässt uns der Begriff der Nachahmung an die Wiederholung eines schon Dagewesenen denken, die als solche den Gegensatz zum schöpferischen Akt bedeutet. Ein Drittes ist die Neugestaltung eines Vorgegebenen, die Ausgestaltung eines Zitats, das, nachdem es der Dichter verinnerlicht hat, als eine Gestalt seines Werkes gewissermaßen Fleisch und Blut annimmt. So ähnlich verhält es sich mit dem Helden in Grimmelshausens Roman *Simplicissimus Teutsch* in der Begegnung des jungen Simplicius mit dem Einsiedel, als dieser von ihm zu wissen begehrt, woher er komme, und er antwortet, dass er es nicht wisse, und auf die Frage, wohin er wolle, erwidert: „Ich weiß weger nit/ ich will bey dir hier bleiben“.¹ Die Auskunft des Helden, die in Wirklichkeit keine ist, macht deutlich, was es um die Existenz des Menschen ist, solange er nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. So heißt es im ersten Buch des *Cherubinischen Wandersmanns* von Johannes Scheffler: „Ich weiß nicht, was ich bin; ich bin nicht, was ich weiß; Ein Ding und nit ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreis.“²

Ähnlich weiß der junge Simplicius nicht, was er ist, und er ist nicht, was er weiß. Der Dichter beginnt zur Darstellung seines Helden beim Nichts und führt dies durch die lächerliche Art seiner Antworten aus, die er auf Fragen des Einsiedels gibt. Dass er nicht ist, was er weiß,

-
- 1 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheuerlichen Simplicissimi*. Hrsg. von Rolf Tarot. Tübingen 1967 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Unter Mitarbeit von Wolfgang Bender und Franz Günter Sieveke hrsg. von Rolf Tarot), S. 27. Der Roman wird im Folgenden nach der Edition von Tarot mit Sigle *ST* und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.
 - 2 Johannes Scheffler: *Cherubinischer Wandersmann*. In: ders.: *Sämtliche Poetische Werke*. Nach der 3. erweiterten Aufl. von 1952. Bd. 3. Wiesbaden 2002, S. 7.

wird deutlich daran, dass er sich für den Sohn der Bauern hält, die ihn aufgezogen haben. Dass er nicht weiß, was er ist, erhellt daraus, dass er nicht weiß, dass er in Wirklichkeit der Sohn des Einsiedels ist. So hat in dieser literarischen Figur der Vers von Johannes Scheffler aus dem *Cherubinischen Wandersmann* sozusagen Fleisch und Blut angenommen. Zum Einen wird die Tatsache, dass der Held nicht um seine wahre Herkunft weiß, erzählt; zum Anderen wird deren Aufdeckung gegen Ende des Romans durch das Zeugnis des Pflegevaters mitgeteilt. Die beiden Vershälften: „Ich weiß nicht, was ich bin; ich bin nicht, was ich weiß“ finden so zueinander und bilden den Rahmen eines großen Teils des Romans.

Ein Zitat, in diesem Fall das Zitat des mit Grimmelshausen etwa gleichaltrigen Dichterkollegen Johannes Scheffler (1624–1677), wird nicht wörtlich wiedergegeben, sondern es nimmt neue Gestalt an, um dann hier in der Fiktion des Romans zur Lebensgeschichte des Protagonisten zu werden. Das falsche Wissen des Helden um seine Herkunft, das ihn umtreibt, bis die Wahrheit über seine Herkunft an die Stelle seines Irrtums tritt, bestimmt die Unbeständigkeit seines Lebens, die in einem späteren Lebensabschnitt in der Einsicht in eben die Unbeständigkeit des Lebens auf eine höhere Ebene gehoben wird, die im Adieu-Welt-Schluss am Ende des fünften Buches in dem Satz ihre Vollendung findet: „Adieu Welt/ dann bey dir ist nichts beständiges“ (ST 460). Hier zitiert Grimmelshausen ausdrücklich seine Quelle, die sich mit seiner Erfahrung deckt. Es sind die Schriften des Antonio de Guevara, „darvon ich etwas hieher setzen muß/ weil sie so kräftig waren / mir die Welt vollends zu erleiden“ (ST 457). Mit diesem Zitat schließt Grimmelshausen das fünfte Buch des Romans, in dem er zum Leben eines Einsiedels zurückkehrt, in welchem Leben er die Lehre des Einsiedels „Erkenne dich selbst!“ beherzigt und mithin Selbsterkenntnis zu gewinnen trachtet. Indem der Dichter hier in der Rolle der ersten Person von sich spricht, während er zuvor in der dritten Person von seinem Helden sprach, hebt er die Fiktion auf und identifiziert sich mit dem Helden und dessen Lebenserfahrung, die zu den Worten des Einsiedels am Anfang des Buches zurückkehrt:

daß du dich je länger je mehr selbst erkennen sollest/ und wann du gleich so alt als Mathusalem würdest/ so laß solche Übung nicht auß dem Hertzen/ dann daß die meiste Menschen verdampt werden/ ist die Ursach/ daß sie nicht gewust haben/ was sie gewesen/ und was sie werden können/ oder werden müssen. (ST 35)

Günther Weydt hat in seinem 1968 erschienenen Buch *Nachahmung und Schöpfung im Barock* die Literatur aufgelistet, die Grimmelshausen in seinem Werk verwendet und z. T. wörtlich zitiert hat, wobei das Plagiat fremder Texte als eine damals übliche Praxis in den Dienst der Schöpfung eines vollständig Neuen tritt.³ Diese manifesten Quellen nachweise können durch latente Kompositionselemente ergänzt werden, die in der sprachlichen Fassung des Werkes nicht in Erscheinung treten, sondern der Anlage des Gesamtwerkes als formgebendes Prinzip zugrunde liegen. So ist der Johannes Scheffler zugeschriebene Vers „Ich weiß nicht, woher ich komm, Ich weiß nicht, wohin ich geh, Mich wundert's, daß ich fröhlich bin“ im Gespräch des Simplicius mit dem Einsiedel zur Darstellung gelangt. Der junge Protagonist wird zu einem gestaltgewordenen Apophthegma, weil auf ihn die drei Merkmale desselben wortwörtlich zutreffen und der, da er die Frage nach seinem Namen nicht beantworten kann, hier den Namen Simplicissimus erhält, den er bis ans Ende des Romans behalten wird.

Das oben zitierte andere Apophthegma aus dem *Cherubinischen Wandersmann* präzisiert die Frage nach dem Woher und Wohin durch die Frage nach der Abstammung aus bäuerlicher oder adliger Herkunft. Diese berührt das, was der Mensch ist; denn nach der Vorstellung der Zeit des Erzählers und der erzählten Zeit bestand in der adligen oder bäuerlichen Herkunft eines Menschen ein substantieller Unterschied, eine Differenz, die für das Verständnis des Werkes von essentieller Bedeutung ist, auch wenn der Autor diese Auffassung nicht teilte, sondern mit ihr als mit einem Vorurteil seiner Zeit nur spielte. Simplicissimus weiß nicht, was er ist und ist nicht, was er weiß. Anders als Sokrates, der weiß, dass er nichts weiß, weiß Simplicissimus nicht, wer er ist und wer seine wahren Eltern sind. Ohne dieses Wissen kann er nicht zur Erkenntnis seiner selbst gelangen.

Trifft die These zu, dass das Wort des schlesischen Dichters den Rahmen des Werkes bestimmt, nach dem der Held am Ende wieder dahin zurückkehrt, wo seine Suche nach sich selbst begonnen hat und wo er seinen Namen empfangen hat, so haben wir damit einen Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerkes und zugleich das wichtigste Kompositionselement der ersten fünf Bücher des Simplicianischen Zyklus in dem „Ich bin nicht, was ich weiß; ich weiß nicht, was ich bin“ vor uns.

3 Günther Weydt: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, S. 393–419.

CHRISTIAN HAUSKNECHT (Siegen)

Illustrierte Grimmelshausen-Ausgaben seit 1900. Eine Bibliographie

Die vorliegende Bibliographie schließt einige Lücken der Vorgänger-
verzeichnisse. So enden die Berichtszeiträume bei Battafarano 1972
und bei Noehles/Bürger 1976, Juranek (1990) weist ausdrücklich nur
solche Werke nach, die im deutschsprachigen Raum erschienen sind.
Die Anzahl der bei Battafarano, Noehles/Bürger und Juranek nicht
verzeichneten Titel beläuft sich auf 20 illustrierte Grimmelshausen-
Ausgaben seit 1900.

Im Folgenden werden alle Bücher aufgeführt, die nach 1900 ge-
druckt und von Künstlern des 20. Jahrhunderts illustriert wurden. Zur
Illustration zählen in diesem Zusammenhang bildlich-szenische Dar-
stellungen, Gestaltungselemente wie figürliche Vignetten und Initialen
im Buch. Bildnerisch gestaltete Einbände, Schutzumschläge und Vor-
satzpapiere werden hingegen nicht berücksichtigt. Nicht enthalten sind
Ausgaben mit älteren, in der Regel aus dem Barock stammenden Illust-
rationen. Ebenfalls nicht genannt sind reine Abbildungswerke, die zwar
die Texte Grimmelshausens zum Gegenstand haben, ohne jedoch den
betreffenden Text mitzuliefern.

Als Grundlage dienten die genannten Bibliographien. Sie wurden
ergänzt durch Nachweise in Bibliothekskatalogen und der Sammlung
des Verfassers. Die Titel sind – Battafarano und Noehles/Bürger fol-
gend – chronologisch nach dem Erscheinungsjahr sortiert. Die Angaben
folgen dem Muster

Nr. Erscheinungsjahr
Titel. Bibliographische Angaben
Illustrator – Art der Illustration
Nachweise

Wo weitere, unveränderte Auflagen oder Nachdrucke erschienen, ist
deren Erscheinungsjahr bei der ersten Auflage genannt.

Die Nachweise beziehen sich auf die Verzeichnisse von Batta-
farano (Bat), Noehles (Noe) und Juranek (Jur). Zum Kürzel ist die

Nummer bzw. die Seite, unter der der Titel im jeweiligen Verzeichnis aufgeführt ist, angegeben. Die in den Vorgängerbibliographien fehlenden Bestandsnachweise in Bibliotheken wurden ergänzt. Eine Auflö-
sung der Bibliothekssiglen findet sich am Ende des Verzeichnisses.

Die Bibliographie wird ergänzt durch einen Index der Künstler mit biographischen Notizen.

1. 1885, 1902 (2. Aufl.), 1904 (4. Aufl.), 1910
Simplicius Simplicissimus, der Jäger von Soest: ein Soldatenleben aus dem Dreißigjährigen Kriege. Berlin: Neufeld & Henius. Teilausg. 336 S. – Für die Jugend und Familie erzählt v. Richard Weitbrecht
 Gehrts, Johannes – 51 Abb.
 Bat 194, Jur 120
2. 1873, 1876, 1905 (3. Aufl.), 1926
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig: Oehmigke. 265 S. – [1873:] f. d. Jugend u. d. Volk bearb., [1876:] f. Leser aller Stände bearb., [1905:] f. d. reifere Jugend u. d. Volk bearb. v. C. F. Lauckhard
 Honegger, Max – 6 farbige Bilder
 Jur 123, SBB-PK
3. 1904, 1913, 1919, 1923, 1930
Simplizius Simplizissimus. Münster: Aschendorff. 275 S. – Ausw. u. bearb. v. Max Gorges (Aschendorffs Sammlung auserwählter Werke der Literatur)
 14 Abb.
 Bat 198, DNB
4. 1906, 1912 (?) (4. Aufl.), 1922
Der abenteuerliche Simplicissimus: das ist die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfeld von Fuchsheim. Köln am Rhein: Schaffstein. 174 S. – Für Schule u. Haus bearb. v. Guido Höller, Buchschmuck v. E. R. Weiss (Schaffsteins Volksbücher. 20)
 Wildermann, Hans – 6 Bildtafeln
 Bat 200, Jur 138, Noe 467
5. 1908
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig: Insel. 3 Bde. – 296, 271, u. 393 S.
 Klinger, Max
 4 Bildtafeln im Lichtdruck nach den Radierungen aus dem Zyklus „Intermezzi“
 Bat 203, Jur 127, Noe 468
6. 1911
Der abentheuerliche Simplicissimus teutsch. Köln: Schaffstein. gek. Ausg. 102. – 116. Tsd. – 130 S. (Die blauen Bändchen. 5)
 Kley, Heinrich – 10 Federzeichnungen
 Bat 200, Jur 126

7. 1913
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Berlin: Grote. 551 S. – Hrsg. v. Janns Martin Elster
 Sattler, Joseph – Zeichnungen, Vignetten
 Bat 210, Jur 132, Noe 494

8. 1915
Der abenteuerliche Simplizissimus: e. Geschichte aus d. 30jährigen Kriege. Braunschweig: Westermann. 2. Aufl. – 260 S. – Bearb. v. Friedrich Düsel (Lebensbücher der Jugend. 29)
 Röhm, Hans – 4 farb. Einschaltbilder u. 17 Textabb.
 Bat 213, Jur 131

9. 1916
Der abenteuerliche Simplizissimus. Nürnberg: Nister. 215 S. – Für die Jugend bearb. v. Ludwig Schröder (Nisters illustrierte Jugend- und Volksbücher)
 Rugendas
 4 farbige Radierungen, zahlr. alte Stiche u. Holzschnitte
 Bat 216, Jur 114

10. 1917
Das wunderbarliche Vogelnest. Der Springinsfeldischen Leyerin Voller Abentheurlichen doch Lehrreichen Geschichten, auf Simplicianische Art sehr nützlich und kurzweilig zu lesen ausgefertigt durch Michael Rechulin von Sehmsdorff. München: Weber. 169 S. (Druck für die Hundert. 23)
 Goldschmitt, Bruno – 12 Ur-Holzschnitte
 Bat 217, Jur 121, Noe 511

11. 1918
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin [u. a.]: Borngräber. 588 S. – Die Ausg. besorgte Martin Helm
 Ehrenberger, Lutz – 12 Bilder
 Bat 218, Jur 119, Noe 495

12. 1919
Der erste Beernhäuter. Berlin: Brandus'sche Verl.-Buchhandlung. 32 S. (7. Nibelungendruck)
 Behmer, Marcus – 5 Radierungen, Zwischenstück u. Titelholzschnitt
 Jur 117

13. 1920
Der abenteuerliche Simplizissimus. Wien: Österreichischer Schulbücherverl. 219 S. – Nach d. Originalausg. vom Jahre 1669 bearb. v. Friedrich Kuthmayer
 Wilke, Karl Alexander – 8 Bilder
 Jur 139

14. 1920
Die Juden-Novelle [Auszug aus Wunderbarliches Vogelnest II]. Berlin-Wilmersdorf: Goldschmidt-Gabrieli. 70 S. – Die Herausgabe besorgte Manuel Schnitzer. Aus: Dess possirlichen, weit und breit bekannten Simplicissimi Sinnrei-

- cher und nachdenklicher Schrifften Zweyten Theil verl. bei [...] Felszecker zu Nürnberg, 1683
Hutloff, Karl – Vignetten
Bat 223, Jur 124, Noe 471
15. 1920
Landstörzerin Courage. Leipzig: Wigand. 235 S. (Galante Bibliothek); Nachdrucke 1979 u. 1989
Diez, Julius – 6 Holzschnitte
Jur 119
16. 1921
Grimmelhausens Abenteuerlicher Simplicissimus. München: Hanfstängl. 3 Bl., 20 Taf., m. 20 S. Text
Erler (-Samaden), Erich – 20 Radierungen
Bat 224, Jur 120
17. 1921
Grimmelhausens Simplicius Simplicissimus. München: Bischoff. 35 Taf., 6 S.
Schmidt-Wolfratshausen, Karl – 35 Linolschnitte
Bat 225, Jur 134
18. 1921
Trutz-Simplex oder Ausführliche und wunderseltame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage. München [u. a.]: Rösl. 203 S. – Neu hrsg. u. eingel. v. Margarete Beutler (Rösl-Bücher. 9)
Scharf, Theo – 8 Vollbilder, 29 Federzeichnungen
Bat 226, Jur 133, Noe 472
19. 1922
Der abenteuerliche Simplizissimus: ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Kriege. Leipzig: Abel u. Müller. 215 S. – Für d. Jugend bearb. v. Hanns Gieseler Scholz, Georg – 6 farb., 32 schwarz-weiße Bilder
Jur 134, Bat 233
20. 1922
Simplex: die Jugend des Simplizissimus aus dem Roman „Die Abenteuer des Simplizissimus“. Reichenberg: Sollor. 16 S. – Ausgew. v. E. K. Berndt (Bücher für die deutsche Jugend. 28)
Koch, W. – Lithographien
Jur 127, Bat 231
21. 1922, 1924 (2., 3. Aufl.), 1929 (3. Aufl.)
Der Jäger von Soest. Reutlingen: Enßlin & Laiblin. 32 (1) S. Aus dem Buch vom abenteuerlichen Simplizissimus ausgew. u. bearb. von Gerhard Krügel. Hrsg. von der Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin (Bunte Jugendbücher H. 92)
Müller-Münster, Franz – 3 Bilder
Jur 129, Bat 230

22. 1922, 1926 (3. Aufl.), 1929 (5. Aufl.)
Simplicius, der Narrenjunge zu Hanau 1635: Vom ihm selbst gezeichnet. Zeitbild aus d. Mitte d. Dreißigjährigen Krieges. Langensalza: Beltz. 82 S. Bearb. für die Jugend u. Vorw. v. Ludwig Bornemann (Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur. 11)
 5 Tafeln
 Jur 115, Bat 232
23. 1922
Der Erste Beernhäuter: nicht ohne sonderbare darunter verborgene Lehrreiche Geheimniß. Leipzig: Insel. 8°, 46 S. o. Paginierung. Nach Vergleichung mit d. Ausg. Nürnberg 1669 durch Manuel Schnitzer hrsg. (Inselbücherei. 340)
 Behmer, Marcus – 5 Radierungen
 Bat 227 (hier: 1921), Jur 117, Noe 512
24. 1923
Der abenteuerliche Simplizius Simplizissimus. Wien [u. a.]: Deutscher Verl. f. Jugend u. Volk. 320 S. – Bearb. v. Fritz Kirchberg
 Breßlern-Roth, Norbertine – 121 Bilder
 Bat 234, Jur 118, Noe 496
25. 1923
Das wunderbarliche Vogelnest 1 und 2. Leipzig: Matthes. Bd. 1: 177 S., Bd. 2: 188 (1) S. – [Ausg. auch in 1 Bd.] – Die Herausgabe besorgte Wilhelm Matthießen (Zweifäusterdrucke. 113 u. 114)
 Eytel, Conrad – Holzschnitte
 Bat 235, Jur 120, Noe 476
26. 1923
Ausführliche und wunderseltame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courage. Weimar: Reiter-Verl. 83 S. (Werke des Weimarschau-Verlags. 3)
 Klemm, Walter – 10 Radierungen
 Bat 237, Jur 126
27. 1923 (1., 2. u. 3. Aufl.)
Das wunderbarliche Vogelnest. Nürnberg: Verl. Der Bund. 367 S. – Neu hrsg. von H. H. Borchardt
 Ort, Georg – 13 Holzschnitte
 Jur 130, Noe 473 [hier: 1922]
28. 1924
Der abenteuerliche Simplizissimus. Berlin: C. Flemming & C. T. Wiskott. 161 S. – Bearb. v. Franz Etzin. (Flemmings Saatbücher)
 Schiementz, Fritz – 4 farbige u. 18 schwarz-weiße Zeichnungen
 Bat 244, Jur 133
29. 1925
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig: Döttger. 312 S.
 Pless, Otto – 8 Holzschnitte
 Bat 247, Jur 131

30. 1925
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Verl. d. Schillerbuchhandlung. 380 S.
 In die Initialen eingelegte Zeichnungen zu Beginn jedes der 5 Bücher
 Jur 115
31. 1926
Das wunderbarliche Vogelnest. Dresden: Verl. Die Brücke.
 Bd. 1: 177 S., Bd. 2: 188 (1) S.
 Eytel, Conrad – Holzschnitte
 Noe 476
32. 1927, 1930, 1934, 1936, 1938, 1940
Aus d. abenteuerl. Simplizissimus: ein Jugendleben im Dreißigjährigen Krieg.
 Frankfurt a. M.: Diesterweg. 31 S. – Bearb. v. Adolf Lehmann (Kranz-Bücherei.
 122)
 Kranzzeichnungen, 4 Wiedergaben historischer Abb.
 Jur 116
33. 1928
Der abenteuerliche Simplizissimus. Wolfenbüttel: Heckners. 114 S. – Neu
 bearb. v. Martin Girndt (Aus deutscher Kultur, Natur und Technik; Bd. 5–7, Reihe
 Kultur)
 Kley, Heinrich u. Klinger, Max – 8 Federzeichnungen, 1 Radierung v. Max Kling-
 er, Wiedergabe zeitgenössischer Abb.
 Bat 251, Jur 126
34. 1930
Der abenteuerliche Simplizissimus. Paderborn: Schöningh. 239 S. – In Auswahl
 d. Urtextes hrsg. v. Theodor Gerhards. (Ferdinand Schöninghs Textausgaben alter
 u. neuer Schriftsteller. 119)
 Klinger, Max – 1 Radierung v. Max Klinger, 7 Wiedergaben zeitgenössischer Abb.
 Bat 254, Jur 127, Noe 477
35. 1931
Grimmelshausens Simplicissimus. Breslau: Hirt. 96 S. – Ausw. u. m. Anm. ver-
 sehen v. Friedrich Wenzlau (Hirts deutsche Sammlung, Sachkundliche Abt.: Ge-
 schichte und Staatsbürgerkunde, Gruppe I: Zeitbilder. 1)
 Klinger, Max – 1 Radierung v. Max Klinger, 4 Abb.
 Bat 255, Jur 127
36. 1934, 1949 (2. Aufl.)
Simplicius Simplicissimus: der Roman des dreissigjährigen Krieges. Berlin:
 Deutsche Buch-Gemeinschaft. 396 S. – Bearb. u. eingel. v. Hans W. Fischer (Ju-
 biläumsdruck 1924/1934)
 Sauerbruch, Hans – 199 Zeichnungen
 Bat 257, Jur 132, Noe 497
37. 1936, 1942
Der abenteuerliche Simplizissimus. Leipzig: Anton. 162 S.
 Schiementz, Fritz – 4 farbige, 18 schwarz-weiße Zeichnungen
 Jur 133

38. 1937
Abenteuerlicher Simplizissimus. Das Erlebnisbuch des Dreißigjährigen Krieges. Freiburg i. Br.: Herder. 207 S. – Neu erzählt v. Franz Lichtenberger
 Thiel, Johannes – 31 Zeichnungen
 Bat 261, Jur 135, Noe 498
39. 1938, 1941 (2. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplizius Simplizissimus: der Roman vom Dreißigjährigen Krieg. Berlin: Zeitgeschichte Verl. 476 S., 16 Taf. – Bearb. v. Hermann Reberentisch
 Blisch, Kurt Jan – 91 Zeichnungen
 Bat 264, Jur 118
40. 1938, 1942 (4. Aufl.), 1944 (6. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplizius Simplizissimus. Potsdam: Voggenreiter. 4. Aufl. 206 S. – Bearb. u. hrsg. v. Arno Reußenweber (Zeltbücher. 64/66)
 Rothfuchs, Heiner – 16 Textzeichnungen
 Bat 262, Jur 132
41. 1941
Der abenteuerliche Simplizissimus. Paderborn [u. a.]: Schöningh. 2. verb. Aufl. – 142 S. – Hrsg. v. Theodor Gerhards. (Schöninghs Textausgaben. 119)
 8 Bilder
 DNB
42. 1941
Geschichten aus dem abenteuerlichen Leben des Simplicius Simplicissimus. Lengerich: Bischof und Klein. 31 S. – Ausg. besorgt v. Luise Raab-Goltz (Mut und Tat. 13)
 Ponickau, Hans Wolff v. – 31 Zeichnungen
 Bat 269, Jur 131
43. 1943
Die Jugend des abenteuerlichen Simplizissimus. Auszug aus dem Abenteuerlichen Simplizius Simplizissimus. Eine Lebensbeschreibung. Potsdam: Voggenreiter. 95 S. (Voggenreiter-Feldpost-Ausg.)
 Thomsen, Willy – 15 Zeichnungen
 Bat 273, Jur 136
44. 1943
Die Landstörzerin Courasche. München: Piper. 183 S.
 Goeppinger, Robert – 116 Federzeichnungen
 Bat 271, Jur 121
45. 1944
Die Landstörzerin Courasche. München: Piper. Frontbuchhandels-Ausg. 195 S.
 Goeppinger, Robert – 116 Federzeichnungen
 Jur 121

46. 1944
Die Landstörzerin Courasche. München: Zinnen-Verlag. 204 (1) S. – Hrsg. u. eingel. v. Will Vesper
 Kellerer, Max – 25 Zeichnungen, Vignetten
 Bat 277, Jur 125, Noe 507
47. 1944
Der seltsame Springinsfeld. München: Zinnen-Verlag. 158 S. – Hrsg. u. eingel. v. Will Vesper
 Kellerer, Max – 26 Zeichnungen, Vignetten
 Bat 275, Jur 125
48. 1944
Die Landstreicherin und Der Springinsfeld: Sittengemälde aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Berlin: Dt. Buchvertriebs- u. Verlagsges. 233 S. – In neuer Übertrag. hrsg. v. Carl Walther Schmidt
 Winckler-Tannenber, Friedrich – 11 Zeichnungen
 Bat 276, Jur 139
49. 1944
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin-Schöneberg: Niermann. 443 S. – Bearb. v. Heinrich Kaul
 Pingsmann, Hans – 16 Kunstdrucktafeln nach Orig.-Radierungen u. 100 Textbilder nach Federzeichnungen
 Bat 278, Jur 130
50. 1945
Der abenteuerliche Simplicissimus. Zürich: Büchergilde Gutenberg. 415 (1) S.
 Hunziker, Max – 169 Handätzungen
 Bat 142, Jur 123, Noe 499
51. 1945, 1946
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Aufbau-Verl. 301 S. – Bearb. u. eingel. v. Franz Xaver Kappus
 Leskoschek, Axl – Holzschnitte
 Bat 281
52. 1945
Abenteuerlicher Simplicissimus [amerikan.] Boston: Heath-Chicago Language series. Erzählt v. Franz Lichtenberger, hrsg. v. Paul H. Curts
 Thiel, Johannes – Ill.
 Bat 283, Noe 498
53. 1945
L'avventuroso Simplicissimus [ital.] Milano: Bianchi Giovini. XIX, 805 S. – Traduzione dal tedesco di Ugo Dettore e Bianca Ugo, introduzione di Ugo Dettore (Aretusa. Narrativa classica italiana e straniera)
 Bianconi, Fulvio – 8 Abb.
 Bat 342, Biblioteca nazionale centrale Vittorio Emanuele II, Rom

54. 1947
Die Landstörzerin Courasche. München: Piper. 2. Aufl. 187 S.
 Goeppinger, Robert – 116 Feder-Zeichnungen
 Jur 121
55. 1947
Erste Vorstellung oder I. Continuatio des Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus. Dem Simplicianischen Wunder-Geschichten-Kalender entnommen. Karlsruhe: Volk und Zeit. 25 S. (Ein Rieddruck der Werkstätte für deutsche Buchkunst in 1000 Ex.)
 Häß, Walther – 8 Holzschnitte, Vignetten
 Bat 143, Jur 121
56. 1948
Der abenteuerliche Simplicissimus. Bonn: Eriksen. 656 S. – Bearb. u. hrsg. v. Karl W. Böttcher
 Martin, Hanneliese – 12 Strichzeichnungen
 Bat 284, Jur 129
57. 1949
Simplicius Simplicissimus: Roman aus dem Barock. Freiburg i. Br.: Burda. 503 S. – Hrsg. von Wolfgang Hartmann
 John, Edgar – 53 Illustrationen
 Bat 286, Jur 125
58. 1950
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Stuttgart: Riederer. 709 (1) S. – Einl. u. Textbearb.: Hans H. Schwalbe
 Eckle, Karl; in Holz geschnitten v. Carl Deiß – 104 Holzschnitte
 Bat 290, Jur 119
59. 1950
Der abenteuerliche Simplicissimus. Bielefeld [u. a.]: Eilers. 64 S. – Bearb. nach d. Ausg. von 1671 v. Fritz Gläbe, hrsg. v. d. Arbeitsgemeinschaft „Bremer Schule“ e. V. (Unsere Schule. Reihe E: Literarische Reihe. 8)
 Niemann, Walter – 9 Holzschnitte
 Bat 289, Jur 130
60. 1950
Der abenteuerliche Simplicissimus. Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Vaganten. Reutlingen: Enßlin und Laiblin. 524 S. – Ausgew. u. bearb. v. Fritz Helke
 Durban, Carl – 34 Zeichnungen
 Bat 288, Jur 119
61. 1951
Der abenteuerliche Simplizissimus. Berlin: Kinderbuchver. 31 S. – Vorw. v. Willi Meinck
 Riedel, Kurt – Textillustrationen
 Bat 292, Jur 131

62. 1951, 1952 (2. Aufl.), 1954 (3. Aufl.)
Abenteuerlicher Simplicius Simplicissimus: ausführliche, unerdichtete und recht memorable Lebensbeschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltsamen Vaganten. Berlin: Aufbau-Verlag. 315 (1) S.
Leskoschek, Axl – 26 Holzschnitte
Jur 129
63. 1954
Der abenteuerliche Simplicissimus. Paderborn: Schöningh. 3. Aufl. 114 S. – In Auswahl d. Urtextes hrsg. v. Theodor Gerhards (Schöninghs Textausgaben. 119)
6 Bilder
DNB
64. 1954
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Aufbau-Verl. 574 S. – Lizenzausg. – Unveränd. Nachdr. e. Bearbeitung v. Reinhard Buchwald, der die Fassung d. Werkes von 1671 zugrundeliegt, m. einem Nachw. v. Günther Deicke (Romane der Weltliteratur)
Leskoschek, Axl – 55 Holzschnitte
Bat 294, Jur 129
65. 1955
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Aufbau-Verl. 596 S. – 2. Aufl. Unveränd. Nachdr. e. Bearbeitung v. Reinhard Buchwald, der die Fassung d. Werkes von 1671 zugrundeliegt. Lizenzausg. des Insel-Verl.
Leskoschek, Axl – Holzschnitte
DNB
66. 1956
Der abenteuerliche Simplicissimus. Wiesbaden: Insel. 48. Tsd. – 744 (1) S. – Vollst. Text nach d. Ausg. letzter Hand v. 1671, besorgt v. Reinhard Buchwald
Kredel, Fritz – 25 Federzeichnungen, Titelvignette
Jur 128
67. 1956
Die Abenteuer des Simplicius Simplicissimus. Stuttgart: Boje. 207 S. – Für die Jugend bearb. v. Walter Schertz
Führmann, Rudolf – 16 Bilder
Bat 298, Jur 120
68. 1957
Haarsträubende Abenteuer aus dem Wunderbarlichen Vogelnest. Rudolstadt: Greifenverl. 247 S. – Bearb. u. hrsg. v. E. K. Wenig
Zahlr. Abb.
Bat 301, DNB
69. 1958
Der abenteuerliche Simplicissimus. Gütersloh: Bertelsmann-Lesering. 538 S. – Bearb. v. Josef Guggemos
Schramm, Ulrik – 83 Zeichnungen
Bat 303, Jur 134

70. 1959
Ausschnitt aus dem Simplicius Simplicissimus. Zürich: Gloor Druck. 16 S. o. Paginierung. – Vorw. v. Theodor Richard Kuhn, Friedrich – 8 Zeichnungen
 Jur 128/129
71. 1959
Trutzsimplex oder Ausführliche und wunderseltame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche / alles [...] von der Courasche [...] dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor diesmal nennet Philarchus Grossus von Tromenheim, auf Griffsborg etc. Hamburg: Eddelbüttel-Marissal. 132 S. – Wiedergabe des Textes in der Bearbeitung v. Engelbert Hegauer
 Hegenbart, Josef – 28 Federzeichnungen
 Bat 305, Jur 122
72. 1959
Simplicius Simplicissimus. Kronika tricetileté války [tschech.] Praha: Nase vojsko. 2. Aufl. 514 (2) S. – Z nem. Org. Der Abenteuerliche Simplicissimus, prel. Jaroslav Zaorálek. Preklad upravil a doplnil, vysvetl. I doslov naps. Bohumil Novák. 2 Bde.
 Toman, Karel – Ill.
 Bat 361, Národní knihovny ČR [Tschechische Nationalbibliothek, Prag]
73. 1960
Der abenteuerliche Simplizissimus. München; Zürich: Droemer/Knauer. 356 S. [Bearb. v. Wolfgang Pfeiffer-Belli.], Kurzfassung
 Koser-Michaëls, Martin u. Ruth – 57 schwarz-weiße, 25 farbig Ill.
 Bat 310, Jur 128
74. 1960
Der abenteuerliche Simplicissimus: Die Beschreibung d. Lebens e. seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo u. welchergestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernet, erfahren u. ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittieret. Überaus lustig u. männiglich nützlich zu lesen. Berlin: Neues Leben, 1960. 314 S. [Gekürzte Ausg.] Lizenzausg. d. Insel-Verl., Leipzig
 Binder-Stauffurt, Eberhard
 Bat 309, Jur 118
75. 1961
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin [u. a.]: Deutsche Buchgemeinschaft. 626 S. – Hrsg. u. m. einem Nachw. versehen v. Alfred Kelletat
 Hegenbarth, Josef – 151 Zeichnungen
 Jur 122

76. 1961
Den äventyrlige Simplex Simplicissimus: Ett soldatöde från 30-åriga kriget [schwed.] Stockholm: Liber. 87 S. – Pedagogisk bearb. av Holger Nilsson (Vår skolas Bibliotek)
Hägg, Harald
Bat 362, DNB
77. 1961
Simplicius Simplicissimus [sloven.] Ljubljana: Cankarjeva Založba. 565 S. – Prevedel in spremno besedo napisal Ivan Stopar (Svetovni Roman)
Abb.
Bat 363, DNB
78. 1961
Ausführliche und wunderseltame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche. Berlin: Aufbau-Verl. 270 S.
Bartsch, Horst – 57 Ill.
Bat 311 [hier: Ill. v. Karl Bartsch], Jur 117
79. 1961, 1964
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Köln; Berlin: Kiepenheuer & Witsch. 517 S. – Mit e. Einl. hrsg. v. Emil Ermatinger
Oberländer, Gerhard – 83 schwarz-weiße, 8 farbige Ill., 2 Reproduktionen zeitgenössischer Abb.
Bat 156, Jur 130
80. 1961, 1968
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg. 517 S. – Mit e. Einl. hrsg. von Emil Ermatinger
Oberländer, Gerhard – Ill.
DNB
81. 1963, 1970 (2. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig: Reclam. 545 S. – Mit e. Nachw. v. Siegfried Streller
Hegenbarth, Josef – 150 Zeichnungen
Bat 316, Jur 122
82. 1963
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Zürich [u. a.]: Flamberg. XXXI, 413 S. – Text u. Einl. v. Louis Wiesmann
Hunziker, Max – 174 Handätzungen
Bat 317, Jur 124
83. 1964
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Zürich: Büchergilde Gutenberg. XXXI, 413 S. – Anm.-Teil neu bearb. von Louis Wiesmann. Lizenzausg.
Hunziker, Max – 177 Handätzungen
Bat 317a, Jur 124

84. 1964
A kalandos Simplicissimus [ungar.] Budapest: Magyar Helikon. 566 u. 678 S. – Übers. v. Gyula Háy, Anm. u. Nachw. v. Lajos Pok Hincz, Gyula – Ill.
 Bat 370, DNB – Buchmuseum
85. 1964
Simplicius Simplicissimus [engl.] London-Dublin: Calder. 379 S. – Transl. from the original German edition of 1669 by Hellmuth Weissenborn and Lesley Maconald, with engravings by Hellmuth Weissenborn, verses transl. by David Rodger Weissenborn, Hellmuth – Stiche
 Bat 374, DNB
86. 1965
The Runagate Courage. Spite Simplex or the detailed and wondrously strange life history of the archfraud and runagate Courage [Trutz-Simplex, engl.] Lincoln: Univ. of Nebraska Press. 200 S. – Transl. by Robert L. Hiller and John C. Osborne – Abb.
 Bat 377, DNB
87. 1967
Mother Courage [Trutz-Simplex, engl.] London: Folio Society. 151 S. – Transl. by Walter Wallich
 Wegner, Fritz – Zeichnungen
 Bat 376, HAB Wolfenbüttel
88. 1967
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Aufbau-Verl. 698 S. – Lizenzausg. Nachdr. d. Bearbeitung v. Reinhard Buchwald
 Leskoschek, Axl – Holzschnitte
 DNB
89. 1967
Simplicissimus [russ.] Leningrad: Izd-vo Nauka. 670 (2) S. – Izdanie podgotovil Aleksandr Antonovic Morozov, perevod Aleksandra Antonivica Morazova i E. G. Morozovoj (Literaturnye Pamjatniki)
 Ill.
 Bat 381, DNB
90. 1967
Simplicius Simplicissimus [serb.] Beograd: Jugoslavija. 571 S. – Prevod v. Nikola Popovic (Biblioteka Sudbine)
 Hunziker, Max
 Bat 384, DBN
91. 1968, 1973 (2. Aufl.), 1975 (4. Aufl.), 1982 (7. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplicissimus. Ravensburg: Maier. 215 S. – Hrsg. v. Barbara Gehrts (Ravensburger Taschenbücherei. 132)
 Binder-Stauffurt, Eberhard – Zeichnungen
 Bat 325, Jur 118

92. 1968
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. Stuttgart: Riederer. 709 S. –
Einl. u. Textbearb.: Hans H. Schwalbe
Eckle, Karl – Ill.
DNB
93. 1969, 1971 (2. Aufl.)
**Courasche: von der Courasche eigner Person [...] dem Autori in die Feder
diktirt, der sich vor diesmal nennet Philarchus Grossus von Trommenheim,
auf Griffsberg, usw.** Leipzig: Reclam. 146 S. [2. Aufl.: 141 (1) S.]
Heisig, Bernhard – 32 Zeichnungen
Bat 326, Jur 123
94. 1970
Der abenteuerliche Simplicissimus. Gütersloh: Bertelsmann. 572 (3) S. – Mit e.
Vorw. v. Reinhard Buchwald
Weber, A. Paul – 45 Lithographien
Bat 329, Jur 137 (hier: 1986)
95. 1970
Der abenteuerliche Simplicissimus. Wiesbaden: Fourier und Fertig. 558 S. – Li-
zenz des Reclam-Verl., Leipzig
Hegenbarth, Josef – 150 Zeichnungen
Jur 122
96. 1970
Der abenteuerliche Simplicissimus. Zürich: Privatdruck Handsetzerei Dolf Hür-
limann. 31 S. o. Paginierung
Wyss, Franz Anatol – 6 Ill.
Jur 139
97. 1970
Die Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstreicherin Courasche.
Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg. 189 (1) S. – Zum Druck befördert v. En-
gelbert Hegauer u. einem Nachw. v. Hans Magnus Enzensberger
Kraaz, Gerhart – 31 Zeichnungen
Jur 128
98. 1971
Der abenteuerliche Simplicissimus. München [u. a.]: Herbig. 558 S. – Mit e.
Nachw. v. Siegfried Streller
Hegenbarth, Josef – 150 Zeichnungen
Jur 122
99. 1972, 1975 (2. Aufl.), 1982 (3. Aufl.), 1983 (4. Aufl.)
Das wunderbarliche Vogelnest. Berlin: Eulenspiegel-Verl. 407 (1) S. [3. u. 4.
Aufl.: 359 S.]
Klemke, Werner – Schabkunstzeichnungen
Jur 125

100. 1973
Der abenteuerliche Simplicissimus. Hamburg: Hoffmann & Campe. 572 S. – Mit e. Vorw. von Reinhard Buchwald
 Weber, A. Paul – 45 Lithographien
 Jur 137
101. 1973
Der abenteuerliche Simplicissimus. Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft. Sonderausgabe. 570 S. – Mit einem Vorw. v. Reinhard Buchwald. 1908 erneuert von Reinhard Buchwald und 1970 neu bearb. v. Reinhard Buchwald u. Hermann Hossfeld.
 Weber, A. Paul – 45 Lithographien
 DNB
102. 1973
Die Abenteuer des Simplizissimus: was Simplizissimus in der Welt für merkwürdige Erlebnisse hat und welch übermütige Streiche er den Leuten spielt. Würzburg: Arena. 267 S. – Mit e. Nachw. v. Ulrike Killer (Arena-Bibliothek der Abenteuer)
 Lentz, Herbert – 1 Zeichnung
 Jur 129
103. 1975
Der abenteuerliche Simplizissimus. Wien, Heidelberg: Ueberreuter. 254 S. – Bearb. von Josef Guggenmos
 Arnold, Hans – 26 Zeichnungen
 Jur 117
104. 1975
Leben und Abenteuer des Simplicissimus. Düsseldorf: Hoch. 192 S. – Neu bearb. v. Waltraud Henschel-Villaret
 Schmischke, Kurt – 27 Zeichnungen
 Jur 134
105. 1975
Leben und Abenteuer des Simplicissimus. Stuttgart [u. a.]: Deutscher Bücherbund. Lizenzausg. 192 S. – Neu bearb. v. Waldtraud Henschel-Villaret
 Schmischke, Kurt – 27 Zeichnungen
 Jur 134
106. 1977
Der abenteuerliche Simplizissimus. Eltville am Rhein: Rheingauer Verlagsgesellschaft. 356 S. – Lizenzausg. d. Droemerschens Verl.-Anst.
 Koser-Michaels, Martin u. Ruth – Ill.
 Jur 128
107. 1977
Der abenteuerliche Simplizissimus. Luzern: Schweizer Volks-Buchgemeinde. Lizenzausg. 259 S. – Bearb. von Josef Guggenmos
 Arnold, Hans – Ill.
 DNB

108. 1977
Courasche. Berlin: Buchverl. Der Morgen. 188 S. – Hrsg. v. Hans Marquardt
 [Wiesbaden: Fourier in Komm.]
 Hegenbarth, Josef – 28 Federzeichnungen
 Jur 123
109. 1977
Vita dell'arcitruffatrice e vagabonda Coraggio [Trutz-Simplex, ital.] Torino:
 Einaudi. XVI, 196 S. – Nota introduttiva di Italo Michele Battafarano; traduzione
 di Italo Michele Battafarano e Hildegard Eilert (Centopagine. 48)
 III.
 DNB
110. 1979
Landstörzerin Courage. Wiesbaden: Suchier. 128 S. [Nachdruck d. Ausg. Leip-
 zig 1920]
 Diez, Julius – 6 Holzschnitte
 Jur 119
111. 1981
The adventures of Simplicissimus [amerikan.] New York: Limited Ed. Club.
 XXV, 319 S. – In a new transl. by John P. Spielman
 Eichenberg, Fritz – 18 Holzstiche
 Bad. LB, Karlsruhe
112. 1981 (?)
The adventures of Simplicissimus [amerikan.] [New York]: Limited Editions
 Club. [4] S. – Edition of fifteen hundred for the friends of the Club by Harold
 McGrath at the Hampshire Typothetae in Northampton, Massachusetts
 Eichenberg, Fritz – 36 Holzstiche
 DNB
113. 1981
**The singular life story of heedless Hopalong [Der seltsame Springinsfeld,
 amerikan.]** Detroit: Wayne State University Press. xxxiii, 124 S. – Translated and
 annotated by Robert L. Hiller and John C. Osborne
 III.
 DNB
114. 1983
Der abenteuerliche Simplicissimus. Ottobrunn bei München: Franklin-
 Bibliothek. 538 S. – Hrsg. mit Anh. v. Alfred Kellertat. Ldr., Goldschnitt
 Weissenborn, Hellmuth – 27 Holzschnitte
 Jur 138
115. 1983, 1986 (2. Aufl.), 1989 (3. Aufl.), 1992 (4. Aufl.), 1995 (5. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplicissimus. Frankfurt a. M.: Insel. 744 S. (Insel Ta-
 schenbuch. 739)
 Kredel, Fritz – Zeichnungen
 DNB

116. 1983
Das wunderbarliche Vogelnest. Köln: Bund-Verl. Lizenzausg. – 359 S. – Neu hrsg. v. Gerhard Steiner unter Mitarb. v. Wilhelm Rücker u. Erika Steiner (Bund bibliophil)
 Klemke, Werner – Schabkunstzeichnungen
 Jur 125
117. 1985, 1988 (2. Aufl.)
Der abenteuerliche Simplicissimus. Berlin: Verl. Neues Leben. 765 S.
 Sauerbruch, Hans – Zeichnungen
 Jur 133
118. 1985
Der abenteuerliche Simplicissimus. Stuttgart: Parkland Verl. 2. Aufl. 765 S. – Lizenzausg. Die Textgestaltung folgt d. Ausg. Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. Berlin [u. a.]: Aufbau-Verl. 1967
 Sauerbruch, Hans
 Jur 133
119. 1986
Wunderbarliches Vogelnest I. In: Deutschsprachige Erzähler des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig: Dieterich'sche Verl.-Buchhandlung. S. 397–477. (Sammlung Dieterich. 371)
 Lizenzausg.: Birsfelden-Basel: Schibli-Doppler, 1986 u. Bremen: Schünemann, 1986
 Vogel, Heiner – 2 Holzschnitte
 Jur 137
120. 1986, 1996 (2. Aufl.), 2004 (3. Aufl.)
Simplicius Simplicissimus [span.] Madrid: Cátedra, D. L. 494 S. – Edición de Manuel José González; traducción de Manuel José González (Letras universals. 48)
 Ill.
 BSB
121. 1987
Der Erste Beernhäuter: nicht ohne sonderbare darunter verborgene Lehrreiche Geheimniß. Leipzig: Insel. 2. Aufl., 54 S. – Nach Vergleichung mit d. Ausg. Nürnberg 1669 durch Manuel Schnitzer hrsg. (Inselbücherei. 340)
 Behmer, Marcus – 5 Radierungen
 Jur117
122. 1989
Die Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche. München: Beck. 189 S. – Zum Druck befördert v. Engelbert Hegauer [d. i. Wilhelm Engelbert Oeftering]. Als Druckvorlage diente die 1923 im Verl. Langen, München erschienene Ausg.
 Kraaz, Gerhart – Zeichnungen
 Jur 128

123. 1989
Landstörzerin Courage. Ettlingen: Gelka-Druck. Lizenzausg. 128 S. [Nachdruck d. Ausg. Leipzig 1920]
 Diez, Julius – 6 Holzschnitte
 Jur 119
124. 1990
L'aventurière Courage [Trutz-Simplex, **französ.**] Strasbourg: La Nuée Bleue; Paris: J.-C. Lattès. 223 S. – Trad. de l'allemand par Jean Amsler; postface de Marcel Schneider
 III.
 BNF
125. 1992
La Pícara Coraje [Die Landstörzerin Courage, span.] Madrid: Cátedra, D. L. 210 S. – Edición de Manuel José González; traducción de José Manuel Esteban (Letras universals. 171)
 III.
 BNE
126. 1993
Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche. Berlin: Quetsche. 165 S. (Druck der Quetsche. 16)
 Mott-Dreizler, Gisela – 19 farbige Holzschnitte
 DNB
127. 1993
The adventures of Simplicius Simplicissimus [amerikan.] Columbia, SC: Camden House. 2. Aufl. xxiv, 286 S. – A modern translation, with an introduction by George Schulz-Behrend
 III.
 Württemberg. LB, Stuttgart
128. 1995
En dreng i 30-års-krigen: uddrag af Grimmelshausens Abenteueralicher Simplicius Simplicissimus [dän.] [Århus]: Aros. 110 S. – Genfortalt of Asger Moller Steffensen, Poul – III.
 Det Kongelige Bibliotek, Kopenhagen
129. 1996
Der erste Beernhäuter. Bayreuth: Bear Press. 30 S. (Druck der Bear Press Wolf-ram Benda. 22)
 Hirsch, Karl-Georg – Holzstiche
 DNB
130. 1998
Simplicissimus und Courasche: in Silhouetten geschnitten. Holzminden: Mitzkat. 96 S. (Holzmindener Papeterie. 1)
 Gauhl, Giselher – Scherenschnitte
 DNB

131. 2001
Trutz Simplex: ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertz Betrügerin und Landstörtzerin Courage. Prag: Vitalis-Verl. 184 S. – Nach d. Orig.-Ausg. von 1670 bearb. von R. Daponte
 Hruska, Karel – Illustrationen
 DNB
132. 2010
Der abenteuerliche Simplicissimus. Hamm: Stadtbibliothek. 46 S.
 Schulz, Manfred – 46 Federzeichnungen
 Privatbesitz
133. o. J.
Der abenteuerliche Simplicissimus. Köln: Atlas-Verl. 2. Aufl. 595 (1) S.
 Reinhart, Max – 26 Zeichnungen
 Jur 131

Bibliothekssiglen

BSB	Bayerische Staatsbibliothek, München
BNE	Bibliotheca Nacional de Espana, Madrid
BNF	Bibliothèque Nationale de France, Paris
DNB	Deutsche Nationalbibliothek, Frankfurt a. M. und Leipzig
HAB	Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel
LB	Landesbibliothek
LoC	Library of Congress, Washington D.C.
SBB-PK	Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Quellen

Italo Michele Battafarano:
Grimmelshausen-Bibliographie. 1666–1972. Werk, Forschung, Wirkungsgeschichte. Napoli 1975 (Quaderni degli annali dell'Istituto Universitario Orientale. Sezione germanica 9).

Christian Juranek:
 Künstler illustrieren Grimmelshausen. Eine Bibliographie. In: *Simplicissimus heute. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts* [Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Präsidialabteilung der Stadt Zürich; Ausstellung u. Katalog: Martin Bircher, Christian Juranek]. Wolfenbüttel 1990 (Malerbuchkataloge der Herzog August Bibliothek 4), S. 113–139.

Gisela Noehles; Thomas Bürger:

Spätere Ausgaben und Übersetzungen. In: *Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. [Ausstellung u. Katalog: Peter Berghaus, Günther Weydt]. Münster 1976, S. 235–256.

Index der Illustratoren

<i>Illustrator</i>	<i>Biographische Notiz</i>	<i>Nummer im Verzeichnis</i>
Arnold, Hans	* 1925 in Sursee, Schweiz, † 2010, schweizerisch-schwedischer Künstler und Illustrator für Zeitschriften und Jugendbücher, arbeitete auch bei Trickfilmen mit	103, 107
Bartsch, Horst	* 1926 in Wittenberge, † 1986 in Berlin, deutscher Illustrator, Maler, Graphiker	78
Behmer, Marcus	* 1879 in Weimar, † 1958 in Berlin, deutscher Schrift- und Buchkünstler, Illustrator, Graphiker und Maler	12, 23, 121
Bianconi, Fulvio	* 1915 in Padua, † 1996, italienischer Glas-künstler, Zeichner, Maler und Karikaturist	53
Binder-Staßfurt, Eberhard	* 1924 in Staßfurt, † 2001 in Magdeburg, deutscher Graphiker, Illustrator und Buchgestalter	74, 91
Blisch, Kurt Jan	* 1902 in Königshütte/Oberschlesien, † 1983 in Prutting/Chiemgau, deutscher Maler, Graphiker, Illustrator und Zeichenlehrer	
Breßlern-Roth, Norbertine	* 1891 in Graz, † 1978 ebenda, österreichische Malerin und Graphikerin	24
Deiß, Carl		58
Diez, Julius	* 1870 in Nürnberg, † 1957 in München, deutscher Maler, Graphiker, Zeichner und Radierer	15, 110, 123
Durban, Carl		60
Eckle, Karl	* 1909, deutscher Graphiker	58, 92
Ehrenberger, Lutz [Ludwig]	* 1878 in Graz, † 1950 in Saalfelden/Salzburg, österreichischer Graphiker, Zeichner und Illustrator	11
Eichenberg, Fritz	* 1901 in Köln, † 1990 in Peace Dale/Rhode Island, deutsch-amerikanischer Graphiker, Illustrator und Kunstpädagoge	111, 112
Erler (-Samaden), Erich	* 1870 in Frankenstein, Schlesien, † 1946 in Icking im Isartal, deutscher Maler der Münch-	16

	ner Schule und Mitarbeiter an der Wochenzeitung <i>Die Jugend</i>	
Eytel, Conrad		25
Führmann, Rudolf	* 1909 in Hamburg, † in Lüneburg, deutscher Graphiker, Maler und Restaurator	67
Gauhl, Giselher	* 1929 in Ostpreußen, deutscher Kunsterzieher und Scherenschneider	130
Gehrts, Johannes	* 1855 in St. Pauli/Hamburg, † 1921 in Düsseldorf, deutscher Maler, Illustrator und Kostümzeichner, Mitarbeiter an den <i>Fliegenden Blättern</i>	1
Goeppinger, Robert	* 1884 in Stuttgart, † 1962, deutscher Maler und Illustrator	44, 45, 54
Goldschmitt, Bruno	* 1881 in Nürnberg, † 1964 in München, deutscher Maler, Holzschneider, Radierer, Lithograph und Illustrator	10
Hägg, Harald		76
Häß, Walther		55
Hegenbarth, Josef	* 1884 in Böhmisches Kamnitz, † 1962 in Dresden, deutscher Graphiker, Maler und Illustrator	71, 75, 81, 95, 98, 108
Heisig, Bernhard	* 1925 in Breslau, deutscher Maler der sogenannten Leipziger Schule, wichtiger Repräsentant der DDR-Kunst	93
Hincz, Gyula	* 1904, † 1986, ungarischer Künstler	84
Hirsch, Karl-Georg	* 1938 in Breslau, deutscher Graphiker, Illustrator und Professor an der Hochschule für Graphik und Buchkunst in Leipzig	129
Honegger, Max	* 1860 in Hitzingen/Baden, † nach 1924, deutscher Maler, Buchkünstler und Illustrator	2
Hruska, Karel	* 1930, † 1989, tschechischer Maler und Graphiker	131
Hunziker, Max	* 1901 in Zürich, † 1976 ebenda, schweizerischer Maler, Graphiker, Glasmaler und Illustrator	50, 82, 83, 90
Hutloff, Karl		14
John, Edgar	* 1913 in Ramstein, † 1996 in Bad Friedrichshall, deutscher Zeichner, Graphiker und Plastiker	57
Kellerer, Max	* 1905 in München, deutscher Graphiker und Illustrator	46, 47
Klemke, Werner	* 1917 in Berlin-Weißensee, † 1994 ebenda, deutscher Buchgestalter und Illustrator, Gebrauchsgraphiker und Professor der Hochschule f. bildende u. angewandte Kunst Berlin-Weißensee	99, 116
Klemm, Walter	* 1883 in Karlsbad, † 1957 in Weimar, deutscher Maler, Graphiker, Professor der Weimarer Kunstschule	26

Kley, Heinrich	* 1863 in Karlsruhe, † 1945 in München, deutscher Zeichner, Karikaturist und Maler	6, 33
Klinger, Max	* 1857 in Leipzig, † 1920 in Großjena, deut- scher Radierer, Maler, Bildhauer, Graphiker und Kunsthistoriker	5, 33, 34, 35
Koch, W.		20
Koser-Michaels, Martin	* 1895 (?) in Berlin, † 1971, deutscher Presse- zeichner, Karikaturist und Reklamemaler	73, 106
Koser-Michaels, Ruth	* 1896 in Berlin, † 1968 ebenda, deutsche Zeichnerin und Illustratorin, arbeitete häufig mit ihrem Mann Martin Koser zusammen	73, 106
Kraaz, Gerhart		97, 122
Kredel, Fritz	* 1900 in Michelstadt/Odenwald, † 1973 in New York, deutscher Graphiker und Illustrator der sogenannten Offenbacher Schule	66, 115
Kuhn, Friedrich	* 1926 in Schönenwerd, † 1972 in Zürich, Maler, Bildhauer und Zeichner	70
Leskoschek, Axl	ursprünglich Albert von Leskoschek, * 1889 in Graz, † 1976 in Wien, österreichischer Künst- ler	51, 62, 64, 65, 88
Lentz, Herbert		102
Martin, Hanneliese	* 1920 in Köln, deutsche Malerin	56
Mott-Dreizler, Gisela		126
Müller-Münster, Franz	* 1867 in Münster/Westfalen, † 1936 in Hohenwiese, deutscher Maler, Graphiker und Illustrator	21
Niemann, Walter		59
Oberländer, Ger- hard	* 1907 in Berlin, † 1995 in Offenbach am Main, deutscher Buchillustrator	79, 80
Ort, Georg	* 1888 in Nürnberg, † (?), deutscher Maler, Graphiker und Illustrator	27
Pingsmann, Hans	* 1894 in Essen-Rüttenscheid, † 1955 in Es- sen, Maler und Graphiker	49
Pless, Otto		29
Ponickau, Hans Wolff v.	* 1899 in Frankfurt a. M., † 1958 in Müns- ter/Westfalen, deutscher Aquarellmaler, Holz- schneider, Zeichner und Illustrator	42
Reinhart, Max	* 1924 in Schalding bei Passau, deutscher Graphiker, Illustrator und Heraldiker	133
Riedel, Kurt	* 1906, † 1988, deutscher Pädagoge, Graphi- ker, Lyriker und Essayist	61
Röhm, Hans	* 1877 in Nürnberg, † 1956 in München, deutscher Maler, Lithograph und Illustrator	8
Rothfuchs, Heiner	* 1913 in Wünschendorf/Elster in Thüringen, † 2000, deutscher Illustrator und Hochschul- lehrer an der Werk- und Kunstschule Wiesba-	40

	den, Leiter der Fachklasse für Illustration und Wissenschaftliche Graphik	
Sattler, Joseph	* 1867 in Schrobenhausen, † 1931 in München, Maler und Illustrator	7
Sauerbruch, Hans	* 1910, † 1996, deutscher Maler	36, 117, 118
Scharf, Theo	* 1899 in Melbourne, † 1953 (?), deutscher Maler, Lithograph, Illustrator und Lehrer	18
Schiementz, Fritz		28, 37
Schmidt- Wolfratshausen, Karl	* 1891 in Wolratshausen, † 1924, deutscher Maler und Graphiker	17
Schmischke, Kurt	* 1923 in Osterode/Ostpreußen, † in Hamburg, deutscher Maler, Graphiker und Illustrator	104
Scholz, Georg	* 1890 in Wolfenbüttel, † 1945 in Waldkirch, deutscher Maler der Neuen Sachlichkeit	19
Schramm, Ulrik	* 1912 in Reichenbach/Vogtland, deutscher Werbegraphiker und Illustrator	69
Schulz, Manfred	* 1938 in Hamm/Westf., deutscher Zeichner	132
Steffensen, Poul	* 1931 in Århus, dänischer Zeichner und Graphiker	128
Thiel, Johannes	* 1889 in Speicher (Eifel), † 1962 in Freiburg/Breisgau, deutscher Graphiker und Maler	38, 52
Thomsen, Willy [Friedrich Wilhelm]	* 1898 in Hamburg, † 1962 (?), deutscher Maler und Graphiker	43
Toman, Karel		72
Vogel, Heiner		119
Weber, A.[ndreas] Paul	* 1893 in Arnstadt, † 1980 in Schretstaken bei Mölln/Schleswig-Holstein, deutscher Lithograph, Zeichner und Maler	94, 100, 101
Wegner, Fritz	* 1924 in Wien, † 1962(?), österreichischer Maler und Illustrator	87
Weissenborn, Hellmuth	* 1898 in Leipzig, † 1982, deutsch-britischer Maler, Graphiker und Lehrer	85, 114
Wilke, Karl Alexander	* 1879 in Leipzig, † 1954 in Wien, deutscher Maler, Bühnenbildner, Zeichner und Illustrator	13
Wildermann, Hans	* 1884 in Köln, † 1954 ebenda, deutscher Bildhauer, Maler, Graphiker und Bühnenbildner	4
Winckler-Tannen- berg, Friedrich	* 1888 in Bernburg, † 1961, deutscher Maler, Graphiker und Bühnenbildner	48
Wyss, Franz Anatol	* 1940 in Fuluibach/Schweiz, schweizerischer Zeichner und Graphiker	96

HUIZHEN CUI (Xi'an)

Deutsche und chinesische Figurengedichte. Ein exemplarischer Vergleich

I. Einführung

Der deutsche Autor Grimmelshausen gestaltet Beginn und Schluss seines berühmten Romans *Simplicissimus Teutsch*, der auch in chinesischer Übersetzung vorliegt, auf interessante Weise. Der erste Satz lautet verkürzt: „ES eröffnet sich zu dieser unserer Zeit [...] eine Sucht [...]“.¹ Der letzte Satz endet mit dem Wort „ENDE“: „Gott verleyhe uns allen seine Gnade/ daß wir allesamt dasjenige von ihm erlangen/ woran uns am meisten gelegen/ nemlich ein seeliges ENDE.“ (ST 551) Der letztere Fall kommt im Barock-Zeitalter, in dem Grimmelshausen seinen Roman schrieb, öfter vor, während der erste Fall, soweit sich sehen lässt, vermutlich Grimmelshausens geistiges Eigentum ist. In beiden Fällen liegt eine doppelte Bedeutung vor: Es eröffnet sich zum einen nicht nur die besagte Sucht, sondern auch das Buch. Diese Information für den Leser steht passend an erster Stelle des gesamten Textes. Zum anderen ist nicht nur das Lebensende gemeint, sondern der Schluss des Romans. Das Wort „ENDE“ ist außerdem typographisch abgesetzt, das heißt betont. Man könnte vielleicht sagen, dass die zweite Bedeutung jeweils einen sehr kleinen Paratext konstituiert, indem ein äußerer Hinweis außerhalb des eigentlichen fiktionalen Textes gegeben wird. Anders formuliert, kommt zum inhaltlichen Moment des Romantextes ein formales hinzu. Inhalt und Form entsprechen bei der sekundären Funktion einander und sind sprachlich deckungsgleich.

Diese Beobachtung der Übereinstimmung von Form und Inhalt kann zur Diskussion von ähnlichen Erscheinungen in der deutschen und chinesischen Literatur führen, wie es im Folgenden geschehen soll.

1 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: Werke I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 17. Der Text wird im Folgenden nach der Edition von Breuer mit Sigle ST und Seitenangabe in runden Klammern zitiert.

Gemeint sind hier Figurengedichte, die wenigstens im Fall des Deutschen wie Grimmelshausens Roman ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert stammen. Die hier für beide Literaturen ausgewählten Beispiele weisen trotz unterschiedlicher Entstehungszeiten und verschiedener kultureller Prägung einige Gemeinsamkeiten auf.

II. Geschichte und Bedeutung der Figurengedichte – ein Abriss

Ein byzantinischer Dichter schrieb mit zwei verschiedenen Tinten ein Gedicht in Form eines alten Kriegsschiffs. Die Bezeichnungen dieser Art Gedichte sind bis zum heutigen Tag ganz unterschiedlich. Sie wurden am frühesten auf Griechisch „Technopägrien“ und auf Lateinisch „*carmina figurata*“ genannt, im 4. Jahrhundert etwa „Mustergedicht“, wobei nicht das sogenannte Umriss-, sondern der Typus des Gittergedichts gemeint war. Ende des 19. Jahrhunderts fand sich der Terminus „Stereogedicht“, danach für die Textsorte Gittergedicht „Diagrammgedicht“. Mit der Entstehung der im Chinesischen so genannten „Vorhut-schule“ (Avantgardisten) in der westlichen Literatur und Kunst der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts kam die Bezeichnung „Konkretes Gedicht“ auf, obwohl diese Literatur nicht ganz dasselbe wie das Figurengedicht ist. Später schlug ein amerikanischer Dichter und Kritiker vor, solche Art Gedichte „Bildliche Darstellung des Wortschatzes“ zu nennen, was wohl ironisch gemeint war.

Die verschiedenen Bezeichnungen für die Figurengedichte haben verschiedene Ursprünge. Deren Bedeutungen sind ebenfalls unterschiedlich. Aber sie haben eine Besonderheit gemeinsam: Sie sind charakterisiert durch ihre konkrete bildliche Form. Durch geschickten Entwurf und mit Hilfe der Kunst des Schreibens und des Drucks gestaltet der jeweilige Dichter die Verse (oder im Einzelfall sogar Wörter, Buchstaben oder Interpunktionszeichen) zu einem Muster in Form eines Gegenstandes, der mit Gedanken oder Gefühlen verbunden sein kann. Auf der Grundlage der traditionellen Gedichte kommen bei dieser Art noch die visuellen Figuren hinzu. Solche Figurengedichte können wie Bilder betrachtet und gegebenenfalls bewundert werden. Darum können die in dieser Form geschriebenen Gedichte humor- und geschmackvoll, faszinierend und spannend sein. Die Konzeption dieser

Gedichte ist ein Versuch und Bemühen des Autors, zum Ziel der Kombination von Text und Bild zu gelangen. Wegen dieser gemeinsamen Besonderheit werden solche Gedichte mit dem Namen Figurengedicht bezeichnet, der gegenwärtig im Westen allgemein gilt.

III. Beispiele spezieller deutscher Figurengedichte

Unter Figurengedichten versteht die deutsche Literaturwissenschaft Gedichte in Form verschiedener Figuren. Diese Figuren brauchen nicht nur menschliche Gestalt zu haben, sondern können, wie gesagt, auch Gegenstände aller Art repräsentieren, z. B. Herzen, Rosen, Kerzen(ständer), Früchte oder Tiere. Die äußere Form der Gedichte, die von der üblichen Druckform der Strophen oder zentrierten Textanordnung der westlichen Kultur abweicht, entspricht dem Inhalt, der in ihnen behandelt wird. Beispielsweise wird ein Gedicht, das in Form eines Herzens oder einer Rose erscheint, das menschliche Herz oder die Blume thematisieren und sich daher meist als ein Liebesgedicht erweisen. Ein Gedicht in Form eines Totenschädels wird als Motiv die Vergänglichkeit des Lebens und das Sterben besitzen. Es besteht bei Figurengedichten – im Gegensatz zu „normalen“ lyrischen Texten – also immer eine enge Beziehung zwischen Inhalt und äußerer Form. Daraus leiten sich reizvolle Effekte ab; unter anderem gibt es Gedichte, die wie die entsprechenden abgebildeten Gegenstände handhabbar sind. Man könnte von „operationablen“ Gedichten sprechen. So muss beispielsweise ein bestimmtes Gedicht in Form einer alten Sanduhr nach der Hälfte der Zeilen umgedreht werden, um gelesen werden zu können. Dabei wird im Lesevorgang der herabrieselnde Sand vom Text nachgeahmt, indem die Druckzeilen kürzer werden und der Lesevorgang den jeweiligen Sandspiegel vertritt. Natürlich handelt es sich bei diesem Exempel um ein Gedicht über die Zeit und die damit verbundene Vergänglichkeit.

Dafür ein Beispiel: Im Gedicht *Ein Sand-Uhr* (1685) von Theodor Kornfeld (Abb. 1) handelt es sich tatsächlich um das Thema der Zeit. Das Gedicht erscheint als die textliche Nachmachung einer Sanduhr. In der Vergangenheit war eine mechanische Uhr zu teuer, sofern sie überhaupt schon erfunden war. Nicht jeder konnte sie sich leisten. Bis in die Gegenwart kann in der Küche eine Sanduhr als eine Eieruhr dienen. Wenn man ein Ei kocht, dann kann man am Stand des Sandes ablesen,

ob es hart, mittelhart oder weich ist. Wenn der Sand durchgerieselt ist, muss die Uhr zur weiteren Zeitmessung umgedreht werden, und so fort, bis die gewünschte Zeit gekommen ist. Dieses besagte historische Gedicht nun ahmt eine reale Uhr nach, also eine Sanduhr als konkretes Ding, indem es mit Wörtern, also Mitteln der Sprache, eine Uhr ‚malt‘. Indem es uns zwingt, das Blatt um 180 Grad zu drehen, um weiterlesen zu können, versucht es, der Dreidimensionalität des realen Gegenstandes gerecht zu werden. Eine Uhr hat drei Dimensionen: Länge, Breite, Höhe. Aber der Autor hat mit dem Blatt Papier nur eine Fläche zur Verfügung, die schließlich nur zwei Dimensionen hat. Damit kann der Autor die Sanduhr nicht genau nachmachen. Folglich stellt er den unteren Teil der Figur drucktechnisch auf den Kopf. Der Leser muss also das Blatt drehen, so dass die Gegenständlichkeit der abgebildeten Uhr, das heißt drei Dimensionen suggeriert werden. Das Umdrehen des Blattes, auf das die Uhr gedruckt ist, erweckt den Eindruck, dass in der Sprache eine richtige Uhr vorliegt. Das ist zwar eine Hilfskonstruktion, zeigt aber, dass die Sprache nicht nur abstrakt, das heißt semantisch, die Wirklichkeit wiedergeben kann.

Der Autor, der Christ ist, wendet sich in diesem Fall an seine Leser und sagt: „Nutzt eure Zeit. Es handelt sich um eure Lebenszeit. Ihr sollt eure Zeit auf der Erde nutzen, indem ihr fromm seid, damit ihr zur Belohnung in den Himmel kommen und das ewige Leben führen könnt. Was habt ihr Gutes auf der Erde getan? Die Zeit wird immer kürzer, denn der Inhalt im Glaskolben wird immer weniger. So spürt ihr, dass eure Lesegeschwindigkeit auf Grund der kürzer werdenden Druckzeilen immer größer wird. Ihr spürt sozusagen am eigenen Leib, dass die Zeit beim Lesen vergeht und sich sogar zu beschleunigen scheint.“ Für das Lesen braucht man grundsätzlich Zeit, aber in diesem Falle wird sich der Leser dieser Tatsache bewusst. Die Zeit ist nicht nur das Thema des Figurengedichts, sondern die besondere Erfahrung, die der Leser unweigerlich macht. Je näher man dem Sterben kommt, umso schneller scheint die Zeit zu vergehen. Der christliche Leser muss daher immer auf den Tod vorbereitet sein. Er muss jederzeit Gott nachweisen können, dass er ein christliches Leben geführt hat.

Sigmund von Birken (1650)

† Wo * Klug- * Fr-omm und Mildig keit*
 Seyn und in ei-nem Staat das Zepfer fuehren:
 Dar kan man nichts als Wolstand spueren /
 Da wird GOTT und die Welt erf-eut.*

Formt man das Figurengedicht Sigmund von Birkens (Abb. 2) in die übliche Form der Lyrik um (s. o.), wird noch klarer, dass ein umarmender Reim ein Reimpaar bzw. einen Paarreim umschließt, auch wenn die Forderung von Martin Opitz nach einem alternierenden Metrum nicht streng eingehalten ist.

Das Gedicht sieht wie ein Zepter aus, welches das Zeichen der Macht und Würde eines westlichen Herrschers war. Das Kreuz auf dem Zepter ist daher ein christliches Zeichen. Das Zepter ist mit Edelsteinen besetzt, was den Reichtum und die Macht des Herrschers zeigt. Die Edelsteine sind hier durch Asterisken wiedergegeben. Der Text bildet also regelrecht wiederum das ab, was er thematisiert, und zwar nicht nur durch Buchstaben beziehungsweise Wörter, sondern auch durch andere Druckzeichen. Außerdem enthält der Text – ähnlich wie weitere Texte dieser Art – das Stichwort „Zepter“, das wiederum in eine sprachliche Wendung eingebunden ist, die das Thema dieses Figurengedichtes ausdrückt, das richtige Regieren. Der Autor und der Setzer demonstrieren also mit Hilfe der beweglichen Lettern, welchen Fortschritt die sogenannte „schwarze Kunst“ bereits gemacht hat.

Aus Respekt vor Gott ist hier das entsprechende Wort in großen Buchstaben geschrieben. Bei dieser Anordnung der Wörter, wenn also Gott wie im Text über der Welt steht, ist die Welt in Ordnung. Oben ist in der Raumsymbolik sowieso der positive Ort; unten ist wie auch im Chinesischen negativ besetzt – wie auch „links“ und „hinten“ im Gegensatz zu „rechts“ und „vorn“. Außerdem ist die Vorstellung des Raumes zwischen Himmel und Erde evoziert, was den Eindruck der Objekthaftigkeit des Zepters verstärkt. Bei dieser positiven Konstellation übt der Herrscher die wesentlichen Tugenden der Klugheit, Frömmigkeit und Mildtätigkeit. Der Text lässt sich aber umdrehen, wie der abgebildete Gegenstand umgedreht werden kann. Damit liegt die gleiche Bewegung wie bei der Sanduhr vor, auch der vorliegende Text beweist noch einmal und intensiv seine Gegenständlichkeit. Der Herrscher hält jetzt sozusagen das Zepter verkehrt herum. Es ähnelt jetzt einem Schwert. Wenn das Zepter jedoch zum Schwert geworden ist (Abb. 3), dann herrscht Krieg; wenn der Herrscher nicht richtig regiert, dann bricht das Chaos aus. Die Welt steht gewissermaßen auf dem Kopf, wird zur „verkehrten Welt“. Im Text steht das Wort „Welt“ jetzt entsprechend über dem Wort „Gott“; sie ist räumlich nicht mehr unten, das heißt Gott nicht mehr untertan.

Der Dichter verfasste also einen kleinen Fürstenspiegel. Der Herrscher sollte so regieren, dass der Staat in Ordnung sei. Der Kaiser als

Herrscher war von Gottes Gnaden eingesetzt. Er musste also im Einklang mit den göttlichen Gesetzen herrschen. Gott freute sich dann über ihn, wenn er richtig, das heißt im Sinne der im Gedicht genannten Tugenden, regierte und die Welt, also die Menschen, zufrieden war.

Das Kreuz an der Spitze des Zepters wiederholt sich im Text bei der Lesebewegung. Das an sich unscheinbare Wort „und“ entfaltet seine semantisch verbindende Funktion, indem es zweimal gelesen werden muss, von links nach rechts sowie von oben nach unten, somit waage-recht und senkrecht. Auf diese Weise formt sich virtuell ein „Kreuz“, das Symbol des Christentums.

IV. Beispiele chinesischer Figurengedichte

Im Folgenden sollen einige Beispiele für chinesische Figurengedichte vorgestellt und für den westlichen Betrachter beziehungsweise Leser erläutert werden. Das erste zu behandelnde Bild (Abb. 4) stammt vom Ende der Qing-Dynastie, ungefähr zwischen 1862–1874, und zwar aus der kalligraphischen Malerei Dezhao Mas, der aus der Provinz Sichuan stammte und sowohl ein General aus der Hui-Nationalität als auch ein Künstler der Kalligraphien und Gemälde war. Dargestellt ist das Sternbild des „Großen Bären“, dessen Bezeichnung im Chinesischen aus acht Wörtern „正心修身，克己复礼“ (zhengxin xiushen, keji fuli) besteht. Das sind entsprechend der Anordnung im Gedicht, also in der Reihenfolge von oben nach unten: ke (die rechte Hand und der Pinsel), xin (die Mütze und die Augen), zheng (die Nase und der Mund), xiu (der Rumpf und die Rippe); ji (der Tuschstein in der linken Hand); fu (der linke Arm und der Bauch); li (das Gesäß und das linke Bein); shen (das rechte Bein). Diese Begriffe bilden das Standardrepertoire der konfuzianischen Schule, einer ideologischen Schule in der sogenannten „Frühlings- und Herbstperiode“ und der „Periode der Streitenden Reiche“ in China (770–221 v. u. Z.). Unter „zhengxin xiushen, keji fuli“ versteht man nun, dass man offen und ehrlich sein und sich moralisch und charakterlich zu vervollkommen suchen soll. Man muss sich beherrschen und mäßigen und der Sitte der Vorfahren entsprechend verhalten. Das Figurengedicht bietet also einen Sinnspruch, der im Prinzip an das Nürnberger Gedicht Sigmund von Birken erinnert. An

die Stelle des christlichen Herrschers als Adressaten ist diesmal der Mensch konfuzianischer Religion getreten.

Das chinesische Wort „kui“ (der Erste oder der Beste) besteht aus zwei Komponenten, einem „gui“ (der Geist) und einem „dou“ (Abkürzung für „Großer Bär“). Das Wort „gui“ plus „dou“ bildet ein „kui“ in der kursorischen Schnellschrift der chinesischen Sprache, der Konzeptschrift. Dieses Beispiel der Abbildung 4 verwendet eine Form der chinesischen Schriftzeichen in assoziierender Zusammensetzung. In ihm ist ein Geist mit blauem Gesicht und rotem Haar gezeichnet. Dieser trägt einen Tuschstein in der linken Hand und hält einen (Schreib-)Pinsel in der rechten Hand. Ein Fuß biegt sich nach hinten oben und ‚kickt‘ das Wort „dou“, und der andere Fuß steht auf dem Wort „ao“, besetzt also allein den Platz auf dem Kopf der Riesenschildkröte. Das bedeutet wörtlich insgesamt „kuixing dian dou“ (Der „Große Bär“ ‚kickt‘ „dou“) und „du zhan ao tou“ (steht allein auf dem Kopf der Riesenschildkröte). Die gereimte Zeichen- bzw. Lautfolge „kuixing dian dou, du zhan ao tou“ („魁星点斗，独占鳌头“) ist somit eine ansprechende Bezeichnung für den Examensbesten in der kaiserlichen Prüfung im alten China. Unter „kuixing“ versteht man den „Großen Bären“, welcher nach chinesischer Anschauung der Stern ist, der an der Spitze des siderischen Trapezes steht. „kuixing“ ist demnach ein Gott, der den Kandidaten mit dem Besten, dem größten Erfolg, beschert, und gilt als Gott oder göttlicher Patron der Literatur. So entstand daraus die sprichwörtliche Redensart „Der Gott der Literatur wählt den Besten aus“.

Wenn die aus dem Körper des Geistes bestehenden acht Wörter und die in dem Bild vorgestellten acht Wörter zusammengestellt werden, dann bildet sich ein Vier-Sätze-Gedicht, in dem jeder Satz aus vier Wörtern besteht. Die letzten zwei Sätze enthalten, wie gesagt, einen Endreim (dou und tou), die einen Paarreim bilden.

正心修身, (zhengxin xiushen)
 克己复礼; (keji fuli)
 魁星点斗, (kuixing dian dou)
 独占鳌头。 (du zhan ao tou)

Das Gedicht kann man auch so verstehen, dass man dann bei der Prüfung den größten Erfolg erzielen und vom Gott ausgewählt werden kann, wenn man offen und ehrlich ist und sich moralisch und charakterlich zu vervollkommen sucht und wenn man sich beherrscht und der Sitte der Vorfahren entsprechend verhält.

Das Beispiel ist bildhaft und daher anschaulich. Die acht Wörter sind, wie wohl auch der Angehörige der westlichen Kultur erkennt, geschickt und elegant zusammengesetzt. Sie bilden im Chinesischen – ähnlich wie der Text in den historischen deutschen Figurengedichten – aus Schriftzeichen ein vollkommenes Gebilde dieses Typus. Das glückverheißende Exempel und der Glaube der Gelehrten (Intellektuellen) an den einschlägigen Gott waren schon in der Song-Dynastie vorhanden und kamen in der Ming- und Qing-Dynastie in Mode. Das vorliegende Paradigma („Großer Bär“ ‚kickt‘ ‚dou‘) wurde, um es zu wiederholen, 1862–1874 in der Qing-Dynastie (1636–1912) von Ma Dezhao in einen Stelenstein gehauen und wird jetzt im Stelen-Museum der Stadt Xi’an aufbewahrt.

Das Bambus-Gedicht Guandis (Abb. 5) wurde von Guanyu (160–219) geschaffen, der ein berühmter General aus Shu-Han in der Ära der Drei Reiche war (Abb. 6). Der Überlieferung nach wurde das Bambus-Gedicht oder, mit der üblichen chinesischen Bezeichnung, der Gedicht-Bambus aus der Handlung der Kapitel 25–27 im Roman „Die Drei Reiche“, einem bekannten klassischen Roman der chinesischen Literatur, abgeleitet. Liu Beis Hauptstreitkräfte aus dem Reich Shu-Han wurden von Cao Cao aus dem Reich Wei besiegt. Guanyu wurde gezwungen, sich zu ergeben. Cao Cao schätzte ihn und sein Talent jedoch sehr und wollte ihn daher in seinem Amt weiter verwenden. Er bat folglich den Kaiser Hanxian (181–234), welcher der letzte Kaiser der Han-Dynastie war und 190–220 regierte, ihm einen Adelstitel zu verleihen, und bedachte Guanyu außerdem mit Gold und Silber und schönen Frauen. Auf jede nur erdenkliche Art und Weise wollte er Guanyu seiner Herrschaft unterordnen. Aber Guanyu geriet nie ins Wanken und blieb immer in Gedanken Liu Bei treu, der später Kaiser des Reiches Shu-Han wurde. Eines Tages, als er Liu Bei einen Brief schreiben wollte, nachdem er erfahren hatte, wo dieser war, aber fürchten musste, dass der Brief von Cao Cao abgefangen würde, malte er dieses Bambusbild und ließ es Liu Bei überbringen. In dem Bild brachte er seinen edlen Charakter und seine Moral, nämlich Treue und Gerechtigkeit, zum Ausdruck. Er beteuerte, dass er sich nicht durch Reichtum und Ansehen verführen lasse, was auch der Ursprung der Anspielung auf die historische Begebenheit ist: „Man befindet sich körperlich in Caos Lager, aber Han liegt einem ständig am Herzen“. Später versiegelte er alles, was Cao ihm verehrt hatte, hinterließ Cao Cao einen Abschiedsbrief und kehrte wieder zu Liu Bei zurück.

Nach seinem Tod wurde Guanyu verehrt und aus Respekt Guangong genannt. In der Qing-Dynastie trug er den Namen Guansheng dadi, das heißt der Heilige Guan der Große, abgekürzt Guandi. Er gilt als die vollkommene Verkörperung der traditionellen Tugenden der chinesischen Nation; denn er blieb dem Staat treu ergeben, war den Menschen gegenüber milde und zu Freunden kameradschaftlich. Bei der Behandlung einer Sache war er weise und im Kampf heldenhaft. Er besaß, wenn man so will, alle die Tugenden, die der deutsche Autor Sigmund von Birken in seinem Figurengedicht vom mächtigen Menschen forderte.

Der Überlieferung nach ist Guanyu einer der ersten Chinesen, die sich gut darauf verstehen, Bambus zu zeichnen. Unter den Meistern, die Bambusse künstlerisch wiedergeben, ist niemand, der die Qualität seines Gedicht-Bambusses, einer Kombination von Sprache und Pflanzendarstellung, hätte erreichen können. Deshalb vertritt sein Gedicht-Bambus den höchsten Stand in der Geschichte der Bambus-Zeichnung.

In dem Bild wachsen zwei grüne Bambus-Stängel in die Höhe. Sie sind kräftig, robust und hochragend. Der linke Stängel neigt sich ein bisschen nach rechts, frische, schöne und zauberhaft anmutige Blätter sind üppig und kunstvoll angeordnet. Dieses Bild ist gekennzeichnet durch einfachen Entwurf und hervorragendes Thema. Wenn man dieses zarte Gebilde genau betrachtet, kann man entdecken, dass es eine Bambus-Staude darstellt, deren Blätter und Stängel aus kalligraphischen chinesischen Schriftzeichen bestehen. Es handelt sich also um einen Text, genauer: ein Gedicht. Es ist, noch präziser, ein Gedicht mit fünf Charakteren beziehungsweise Schriftzeichen je Verszeile, was seinen Kunstgehalt noch erhöht. Hinzu kommt ein Endreim in den Zeilen 2 und 4 (ming und ling). Diese artistisch ausgearbeitete Bambus-Staude findet sich erstmalig in einem von dem wenig bekannten Hanzai kopierten Musterbuch aus dem Jahr 1716. Sie wird in diesem Falle von oben nach unten sowie von rechts nach links gelesen.

不谢东君意,	(buxie dongjun yi)
丹青独立名,	(danqing duli ming)
莫嫌孤叶淡,	(moxian guye dan)
终久不凋零。	(zhongjiu bu diaoling)

Die Erläuterung der Wörter soll dem westlichen Leser das Verständnis des Gedichtes erleichtern: Buxie: nicht danken, nicht verwelken; dongjun: der Gott des Frühlings, das heißt Frühling; yi: Absicht; danqing: Malerei; duli: selbstständig, alleinstehend; ming: berühmt;

moxian: keine Abneigung gegen jemanden haben; guye: einsame Blätter, das heißt nur das Blatt wächst, es gibt keine Blüte; dan: eintönig und fade; zhongjiu: schließlich doch; bu: nicht; diaoling: verwelken.

Das besagt, dass die Bambusse sich ihre blühende Jugend bewahren und sich aufrecht stehend allein halten. Obwohl die Bambus-Pflanzen nur Blätter und keine Blüte haben, eintönig und fade sind, verwelken sie nie. Die Bambusse brauchen nicht danach zu streben, Blüten zu treiben. Dieses Naturbild ist also zusätzlich eine Allegorie. Diese bedeutet, dass es für den Menschen schon reicht, ganz unauffällig zu leben. Damit werden seine Bescheidenheit und Höflichkeit zum Ausdruck gebracht. Der Mensch möge den Streit um Macht und Gewinn vermeiden und nur Unbestechlichkeit kennen. Der ursprüngliche Bezug auf Guanyu ist deutlich.

Dieses Vier-Sätze-Gedicht besteht in einer anderen Fassung aus zwei Bildern, die zusammen eine „Bambusstaude im Wind und im Regen“ genannt werden (Abb. 7 und 8). Die ersten zwei Sätze im Gedicht (Abb. 7), von unten nach oben und von rechts nach links gelesen, bestehen aus einem Stängel mit Blättern, die zusammen wie eine Bambusstaude im Regen aussehen. Der Bambus ist beliebt beim chinesischen Volk und genießt einen guten Ruf, weil er in allen Jahreszeiten frisch und grün, hoch und gerade, also hochragend ist und nicht wegen des Wechsels der Jahreszeiten einmal gedeiht und einmal verdirbt.

„Dongjun“ ist in diesem Fall doppeldeutig. Es ist einerseits, wie dargelegt, oberflächlich der Frühlingswind. Das Bild „Bambus im Regen“ bedeutet, dass der Bambus gesund und kräftig heranwächst, aber nicht weil der Wind weht und ihn ‚streichelt‘, dafür braucht der Bambus nicht dankbar zu sein. Das Textbild meint andererseits den Gastgeber Cao Cao und besagt, dass ich (Guanyu) dir (Cao Cao) nicht für so viele Zuwendungen und deine Aufforderung zum Bleiben danke, obwohl ich mich schon so viele Jahre bei dir befinde. Ich muss mich nämlich von dir verabschieden, um meinen älteren Bruder Liu Bei zu suchen, mit dem ich mich schon einmal verbrüderet habe. Das heißt wir sind eng miteinander befreundet und schwören uns gegenseitig Treue, obwohl wir keine richtige Blutsverwandtschaft haben.

Die letzten zwei Sätze in Abbildung 8, wiederum von unten nach oben und von rechts nach links gelesen, geben ein Bild ab, das wie ein Bambusstängel aussieht, der sich im Wind wiegt. Das will sagen, dass man den Bambus nicht wegen seiner hellen und schwachen Blätter verachten soll, denn er ist ewig jadegrün, nie verwelkt und ausgetrocknet. Die zwei Sätze bedeuten, dass ich mich nicht würdig zu erweisen

brauche, obwohl ich mich schon so lange unter dem Dach von Cao Cao aufhalte.

Dieses Bild hat ein eigenes Gepräge, weil es als Gedicht aus einzelnen Blättern aus chinesischer Perspektive einzig in seiner lebendigen und ausdrucksstarken Art ist. Die beiden Bambus-Stängel sind anschaulich und naturgetreu. Die Wörter als solche schaden dem Bild nicht, das heißt sie beeinträchtigen es nicht, da sie geschickt ins Bild eingebettet sind und so den Begriff des Figurengedichtes elegant erfüllen. Die Wörter und das aus ihnen gestaltete Bild sind kompatibel und übertreffen sich gegenseitig in ihrer Ausstrahlung. Die Komposition des Gedichtes ist geradezu raffiniert entworfen. Das Figurengedicht besitzt ein sinnreiches Konzept und ist kunstvoll und ausgezeichnet gestaltet. Es erweist sich als gleichwertig mit den behandelten deutschen, das heißt westlichen Beispielen.

V. Fazit

Aus den oben genannten Exemplaren ist klar ersichtlich, dass deutsche und chinesische Figurengedichte trotz ihrer unterschiedlichen Entstehungszeit und Zugehörigkeit zu den verschiedenen Sprachsystemen eine überraschende Ähnlichkeit besitzen. Die äußere Form und der Inhalt des Gedichtes sind sowohl in den deutschen als auch den chinesischen Exemplaren organisch miteinander verbunden und erreichen vollkommene Einheit. Der Leser muss durch Form oder Muster den Inhalt des Gedichtes begreifen, denn der Inhalt wird vor allem durch die Form thematisiert. Außerdem treten die Autoren der deutschen und chinesischen Figurengedichte für moralisches Verhalten ein und richten einen Appell an alle, sowohl ihre Herrscher als auch Völker, sich an die Sittlichkeit zu halten, was Einheit und Schönheit von Form und Inhalt des Lebens verkörpert – wie die Figurengedichte selbst. Alles in allem stellen diese Figurengedichte sowohl ein lebendiges und eindrucksvolles Bild als auch einen maßvollen und zurückhaltenden Inhalt dar. Sie sind bildhaft, anschaulich und konkret, reich an Poesie, können die Phantasie des Lesers anregen und dem Leser visuell-künstlerischen Genuss bringen.

Abbildungen

Ein Sand-Uhr.



Abb. 1: Theodor Kornfeld: „Ein Sand-Uhr“ (1685)

	†	
	Wol-	
*	Klug-	*
Se-	Seyn	Zeit
omm=	und	Mildig
	in	
	ei-	
	nem	
	Staat	
	das	
	Zepter	
	füh-	
	ren:	
	Dar	
	fan	
	man	
	nichts	
	als	
	Wolstand	
	spü-	
	ren / ba	
	wird	
	und	
	die	
	Welt	
	erfr-	
	eut.	
	*	

Abb. 2: Sigmund von Birken:
Ohne Titel

	*	
	Wol-	
	Klug-	
	Seyn	
	und	
	in	
	ei-	
	nem	
	Staat	
	das	
	Zepter	
	füh-	
	ren:	
	Dar	
	fan	
	man	
	nichts	
	als	
	Wolstand	
	spü-	
	ren / ba	
	wird	
	und	
	die	
	Welt	
	erfr-	
	eut.	
	*	

Abb. 3: Sigmund von Birken:
Ohne Titel („verkehrt“)



Abb. 4: Der „Große Bär“ ,kickt‘ „dou“



Abb. 5: Guandis
Bambus-Gedicht



Abb. 6: Der heilige Guanyu



Abb. 7: Hanfuzis „Bambus im Wind“



Abb. 8: Hanfuzis „Bambus im Regen“

SIMPLICIANA MINORA

Der *Simplicissimus*-Roman auf einer (1) Seite

Lange Zeit bedrohten die verschiedenen Varianten elektronischer Bücher des digitalen Zeitalters die Existenz des althergebrachten Bücherschranks im bürgerlichen Wohnzimmer, d. h. die gewohnte westliche Buchkultur. Da trat überraschend eine totale Kehrtwende ein. Die literarischen Datenträger waren nun nicht mehr nur die bewährten papiernen Errungenschaften der Gutenberg-Galaxie, auch nicht mehr zunehmend die ‚fortschrittlichen‘ internetaffinen Hardware-Produkte, sondern in Übereinstimmung mit mancher anderen Retro-Mode Gebilde, die aus den vorzeitlichen Archiven des Papyrus- und Pergament-Rollen-Bestandes überkommen zu sein schienen. Dabei handelte es sich allerdings um höchst moderne, einschlägig, also mit der Weltliteratur bedruckte, transport- und aufbewahrungsfreundliche Textrollen auf 150g Munken Pure Rough paper in entsprechenden runden Pappbehältern, bei deren relativ geringem Ausmaß entgegen ersten Befürchtungen wie bei den konventionellen Buchmedien kein einziger Buchstabe verloren ging!

Solche Rollen wurden zuerst in Berlin gesichtet. Der wörtlich zu nehmende Slogan des gleichnamigen Betreiber-Unternehmens lautet denn auch passend „All the World’s a Page“: Folglich geht es um die Weltliteratur in Einzelwerken oder Anthologien, paradoxerweise einigermaßen voluminösen, auf jeweils *einer* Seite, genauer einem Poster im Format 70 cm x 100 cm. Das *ZEIT*-Magazin Nr. 43 (20.10.2011) brachte zu Reklamezwecken auf einer Doppelseite ein Paradigma aus dem bislang vorliegenden, sich ständig erweiternden Gesamtangebot, und zwar Lewis Carrolls *Alice’s* [!] *Abenteuer im Wunderland* in der Übersetzung von Antonie Zimmermann (Sonderedition, *ZEIT*-Magazin Oktober 2011, S. 36–37; © Blotto Design, Berlin 2011). Noch kleiner als da fallen die Wiedergaben von Beispielen im Internet einschließlich von Tolstojs *Krieg und Frieden* in kyrillischen Buchstaben (www.all-the-worlds-a-page.com) aus, was spätestens jetzt die Benutzung einer starken Lupe oder die Aktivierung des PC-immanenten Vergrößerungsmechanismus erfordert. Die anscheinend munter expandierende Berliner Firma will nach eigener Angabe auf Literaturfesten und -messen der Hauptstadt beobachtet haben, dass die Reaktionen des Publikums auf diese ‚Literaturplakate‘ vom ungläubigen Staunen über das skeptische Überprüfen der Vollständigkeit des jeweiligen Inhalts bis zum hysterischen Auflachen gereicht hätten. Dem Berliner Designer Ian

Warner, den das besagte Magazin als Urheber der einigermaßen verblüffenden Idee nennt, und allen anderen Verantwortlichen dürfte dieser Hype gleichgültig sein, solange das Geschäft offensichtlich gut läuft.

Die Erstauswahl deutscher Texte der Weltliteratur in diesem Programm umfasst sechs Titel, die ebenfalls – Stand Anfang November 2011 – laufend vermehrt werden sollen: die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm, Karl Marx' *Das Kapital*, Georg Büchners *Sämtliche Werke*, die Erzählungen Heinrich von Kleists, Goethes *Faust* Teil I und II und schließlich erfreulicherweise: H. J. C. von Grimmelshausens „*Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch*“ ([!]; in schwarzem und jägergrünem Offset). Unter weltliterarischem Aspekt wahrlich kein schlechter Auftakt, möchte man meinen, und keineswegs lediglich von rechtlichen Aspekten o. ä. diktiert. Diesem Urteil muss im Falle des *Simplicissimus* allerdings sofort eine gewichtige Einschränkung folgen: Tatsächlich liegt der sog. „Barock-Simplicissimus“ in modernisierter Schreibung und mit leichten redaktionellen Eingriffen in der Titelei vor, einschließlich der *Continuatio* mithin, also vermutlich eine Textfassung auf der Grundlage der kurz-bobertagschen Edition.

Der *Simplicissimus*-Roman, dessen Umfang doch im Allgemeinen in der Größenordnung von einem runden Halbttausend Seiten rangiert, also wirklich auf *einer* Seite, mag diese hier auch etwas generöser dimensioniert ausfallen? Ja, in der Tat. Eine neuartige, ungewöhnliche Rezeptionshaltung des Betrachter-Lesers stellt sich ein, ist er dem gesamten Roman *in a nutshell* konfrontiert. Möglicherweise inspiriert der zum *Très-petit*-Satz (typeset in 2.7 pt. Malaga) verdichtete Text sogar *qua* Verfremdung die Forschung zu neuen Erkenntnissen. Jedenfalls gibt das typografische Layout von vornherein eigen- und einzigartige, stellenweise an „gefüllte Figurengedichte“ oder Schöpfungen der Konkreten Poesie erinnernde Effekte her, ermöglicht in der Fläche überraschende strukturelle Verknüpfungen und reizt in seiner bei herkömmlichem Arrangement unmöglichen totalen Präsenz von 195132 Wörtern (Verlagsangabe) immer wieder zum Testen der Textkenntnis. Der mit dem simplicianischen Werk und seinen textgeschichtlichen Darstellungsformen Vertraute sollte vielleicht – für Erstleser des Romans empfiehlt sich ein solcher Einstieg natürlich nicht, zumal preislich kein signifikanter Unterschied zum üblichen Buchmarkt auszumachen ist – das Novum einfach selbst einmal auf sich wirken lassen. Zum Anheften des literarischen Posters mit dem sechsbuchigen *Simplicissimus* von 1671 wird sich wohl noch ein leeres Fleckchen an den Wänden der

Studierstube finden; und auch sonst wird dem Interessenten als „ziemlichem Zifferanten“ ein Verwendungszweck für die Kuriosität einfallen.

Klaus Haberkamm (Münster)

„Jch flog durch die Lüffte! Wurd doch nit verlorn.“
Kriegserinnerungen eines ‚Simplicissimus‘ 1939–1945

Belege für die Nachwirkung von Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* finden sich zuweilen paradoxerweise an den entlegensten, doch zugleich naheliegenden Stellen; so in den aktuell erschienenen Memoiren:

Johannes Buchmann: *Der Rest wurde am Boden zerstört. Erinnerungen an den Luftkrieg im Mittelmeer und an eine abenteuerliche Flucht aus sowjetischer Gefangenschaft*. Aufgeschrieben von Jürgen Kalwa. Aachen: Helios 2010. Mit Nachwort. 114 S.

Als sei es beabsichtigt, ähnelt die Anordnung der Komponenten dieses Titels samt dem Photo des ‚Verfassers‘ als jungen Mannes in Uniform einem gewaltsam in Unordnung gebrachten Emblem, zumal dessen ‚allegorische‘ Dimension durch die Transparenz des Umschlags auf einen Wehrpass der Wehrmacht hin angedeutet ist. Das Ensemble von Inscriptio, Pictura und Subscriptio hat bei etwas Phantasie des Betrachters durchaus auch inhaltlich eine leicht simplicianische Aura, noch unabhängig von dem durch Obsoletheit bedrohten Epitheton „abenteuerlich“. Was ist der große Roman Grimmelshausens auf den ersten Blick anderes als eben „Die Beschreibung deß Lebens eines seltsamen *Vaganten*“, vornehmlich im Krieg? Schließlich hat Günter Grass mit dem ersten Teil seiner späten Trilogie, *Beim Häuten der Zwiebel*, gleichsam das Modell für das vorliegende, sicherlich weniger anspruchsvolle Buch geliefert. In den skandalumwitterten Anfangskapiteln schildert der Nobelpreisträger analog die schrecklichen Erlebnisse des jungen Angehörigen der Waffen-SS im Chaos des Kriegsendes und lehnt sich dabei kunstvoll an den großen Roman seines Lehrmeisters an (vgl. *Simpliciana* XXX [2008], S. 199–217).

Hier handelt es sich um die militärisch akzentuierte Lebensgeschichte eines ehemaligen Feldwebels der Luftwaffe, Jahrgang 1921 (!),

der zahlreiche Einsätze, darunter zwei Abstürze, überlebte und, zuletzt im Erdkampf eingesetzt, gemäß dem Untertitel listig aus sowjetischer Gefangenschaft entkam. Der Simplex der *Zwiebel*, in gleicher prekärer Lage ebenso schlau, entging ihr mit knapper Not von vornherein. Der humanistisch gebildete Autor des *Restes* bzw. der Aufzeichner von dessen Erlebnissen beruft sich in dem kleinen Werk von Anfang an auf den simplicianischen Paten: Mottoartig ist schon auf der Impressum-Seite der „Vers auf der Titelseite der ersten Version des Buchs ‚Abenteuerlicher Simplicissimus‘ von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen aus dem Jahr 1669“, also die achtzeilige ‚Unterschrift‘ zum Titelkupfer des *Simplicissimus Teutsch*, in modernisierter Wiedergabe abgedruckt. Der kundige Leser von heute mag daher versucht sein, auf dem Umschlagbild des *Restes* einen unbeschwerten Simplicissimus zu erkennen, der, kriegserfahren, dennoch mit Lachen die Wahrheit sagt. In seinem Nachwort führt Jürgen Kalwa aus, Buchmann habe den Wunsch geäußert, seine Erfahrung aus dem II. Weltkrieg aufzuarbeiten, und zwar:

Mit einer Art „Spähtrupp-Unternehmen in jenes Halbdunkel, aus dem deutsche Charaktere und deutsche Feldzüge kommen“, wie Fritz Rumler in der Zeitschrift „Der Spiegel“ eine derartige Anstrengung im Zusammenhang mit einem artverwandten Thema charakterisierte (*Erziehung vor Verdun*, in: *Der Spiegel* 38 [1986]. K. H.) und die in Johannes Buchmann besonders stark die Literaturgeschichte wachrief – an den Simplicissimus von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und an den Dreißigjährigen Krieg. Das Buch hatte er als Oberschüler in Dorsten zum ersten Mal gelesen. Die Lektüre dieses Klassikers gibt einem in der Tat den Eindruck, dass sich „das Dritte Reich, der Zweite Weltkrieg mit allen Begleiterscheinungen und noch die Spaltung nebst konträren militärpolitischen Allianzen, vom Gegensatz der Glaubensspaltung ganz zu schweigen, wie eine Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges mit anderen Mitteln“ darstellen. (S. 112–113; Binnenzitat nach: Günter Kunert: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. In: *DIE ZEIT* 24 vom 06.06.1980, K. H.)

Zu diesem potenzierten Querverweis auf Grimmelshausen autorisiert der ‚Autor‘ bereits in seinen Memoiren selbst. Er äußert sich auch einlässlich über die in diesem Kontext bedeutsame südmünsterländische Stadt Dorsten, seinen Geburtsort. Deren Geschichte, nicht zuletzt im 17. Jahrhundert, löst simplicianische Assoziationen aus. „Ich musste später oft an den Simplicissimus denken, die Hauptfigur in dem gleichnamigen Buch von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen über den Dreißigjährigen Krieg.“ (S. 35) Der Gymnasiast habe sich – fast eine Parallele zu Grass’ Erstbekanntschaft mit dem simplicianischen Text – den Roman in der Schulbibliothek in einem Hinterzimmer mit

den während der Nazi-Herrschaft nicht mehr gelesenen Büchern besorgt. Es folgt eine knappe Angabe von dessen Inhalt. „Meine Situation“, lautet das Resümee, „war nicht halb so verworren und bizarr, aber sie hatte in einigen Bereichen einen ähnlichen Zuschnitt: Das Chaos 1945 war verheerend für den durchschnittlichen Menschen, oft ohne irgendeine persönliche Schuld.“ (S. 35) In der dazugehörigen Fußnote verweist Buchmann, dessen Perspektive naturgemäß kaum von derjenigen Kalwas zu unterscheiden ist, ebenfalls auf den von letzterem bemühten Artikel aus der *ZEIT* von 1980, der „35 Jahre später einen Zusammenhang zwischen der jüngeren deutschen Geschichte und den Ereignissen herstellt, die der Roman (Grimmelshausens, K. H.) behandelt.“ (S. 35, Anm. 49) Der zitierte Auszug aus jener Charakteristik spricht in Bezug auf die im *Simplicissimus* dargestellten Gräueltaten in modernem Sprachgebrauch zutreffend von einer „Geschichte unmenschlicher Exzesse in der Form des Slapsticks, des schwarzen Humors, der blutigen Satire“ (S. 36, Anm. 49). Insgesamt ist im *Rest* ein relativ umfangreiches und entschiedenes Bekenntnis zum simplicianischen Dichter als Vor-Bild zu verzeichnen. In einer brenzligen Situation mit sowjetischen Soldaten hält sich Buchmann, der sich ihnen gerade ergeben hat, wie Grass an den *Simplicissimus Teutsch*:

Es war einer dieser Momente, in dem man auch unter schwierigen Bedingungen eine gewisse Geistesgegenwart besitzen musste. So etwas lernt man in der Fliegerei, wo es meistens um Minuten geht, wenn nicht um Sekunden. Das Verhalten war so etwas wie eine moderne Anleihe aus dem Grimmelshausenschen Buch über das Verhalten des *Simplicissimus* während des Dreißigjährigen Krieges. Allerdings befanden wir uns in einem anderen Zeitalter und mussten uns nicht mehr auf Pferd und Wagen verlassen. Ich wusste: Ein Lastwagen ist eine gute Sache. Wohin der fährt – wer weiß – ich bin schließlich Gefangener. Aber zumindest galt der alte Spruch: Schlecht gefahren ist besser als gut gelaufen. (S. 49)

Es stellt sich heraus, dass es um einen Kranken- und Verwundeten-transport geht, der besonderen Schutz genießt... Wer angesichts dieser Textpassage einen Hauch simplicianischen Geistes auch ohne den Kommentar des Abfassenden verspürt und davon die Frage nach einer möglicherweise gleichartigen Strukturierung des Erinnerungsbuches ableitet, dürfte nicht ganz danebengreifen. Jedenfalls entwickelt sich der sowieso schon episodische Aufbau der achtteiligen Erzählung mehr und mehr zu einer Abfolge von Schwänken, die in diesem Genre, d. h. auf dem Hintergrund des brutalen Krieges, nicht ohne weiteres zu erwarten sind. Exemplarisch seien nur die „Eskapaden“ (S. 59) und Posen vom gewinnbringenden Umtausch von Drachmen in Lire und von

den Nachstellungen einer italienischen Puffmutter nach einem deutschen Offizier und „Lady’s Men“ (!, S. 64) erwähnt. Zwischen Tragik und Komik, ganz wie es der Prätext kennt, bewegt sich die Begebenheit, als die siegreiche Rote Armee eine größere Anzahl syphilitischer Deutscher in ihrem Gewahrsam zu den Amerikanern an der nahen Demarkationslinie in Österreich abzuschieben sucht. Ernst wird es – und von solchen Verbrechen hat das interessierte deutsche Publikum bisher selten lesen können –, wenn der lange Arm der Mafia das militärische System mitten im Afrika-Feldzug aushebelt: Ein Deutscher, der sich mit einer jungen Italienerin eingelassen hat, sie aber als Verheirateter nicht ehelichen kann, wird von seinem Vorgesetzten vermeintlich ‚gerettet‘, indem er nach Afrika versetzt wird. Dort aber wird er fern von Kampfhandlungen blutig umgebracht... Die Mordgeschichten von Grimmelshausens Gewährsmann Harsdörffer lassen grüßen. – Nebenbei sei vermerkt, dass der ‚Held‘ des vorliegenden voluminösen ‚Landserheftes‘ mit Reflexen auf Homer, Peter Härtling und andere Literatur auf seinen militärischen Streifzügen manche der Orte passiert, die aus dem simplicianischen Zyklus bzw. dessen Quellen wohlbekannt sind, etwa Lippstadt oder Budweis. Bedenkt man schließlich – eine letzte Verknüpfung von weiteren vorhandenen – die kontinuierliche Zuordnung des Trios Simplex, Herzbruder jr. und Olivier den gesamten Roman hindurch, erhält die epische Umsetzung der im *Rest* programmatischen Formel: „Man sieht sich immer zweimal im Leben.“ (S. 41) zusätzlich eine simplicianische Färbung. Am Schluss des Berichts mit dem Obertitel „Der Rest wurde am Boden zerstört“ wird – etwas gewollt, wie der Vergleich mit dem *Simplicissimus* das Ganze durchaus auch überhöhen soll – Grimmelshausen noch einmal aufgeboten:

Mehr als 300 Jahre, nachdem Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen auf dem Einband seines „Abenteuerlichen Simplicissimus“ davon schrieb, wie gut es wäre, sich endlich der Torheit „zu entfernen“ und in Ruhe zu leben, scheint zumindest die westliche Welt die Vorzüge einer solchen Harmonie zu genießen. Mithin wurde zwischen 1939 und 1945 zwar eine Menge am Boden zerstört. Aber nicht alles. Nicht der Kern des Guten. (S. 108)

Immerhin dürfte zur Verdeutlichung der Erfahrungen und vor allem Leiden der Teilnehmer des II. Weltkrieges *mutatis mutandis* die Anlehnung an den simplicianischen Autor und sein großes Werk über den Dreißigjährigen Krieg nicht die schlechteste literarische Taktik sein.

Die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Grimmelshausens kann sich die einschlägigen Funde nicht aussuchen, schon gar nicht exklusiv

willkommene Zeugnisse erwarten. Wichtig ist, dass es solche Nachweise – wie in diesem, bislang von der Forschung nicht registrierten Fall – immer wieder gibt, manifestiert sich doch auch so das vielfältige Fortleben des *Simplicissimus Teutsch*.

Klaus Haberkamm (Münster)

Simplicianisches Rätsel im WDR

In der Fernseh-„Spielshow“ des WDR „Das NRW-Duell“ am 14.09.2011, Moderation: Bernd Stelter, wurde den Kandidaten Dr. Marc Benecke, Kriminalbiologe und Autor, und Dr. Manfred Lütz, Arzt und Autor, die von einem Zuschauer eingereichte, fast schon simplicianische Frage gestellt, welche der drei zur Auswahl stehenden Figuren in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* vorkomme: Jägerken von Soest, Försterchen von Arnsberg, Vogt von Meschede. Da die Kenntnis des Romans in Nordrhein-Westfalen offenbar weit verbreitet ist, wurde die richtige Antwort gefunden. Sie soll hier nicht verraten werden, um den Mitgliedern der Grimmelshausen-Gesellschaft und allen Lesern, auch aus anderen Bundesländern, Gelegenheit zu geben, selbst zu raten.

Klaus Haberkamm (Münster)

Karl Amadeus Hartmanns *Simplicius Simplicissimus* in der Semperoper Dresden

Karl Amadeus Hartmanns Antikriegsoper *Simplicius Simplicissimus* war in den jüngst vergangenen Jahren wiederholt im Repertoire deutscher Musiktheater. Im Oktober und November 2011 fanden Aufführungen in der neuen Spielstätte „Semper 2“ der Dresdner Semperoper statt. Die knapp 90 Minuten dauernde Kammeroper hat Regisseur Manfred Weiß als zeitloses allegorisches Plädoyer gegen Gewalt, Schrecken und Krieg in Szene gesetzt. In der Titelrolle des Simplicius

Simplicissimus agierte die Sopranistin Valda Wilson. Musikalische Leitung: Erik Nielsen, Inszenierung: Manfred Weiß, Bühnenbild/Kostüme: Okarina Peter und Timo Dentler, Licht: Marco Dietzel, Chor: Christof Bauer, Dramaturgie: Nora Schmid.

Peter Heßelmann (Münster)

Der Wittstocker Simplicissimus

Am 14.05.2011 wurde im Rahmen der Feierlichkeiten zum 375. Jahrestag der Schlacht bei Wittstock (1636) auf dem Gelände der Kreismuseen Alte Bischofsburg mit dem Museum Dreißigjähriger Krieg und dem Ostprignitzmuseum in Wittstock/Dosse das Theaterstück *Der Wittstocker Simplicissimus* aufgeführt. Verfasser des in der Reihe „Museum und Theater zur Mitternacht“ gezeigten Spektakels ist Wolfgang Dost.

Peter Heßelmann (Münster)

Grimmelshausen-Preis 2011 an Peter Kurzeck

Die Grimmelshausen-Städte Gelnhausen und Renchen sowie die Bundesländer Hessen und Baden-Württemberg stiften alle zwei Jahre den mit 10000 Euro dotierten Grimmelshausen-Preis. Seit 1993 werden Schriftsteller ausgezeichnet, die durch ein in den vorausgegangenen sechs Jahren erschienenenes erzählerisches Werk einen bemerkenswerten Beitrag zur künstlerischen Auseinandersetzung mit der Zeitgeschichte geleistet haben und somit in der literarischen Tradition des Barockautors stehen. Am 21.10.2011 fand in der Stadthalle zu Gelnhausen die Preisverleihung statt. Peter Kurzeck erhielt die Auszeichnung für seinen Roman *Vorabend*, der im Juni 2011 auch an der Spitze der SWR-Bestenliste stand.

In dem Roman schreibt Kurzeck die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in der Nachkriegszeit fort. Wie in der Begründung der Jury ausgeführt, gelingt es dem Autor, mit einer Fülle von Personen und Orten, einer Vielzahl von Geschichten und Motiven den Anspruch

zu realisieren, der dem Werk vorangestellt ist: „Die ganze Gegend erzählen, die Zeit!“. Der fünfte Band der großen Chronik, die zwölf Bände umfassen soll, ist noch großzügiger und vielgestaltiger angelegt als seine Vorgänger. Feinsinnig registriert Kurzeck jede kleinste Veränderung in den Lebensgewohnheiten der Romanprotagonisten. Auf diese Weise wird *Vorabend* zum Portrait vieler einzelner Menschen und einer Gesellschaft, zum Panorama einer Landschaft und eines ganzen Landes. Mit großer Präzision stellt der Roman dar was ist, was war und was wird. Was sich ändert, wird in seiner Entstehung begrüßt, in seinem Bestehen gefeiert und in seinem Vergehen beklagt. Alles Alte und Neue erscheint vergänglich und muß im rettenden Erinnern des Erzählens bewahrt werden. *Vorabend* zeigt Kurzeck, so die Jury, abermals als Erzähler mit zauberischen Kunstkräften. In noch stärkerem Maß als bisher gelingt es dem Autor hier, dem Vergangenen den Anschein der Gegenwartigkeit zu verleihen. Was bei anderen Historiographie oder eine Geschichte unter vielen bliebe, verwandelt sich in Kurzecks kunstvollem Erzählen zu etwas, das so lebendig erscheint wie das Leben selbst.

Den mit 2500 Euro dotierten Grimmelshausen-Förderpreis bekam Annika Scheffel, Preisträgerin des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen 2007, für ihren 2010 erschienenen Debütroman *Ben*. Der Roman sei „ein modernes, anrührendes, zugleich tragisches und skurriles Märchen über die Liebe, das Leben und den Tod mit Mut zur Phantasie und Sprachwitz“, so die Jury.

Peter Heßelmann (Münster)

Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau 2011 an Reinhard Kaiser

Die Stadt Hanau verlieh am 05.12.2011 ihren Brüder-Grimm-Preis an den in Frankfurt a. M. lebenden Autor und Übersetzer Reinhard Kaiser (61) für seine Übersetzung von Grimmelshausens *Simplicissimus*-Roman (1668) ins gegenwärtige Deutsch, erschienen als 297. Band der „Anderen Bibliothek“ des Eichborn Verlags (2009). Der 1983 etablierte und inzwischen mit 10000 € dotierte Preis als Würdigung und zur Förderung „eines herausragenden Werkes in deutscher Sprache aus dem Gebiet der Prosa (!), Lyrik oder Dramatik“ ist zu unterscheiden vom Brüder-Grimm-Preis der Philipps-Universität Marburg und vom gleich-

namigen Preis des Landes Berlin mit je anderen Zielsetzungen. Mit Kaiser, der sich ausgerechnet in der Geburtsstadt der Namenspatrone der Auszeichnung auch gegen Günter Grass mit *Grimms Wörter* (2009) durchsetzte, wurde erst zum zweiten Mal ein Übersetzer nach Harry Rowohlt (1997) von der Jury gewählt. – Der Übersetzer „aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts“ konnte sich wesentlich auch auf den Anmerkungsapparat der Edition Dieter Breuers von 1989 bzw. 2005 im Klassiker Verlag stützen, die für literaturwissenschaftliche Zwecke nach wie vor verbindlich ist.

Die Laudatio auf den Preisträger hielt Klaus Haberkamm. Er stellte unter Verweis auf die vielfältige Beziehung zwischen dem simplicianischen Dichter und den Grimms das Verdienst Kaisers heraus, für Grimmelshausens u. a. bereits ins Chinesische übertragenes Werk neue Leser in Deutschland in großer Zahl gewonnen zu haben: Die erste Auflage des Buches von 35000 Exemplaren war in kürzester Frist vergriffen. Die vergleichende Betrachtung einiger Textbeispiele untermauerte Kaisers Leistung.

Dieser hat außerdem Grimmelshausens *Courage* (!) und *Springinsfeld* auf gleicher Grundlage herausgebracht; und voraussichtlich im April 2012 wird seine Übertragung der beiden Teile des *Wunderbarlichen Vogelneests* im Aufbau Verlag erscheinen, der inzwischen die Rechte und das Konzept übernommen hat. Damit wird der gesamte simplicianische Zyklus in leichter zugänglicher Fassung dem breiten Lesepublikum zur Verfügung stehen.

Klaus Haberkamm (Münster)

Zweiter fachdidaktischer Wettbewerb der Grimmelshausen-Gesellschaft: Preisverleihung an das Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg. Laudatio, Renchen, 29.11.2011

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Siefertmann, sehr geehrter Herr Kopriwa, sehr geehrte Frau Steiert, sehr geehrter Herr Barone, sehr geehrter Herr Busam, sehr geehrter Herr Dittrich, sehr geehrter Herr Möhringer-Gross, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler, die Grimmelshausen-Gesellschaft fördert satzungsgemäß die Verbreitung und das Verständnis der Werke Grimmelshausens. Daher ist es ein

wichtiges Ziel der Grimmelshausen-Gesellschaft, auch jungen Menschen die Schriften des simplicianischen Erzählers nahezubringen. Im Mittelpunkt unserer Bemühungen muß folglich nicht nur der universitäre Unterricht stehen, sondern auch der Schulunterricht, der das Interesse der Schülerinnen und Schüler für Barockliteratur, für Grimmelshausen und sein Werk wecken kann.

Von diesem Anspruch ausgehend, hat sich die Grimmelshausen-Gesellschaft vor einigen Jahren entschlossen, einen fachdidaktischen Wettbewerb für Lehrerinnen und Lehrer, Lehramtsanwärterinnen und Lehramtsanwärter, für Studierende, Schülerinnen und Schüler aller Schulformen auszuschreiben. Im Rahmen dieses Wettbewerbs mit dem Titel „Grimmelshausen und sein Werk im Unterricht“ sind insbesondere Beiträge erwünscht, die daran mitwirken, die Kenntnis des Werkes des bedeutendsten deutschen Barockerzählers in Schulen und Universitäten zu verbreiten.

Es ist eine Aufgabe des Literatur- und Deutschunterrichts Werke von Schriftstellerinnen und Schriftstellern zu tradieren, die zum Grundbestand unserer literarischen Kultur zählen. Um damit Erfolg zu haben, muß beachtet werden, was junge Menschen wirklich interessiert. Literatur kann ihre Wirkung in Schule und Universität nur dann entfalten, wenn sie mit Freude und Gewinn aufgenommen wird. Lehrerinnen und Lehrer sind hier einem immensen Erwartungsdruck ausgesetzt: Auf der einen Seite müssen sie an Lebenswelten der Schülerinnen und Schüler anknüpfen, auf der anderen Seite kommt dem Deutschunterricht auch der Auftrag zu, das kulturelle Gedächtnis der deutschen Literatur zu bewahren und für Klassiker der deutschen Literatur zu begeistern. Wie dieser schwierige Brückenschlag gelingen kann, zeigen die Preisträger des zweiten fachdidaktischen Wettbewerbs der Grimmelshausen-Gesellschaft.

Im Mai dieses Jahres hat eine vierköpfige Jury über die Preisvergabe entschieden. Die Jury setzte sich zusammen aus Prof. Dr. Heinrich Kaulen, Universität Marburg (als Vorstandsmitglied des „Deutschen Germanistenverbandes. Gesellschaft für Hochschulgermanistik“ zuständig für Fachdidaktik), Dr. Torsten Menkhaus, Studienrat am Weiterbildungskolleg Emscher-Lippe, Gelsenkirchen, Dr. Lothar Müller, Feuilleton-Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“, und dem Präsidenten der Grimmelshausen-Gesellschaft. Für die finanzielle Unterstützung des Wettbewerbs hat die Grimmelshausen-Gesellschaft der Stadt Renchen und Brunhilde Lorenz aus Renchen zu danken.

Es ist für mich eine große Freude, den Preis nun zum zweiten Mal überreichen zu dürfen. Der Preis ging erstmals im Sommer 2009 an die Theater-AG des Grimmelshausen-Gymnasiums Gelnhausen für das Theaterstück *Simplicius Simplicissimus. Ein szenisch-musikalisches Spiel frei nach Grimmelshausen*. Heute ist wiederum eine Schultheater-AG auszuzeichnen. Diesmal ist der Gewinner die Theater-AG des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg, das im Jahre 2010 sein 350-jähriges Bestehen feierte. Ausgezeichnet wird die großartige Produktion *Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen*. Das faszinierende Stück wurde am 25. November 2010 in der Reithalle Offenburg uraufgeführt und danach mehrfach wiederholt. Die kraftvollen Inszenierungen in der Tradition des Barocktheaters waren ein Riesenerfolg und riefen ein enormes Echo in zahlreichen regionalen und überregionalen Medien hervor. Bei dem Musiktheater handelt es sich um eine Gemeinschaftsproduktion des Gymnasiums mit dem Offenburger Ensemble und dem Kammerchor Offenburg. Der Text stammt von Meinrad Busam, für die Musik und die musikalische Leitung zeichnet Gerhard Möhringer-Gross verantwortlich, Regie führte Paul Barone, das Bühnenbild besorgte Martin Dittrich, die Kostüme Alexandra Steiert. Das Musiktheater *Courasche* ist inzwischen auch auf DVD erhältlich.

Auf die Bühne gebracht wurde mit dem über zwei Stunden dauernden Musiktheater *Courasche* ein eindrucksvolles barockes Massenspektakel, das auf szenischen Umsetzungen von ausgewählten Passagen aus Grimmelshausens Romanen *Simplicissimus Teutsch* und *Courasche* basiert und die alten Texte durch behutsam eingesetzte Aktualisierungen in unsere Gegenwart hineinholt. So entsteht eine ebenso fesselnde wie vergnügliche Collage von Alt und Neu nicht nur im Hinblick auf den virtuos eingesetzten Klangreichtum der Musik, die die vielschichtigen Affekte der Hauptfiguren differenziert widerspiegelt und sich dabei unterschiedlicher historischer Genres bedient. Während sich im Bühnenhintergrund das Rad der Fortuna unaufhaltsam dreht und der Zuschauer ahnt, wohin sich das kriegsbestimmte Schicksal der „Ertzbetrügerin“, „Ertzlandstörtzerin“ und „Ertzhure“ nach furiosem Aufstieg wenden wird, taucht die Inszenierung mit den Mitteln der modernen Bühnenkunst ein in die schreckensreiche „verkehrte Welt“ des Dreißigjährigen Krieges. Mit Motiven aus Pablo Picassos Anti-Kriegsbild „Guernica“ trägt das imposante Bühnenbild dazu bei, den Blick vom turbulenten Bühnengeschehen auf die Kriege des 20. und 21. Jahrhunderts zu lenken und die Inszenierung zu einer eindringlichen Anklage gegen den Krieg und eine aus den Fugen geratene Welt wer-

den zu lassen. Die „realistische“ Darstellungsweise, begleitet von der derben Sprache der Soldaten und Huren, wird gebrochen durch stilisierte szenische Bilder, schauspielerische Verfremdungen und pantomimische Elemente in den Techniken der *slow motion* und des *freeze*. Dadurch erhalten die allegorischen und emblematischen Szenen eine bemerkenswerte mimische und gestische Intensität, die Kernaussagen des Stückes in reduzierter Form visualisiert. Man wird Zeuge eines ewig aktuellen Spiels um Leben und Tod, Liebe und Macht, um den unerbittlichen Kampf der Geschlechter, um Sein und Schein und über die bittere Erfahrung, daß es – ganz nach dem Credo Grimmelshausens – auf Erden nichts Beständigeres als die Unbeständigkeit gibt.

Im Mittelpunkt der Inszenierung steht Courasche, die von drei hinreißend agierenden Schauspielerinnen dargestellt wird. Während die Rolle der jungen Courasche eine Zweiteilung erfährt, wird das Geschehen durch die alte, lebenserfahrene „Ertzhure“ vom Bühnenrand aus kommentiert. Neben den schauspielerischen Leistungen sind das Bühnenbild, die eingesetzte Bühnentechnik und -beleuchtung, die Kostümierungen und die musikalische Begleitung durch Chöre und Orchester herauszuheben.

Die Jury war übereinstimmend der Auffassung, daß das Musiktheater *Courasche* als herausragendes Gesamtkunstwerk den ersten Preis des Wettbewerbs verdient. Das Projekt erfüllt nicht nur sämtliche Kriterien der Ausschreibung, sondern überzeugt vor allem durch eine eigenständige, originelle, kreative und textadäquate Auseinandersetzung mit den Romanvorlagen *Simplicissimus Teutsch* und *Courasche*. Die szenische Umsetzung der beiden Texte hat nicht allein Grimmelshausen-Experten überzeugt. Auch große Teile der kulturinteressierten Öffentlichkeit zeigten sich begeistert. Die Verbindung von literaturgeschichtlichen und aktuellen Aspekten sowie die Kooperation von Theater-AG mit mehreren Chören aus der Schule und der Stadt Offenburg und dem Offenburger Ensemble sind – so die Jury – hervorragend gelungen. Dank des hohen Engagements aller Beteiligten und der vorzüglichen didaktischen Umsetzung wurde aus den Barockromanen ein neuartiges musikalisches Gesamtkunstwerk, das die über 150 Mitwirkenden und das Publikum auch noch fast 350 Jahre nach der Veröffentlichung der Textvorlagen in seinen Bann zu ziehen vermochte.

Die außerordentliche Qualität des Offenburger Schultheaterensembles beweist ebenso die beeindruckende Aufführung von Carlo Goldonis bezaubernder Komödie *Viel Streit in Chiozza*, die wir soeben erlebt haben. Auch hier wurde deutlich, daß der Bildungswert des Theater-

spiels vor allem darin besteht, jungen Menschen fernab ihrer weitgehend „entzauberten“ Alltagswelt neue, andersartige Facetten menschlicher Erfahrungen, fremde Möglichkeiten menschlichen Handelns erlebbar und ganzheitlich im ästhetischen Freiraum eines gemeinsamen künstlerischen Spiels kreativ erfahrbar zu machen. Wie wir gesehen haben, ist es offenbar gelungen, bei den Schülerinnen und Schülern die magische Lust an der theatralen Verwandlung zu wecken.

Ich freue mich sehr, den Preis zusammen mit Herrn Siefermann, dem Bürgermeister der Stadt Renchen, überreichen zu dürfen. Damit verbinde ich die Hoffnung, daß Grimmelshausen im Unterricht und im Schulleben des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg weiterhin eine wichtige Rolle spielen wird und seine „überauß lustigen“ und „männiglich nutzlichen“ Schriften dort gern gelesen, kritisch diskutiert und künstlerisch produktiv rezipiert werden.

Der Preis in Höhe von 500 € geht an die Theater-AG des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg. Wir dürfen dem Leiter der Theater-AG, Herrn Barone, und dem Schulleiter, Herrn Kopriwa, die Urkunde und den Geldpreis überreichen.

Peter Heßelmann (Münster)

Die Aufzeichnung einer Aufführung des Stückes *Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen* ist auf DVD erhältlich (Länge: 105 Min.). Zur DVD gehört auch ein Begleitheft mit dem von Meinrad Busam stammenden Text, der ebenso auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft zu finden ist (www.grimmelshausen.org). Die DVD mit der Gemeinschaftsproduktion des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg, dem Offenburger Ensemble und dem Kammerchor Offenburg kann man über das Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg (Gymnasiumstr. 9, D-77652 Offenburg; www.grimmelshausen-gymnasium.de) beziehen (Ansprechpartner: StR Dr. Paul Barone).

DVD *Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen*

Uniqueopia Records

ISSN 4-250548-400237

Text: Meinrad Busam, Musik: Gerhard Möhringer-Gross, Regie: Paul Barone, Bühnenbild: Martin Dittrich

Einblicke in die theaterpraktische Arbeit an *Courasche – Musiktheater nach Grimmelshausen*

Im Titeltupfer von Grimmelshausens *Simplicissimus* wird die Lebensbeschreibung dieses „seltzamen Vaganten“ als „überauß lustig und männiglich nutzlich“ angepriesen. Aber kann das Werk des Barockdichters fast 350 Jahre später noch in Anspruch nehmen, nicht bloß „lustig“ zu sein – was wohl kein Leser bezweifeln wird –, sondern auch „nützlich“? Und vor allem: welchen „Nutzen“ kann es haben, wenn heutige Schülerinnen und Schüler Grimmelshausens dichterische Welt auf die Bühne bringen? Warum machen wir uns anlässlich der 350-Jahr-Feier des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg an ein Musiktheaterprojekt nach Grimmelshausens Romanen *Courasche* und *Simplicissimus*? Eine erste Antwort könnte lauten: um unsere jungen Menschen am kulturellen Gedächtnis teilhaben zu lassen, um ihnen Einblicke in das Zeitalter des Barock zu geben, in dasjenige Jahrhundert, in dem unsere Schule gegründet wurde. Aber vielleicht greift diese Antwort zu kurz. Thomas Mann hat Grimmelshausens Erzählwerk treffend „bunt, wild, roh, amüsan, verliebt und verlumpt, kochend von Leben“ genannt. Ermöglicht nicht gerade dieses sündhaft schöne Panorama menschlichen Lebens, Jugendlichen in ganz andere, fremdartige Rollen zu schlüpfen, als es ihnen im Alltag möglich ist? Eröffnet sich ihnen hier nicht – im ästhetischen Freiraum – die einzigartige Chance, ganz andere menschliche Erfahrungen zu machen, ganz andere Dimensionen des Menschseins zu erleben?

Unsere theaterpädagogische Arbeit lässt sich von der Überzeugung leiten, dass der eigentliche Bildungswert des Theaterspielens darin besteht, jungen Menschen andere Facetten, fremde Möglichkeiten menschlichen Handelns erlebbar und ganzheitlich erfahrbar zu machen. Ein Grundgedanke ist dabei für uns leitend: Theaterspielen verstehen wir als einen gemeinsamen Weg. Der Weg, den wir von der ersten Probe bis zur Aufführung zurücklegen, ist ein Prozess, den alle Mitwirkenden in gemeinsamer Arbeit gestalten. Wo der Weg hinführt – d. h. welches ästhetische Produkt am Ende des Prozesses steht – ist am Anfang nicht absehbar, weil die Inszenierung erst aus den vielfältigen Ideen, die alle während der Probenzeit einbringen können, entsteht. Dieser Grundgedanke des gemeinsamen Miteinanders prägt unsere Arbeitsmethode, die sich aus drei verschiedenen Bausteinen zusammensetzt.

Als die jetzige Theatergruppe sich vor drei Jahren bildete, wurden die Schülerinnen und Schüler zunächst durch schauspielerische Übun-

gen ans Theaterspielen herangeführt. Die Schüler lernten in vielfältigen Übungen zur Raumerfahrung, zum Ausdruck, zur Interaktion, zu Atem und Stimme die Grundlagen des Theaterspielens kennen. Prägend für unseren Ansatz ist, dass die Schülerinnen und Schüler angeregt werden, gespielte Rollen auch innerlich zu erleben und sich in sie hineinzusetzen. Dieser Zugang über die innere Erfahrung wird in verschiedenen Grundübungen erprobt: Zum Beispiel sollen sich die Schauspieler in einem Gefühl der Angst, der Freude etc. durch den Raum bewegen oder auf fiktive Situationen reagieren. Diese Betonung des inneren Erlebens, die dem schauspieltheoretischen Ansatz Stanislawskis verpflichtet ist, ergibt sich aus unserem pädagogischen Anliegen, Möglichkeiten menschlichen Seins ganzheitlich erfahrbar zu machen.

In Improvisationen erfolgt dann die Annäherung an ein Stück und seine Rollen. Dieser zweite Baustein ist das Kernstück unserer theaterpädagogischen Methode: Aus Improvisationen heraus entwickeln wir die verschiedenen Szenen des Stücks. Es ist unser Ziel, dass die Schüler aus ihrer eigenen Vorstellungskraft heraus die szenische Umsetzung des Textes erarbeiten. Wir wenden dabei verschiedene Improvisationstechniken an, um die Spontaneität und Kreativität der Schauspieler anzuregen.

Den Schülern wird eine bestimmte *szenische Situation* vorgegeben, die anhand der W-Fragen *Wer? Was? Wo? Wann? Warum? Wozu? Wie?* charakterisiert werden kann. Auf diese Situation können die Schüler mit ihrer Vorstellungskraft reagieren. So haben wir eine Improvisation zu folgender dramatischer Situation durchgeführt: Eine Gruppe Verwundeter versucht im Dreißigjährigen Krieg aus der Schlacht zu fliehen und sich in Sicherheit zu bringen. Die Schüler haben spontan Rollen von erstaunlicher Intensität improvisiert: Verwundete, die sich trotz aller Not gegenseitig helfen, Soldaten, die ihren sterbenden Kumpan mit letzter Kraft pflegen, eine Traumatisierte, deren Blick nur noch ins Leere geht, Verkrüppelte, die nur noch an die Rettung des eigenen Lebens denken...

Eine weitere Improvisationsmethode, die wir immer wieder anwenden, ist das *Bebildern einer Szene*. Die Schauspieler kennen die Ausgangssituation ebenso wie die verschiedenen Drehpunkte der Szene: ohne den Text in der Hand stellen sie das Ausgangsbild, gehen aus diesem in Zeitlupe in das nächste Bild über usw., bis sie für die ganze Szene eine Abfolge szenischer Bilder gefunden haben. In dieser Weise haben wir das bunte Markttreiben entwickelt, das als Eröffnungsbild einen lebhaften Eindruck von den Friedenszeiten nach dem Dreißigjäh-

rigen Krieg vermitteln soll. Erst nachdem wir diese Bilder entwickelt haben, nehmen wir den Text hinzu. Auf diese Weise lässt sich vermeiden, dass die Schüler den Text bloß aufsagen, statt eine Rolle glaubwürdig zu verkörpern.

Diese Improvisationen werden durch Übungen zur Rollenfindung ergänzt. Ziel ist, dass die Schauspieler sich – im Sinne Stanislawskis – in ihre Rolle einfühlen, sie ganzheitlich erleben. Sie werden aufgefordert, sich ein oder mehrere Grundgefühle ihrer Rolle bewusst zu machen und sich in dieser Emotion durch den Raum zu bewegen, andere zu begrüßen, kurze, sinntragende Textstellen aus diesem Subtext heraus zu sprechen usw. Wichtig ist auch, dass sie sich klar werden, was ihre Figur eigentlich *will*: Die junge Libuschka will einfach dazugehören, sie will mit den Soldaten saufen, fluchen, sich prügeln...

Bei diesen Übungen zur Rollenfindung wird der Weg *von innen nach außen* durch den umgekehrten Weg *von außen nach innen* ergänzt: die Schauspieler sollen ausprobieren, welchen Körperteil sie betonen müssen, um die Haltung ihrer Rolle zu finden (z. B. können die jungen Soldaten die Schultern oder die Brust betonen); manchmal kann es auch helfen, den Zug eines Tieres in die Rolle zu legen (z. B. kann ein Freier sich wie eine Katze an die Courasche heranschleichen).

Die Phase der Improvisation mündet in die letzte Phase der Regie (im engeren Sinne), in der es darum geht, das in Improvisationen Erarbeitete auszubauen und schließlich zu fixieren. Entscheidend ist, dass die Kreativität der Schüler in dieser letzten Phase erhalten bleibt. Aus diesem Grund verstehen wir Regie als eine mütterliche Aufgabe: der Spielleiter soll den Schauspielern helfen, ihre Rolle selbst zu gestalten. Er kann Angebote machen und Impulse geben, er kann die Schauspieler darin unterstützen, eigene gute Ideen zu verstärken, Überflüssiges zu reduzieren. Vor allem aber kann er ihnen in einem offenen Regiegespräch, in einem partnerschaftlichen Dialog helfen, sich die szenische Situation anschaulicher vorzustellen und zu jeder einzelnen Handlung oder Körperhaltung einen Subtext zu finden, d. h. innere Vorstellungen oder Gefühle, die die Rolle und den Text mit Leben füllen können. Im Idealfall gelingt es, dass der Schauspieler sich selbst seine eigene Rolle schafft, sie innerlich erlebt und begründet verkörpert.

Obzwar wir einen schauspielerischen Stil anstreben, der sich durch innere Glaubwürdigkeit auszeichnet, brechen wir diesen Realismus durch stilisierte szenische Bilder und schauspielerische Verfremdung auf. Hierzu gehören insbesondere die Techniken des *slow motion* und des *freeze*. So wird z. B. die Situation, in der die junge Courasche von

den Soldaten das Trinken lernt, in Zeitlupe gespielt, was dieser Handlung eine besondere mimische und gestische Intensität gibt.

Im Schultheater gehen pädagogische und ästhetische Ziele eine ganz besondere Symbiose ein. Die pädagogischen Ziele mindern nach unserer Auffassung aber nicht die ästhetische Qualität, sondern ermöglichen es erst, eine eigene Ästhetik zu schaffen. Das möchte ich an zwei Gesichtspunkten erläutern. Die Zusammensetzung und Größe einer schulischen Theatergruppe stimmt in den seltensten Fällen mit den Gegebenheiten eines Dramentextes überein. Auf verschiedene Weise versuchen wir diesem Problem zu begegnen. Ein erstes Verfahren ist das Schaffen von Gruppenszenen, z. T. mit chorischen Elementen. Im Text der *Courasche* waren solche pantomimischen Massenszenen angelegt, wir haben diese aber weiter ausgebaut. Im dritten Bild werben mehrere Freier um die Courasche. Wir haben dieses private Geschehen in die Öffentlichkeit, auf einen bunt belebten Marktplatz verlegt. Marktfrauen, edle Damen, spielende Kinder, Liebespaare erleben mit, wie die trauernde, noch unschuldige junge Witwe von Männern umworben und schließlich zur leichtlebigen Hure wird. Diese szenische Adaptation schafft neue Sinnbezüge, die im Text nicht explizit enthalten waren: es wird zum Ausdruck gebracht, dass die Courasche auch deshalb zur Hure wird, weil sie es lernt, sich selbst in ihrer Eitelkeit öffentlich zu inszenieren – wir lassen so das barocke Spiel von Sein und Schein anklingen. In diesem *Spannungsfeld von Individuum und Masse* eröffnen Gruppenszenen die Möglichkeit, ästhetisch sehr kontrastreiche szenische Bilder zu erzeugen – die Not der scheinbar zu großen Theatergruppe wird zur Tugend.

Weitere Verfahren sind das Splitten und Vervielfachen von Rollen. Um einer Grunderfahrung Grimmelshausens, dem Wissen von der Unbeständigkeit alles menschlichen Handelns, eine moderne Deutung zu geben, haben wir die Rolle der jungen Courasche gesplittet. Die zwar kämpferische, aber noch anfechtbare Courasche, die durchaus noch Halt und Geborgenheit sucht, wird von einer anderen Darstellerin verkörpert als die emanzipierte Courasche, die kaltblütig die Machtverhältnisse ihrer Zeit provokativ auf den Kopf stellt: In ihrer souveränen Selbstinszenierung als „schönste Hur in den Armeen“ gelingt es ihr zumindest vorübergehend, sich als Frau in einer von Männern dominierten Welt zu behaupten. Im Licht der wechselhaften Fortuna – auf der Bühne durch ein überdimensionales Rad symbolisiert – zeigt sich so die menschliche Identität als wandelbar, brüchig und instabil.

Die Erzählerfigur, die in der Textvorlage der *Courasche* das Geschehen vorstellt, haben wir durch eine Gruppe von Spielleuten ersetzt,

die – so die Fiktion – als fahrendes Volk die Geschichte der „verruchten, gottlosen“ Hure Courasche auf den Marktplätzen zum Besten gibt. Wir haben durch diese Rollenvervielfachung nicht nur mehr Schülerinnen einbeziehen können, wir halten auch die Erinnerung an eine Form von Theater wach, die im heutigen Kulturbetrieb immer mehr in Vergessenheit gerät: nämlich die Jahrhunderte alte Kunst der Spielleute, Gaukler und Bänkelsänger. Diese Theatertradition steht für ein körperliches, improvisierendes, spontanes Theater. Das Schultheater kann von dieser Kunst der Spielleute ein wesentliches Moment bewahren: die Spielfreude. In den jungen Menschen die Freude am Theaterspiel, die Lust an der Verwandlung zu wecken, zu fördern und zu beleben ist sicherlich das Schönste am Schultheater. Diese natürliche Spielfreude junger Menschen auf der Bühne lebendig werden zu lassen, schafft den eigentümlichen Zauber des Schultheaters, seine ihm ganz eigene Ästhetik in einer zunehmend entzauberten Welt.

Paul Barone (Offenburg)

Abbildungen



Abb. 1: *Courasche – Musiktheater nach Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen* (Szenenfoto).



Abb. 2: *Courasche* – Musiktheater nach Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (Szenenfoto).



Abb. 3: *Courasche* – Musiktheater nach Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (Szenenfoto).



Abb. 4: Courasche – Musiktheater nach Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (Szenenfoto).

REGIONALES

Gelnhausen

Eröffnung des ersten Teilabschnitts eines neuen Museums in Gelnhausen

Am 22.10.2011 wurde der erste Bereich eines neuen Museums in Gelnhausen eröffnet. Dank der Spendenbereitschaft der Gelnhäuser Bürger, der Unterstützung der Kulturstiftung sowie Fördermitteln des Hessischen Museumsverbandes und Spessart Regional konnte dieses Projekt realisiert werden. Im ersten Museumsabschnitt wird Grimmelshausen gewürdigt. Das Herzstück der Ausstellung bildet die kostbare Sonderausstellung mit seltenen Erstaussgaben simplicianischer Werke. In diese bunte, rohe, gewaltige, fröhliche, widersprüchliche und vor allem beeindruckende literarische Welt will die Präsentation den Besucher entführen und gleichzeitig ihren Schöpfer, einen Gelnhäuser Bub, vorstellen.

Peter Heßelmann (Münster)

Oberkirch-Gaisbach

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

Im Verlauf des Jahres 2011 traf sich die „Grimmelshausen-Gesprächsrunde“ regelmäßig zu Vorträgen im „Silbernen Stern“ in Gaisbach-Oberkirch. Folgende Referenten hielten Vorträge: Martin Ruch (Willstätt): „Über das Schimpfen und Fluchen in der Reichsstadt Offenburg zur Zeit Grimmelshausens. Eine Quellensuche in den Ratsprotokollen. Wo fand der Dichter sein Sprachmaterial?“, Götz Bubenhofer (Achern): „Drei Wünsche – Ein Märchenmotiv“, Renate Effern (Baden-Baden): „Russische Gäste in Baden-Baden im 19. Jahrhundert und heute“, Klaus Haberkamm (Münster): „Rechts und Links bei Grimmelshausen – Zur Symbolik von Orts- und Richtungsangabe im simplicianischen Werk“, Wilhelm Kühlmann (Heidelberg): „Der junge Johann Peter Hebel und die Kultur der Aufklärung am Oberrhein“, Barbara Molinelli-Stein (Mailand): „Nicht immer Grimmelshausen – Warum nicht einmal Hölderlin?“, Peter Heßelmann (Münster): „Grimmelshausen und Hermann Hesse“, Heiko Wagner (Kirchzarten): „Burgen im Renchtal“.

Peter Heßelmann (Münster)

Renchen

Neuer Grimmelshausen-Gedenkstein in Renchen

Die Stadt Renchen und insbesondere der dortige „Arbeitskreis für Freizeit, Kultur, Sport und Soziales“ beleben die Erinnerung an den einstigen Schultheißen Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen (Amtszeit 1667–1676). Aufgrund der Initiative des Arbeitskreises wurde beschlossen, auf der Fläche vor der katholischen Kirche, wo schon ein Denkmal für Grimmelshausen aus der wilhelminischen Zeit steht, einen mannsgroßen Findling zum Gedenken an den Dichter zu errichten. Eine angebrachte Bronzetafel gibt Auskunft. Der Anlass für dieses Unternehmen, welches die kulturelle Vielfalt der Stadt bereichert, kam aus dem Bewusstsein, dass der Platz des Grabes von Grimmelshausen zwar in den Todesakten nicht verzeichnet ist, dass sich aber in mündlicher Überlieferung die Erinnerung an die Grabstätte erhalten hat. Der neue Gedenkstein steht an der vermuteten Begräbnisstelle. Bei der Einweihung des Denkmals am 17.11.2010 sprach der Renchener Bürgermeister Bernd Siefermann den Dank an den Arbeitskreis, an Sponsoren und beteiligte Firmen aus und betonte, dass alle an der Aktion Beteiligte ehrenamtlich gearbeitet haben – ein Zeichen dafür, dass das Gedenken an Grimmelshausen in Renchen lebendig bleibt. Die Steininschrift lautet: „Hier ruht Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen / Schultheiß zu Renchen von 1667–1676 / Größter deutscher Dichter der Barockzeit / Nach historischer Überlieferung“.

Walter E. Schäfer (Baden-Baden)

Offenburg

Auszeichnungen für Schülerinnen und Schüler des Grimmelshausen-Gymnasiums Offenburg

Am 10. Mai 2011 erfolgte in Offenburg die Preisverleihung zum Abschluss des Schüler-Projekts „Grimmels 350“. Das Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg feierte 2010 sein 350-jähriges Bestehen. Im Verlauf des Jubiläumsjahres fanden zahlreiche Veranstaltungen mit Projekten und Ausstellungen sowie literarischen, künstlerischen, musikalischen und szenischen Darbietungen statt. Mit dem Schülerwettbewerb sollte die produktive Auseinandersetzung mit dem Namensgeber

des Gymnasiums gefördert werden. Die Gewinner erhielten für ihre künstlerisch ansprechenden Arbeiten Geldpreise und Ehrenurkunden. Zu den ausgezeichneten Beiträgen zählten beispielsweise Fotomontagen aus digital bearbeiteten Bildern, Illustrationen, eine Erzählung, ein Gedicht, ein ironisch-witziges Porträt des Namenspatrons als Hip-Hopper und ein von der *street art* inspiriertes Porträt.

Martin Ruch (Willstätt)

REZENSIONEN UND HINWEISE AUF BÜCHER

Volker Meid: *Grimmelshausen. Leben, Werk, Wirkung*. Stuttgart: Reclam 2011 (Reclams Universal-Bibliothek 17682). 222 S., 25 Abb.

Die Provenienz von Klappentexten ist naturgemäß immer ein bißchen undurchsichtig; das Werbeanliegen des Verlags kreuzt sich hier mit dem Bestreben des Autors, prägnant das Wesentliche des der erhofften Leserschaft vorzustellenden Buches auf den Punkt zu bringen. Die Verheißung einer „Gesamtschau des Grimmelshausenschen Werks und aller [!] seiner Interpretationsprobleme auf gegenwärtigem Forschungsstand“ weckt allerdings, selbst wenn man Marketingabsichten in Rechnung stellt, sehr hohe Erwartungen. Und zugleich wirft die Formulierung wie dann in der Lektüre auch der Band selbst die Frage auf, an welchen Adressaten dieses Buch sich richtet. Läßt man sich von Reclams Farbenpolitik leiten, dann steht das helle Grün für „Literaturgeschichte“, worunter vier Rubriken versammelt sind („Überblick / Epochen / Lexika“, „Theorie / Methodik“, „Interpretationen“ und „Zu einzelnen Autoren und Werken“), Zielpublikum sind offenbar Studierende, die Grundlagen und einführende Orientierung suchen. Um zu einem Urteil zu gelangen, ob der vorliegende Grimmelshausen-Band nach dieser Maßgabe die Erwartungen erfüllt, gilt es zum einen zu fragen, was er auf dem begrenzten Raum von 222 Reclam-Seiten leistet, und zum andern Klarheit darüber zu gewinnen, wie man sich eine fundierte, perspektivenreiche Einführung interessierter Studierender in die Texte Grimmelshausens und zentrale damit verbundene Forschungsprobleme (es müssen ja nicht gleich „alle [...] Interpretationsprobleme“ sein...) wünscht.

Zunächst also eine Bestandsaufnahme: Das Buch von Volker Meid besteht aus sieben Kapiteln, die sich in ihrer Abfolge an einer traditionellen, autorzentrierten Sicht orientieren. Das erste Kapitel bietet unter der Überschrift „Vom Werden eines Schriftstellers“ eine – im Verhältnis zum Gesamtumfang und dem wenigen, was man gesichert weiß – ausführliche Biographie des Autors Grimmelshausen, weist auf das methodische Problem hin, diese aus dem „*Simplicissimus* und d[er] Biographie seines Helden, die manche autobiographische Momente enthalten dürfte“ (S. 8), zu rekonstruieren, tut es dann aber doch (es handle sich um einen „letztlich alternativlosen Ausweg“, ebd.). Das scheint unvermeidlich (und wird auch so dargestellt), doch wäre zu fragen, ob es nicht noch einen ganz anderen Ausweg gegeben hätte: nämlich den textuellen Befund, daß der Autor Grimmelshausen sich als solcher gerade nicht in Szene setzt, vielmehr in unterschiedlichsten, konsequent der Fiktionslogik verpflichteten Szenarien Autorschaft vielstimmig

gestaltet, ernstzunehmen. Das hätte bedeutet: nicht konventionell mit dem Autor, seinem Leben und Werdegang zu beginnen, sondern von den Autorinstanzen auszugehen, die die Grimmelshausenschen Texte als autonome, nicht von einem übergeordneten Meta-Autor kontrollierte (fiktiv) autobiographische Selbstdarsteller und Lebensbeschreiber modelliert und regelrecht einen (fiktiven) Diskurs in Gang bringen läßt: *Simplicissimus*, *Courasche*, *Springinsfeld*, *Michael Rechulin von Sehmstorff*, den namenlosen Kaufmann. Und es hätte bedeutet, fiktive Autorschaft auch da zunächst einmal beim Wort zu nehmen, wo sie nicht autobiographisch motiviert ist: etwa wenn *Simplicissimus* als Autor des *Satyrischen Pilgram* oder des *Keuschen Joseph* auftritt, oder wenn *Simplicissimi wunderliche Gauckel-Tasche* oder der *Beernhäuter* vorderhand ebenfalls Indizien für *Simplicissimus'* Autorschaft bieten, bei genauerer Untersuchung aber auch den Verdacht zulassen, es könnte jemand anders dahinter stecken, um *Simplicissimus* einen Bärenienst zu erweisen, beispielsweise *Philarchus Grossus von Tromerheim*. Dann allerdings kann man Grimmelshausens radikale anagrammatische Pluralisierung von Autorschaft nicht bloß als „Spiel mit phantasievollen Verfasseramen“ und „einfallsreiche[s] Versteckspiel“ abtun (S. 13), so als wäre das Signifikat hinter dieser Signifikantennummerei, eben der Autor Grimmelshausen, dem zeitgenössischen Rezipienten selbstverständlich klar gewesen und erst das 19. Jahrhundert hätte es nötig gehabt, den Autor „wieder neu [zu] entdeck[en]“ (S. 13).

Gemessen an der textuellen Radikalität der Grimmelshausenschen Texte stellt der traditionelle Zuschnitt dieser Grimmelshausen-Einführung darum eine vergebene Chance dar. Und das betrifft nicht nur das biographische Eröffnungskapitel. Auch für die die nächsten vier Kapitel bestimmende Darstellung der Texte gibt die Zentrierung auf Autor und – damit zusammenhängend – Werk den Kurs vor. Nicht mit dem *Satyrischen Pilgram* und der ihn perspektivierenden Fiktion des ignoranten, illiteraten Autors, der gegen den etablierten Literaturbetrieb anschreibt, fängt das zweite Kapitel an (dieser Text ist vielmehr unter den literarischen Anfängen im Werdegang des Schriftstellers und also unter Biographie verbucht), sondern in seinem Zentrum steht die (so die Kapitelüberschrift) „Vollendung: Das Hauptwerk“. Gemeint ist der *Abentheurliche Simplicissimus Teutsch*, an dem gemessen die durch diese Lebensbeschreibung provozierten Gendarstellungen und Konkurrenzschriften (*Courasche*, *Springinsfeld*, die *Vogelnester*) nicht auf (fiktiver) Augenhöhe gelesen werden, sondern (vom Autor her gedacht) als „Fortsetzungen“ (so die Überschrift des dritten Kapitels), die wo-

möglich bloß äußerlich durch „Markterwägungen“ (S. 80) angestoßen seien. Man kann sich fragen, ob die Rede von den Fortsetzungen vielleicht den seinerseits etwas unglücklichen Begriff der „Sproßgeschichten“ abzulösen vorschlägt, den Dieter Breuer über seine verdienstvolle kommentierte Grimmelshausen-Ausgabe und das *Grimmelshausen-Handbuch* etabliert hat; doch möchte ich zu bedenken geben, ob man der fiktiven Veröffentlichungslogik dieser aufeinander reagierenden Lebens(abschnitts)beschreibungen nicht besser gerecht würde, wenn man auf derlei hierarchisierende Begriffe von vornherein verzichtete.

A fortiori gilt das Problem einer vom Autor her gedachten Hierarchisierung für die beiden verbleibenden textbezogenen Kapitel, die „Weitere simplicianische Schriften“ und „Erbauung, Moral, Politik“ überschrieben sind. Ersteres umfaßt zum einen „Kalender und Kalendergeschichten“, eine irreführende Überschrift, denn in Wahrheit bezieht es sich auf den der Fiktion nach zum größten Teil von Simplicissimus noch vor seinem in der *Continuatio* beschriebenen neuerlichen Auszug aus der Schwarzwaldeinsiedelei in die Welt für seinen Sohn niedergeschriebenen *Ewig-währenden Calender*; die „Kalendergeschichten“, die vorgeblich „am Anfang der Traditionslinie stehen, die schließlich zu Hebel und Brecht führt“ (S. 114), verdanken sich erneut einer Zuschreibung an den Autor, nämlich an „Grimmelshausens elementare Lust, Geschichten zu erzählen und mit Schwänken zu unterhalten“ (S. 114), unter gänzlicher Isolation aus dem fiktiven Kommunikationszusammenhang. Zum anderen wird unter den „Weitere[n] simplicianische[n] Schriften“ nach einer knappen Aufzählung, autorzentriert wie gehabt, eine (nicht begründete) Auswahl aus den sog. „Kleinere[n] simplicianische[n] Schriften“ besprochen. Nach gleichem Muster werden im Kapitel „Erbauung, Moral, Politik“ die „erbaulichen Romane“ und der *Simplicianische Zweyköpffige Ratio Status* behandelt, auch hier, wie schon gleich der erste Satz demonstriert („Einen Gegenpol zu Grimmelshausens satirischen Werken bilden die biblisch- bzw. legendenhaft-erbaulichen Romane.“; S. 128), ohne Rücksicht auf fiktive Autorschaftsansprüche, die diese vermeintlich gänzlich entgegengesetzten Texte mit den simplicianischen Lebensbeschreibungen verlinken. So ist nicht einmal der Erwähnung wert, daß dem *Abentheurlichen Simplicissimus* zufolge Simplicissimus selbst für den *Keuschen Joseph* verantwortlich zeichnet, daß er im ersten *Vogelnest* vehement als Autor für dieses sein Werk eintritt oder daß im *Rathstübel Plutonis* die Geschichte von Proximus und Lympida zunächst von der Jungfrau Spes erzählt und daraufhin von Simplicissimus für sich beansprucht wird.

Dieser Tenor setzt sich auch in den beiden letzten, ohnehin stärker autorzentrierten Kapiteln zum „Erfolgsschriftsteller“, der mit der „Simplicianischen Art“ zu schreiben“ eine erfolgreiche Marke geschaffen habe, eigentlich aber Anerkennung auf dem Feld der „nichtsatirischen Werke“ suche (S. 148), und zur „Wirkungsgeschichte“ fort.

Wie soll man das in diesem Band Vorfindliche, zumal mit Blick auf die primäre Klientel interessierter Studierender, nun bewerten? Geboten werden einführende Überblicksdarstellungen zu den Texten, die solide informieren, jedoch althergebrachte Deutungsperspektiven ohne Diskussion alternativer Lesarten fortschreiben und dabei die Texte nur zu Belegzwecken heranziehen, nicht eigentlich ins Zentrum rücken. Die Diskussion von Forschungsproblemen und offenen Fragen wird man in der Darstellung fast durchweg vergeblich suchen, die Anmerkungen verweisen zwar auf einschlägige Forschung (wenn auch durchaus selektiv), doch auch hier fehlt ein unterschiedliche Positionen entfaltender und gegeneinander abwägender diskutierender Zugriff. An dem an die Anmerkungen sich anschließenden Literaturverzeichnis ist als besonders ärgerlich, da das Gegenteil von Transparenz erzeugend, zu monieren, daß die *Simpliciana*, das Forum der Grimmelshausenforschung schlechthin seit 1979, für den, der nicht ohnehin schon ‚eingeweiht‘ ist, als solches in keiner Weise kenntlich werden, wenn „die einzelnen Aufsätze in dieser jährlich erscheinenden Publikation [...] nicht separat verzeichnet“ sind und nur pauschal „Themenhefte [...] aufgeführt“ werden (S. 204). Zu welchen Verzerrungen diese Entscheidung führt, läßt sich beispielsweise daran ablesen, daß einer der anregendsten Grimmelshausenforscher überhaupt, Jörg Jochen Berns, auf diese Weise in den Literaturhinweisen schlichtweg nicht vorkommt. Der studentische Benutzer wird so, sollte er nicht durch Zufall oder Rat von anderer Seite darauf stoßen, um die Lektüre von Aufsätzen betrogen, die weit aus erhellender sind als diese Einführung. Auch wird ihm keinerlei Hinweis darauf gegeben, daß mit Dieter Breuers dreibändiger Ausgabe von Grimmelshausens Werken, von denen inzwischen immerhin zwei in sehr erschwinglichen Taschenbuchausgaben zu haben sind, zugleich auch eine ausführliche und vielfach hilfreiche Kommentierung der Texte vorliegt. Meinen Studierenden werde ich darum dieses Buch, das nicht hält, was der Klappentext verspricht, nicht empfehlen, sondern statt dessen auch weiterhin Dieter Breuers *Grimmelshausen-Handbuch*.

Nicola Kaminski (Bochum)

Lars Kaminski: *Vita Simplicii. Einsiedlerleben und Antoniusverehrung bei Grimmelshausen*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Brüssel, New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2010. 334 S., 4 Abb.

I.

Eine grundsätzliche innere Spannung bestimmt bis heute die Grimmelshausenforschung, speziell die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Figur des Simplicissimus. Handelt es sich – schon wegen der unübersehbaren autobiographischen Züge – um eine künstlerisch stilisierte und gewissermaßen aufbereitete Gestalt von „realistischer“ Geschlossenheit, oder entwirft der Autor ein Konstrukt, wofür wiederum verschiedene Strukturen sprechen, die die Handlung im wesentlichen zu bestimmen scheinen, etwa die Abfolge astrologisch unterschiedlich bestimmter Lebensphasen oder das Durchlaufen eines kanonischen Lasterkatalogs der barocken Epoche (Günther Weydt¹, Klaus Haberkamm², Rolf Tarot³)? Gibt es einen theologisch begründeten und vom Autor geglaubten Weg zum endgültigen Heil der Seele, oder haben wir die beliebig fortsetzbare Folge von Anläufen zu diesem Seelenheil vor uns, die obendrein in ironischer Brechung erscheinen und in der *Continuatio*, einschließlich der Kreuzinselhandlung, einen ironisch-skeptizistischen Höhepunkt erreichen (u. a. Waltraud Wiethölter⁴)? Damit verbindet sich seit jeher ein Streit um die geistes- und theologiegeschichtliche Einordnung des Protagonisten und damit auch seines Autors: Vermitteln sie die altehrwürdige Botschaft einer Welt, die durch die göttliche Vorsehung gelenkt wird, oder stehen sie für eine moderne „Baldanders“-Haltung, die alles Erzählte beliebig destruieren kann?

-
- 1 Günther Weydt: Planetensymbolik im barocken Roman. Versuch einer Entschlüsselung des „Simplicissimus“. In: ders.: *Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen*. Bern, München 1968, S. 243–301.
 - 2 Klaus Haberkamm: „*Sensus astrologicus*“. *Zum Verhältnis von Literatur und Astrologie in Renaissance und Barock*. Bonn 1972 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 124).
 - 3 Rolf Tarot: „Nosce te ipsum“. Lebenslehre und Lebensweg in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“. In: *Daphnis* 5 (1976), S. 499–530.
 - 4 Waltraud Wiethölter: „Baldanderst Lehr und Kunst“. Zur Allegorie des Allegorischen in Grimmelshausens „Simplicissimus Teutsch“. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 68 (1994), S. 45–65.

II.

Lars Kaminski hält das in der Einleitung seiner Monographie (Diss. Univ. Münster 2009) fest und illustriert die angesprochene Grundspannung zunächst durch Beispiele der kontroversen frühen *Simplicissimus*-Rezeption (Prokop von Templin, Christoph Selhamer, Christian Weise, S. 12–14). Er lässt keinen Zweifel daran, dass für ihn der „Monachus“ auf der Kreuzinsel nicht einfach in die Reihe der vorher erzählten und ironisierten *Simplicissimus*-Rollen eingefügt werden kann, sondern eine Figur repräsentiert, die eine tiefere, ja die entscheidende Einsicht in den Sinn des menschlichen Daseins erreicht. Kaminskis methodischer Ansatz ist die logische und richtige Folge dieser Ausgangsüberlegung. Er beginnt mit „eine[r] genaue[n] immanente[n] Lektüre der Kreuzinsel-Kapitel, welche die komplexen Bezugsgeflechte der Erzählhandlung en detail nachvollzieht.“ (S. 14) Er folgt dabei dem Handlungsverlauf: Im Kapitel „Das Böse“ befasst er sich mit den Todsünden, ihrer allegorischen und realen Präsenz, sowie der Auseinandersetzung des „Monachus“ *Simplicissimus* mit dieser Herausforderung. Kontrastiv dazu das Kapitel „Das Göttliche“ (S. 83–142): Es analysiert, wie der Held „zu den christlichen Tugenden gelangt“ (S. 14). Im Kapitel „Der Garten“ (S. 143–178) wird dann vorgestellt, wie *Simplicissimus* durch asketische und meditative Praktiken „den Garten seiner Seele“ kultiviert. Die beiden letzten Kapitel („Die Relation“, S. 179–258, und „Die Rückkehr“, S. 259–288) behandeln die Außenperspektive des holländischen Kapitän samt seiner Mannschaft und das erneute Auftreten eines gewandelten Protagonisten in einer Welt, der er früher verfallen war.

Dieser „Kommentar“, der freilich so textimmanent nicht sein kann, wie der Autor das behauptet, zieht nicht nur die Fäden innerhalb des Gesamtromans, sondern richtet den Blick auch auf die „Vorbilder“ (S. 15), nach denen Grimmelshausen „den „Monachus gestaltet hat“ (S. 15). Das heißt natürlich, dass eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Quellen zu leisten ist.

III.

Damit muss sich der Verf. auf ein bereits eifrig beackertes Gelände wagen – auf ein Gelände, das obendrein immer noch vermint ist. Er weiß das, denn er spricht offen die Verschiedenartigkeit dessen an, was ihn erwartet: „So wird das Augenmerk nicht nur auf zeitgenössische literarische Quellen zu richten sein, sondern u. a. auch auf die Aussprüche der ägyptischen Einsiedler, auf die jüdische ebenso wie auf die

christliche Mystik und auf verschiedene monastische Traditionen“ (S. 15). Ein grundsätzlicher Akzent liegt auf dem Vorbildstatus des Hl. Antonius (Eremita), dessen Einfluss bereits von Ilse-Lore Konopatzki herausgearbeitet worden war.⁵ Das Antoniumsmuster dient unter anderem zur Erhellung der Rolle des Zurückgekehrten im *Springinsfeld* und im *Rathstübel Plutonis*.

Darüber hinaus gerät einiges Quellenmaterial für die „frühneuzeitliche Religiosität“ in den Blick; und – zur Überraschung des Lesers – werden auch „die Ergebnisse der neueren Theologie, Anthropologie und Geschichtsforschung berücksichtigt. Theologische Gedanken von Joseph Ratzinger, Karl Rahner und Josef Pieper werden ebenso eingeführt wie moderne Untersuchungen zur Charisma-Forschung und zum mittelalterlichen Mönchstum.“ (S. 16). Und man muss hinzufügen: Auch mehr oder weniger zeitgenössische bildliche Darstellungen (vorwiegend der Antoniusfigur, alle aus dem 16. Jh.) werden kommentierend herangezogen.

Grimmelshausen und seine Quellen... Was hat er gelesen, was konnte er lesen? Was ist direkte Einwirkung, was läuft über Kompendien, über zusammenfassende Populärtexte der Epoche? Dass hier Vorsicht geboten ist, liegt auf der Hand. Der Verf. tritt gewissermaßen die Flucht nach vorne an, indem er die grundsätzliche typologische Breite seiner Quellen zwar erwähnt, aber weitere Reflexionen hierüber vermeidet. Damit geht er einerseits kaum ein Risiko ein, andererseits verschwimmen die Belege: Punktuell Festlegbares steht neben Beispielen für eine Art theologischen Kollektivgedächtnisses und der Rückblendung moderner theologischer Analyse. Bei allem Respekt vor Ratzinger, Rahner und Pieper: Eine Indienstnahme ihrer Theologie für die Interpretation eines Barockromans bedarf grundsätzlicher Vorüberlegungen; das beiläufige Herbeizitieren einer „(im engeren Sinn) ideengeschichtlichen und kulturwissenschaftliche[n] Perspektive“ (S. 16) reicht da nicht aus.

IV.

Dennoch: Kaminskis Kommentierung und Verortung der Kreuzinsel-segmente bringt nicht nur viel Anregendes, sondern fordert durch neues Material zum grundsätzlichen Nachdenken über Grimmelshausens Romanbotschaft auf. Die Arbeit erscheint mir als gewichtiges Plädoyer für

5 Ilse-Lore Konopatzki: *Grimmelshausens Legendenvorlagen*. Berlin 1965 (Philologische Studien und Quellen 28).

den religiösen Ernst des Autors, und dazu für sein Bewusstsein, an einem tief greifenden Wandel des theologischen Denkens teilzuhaben. Plausibel ist auch, dass das Hintergrundmuster des Antonius Eremita diese verschlüsselte Botschaft unterstreicht.

Deshalb sind die folgenden Gedanken und Bedenken weniger als Kritik zu verstehen, sondern eher als interessierte Teilnahme an dem vom Verf. initiierten Dialog. Im Abschnitt „Naturbetrachtungen“ des „Garten“-Kapitels zieht Kaminski eine scharfe Trennungslinie zwischen weltlicher *curiositas* und der letzten Einsicht in den Weltsinn durch den jetzt wissenden Blick auf die Natur (S. 159, Anm. 69). Er wendet sich dabei gegen Dieter Breuers These, der die *curiositas* als „Ausgangspunkt für Simplicii Selbsterkenntnis und seine Erfahrung des göttlichen Sinns in der Schöpfung“ wertet.⁶ Zur Attacke Kaminskis: So schwarz-weiß geht es meinen eigenen Beobachtungen nach im *Simplicissimus* nicht zu: Die Erkenntnis des Helden gründet nicht darauf, dass er die von ihm zurückgelassene Welt in Bausch und Bogen abtut – dazu ist sie zu detailverliebt erzählt –; vielmehr erscheinen seine dort gemachten Erfahrungen als Anstöße für die Entwicklung gegen das Ende seines Lebens hin, eine Entwicklung, zu der es manche Vorformen und für die es manche Signale gibt.⁷ Wobei vielleicht auch noch auf ein gar nicht so heimliches Erzählvergnügen geschlossen werden darf. Hier wäre ein Blick auf die „asketische“, das will sagen auf die populärtheologische, Literatur der vorangehenden Jahrzehnte hilfreich gewesen. Ich nenne nur ein Buch, das für Grimmelshausen als Quelle nicht mehr in Frage kommt, aber eine Art Gipfelpunkt einer allgemeineren Diskussion darstellt. Es ist 1672 erschienen, wurde 1719 wieder aufgelegt und stammt vom rheinischen Jesuiten Jakob Masen. Es trägt den bezeichnenden Titel *Utilis curiositas de humana felicitate* und wendet sich an Menschen der Welt und der Kirche gleichermaßen (*ad usum non minus politicorum quam ecclesiasticorum*); es enthält eine Auswahl „anmutiger Geschichten“ (*cum amoeno historiarum aliquot delectu*), die dazu helfen sollen, das wahre Glück, und das heißt natürlich: das Heil der Seele, zu finden. Der jesuitische Autor setzt also bei einer positiv verstandenen Weltneugierde an; er verwendet bei der Be-

6 Dieter Breuer: Grimmelshausens simplicianische Frömmigkeit: Zum Augustinismus des 17. Jahrhunderts. In: *Frömmigkeit in der frühen Neuzeit. Studien zur religiösen Literatur des 17. Jahrhunderts in Deutschland*. Hrsg. von Dieter Breuer. Amsterdam 1984 (Chloë 2), S. 213–252.

7 Dazu Ruprecht Wimmer: „Utilis curiositas“: Grimmelshausens Erzählen und die Populärtheologie seiner Epoche. In: *Simpliciana* XII (1990), S. 63–88.

gründung seines Projekts übrigens die gleichen Gedanken wie Grimmelshausen zu Beginn der *Continuatio*: die horazische Wendung vom zugleich Angenehmen und Nützlichen sowie die Metapher von Hülse und Kern.

Ohne dass man den religiösen Impetus des Autors Grimmelshausen bestreiten wird oder gar muss: Er verleugnet seine Weltverfallenheit nur halbherzig, will mir scheinen – er braucht sie vielmehr, auch künstlerisch und erzählerisch, um sich von ihr abzuwenden. Grimmelshausens Zwischen- und Übergangsposition wird gerade durch die Neuauflage der „Welterperspektive“ in den Unterkapiteln „Relation“ und „Rückkehr“ ins Relief getrieben – und das sichert ihm, vielleicht ohne dass er es so gewollt hat, mehr Überzeitlichkeit zu als jeder asketischen oder theologiedidaktischen Literatur seiner Epoche – die der Jesuiten nicht ausgenommen.

Lars Kaminski hat mit seiner Dissertation einen wesentlichen Beitrag zu einer Grundsatzdiskussion der Grimmelshausenforschung geleistet. Das Buch wird gerade durch seine These von der kompromisslosen simplicianischen Weltabsage und -überwindung erneut den kritischen Blick der Forschung auf die Strukturierung des so ausgedehnten und vielfältigen Erzählmaterials „Welt“ im *Simplicissimus* lenken.

Ruprecht Wimmer (Eichstätt)

Italo Michele Battafarano: *Simpliciana Bellica. Grimmelshausens Kriegsdarstellung und ihre Rezeption 1667–2006*. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2011 (IRIS. Ricerche di cultura europea. Forschungen zur europäischen Kultur 26). 378 S.

Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) und die ihm folgenden militärischen Auseinandersetzungen haben das Leben und das literarische Werk Grimmelshausens nachhaltig geprägt. Seine Figuren erleben diese Auseinandersetzungen vielfach erst als Faszinosum, dann als Tremendum und machen so – stellvertretend für die Leser – den zeitgenössischen Doppelsinn des Wortes ‚monstrum‘ deutlich: Der Krieg ist ein alles verschlingendes Ungeheuer und ein (eigentlich unmissverständliches) Mahnzeichen, er ist real und entzieht sich in seiner brutalen Realität jeder poetischen Verklärung. Zugleich ist seine Erfahrung so heterogen, dass ihr der Schriftsteller nur durch ein multiperspektivisches, auf mehrere Erlebnissubjekte verteiltes Erzählen gerecht werden kann. Was Simplicius oder Olivier, die Courasche oder Springinsfeld, der stolze Melcher und andere Gestalten im Krieg erleben und sehen, ist nicht unbedingt dasselbe – gleichwohl bildet die Kritik des modernen Kriegswesens für Battafarano den Konvergenzpunkt all der Blickwinkel, die sich dem Leser durch die Simplicianischen Schriften eröffnen. Als geradezu epochemachend stellt Battafarano Grimmelshausens Bruch mit dem Ideal des Kriegshelden dar. An die Stelle heroisch-pathetischer Schlachtengemälde, die als Heldenprobe fungieren, tritt bei ihm ein Bild des umfassenden Unglücks, in das die Menschen sich stürzen oder gestürzt werden, wenn die Welt ohne Rücksicht auf Verluste in Trümmer gelegt wird.

Ausgehend von der sicherlich unstrittigen These, „dass Grimmelshausen keine Verharmlosung des Krieges, des ‚erschrecklichen und grausamen Monstrums‘, intendierte, sondern dass er seine Kritik der martialischen Welt durch die Leselust am abenteuerlichen Schicksal der jeweiligen Figuren seiner Romane hautnah vermitteln“ (S. 9) wollte, stellt die Wende vom Traktat zum fiktionalen Erzählwerk, vom *Satyrischen Pilgram* zum *Simplicissimus Teutsch* für Battafarano das entscheidende Datum in der Entwicklung des Autors dar. Denn diese Wende ermöglicht es Grimmelshausen sowohl die alltägliche, lebensweltliche als auch die grundsätzliche, menschen- und glaubensfeindliche Bedeutung des Krieges jenseits aller traditionellen Verherrlichungsrhetorik erzählbar bzw. erfahrbar zu machen. Angesichts dieser Argumentation verwundert es ein wenig, wie stark Battafarano bereits im Vorwort seines Buches die Differenz

der Simplicianischen Schriften zur novela picaresca betont. So zutreffend es ist, dass die Kriegsdarstellung kein Hauptthema des *Lazarillo de Tormes*, des *Guzmán de Alfarache* oder des *Buscón* bildet, so offensichtlich ist es doch gerade die Hinwendung dieser Texte zur lebensweltlichen Erfahrung respektive die satirische Betonung ihrer Abweichung von der offiziellen Moral und Verklärung, die sie mit den Simplicianischen Schriften verbindet. Auch in dem unauflösbaren Moment der Ambivalenz, das Battafarano insbesondere an der *Courasche* (als Text) und der *Courage* (als Figur) herausstreicht, könnte man eine Errungenschaft der novela picaresca und damit ein Gattungsmerkmal sehen, das sie – neben anderen Merkmalen – mit Grimmelshausens Kriegsromanen teilt.

Freilich ändern diese eher nachgeordneten Einwände nichts an der durchgängig plausiblen Argumentation, die Battafarano in den drei Hauptteilen seiner Monografie entfaltet. Zunächst widmet er sich der engen Verzahnung von Bedeutungsgestalt und Bedeutungsgehalt in Grimmelshausens romanhafter Kriegsdarstellung. Neben der multiperspektivischen, (pseudo-) autobiographischen Erzählanlage unterstreicht er am Ende des ersten Teils das Wechselspiel von Fiktion und Metafiktion, in dem Grimmelshausen die Unfassbarkeit der Welt- und Lebens-totalität reflektiert – eine Unfassbarkeit, die sich einerseits aus der konkret erfahrenen Monstrosität des Krieges ergibt. Auch wenn Battafarano es so pointiert nicht formuliert, kann man in dieser Reflexion der Unfassbarkeit andererseits aber auch einen Vorgriff auf das Problem-bewusstsein der modernen, nach-hegelianischen Romanpoetologie sehen, das ja wesentlich dadurch entsteht, dass sich Autoren und Kritiker am Totalitätskonzept abarbeiten. Jedenfalls berührt Battafarano in diesem Kapitel eine Frage, die gerade die *Continuatio* aufwirft und in der Forschung seit längerem verhandelt wird: die Frage nach der Fiktionalität respektive Un/Möglichkeit jeder exotopischen Weltbetrachtung.

Unterschwellig ist diese Frage auch im zweiten Teil des Buches präsent, in dem es u. a. um die Entdämonisierung der literarischen Höllendarstellung durch Grimmelshausen geht. Battafarano, der sich hier nicht zum ersten Mal einlässlich mit den Teufels- und Hexengestalten befasst, sieht meiner Meinung nach vollkommen zu recht, dass diese infernalischen Gestalten erstens aus satyrischen Gründen beschworen werden und ihre Vergegenwärtigung stets als ein Phantasieprodukt der (pseudo-) autobiografischen Erzählinstanzen ausgewiesen wird. Es findet somit eine doppelte Anthropomorphisierung statt: eine Vermenschlichung – aber eben nicht: Verharmlosung – des irdischen Infernos und eine Aufklärung über die diabolische Kraft der Weltverkehrung, die

eben nicht in irgendeiner Ausgeburt der Hölle, sondern im (kriegswütigen) Menschen steckt. Der generelle Befund, zu dem Battafarano dank seiner Analysen im zweiten Teil gelangt, lautet denn auch:

Metaphysische Erklärungen für den Krieg – sei es als Strafgericht Gottes, sei es als teuflische Verführung – werden zwar von seinen Figuren angeführt, treten aber durch den Handlungsverlauf und dessen detaillierte historische sowie soziale Verankerung hinter die Verantwortung des Menschen für das Geschehen auf der Erde zurück, wobei Grimmelshausen insbesondere das Augenmerk auf die Auswirkung von individuellem Fehlverhalten auf die Gesellschaft und den Einfluss der Gesellschaft sowie der unmittelbaren Umgebung auf den Einzelnen in den Blick bringt. (S. 187)

Es ist, mit anderen Worten, eine beinahe soziologische Sicht, die Grimmelshausen auf das Wesen und die Erscheinung des Krieges in der Neuzeit anbietet – eine Sicht, die den Krieg als ein Interaktionsgeschehen und als einen Prozess der destruktiven Enkulturation – spricht: Verrohung – begreift.

Unter dieser Voraussetzung kann sich Battafarano im dritten Teil seiner Abhandlung zum einen gegen jede Vereinnahmung Grimmelshausen durch Nationalisten oder Kriegstreiber wenden und zum anderen behaupten, dass all diejenigen, die dem modernen Krieg skeptisch begegnen, berechtigter Weise an den Verfasser der Simplicianischen Schriften anknüpfen. Zu den Verdiensten der vorliegenden Studie zählt, dass Battafarano neben den obligatorischen Ausführungen zu Brecht, Becher oder Grass auch scheinbar entlegenere Autoren und Texte berücksichtigt, z. B. ein Feldpostbändchen zum Weihnachtsfest 1917, oder den Feldpost-Kalender 1944. Zudem geht er auf Kontroversen aus der Zeit des Kulturkampfes und des Imperialismus ein, die explizit sehr viel über die Mentalität der Beteiligten und – implizit – sehr viel über die literarische Komplexität Grimmelshausens verraten, die sich eben nicht ohne erhebliche Bedeutungsverluste und Sinnentstellungen simplifizieren oder gar instrumentalisieren lässt. Auch wenn dieser dritte Teil aufgrund der Disparität seiner Gegenstände naturgemäß nicht so konzise ausfallen kann wie die ersten beiden, darf man zusammenfassend sagen, dass Battafarano einen in sich schlüssigen, ja pointierten Überblick zur literarischen Kunst der Kriegsdarstellung und -kritik liefert. Wer sich mit Grimmelshausens Lebensthema beschäftigen möchte und nach Zeugnissen seiner Wirkungsgeschichte Ausschau hält, hat hier ein gut lesbares Buch in Händen, das sich – gerade im dritten Teil – auch als Nachschlagewerk zu den Grimmelshausen-Bezügen in der Literatur der letzten knapp 150 Jahre verwenden lässt.

Matthias Bauer (Flensburg)

Dieter Martin: Grimmelshausen und der Mummelsee. Marbach a. N.: Deutsche Schillergesellschaft 2010 (Spuren 89). 16 S., 14 Abb.

Bald werden es fünfundzwanzig Jahre sein, in denen die Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg die kleine aber verdienstvolle Reihe „Spuren“ publiziert. Verdienstvoll nicht zuletzt aus dem Grund, dass die schmalen Heftchen, welche sich jeweils eines literarischen Erinnerungsortes zwischen Kurpfalz, Bodensee und Ostalp annehmen, auch die frühneuzeitliche Kultur am Oberrhein nicht aussparen. Denn neben Goethe, Hölderlin und Celan wurde auch vor geraumer Zeit Johann Michael Moscherosch in Willstätt¹ und wird nun neuerdings Grimmelshausens am Mummelsee gedacht.

Als berufener Kenner von Grimmelshausens Leben und Werk greift Dieter Martin die immer wieder virulente Frage nach autobiographischer Grundierung oder Transformation gelehrter Lesefrüchte im *Simplicissimus Teutsch* auf, wenn er die Mummelsee-Episode aus dem fünften Buch des schillernden Romans bespricht. Dabei knüpft er Grimmelshausens Darstellung des sagenumwobenen, von spontanen Unwettern erschütterten und von eschatologisch benachteiligten Wasserwesen bevölkerten Karsees an einschlägige Berichte gelehrter Fachprosa vor allem jesuitischer Provenienz.² Wenn Simplicius durch den Mummelsee bis zum Erdmittelpunkt taucht und dort den von allgemeinem Frieden und einer einheitlichen (womöglich präadamitischen) Sprache zusammengehaltenen Staat der Sylphen erkundet, sticht vor allem dessen Kontrast zu einer von Kriegshandwerk und persönlichem Besitzstreben zunehmend zerrütteten Menschenwelt ins Auge, wie Martin ausführt. Zum Kronzeugen dieses Gegensatzes wird der Romanheld selbst, wenn er sich geldgierig einen wunderwirkenden Quellstein erschwindelt, diesen aber nach seiner Rückkehr an Land versehentlich ablegt und so, wie nebenbei, die Ätiologie eines schwäbischen Sauerbrunnens dokumentiert.

Friedrich Gaede hat vor einiger Zeit die Warnung des Ziehvaters an Simplicius, er werde nach dem Besuch des Mummelsees „den Hergang vor den Hingang darvon haben“, und deren wortgetreue Bestäti-

1 Walter E. Schäfer: *Johann Michael Moscherosch in Willstätt*. Marbach a. N. 1993 (Spuren 23).

2 Er hat diesen Komplex anderswo mit wissenschaftlichem Apparat ausgeführt. – Dieter Martin: Jesuitischer Tourismus. Neue Spuren zum Mummelsee. In: *Simpliciana* XXXII (2010), S. 351–359.

gung am Schluss der Episode³ als subtile Anspielungen auf ein Diktum Heraklits gedeutet.⁴ Mit Blick auf Martins kulturgeschichtlichen Überblick zum Mummelsee könnte man in Abwandlung des Vorsokratikers hinzufügen: „Man kann nicht zweimal in denselben See steigen.“ Denn während Simplicius tatsächlich einen (fiktionalen) Tauchgang wagte, betrachtete die rational orientierte Hydrologie der Aufklärung die Oberfläche des Mummelsees (als) gänzlich unbewegt. Und die badischen Romantiker begnügten sich, wie Martin v. a. an Alois Schreiber aufweist, damit, vom Ufer aus Grimmelshausens Sylphen als halb verführerische, halb botanisch als Seerosen interpretierbare Wasserfrauen wieder auftauchen zu lassen.

Heutzutage könnte der Mummelsee mit seinem Hotel, zwei Restaurants, Andenkenladen und Tretbootverleih bei manchem Wanderer die Sehnsucht nach Grimmelshausens Waldeinsamkeit wecken. Er hätte nun die Möglichkeit, zu Dieter Martins instruktivem und unterhaltsamem, überdies mit Illustrationen aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert ansprechend bebildertem Essay zu greifen und die literarische Spurensuche aufzunehmen.

Jost Eickmeyer (Heidelberg)

3 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. In: *Werke*. I. 1. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 4. 1), S. 9–551, hier S. 489 und S. 523.

4 Am Rande einer Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft zu Grimmelshausens *Simplicissimus* und dem europäischen Roman, die 2007 in Oberkirch und Renchen stattfand.

***Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische Kalenderliteratur.* Hrsg. von Peter Heßelmann. Bern, Berlin, Brüssel, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien: Peter Lang 2011 (Beihefte zu *Simpliciana* 5). 444 S., zahlr. Abb.**

Der Band, hervorgegangen aus den Referaten eines Symposions der Grimmelshausen-Gesellschaft im März 2009, erweitert sowohl den Gesichtskreis der Grimmelshausenforschung als auch den der kalendergeschichtlichen Forschung überhaupt.

Solange es eine deutsche Kalenderforschung gibt, gilt Grimmelshausen als Initialfigur der literarisch ambitionierten deutschen Kalendergeschichtenerzähler. Zahlreiche Aufsätze und Dissertationen hatten das im 20. Jahrhundert herauszuarbeiten gesucht. Im Fokus stand dabei der als authentische Grimmelshausenschrift ausgewiesene *Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender* (Nürnberg 1670?), von dem Klaus Haberkamm 1967 einen Reprint mit kritischem Beiheft herausgegeben hat.¹ Als klärungsbedürftig galten vor allem zwei Fragen: Zum einen, wieviele Kalender Grimmelshausen überhaupt geschrieben habe; ob er lediglich als Verfasser des 1670 erschienenen *Ewig-währender Calenders* oder auch noch etlicher Jahreskalender, die sich als „simplicianisch“ annoncierten und Grimmelshausens Werk alludierten, gelten darf. Und zum andern, welchen biographischen und ästhetischen Stellenwert die Kalenderschreiberei im grimmelshausenschen Gesamtwerk beanspruchen dürfe. Von der Klärung der ersten Frage ist die Fertigstellung einer Gesamtedition des Œuvres Grimmelshausens abhängig, und bei der Debatte um die zweite Frage geht es um die Entscheidung, ob der Kalender von 1670 ein Nebenprodukt des Simplicianischen Zehnbücherzyklus sei oder dessen organisierendes, energetisches Zentrum, eine Schrift mithin, die als Hyper-Kalender den gesamten Erzählzyklus ergänze und kommentierend reflektiere.

Die über Grimmelshausen hinausgreifende deutsche Kalenderforschung zur Frühen Neuzeit hat seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts große empirische Blickerweiterungen erfahren: vor allem durch Klaus Matthäus (Erlangen), der seine richtungsweisende Studie von 1969 zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens durch ertragreiche Publikationen ab 2004 energisch ausbaute.² Sodann durch Hol-

1 Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*. Faksimile-Druck der Erstausgabe Nürnberg 1671. Mit einem erklärenden Beiheft hrsg. von Klaus Haberkamm. Konstanz 1967.

2 Klaus Matthäus: *Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwick-*

ger Böning (Bremen), der 1996 sein gewaltiges Dokumentationsprojekt *Kommentierte Bibliographie der Zeitungen, Zeitschriften, Intelligenzblätter, Kalender und Almanache* vom 15. Jahrhundert bis 1815 mit Publikationen dreier Bände zu den Periodika Hamburgs eröffnet und damit erstmals den Erweis erbracht hat, daß das frühneuzeitliche Kommunikationsgespinnst und der Beschleunigungsprozeß des Nachrichtenwesens ohne die Kalender nicht zu verstehen ist.³ Dann durch Volker Bauer, der seit 1997 seine Staffel von Repertorien und Studien zu deutschen „Staatskalendern“ des 17. und 18. Jahrhunderts herausgebracht hat.⁴ Und schließlich durch Helga Meise, die 2002 eine weitgespannte Studie über die Geschichte des Schreibkalenders und deren Bedeutung für die Steuerung höfischer Kultur und Tagebuchschreiberei veröffentlicht hat.⁵

Unmittelbaren Anlaß zur Anberaumung einer kalenderwissenschaftlichen Tagung durch die Grimmelshausen-Gesellschaft – die schon 1994 zu „Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller“ eine Tagung durchgeführt hatte –⁶ bot ein sensationeller Fund, den der Jenenser Astronomiehistoriker und Kalenderforscher Klaus-Dieter Herbst gemacht hatte. Im Stadtarchiv Altenburg war er auf eine Menge von zuvor unbekanntem Kalenderdrucken des 17. Jahrhunderts gestoßen, die sowohl die kalendergeschichtliche Forschung allgemein als auch die

lung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 9 (1969), Sp. 965–1396; ders.: Sturm als Kalendermacher. In: *Johann Christoph Sturm (1635–1703)*. Hrsg. von Hans Gaab, Pierre Leich und Günter Löffladt. Frankfurt a. M. 2004 (Acta Historica Astronomiae 22), S. 226–249; ders.: Der Atheist Matthias Knutzen streifte Altdorf (1674). Johann Christoph Sturm und seine Stellungnahme gegen die Gewissener von 1675. In: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte* 75 (2006), S. 56–86; ders.: Die offiziellen Nürnberger Kalenderschreiber. In: *Astronomie in Nürnberg*. Hrsg. von Gudrun Wolfschmidt. Hamburg 2010 (Nuncius Hamburgensis. Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften 3), S. 185–195.

- 3 *Deutsche Presse. Bibliographische Handbücher zur Geschichte der deutschsprachigen periodischen Presse von den Anfängen bis 1815*. Hrsg. von Holger Böning und Emmy Moeps. 3 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 1996.
- 4 Volker Bauer: *Repertorium territorialer Amtskalender und Amtshandbücher im alten Reich. Adreß-, Hof-, Staatskalender und Staatshandbücher des 18. Jahrhunderts*. 4 Bde. Frankfurt a. M. 1997–2005 (Ius Commune Sonderhefte – Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 103, 123, 147, 196).
- 5 Helga Meise: *Das archivierte Ich. Schreibkalender und höfische Repräsentation in Hessen-Darmstadt 1624–1790*. Darmstadt 2002 (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission. N. F. 21).
- 6 Die Vorträge sind veröffentlicht in *Simpliciana* XVI (1994).

Grimmelshausenforschung insbesondere vor eine Fülle neuer Informationen und Fragen stellte. Gemeinsam mit K. Matthäus legte K.-D. Herbst zu Beginn des Jahres 2009 einen Dokumentationsband *Simplicianische Jahreskalender* vor, der in Faksimiledruck vier Kalenderjahrgänge präsentiert – nämlich die des in der Nürnberger Offizin von Felßecker publizierten *Europäischen Wundergeschichten Calenders* von 1670–1672 und den des für 1675 in Molsheim von der Offizin Straubhaar hergestellten *Schreib-Kalenders*.⁷ Alle diese Kalender annoncieren sich durch Titelei und Textbezüge als „simplicianisch“. Doch darf man sie deshalb ebensowenig von vorneherein dem Werk Grimmelshausens zuschlagen, wie man etwa die Robinsonaden allesamt als Werke von Defoe bezeichnen darf.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft war gut beraten, auf diese Initiativen von Herbst und Matthäus mit Anberaumung eines Symposions zu reagieren, zu dem Kalenderforscherinnen und -forscher aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz sich ein Stelldichein gaben; neben Herbst und Matthäus etliche weitere, die im Folgenden erwähnt werden. Der nun vorliegende Tagungsband bietet insgesamt 17 Beiträge (drei davon von Matthäus, zwei von Herbst, zwei von Haberkamm und zwei von Schlaefli). Im Zentrum der Erörterungen steht natürlich die Frage nach der Zuweisbarkeit der neuen Funde an die Autorschaft Grimmelshausens. Gerahmt und unterfüttert wird diese Diskussion durch etliche Beiträge zur allgemeinen Bedeutung der frühneuzeitlichen Kalenderproduktion und der Produktion einzelner Offizinen und Kalenderautoren. Die generellsten Informationen bietet der Eröffnungsbeitrag von Holger Böning, der den „Kalender im Mediensystem des 17. Jahrhunderts“ verortet (S. 13–32). Klaus-Dieter Herbst unterzieht Schreibkalender für das Jahr 1670 einer vergleichenden Analyse (S. 33–73). Timothy Sodmann, der sich seit 1976 schon um die Frage nach Grimmelshausens Kalenderschriftstellerei verdient gemacht hat,⁸ erörtert die Zuschreibbarkeit der *Europäischen Wunder-Geschichten-*

7 Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calendar 1670 bis 1672 (Nürnberg) – Schreib-Kalender 1675 (Molsheim)*. Faksimiledruck der vier Kalenderjahrgänge erstmals neu hrsg. und kommentiert von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst Erlangen, Jena 2009.

8 Timothy Sodmann: Die Kalenderschriften Grimmelshausens. In: *Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit*. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster [Ausstellung und Katalog: Peter Berghaus, Günther Weydt]. Münster 1976, S. 129–139.

Calender und fordert als notwendige Entscheidungshilfe die Erstellung eines „Grimmelshausen-Wörterbuchs“ (S. 75–87). Klaus Matthäus vergleicht die *Europäischen Wunder-Geschichten-Calender* und den Molsheimer *Schreib-Kalender des jungen ehelich gebohrnen Simplicissimi* (für 1675) mit dem authentischen *Ewig-währenden Calender* und nutzt dafür die Bildtitelblätter sowie wechselseitige Hinweise in den Paratexten der Kalender (S. 89–151); in einem Annexbeitrag macht er die *Warhaffte Relation* über die Schlacht bei Entzheim im Molsheimer Schreibkalender wichtig, um die Verfasserschaft Grimmelshausens zu plausibilisieren (S. 153–158). Dieter Breuer, der als Grimmelshausen-Editor und Verfasser zahlloser Bücher und Aufsätze zu diesem Autor bekannt ist, macht seine intime Vertrautheit mit Struktur, Motivkanon und Stilistik Grimmelshausens zur Basis seiner Argumentation, in der er die *Europäischen Wunder-Geschichten-Calender* als Pseudo-Grimmelshusiana, dagegen aber den Molsheimer *Schreib-Kalender* als authentisches Werk Grimmelshausens ausweist (S. 159–184). Gut ergänzt wird seine Argumentation durch zwei Beiträge von Louis Schlaefli, der Molsheim als Druckort und den dort tätigen Drucker Straubhaar vorstellt (S. 185–193) sowie ein Verzeichnis der Drucke Straubhaars aus den Jahren 1667–1680 bietet (S. 195–209). Klaus Haberkamm widmet sich dem Genus der „immergültigen“ Kalender, die er mit den „jährlichen“ kontrastiert (S. 211–249). In einem weiteren Beitrag vergleicht er die Art „astrologisch signifikativen Erzählens“ bei M. F. Rosencreutzer und Grimmelshausen (S. 379–405). Diesen Marx Friedrich Rosencreutzer hat Helga Meise als Autor eines *Wurtz und Kräuter-Calenders*, der für die Jahrgänge 1649–1672 nachweisbar ist, nach „Textformen und Literarizität“ befragt (S. 275–290). Auch Norbert C. Wernicke (Bern), der „Die Schweizer Kalenderlandschaft 1670–1700“ kenntlich macht (S. 251–273), bietet damit ebenso weitgreifende Einsichten in Bedingung und Verbreitung der Kalenderproduktion wie Jürgen Hamel für „Norddeutsche Schreibkalender um 1700“ (S. 345–376). Rosmarie Zeller widmet sich den Kalendern des produktivsten Kalenderschreibers Marcus Freund (S. 291–306), während Hans Gaab an dem Kalendermacher Israel Hiebner soziale Profilierungsprobleme des Berufsstandes aufzeigt (S. 307–343). Abschließend gibt Klaus Matthäus noch Nachricht von einer Sammlung Simplicianischer Kalender in Krakau (S. 407–420), während Klaus-Dieter Herbst den Kalendermacher Johannes Vulpius und dessen Kritik am *Ewig-währenden Calender* Grimmelshausens vorstellt (S. 421–430).

Insgesamt präsentiert der Band ein Programm, das sich durch panoramatische Sicht, Methodenreichtum und Detailschärfe auszeichnet. Es gibt unter den so unterschiedlichen Beiträgen keinen, der flau oder gar verzichtbar wäre. Die Fülle der ausgebreiteten Fakten eröffnet neue Sichtperspektiven auf die Kalendergeschichte, auf Grimmelshausens Verlegerkontakte und nicht zuletzt auf Grimmelshausens Arbeitsweise. Die nun gedruckt vorliegenden kontroversen Thesen zur grimmelshausenschen Authentizität der verschiedenen simplicianischen Kalender sowie auch die Frage nach der Bedeutung der Kalender für das simplicianische Gesamtprojekt Grimmelshausens machen ein weiteres Arbeitsgespräch möglich und wünschenswert.

Jörg Jochen Berns (Marburg)

Heinrich Anselm von Zigler: *Die Asiatische Banise. Historisch-kritische und kommentierte Ausgabe des Erstdrucks (1689)*. Hrsg. von Werner Frick, Dieter Martin und Karin Vorderstemann. Berlin, New York: de Gruyter. Edition Niemeyer 2010 (Frühe Neuzeit 152). 701 S., 19 Abb.

Zuverlässige Editionen barocker Romane findet man nicht gerade in Hülle und Fülle. Während die großen Erzählwerke etwa Grimms' Hausens oder Zesens, in neueren Werkausgaben vorbildlich ediert, für Forschung und Lehre bereitstehen, dürfte eine Ausgabe von Lohensteins Monumental-Werk *Großmuethiger Feldherr Arminius* noch einige Zeit auf sich warten lassen; von den Romanen Happs, Bohses oder Hunolds, *politischen Näschern* oder *Hasenköpfen* ganz zu schweigen.

Vor diesem Hintergrund scheint es umso verdienstvoller, dass sich drei ausgewiesene Barock-Spezialisten in Freiburg zusammengetan haben, um *Die Asiatische Banise*, jenen spätbarocken „Bestseller“ des sächsischen Frühvollendeten Heinrich Anselm von Zigler und Kliphausen (1663–1669) in einer kritischen Ausgabe ans Licht zu bringen. Dass diese Unternehmung ein langjähriges Desiderat der Barockforschung erfüllt, erhellt schon daraus, dass alle bisherigen modernen Ausgaben keineswegs die einzige von Zigler selbst verantwortete Erstausgabe von 1689 zu Grunde legten, sondern in aller Regel Raubdrucke des frühen achtzehnten Jahrhunderts heranzogen. Um Licht in diese obskure Überlieferungsgeschichte zu bringen, in denen auch eine Phantom-Ausgabe von 1713 herumgeisterte, wenden die Herausgeber zweihundert der gut siebenhundert Seiten ihres Buches auf. Es handelt sich mithin um keinen lakonischen Editionsbericht, sondern eine in bester philologischer Akribie erarbeitete Übersicht der existierenden Ausgaben und ihrer komplexen textlichen Abhängigkeitsverhältnisse, die nur teilweise, dafür aber stets plausibel nachgewiesen werden können. Erstmals wird so auch die Genese der rezeptionsgeschichtlich höchst relevanten, „verbesserten“, d. h. empfindsamen Stilidealen des 18. Jahrhunderts angepassten Überarbeitung von 1764 nachvollziehbar. Schließlich bietet der erläuternde Anhang neben Hinweisen zur Anlage von Edition und Kommentar eine genaue und kommentierte Übersicht der von Zigler benutzten historiographischen und poetischen Quellen, die nicht nur die stupende Belesenheit des jungen Dichters dokumentiert, sondern auch im Einzelnen, etwa seinem Verhältnis zu dem vordergründig gepriesenen Lohenstein, zu forschertlichem Überdenken einlädt. Beigegeben sind dem Anhang außerdem sowohl die Illustrationen

von Ziglers Erstausgabe als auch Bildbeigaben aus seinen historiographischen und polyhistorischen Quellenwerken (etwa Happels *Relationes curiosae* oder Schultze van Harlems *Ost-Indischer Reise*), sofern sie als Vorlagen für einzelne Passagen des Romans plausibel gemacht werden können.

Solchermaßen umfänglich gerüstet und zudem mit einem über hundertseitigen Kommentar versehen, der zuverlässig Realien, Mythologica, Exotica und Wortwahl erläutert, kann sich der Leser dem edierten Text selbst zuwenden. Dessen Konstitution kann allen Ansprüchen an eine kritische Ausgabe genügen, allerdings waren die Herausgeber gefordert, einige editorische Klippen zu umschiffen, etwa die problematische Frage zu lösen, wie man die aus heutiger Sicht ungewöhnliche Auszeichnung wörtlicher Rede im barocken Druck (nämlich in der Regel durch größere Type) adäquat darstelle. Sie haben sich für einen Typenwechsel zu einer serifenlosen Schriftart entschieden, was in der Mischung der Drucktypen eine auf den ersten Blick ungewohnte Ästhetik erzeugt, in die sich der Leser über einige Zeit aber hineinfindet. Fraglich muss freilich bleiben, ob zukünftige Forscher bei Zitation aus der *Banise*-Ausgabe diese Praxis werden übernehmen können. Ein dreifacher Apparat verzeichnet Ziglers originalen Anmerkungen sowie textliche Varianten der späteren Drucke und, davon in sinnvoller Weise abgesetzt, der Bearbeitung von 1764. Lobenswert ist hier die „Entschlackung“ der beiden letzteren Apparate, da alle Varianten ohne Belang (etwa die Wechsel von Virgel zu Komma) ausgespart und nur die morphologisch, semantisch oder syntaktisch aussagekräftigen dokumentiert werden. So wird dem Leser einerseits ein angenehmer Lesetext dieses übrigens in seiner relativen Kürze durchaus spannenden und kurzweiligen Romans im ostasiatischen Gewande geboten, andererseits dem Wissenschaftler die Möglichkeit, Textvarianten auf einen Blick zu prüfen.

Der noch akribischere Philologe wird zudem auf das Freiburger „Banise-Portal“ verwiesen, das hier nicht unerwähnt bleiben darf. Denn eigentlich hält man mit der Edition in Buchform nur einen Teil eines sowohl virtuellen, als auch aktuellen Hybrid-Projektes in Händen. Der Ruf nach Digitalisierung und Online-Präsentation, der heutzutage die meisten von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekte begleitet, wurde in diesem Fall durch ein höchst kundiges Echo erwidert. Denn das zugehörige, von der Universität Freiburg unterhaltene Portal (<http://portal.uni-freiburg.de/ndl/forschung/banise>) bietet immerhin sechs der insgesamt dreizehn bis ins 19. Jahrhundert entstandenen Ausgaben und Adaptionen als digitalisierte Volltexte sowie eine

erkleckliche Auswahl von Ziglers Quellen ebenfalls als Digitalisate zumindest der relevanten Textausschnitte. Gerade wo keine modernen Ausgaben oder Nachdrucke vorliegen, ist dieser zusätzliche Service von hohem Wert und ermöglicht weitere Aufschlüsse über Ziglers Vorgehensweise.

Im ersten Buch des Romans reagiert die Avanische Prinzessin Higvanama, eine der Hauptfiguren, in einer für den höfischen Roman typischen Weise auf ein Schreiben ihres geliebten Printzen Nherandi, „Welches bey Lesung der Überschrift eine solche Besturtzung und Freude in ihr verursachte/ daß die Farbe der Wangen sich nach der Stirn zogen/ und also dem gantzen Gesichte eine angenehme Roethe verursachte.“ (S. 60) Obgleich man eine solche Reaktion bei einem nüchternen Germanisten, der die kritische Edition der *Asiatischen Banise* in Händen hält, vielleicht nicht erwarten darf, kann man dennoch mit großer Zufriedenheit rechnen. Denn Frick, Martin und Vorderstemann haben mit ihrer Ausgabe auf musterhafte Weise und im reflektierten Umgang mit neuesten Editionsansätzen einen seit langem unzugänglichen Originaltext Barocklesern und -forschern zur Verfügung gestellt und damit zugleich eine solide Basis für die, teils bereits erfolgte, Erforschung der *Banise*-Rezeption seit dem 18. Jahrhundert geschaffen.¹ Man wünscht sich, dass noch viele Romane nach diesem Vorbild erschlossen werden mögen.

Jost Eickmeyer (Heidelberg)

1 Wie man aus Freiburg hört, geht das *Banise*-Projekt in die „zweite Runde“ und wird sich nun der gesamteuropäischen Rezeption, d. h. den zahlreichen Übersetzungen sowie vor allem Johann Georg Hamanns Fortsetzung von Ziglers Roman (*Fortsetzung der Asiatischen Banise, Oder des bluthigen doch mutigen Pegu Zweyter Theil*, Nach Art Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen. Leipzig 1724) widmen. Hierauf darf man ebenso gespannt sein wie auf die Erträge eines im Februar 2011 unter der Ägide der Herausgeber abgehaltenen Symposiums zur europäischen und intermedialen Rezeption von Ziglers Roman.

Flemming Schock: *Die Text-Kunstkammer. Populäre Wissenssammlungen des Barock am Beispiel der „Relationes Curiosae“ von E. W. Happel.* Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag 2011 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 68). 416 S., 33 Abb.

Die Monographie (Diss. Univ. Augsburg 2009) widmet sich den zwischen 1681 und 1691 in Hamburg erschienenen *Grösten Denkwürdigkeiten der Welt Oder so genannte Relationes Curiosae* des Polyhistor, Kompilators und Romanautors Eberhard Werner Happel (1647–1690). Sie gelten in der deutschen Pressegeschichte als das früheste und erfolgreichste populäre Wissensperiodikum. Wöchentlich veröffentlichten Happel und sein Verleger und Drucker Thomas von Wiering (1640–1703) einen nummerierten Bogen zu je acht Seiten im handlichen Quartformat. Die präsentierten Kurztexte nannten sie – im Rückgriff auf etablierte Titelkonventionen der zeitgenössischen periodischen Presse – „Relationen“, also „Nachrichten“, „Neuigkeiten“. Zusätzlich zu seiner wöchentlichen Erscheinungsweise publizierte man das überaus erfolgreiche Periodikum jeweils jedes Jahr (50 nummerierte Bögen) und alle zwei Jahre (100 nummerierte Bögen) als eigenständiges Werk. Auf den über 4000 Seiten der *Relationes* wird eine aus heutiger Sicht fremd und strukturell zusammenhanglos anmutende heterogene, enzyklopädisch-wuchernde Stoff- und Wissensfülle in einem gigantischen „Textpatchwork“ ausgebreitet. Was die Gattungsfrage angeht, werden die *Relationes Curiosae* nicht als „Zeitschrift“ oder „Journal“ aufgefaßt, da beide Bezeichnungen erst im 18. Jahrhundert aufkommen, sondern als „periodische Wissenssammlung“ oder „periodisch wachsendes Sammelwerk“ (S. 28). Bei den *Relationes* handelt es sich um ein innovatives Produkt, denn ihnen stand in der Entstehungszeit früher deutschsprachiger Periodika jenseits der Zeitung nichts Vergleichbares zur Seite.

Nach einem einführenden Kapitel, das überblicksartig mit der Formationsphase periodischer Wissensmedien im 17. Jahrhundert, mit dem – trotz einer vor wenigen Jahren erschienenen instruktiven Monographie –¹ noch immer Defizite aufweisenden Forschungsstand, mit dem Erkenntnisinteresse, den Fragestellungen, der Methodik und dem Aufbau der Arbeit vertraut macht (S. 1–33), werden im zweiten Hauptkapitel die allgemei-

1 Uta Egenhoff: *Berufsschriftstellertum und Journalismus in der Frühen Neuzeit. Eberhard Werner Happs „Relationes Curiosae“ im Medienverbund des 17. Jahrhunderts.* Bremen 2008 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 13). Schocks komplementäre Untersuchung setzt, ausgehend von anderen Fragestellungen, divergierende inhaltliche Akzente und praktiziert einen abweichenden methodischen Zugriff.

nen Entstehungsbedingungen des Periodikums in presse- und sozialgeschichtlicher Hinsicht skizziert (S. 34–83). Hier gerät insbesondere Hamburg als Medien- und Literaturmetropole mit ihrer ausgeprägten urbanen Öffentlichkeit in den Blick. In diesem günstigen Umfeld vermochten die ersten Berufsschriftsteller und Dichter-„Journalisten“ Fuß zu fassen. Nur auf der Grundlage einer Arbeitsmethode des mehrfachen „Recyclings“ von Themen-, Text- und Bildmaterial in den *Relationes Curiosae*, in Zeitungen, Romanen, Kosmographien, Chroniken, Flugschriften und Flugblättern und weiteren medialen Genres konnte in der Medienredaktion von Happel und Wiering die steigende Nachfrage der Leser nach „welthaltigen“ Lesestoffen und Informationen mit einem enormem „Output“ befriedigt werden. Der Verlegerdrucker und sein Vielschreiber Happel produzierten in ihrer „Schreibfabrik“ rasch, marktorientiert und innovativ, wenn es darum ging, das gewöhnlich kostenintensive (Buch-)Wissen der Zeit zu akkumulieren, zu inventarisieren und für eine möglichst breite Leserschaft auch mittels Registern erschließ- und verfügbar zu machen. Happels umfangreiche Romane – unterscheiden könnte man je nach Sujet „geographische Informationsromane“ und „Zeitungs- und Geschichtsromane“ (S. 64) von den „Kosmographien“ (S. 71) – zeigten sich offen für heterogene Mischformen von Erzähl- und Wissenskonzeptionen, die zwischen fiktionalem und faktographischem Anspruch changierten. Die Fluktuation mehrfach verwendeter Textbausteine trug dazu bei, ein ausgedehntes Wissen in diese enzyklopädischen Kompendien zu integrieren.

Das dritte Hauptkapitel setzt sich mit der für frühneuzeitliche kultur-, wissens- und medienhistorische Kontexte wichtigen Kontroverse um Bedeutung und Funktion der nicht zuletzt theologisch und moralisch umstrittenen Neugier (*curiositas*) auseinander (S. 84–110). Dabei wird deutlich, daß der Diskurs über die Rechtfertigung und Etablierung der neuen Medien auf die Frage nach einer legitimen und illegitimen Neugier in der augustianischen Tradition rekurrieren mußte.

Vor der Folie der prägenden Wissensideale der Epoche – Polyhistorismus und enzyklopädisches Wissen – sowie der sie determinierenden Prozesse gerät die Gattungsspezifität der *Relationes* im vierten Hauptkapitel in den Blick (S. 111–166). Bemerkenswert ist, daß mit der sogenannten „Buntschriftstellerei“ ein großes Segment populärer enzyklopädischer Literatur in den elaborierten Normierungsversuchen der kodifizierten Poetiken ignoriert wurde. Die *Relationes* lehnen sich im Hinblick auf ihre Struktur und Gattungstradition, so eine Beobachtung Schocks, an die intendierte Ordnungsschwäche der Wissensarchitektur und Textorganisation frühneuzeitlicher „Buntschriftstellerei“ an. Happels innovative Leistung

besteht darin, die Ästhetik der „Buntschriftstellerei“ mit ihrer programmatischen Unordnung erstmals in ein Periodikum überführt zu haben. In diesem Hauptkapitel werden zudem die wichtigsten Quellen Happels und sein Selbstbild als Berufsschriftsteller, Redakteur und Kompilator beleuchtet. Dem Ideal eines Polyhistor liegt das Konzept einer kompiativen Autorenschaft, nicht einer autonomen Urheberschaft zugrunde.

Die beiden nächsten Hauptkapitel (S. 167–187, S. 188–215) untersuchen auf der Grundlage der Paratexte das programmatische publizistische Konzept der *Relationes* und gelangen zu dem Schluß, daß das Periodikum eines der frühesten Beispiele von volkssprachiger Wissenspopularisierung darstellt. Die Verbreitung von Wissen wurde mit den *Relationes* zum ersten Mal Gegenstand der im wöchentlichen Rhythmus veröffentlichten Publizistik – lange, bevor die Zeitschrift zum wichtigsten Periodikum des 18. Jahrhunderts avancierte. Popularisiert wurde im wöchentlich erscheinenden Wissensmagazin jedoch nicht nur das Wissen selbst, sondern auch das Modell der Kunstkammer, das Happel aus Gottorf und Hamburg kannte. Dieser Sammlungstyp bildet – so die zentrale These Schocks – das „Leitmedium“ und Strukturmodell für die *Relationes*, die sich als textuelles Pendant zu den „materiellen“ Kunstkammern des Barock, als „Text-Kunstkammer“ verstehen und als periodische Wissenskollektion eine spezifische Ausformung erhalten. In den Texten des Periodikums, der „imaginären“ Kunstkammer, spiegeln sich sowohl die materielle Welt der Kunstkammern als auch ihr theoretisches Konzept und ihr kommunikativer Überbau wider. Die Wissenspopularisierung mit dem Ziel der Orientierung in der Welt hat unterhaltende, die Neugier befriedigende, allgemein belehrende, nützliche und nicht zuletzt erbauliche Funktionen. Happel, so kann Schock verdeutlichen, emanzipierte sich keineswegs vom religiösen Weltbild seiner Zeit. Die Vermehrung und Verbreitung von Wissen, das Gott im universellen Buch der Natur, des Mikro- und des Makrokosmos, bereithielt, sollte vielmehr zur frommen Selbstvergewisserung und zur Stärkung des christlichen Glaubens dienen. Damit wurzeln die *Relationes* in ihrer weltanschaulichen Perspektive – ohne Ambivalenzen und Brüche im Hinblick auf eine sich andeutende „säkulare“ Auffassung der Natur zu leugnen – letztlich in den physikotheologischen und theozentrischen Strömungen der Epoche. Neugier und Einblicke in wundersame „Kuriositäten“ sind dann zu legitimieren, wenn sie erbaulichen Einsichten untergeordnet bleiben.

Im siebten Hauptkapitel wird das Modell der Kunstkammer auf die *Relationes* übertragen (S. 216–331). Eine Analyse von Schlüsseldiskursen stellt die Analogien der „Text-Kunstkammer“ zu den traditionellen

Sammlungsbereichen der *ethnographica*, *naturalia* und *artificialia* sowie der *scientifica* her.

Die Schlußbetrachtungen und Ausblicke des achten Hauptkapitels (S. 332–381) greifen zunächst nochmals Dimensionen des in den *Relationes* ubiquitären Wunderbaren, seiner Apologie und Kritik auf. Happels ambivalente Haltung zeige sich in seinem „Schwanken zwischen der ‚Entzauberung‘ des Wunderbaren und seiner Beglaubigung“ (S. 344). Daran anknüpfend wird die Frage diskutiert, ob die bereits im Untertitel von Happels Periodikum genannte „Vernunft“ die „Text-Kunstkammer“ in die Frühgeschichte der Journale des 18. Jahrhunderts rückt. Mithin geht es darum, den Medientypus der Barockepoche auf seine Modernität zu prüfen. Hier gelangt die Untersuchung zu dem Fazit, daß die textuellen und materiellen Wissenskonzeptionen (Polyhistorismus, Enzyklopädie, Bunt-schriftstellerei, Modell der Kunstkammer) nicht einem modernen Medientypus der Aufklärung entsprechen, sondern – trotz einiger vorausweisender Tendenzen – vornehmlich dem 17. Jahrhundert verhaftet bleiben. Die „Vernunft“ der *Relationes* emanzipiert das Wissen nicht von theozentrischen Exegeseangeboten. Im abschließenden Epilog wird eine knappe Skizze zur Rezeptionsgeschichte des Periodikums vorgelegt.

In der Regel gelangt die ebenso kompetente wie anregende Studie in ihren stringenten Argumentationsgängen zu überzeugenden Ergebnissen. Ob und inwiefern die Transposition des leitenden Strukturmodells der „materiellen“ Kunstkammer auf die „imaginäre“ Text-Kunstkammer sich als hermeneutisch fruchtbarer Zugriff auch im Hinblick auf andere Wissenskontexte und Wissensarchitekturen erweist, wird zu diskutieren sein.

Peter Heßelmann (Münster)

Georg Philipp Harsdörffers Universalität. Beiträge zu einem uomo universale des Barock. Hrsg. von Stefan Keppler-Tasaki und Ursula Kocher. Berlin, New York: de Gruyter 2011 (Frühe Neuzeit 158). X, 332 S., 4 Abb.

Der Band dokumentiert eine Tagung, die anlässlich von Harsdörffers 400. Geburtstag 2007 in Berlin stattgefunden hat. Er beginnt mit einem Aufsatz von Jörg Robert zu Harsdörffers Nachahmungs- und Übersetzungstheorie (S. 1–22), die von Peter Hess schon einmal gründlich untersucht wurde.¹ Robert legt den Akzent auf Harsdörffers Position gegenüber dem Latein, wobei er zum Schluss kommt, dass in Harsdörffer nicht viel Antikes steckt (S. 13), was auch nicht weiter erstaunlich ist, da es Harsdörffer darum ging, die deutsche Dichtung auf die Höhe der Dichtung anderer Nationalsprachen zu bringen.² Peter André Alt geht in seinem Beitrag der Frage des Zusammenhangs von literarischer Imagination und *ars combinatoria* nach (S. 23–38), er hebt vor allem Harsdörffers Denken in Ähnlichkeiten hervor, die ihm erlaubt, an verschiedenen Wissensdiskursen teilzunehmen, was Alt wiederum mit der Vorliebe Harsdörffers für das Spiel in Verbindung bringt. Nach diesen eher allgemein gehaltenen Beiträgen folgen Beiträge, die sich einzelnen Werken Harsdörffers zuwenden. Werner Wilhelm Schnabel untersucht Harsdörffers Lobrede des Geschmacks (S. 39–63), in der er, wie es der Gattung entspricht, den Geschmack, der als der zweitschlechteste Sinn gilt, als den vortrefflichsten lobt. Die Lobrede ist verständlich aus ihrem Kontext, sie war an den „Schmackhaften“ Wilhelm IV. von Weimar adressiert, mit dem Harsdörffer als dem Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft mehrfach in Kontakt zu treten versuchte. Dirk Niefanger wendet sich anhand des *Poetischen Trichters* Harsdörffers Schauspieltheorie zu (S. 65–82), wobei es vor allem um die Rolle der Gebärden geht. Niefanger wendet sich gegen eine Überschätzung des Paradigmas der Rhetorik und glaubt bei Harsdörffer einen angemesse-

1 Peter Hess: Imitatio-Begriff und Übersetzungstheorie bei Georg Philipp Harsdörffer. In: *Daphnis* 21 (1992), S. 9–26.

2 Es kommt auch zu falschen Aussagen, so z. B. wird behauptet, Harsdörffer habe „die Geschichten des Jean-Pierre Camus und anderer ins zeitgenössische Nürnberg“ transportiert „und dabei gleichsam ins Lutheranische“ konvertiert (S. 12). Genau das hat er ja erstaunlicherweise nicht gemacht. Siehe meine Untersuchung: Harsdörffers Mordgeschichten in der Tradition der *Histoires tragiques*. In: *Harsdörffer-Studien. Mit einer Bibliographie der Forschungsliteratur von 1847 bis 2005*. Hrsg. von Hans-Joachim Jakob und Hermann Korte. Frankfurt a. M. [u. a.] 2006 (Bibliographien zur Literatur- und Mediengeschichte 10), S. 177–194.

nen Einsatz von „natürlichen Körperzeichen“ auszumachen.³ Wenn man die Texte in den *Frauenzimmer Gesprächspielen* heranzieht, ist es fraglich, ob man die These von den natürlichen Körperzeichen aufrechterhalten kann.⁴ Dass Gebärden im Kontext der „Deutungskunst“ auftreten, zeigt doch gerade ihre Kodierung.

Ein großer Teil der Beiträge des Bandes wendet sich den Erzähl-sammlungen Harsdörffers unter den verschiedensten Aspekten zu. Hans-Joachim Jakob befasst sich mit der *Theatrum-Literatur* Harsdörffers bzw. mit dessen *Schau-Platz jämmerlicher Mordgeschichte* (S. 83–113). Neben dem engen Begriff des Theaters als Schauplatz macht Jakob auch Bezüge zu jenem großen Feld der *Theatrum-Literatur* aus, der es um Wissensvermittlung geht. Jakob fragt sich, welche Art von Wissen in den Mordgeschichten vermittelt werde und schlägt vor, sie unter Aspekten wie „Theater der Rechtsprechung“, „Theater des Lasters“ und „Theater der göttlichen Vorsehung“ zu klassifizieren, was er an der Gruppe der ersten und der letzten zehn Mordgeschichten vorführt. Judit M. Ecsedy untersucht die Schauplatzgeschichten vor allem im Hinblick auf Harsdörffers Umgang mit seinen Quellen und auf die Erzählweise (S. 115–146). Sie betont die aktive Rolle, die der Rezipient bei der Deutung und Anwendung der Erzählungen spielt. Dabei werden die Erzählungen in den Dienst einer christlichen Tugendlehre gestellt, was sicher richtig, aber vielleicht auf der andern Seite auch etwas zu eng ist, wenn man in Betracht zieht, dass Harsdörffer die Geschichten ja auch als Fortsetzung der *Frauenzimmer Gesprächspiele* als Stoff für scharfsinnige und geistreiche Unterhaltung geschrieben hat. Ganz dem erbau-lichen Aspekt gilt Guillaume van Gemerts Beitrag über *Nathan und Jotham*, den *Geschichtspiegel* und *Heraclitus und Democritus* (S. 279–297). Er stellt den Bezug zu Harsdörffers geistlichen Schriften im engeren Sinn (*Sonntags-Andachten*) her und zeigt, dass ein Nicht-Theologe nur Anweisungen für die private Frömmigkeit geben, dass er die Abwendung vom Bösen und die Hinwendung zu Gott thematisieren kann.

3 Ein Teil von Niefangers Ausführungen beruhen auf einem Missverständnis. Beim Bacchanal hätten die Waldmänner „ungescheut [...] bei dem Trank die Laster hoher Personen“ „geschimpft“ (S. 71–72). Niefanger liest „ungescheut“ als „ungescheit“, das Wort bedeutet aber „ohne Scheu“, sie haben ohne Scheu die Laster entlarvt.

4 Insbesondere das Gesprächspiel CCLXXXIII im 8. Teil, dann aber auch das Spiel CLXXV im 4. Teil mit dem Titel „Die Deutkunst“, welches meiner Ansicht nach auch zeigt, dass Gebärden für Harsdörffer kodiert sind. Siehe auch CCLXXXIII im 7. Teil. – Georg Philipp Harsdörffer: *Frauenzimmer Gesprächspiele*. 8 Tle. Nürnberg 1643–1649. [Nachdruck hrsg. von Irmgard Böttcher. Tübingen 1968–1969]

Ebenfalls dem erbaulichen Aspekt von Harsdörffers Werk wendet sich Stefan Keppler-Tasaki zu, indem er die Poetik des Gebets untersucht (S. 299–325). Er arbeitet die formalen Eigenschaften des Gebets als eines Gesprächs mit Gott heraus, indem es letztlich darum geht, erhört zu werden.

Den eher überblicksartigen Beiträgen zu den Schauplatz-Sammlungen stehen zwei Beiträge gegenüber, welche sich Einzelaspekten zuwenden. Stefan Manns untersucht eine Mordgeschichte, welche sowohl in den *Mordgeschichten* als auch in den *Frauenzimmer Gesprächspielen* vorkommt, und zeigt, wie solche Geschichten gelesen und interpretiert wurden (S. 147–165). Gesa Dane versucht den *Mordgeschichten* mit dem aus Kleist gewonnenen Begriff des ‚Rechtsgefühls‘ beizukommen, was nicht recht zu überzeugen vermag, weil es dem Begriff an historischer Kontextualisierung fehlt (S. 167–179).

Ursula Kocher interpretiert ein Gespräch über Embleme im ersten Teil der *Frauenzimmer Gesprächspiele*, um Harsdörffers Emblem-Begriff näher zu beleuchten (S. 181–195). In Bezug auf die *Mordgeschichten*, welche in der Regel eine dreiteilige Struktur aufweisen, widerspricht sie der Auffassung, es handle sich um emblematische Strukturen, kommt aber doch zum Schluss, dass die Rezeption der Geschichten und jene der Embleme analog ist, indem es bei beiden ein zugrundeliegendes Argument gibt, das der Rezipient ermitteln muss.

Zwei Aufsätze sind musikalischen Aspekten im Werk Harsdörffers gewidmet. Sven Rune Havsteen behandelt den musiktheologischen Diskurs Harsdörffers und stellt ihn in den historischen Kontext des Wettstreits der Künste, wo die Musik der Poesie überlegen ist (S. 197–211). Musik hat einen wichtigen Stellenwert im Bildungskonzept Harsdörffers und ist auch ein wichtiges *instrumentum pietatis*, indem sie fähig ist, die Botschaft dem Herzen einzuprägen und zwar stärker als dies das reine Wort kann. Auch Irmgard Scheitler betont in ihrem Aufsatz über „„Seelewig“ im Kontext deutschsprachiger Musikdramatik“ die hervorragende Rolle, die Harsdörffer der Musik zudenkt (S. 213–235). Scheitler hebt Harsdörffers musikalische Bildung hervor, sie unterstreicht seine Bekanntschaft mit Komponisten, welche die italienische Musik studiert hatten, und sie weist nach, dass Harsdörffer mit *Seelewig* ein ganz gesungenes Schäferspiel (keine Oper, sondern ein Musikdrama) in Versen geschaffen habe, mit dem er einmal mehr beweisen wollte, dass das Deutsche zu solchen Leistungen in der Lage ist. Er verwendet neue Formen des Musizierens, vor allem die deutliche Differenzierung zwischen Lied und Gespräch. Es ist zu hoffen, dass die

Forschung diese Ergebnisse zur Kenntnis nimmt und mit einigen Vorurteilen gegenüber Harsdörffers musikalischen Kenntnissen und dem, was eine Oper im 17. Jahrhundert ist, aufräumt.

Zwei Beiträge gelten dem Umgang Harsdörffers mit naturwissenschaftlichem Wissen. Georg Braungart untersucht vor allem die *Delitiae Mathematicae und Physicae* und hebt deren Verwertbarkeit in der Konversation hervor (S. 237–246). Berthold Heinecke fragt, welche wissenschaftlichen Werke Harsdörffer in seinen Kompilationswerken weiter vermittelt, wobei Francis Bacon eine hervorragende Rolle spielt (S. 247–278). Heinecke kommt zum Schluss, dass Harsdörffers *Erquickstunden* als ein Beitrag zur Realisierung von Bacons Programm einer Faktensammlung, die der Entwicklung der Naturwissenschaften dient, begriffen werden müssen. An einer Reihe von damals wichtigen Fragen (z. B. Kometen, *perpetuum mobile*) zeigt Heinecke, dass Harsdörffer durchaus auf der Höhe seiner Zeit war.

Der Band betont im Ganzen den erbaulichen Aspekt von Harsdörffers verschiedenen Sammlungen relativ stark, der gesellschaftlich-konversationelle Aspekt kommt dagegen kaum zur Sprache, obwohl sein gewaltiges Kompilationswerk seine Entstehung wohl dem Grundantrieb verdankt, einem breiteren, letztlich nicht lateinkundigen Publikum ein umfassendes Wissen zu vermitteln. Sobald Harsdörffers Werk kontextualisiert wird, zeigt sich, wie dies Scheitler für die Musik und Heinecke für das naturwissenschaftliche Wissen nachweisen, dass Harsdörffer in verschiedenen Gebieten durchaus auf der Höhe seiner Zeit war. Dies ist meines Wissens bisher in der Forschung kaum je so hervorgehoben worden.

Rosmarie Zeller (Basel)

Heinz Dieter Kittsteiner: *Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618–1715*. Einleitung von Jürgen Kaube. München: Carl Hanser Verlag 2010. 446 S., 50 Abb.

Der im Juli 2008 verstorbene Historiker Heinz Dieter Kittsteiner legt posthum unter dem Titel *Die Stabilisierungsmoderne* eine Geschichte Deutschlands und Europas von 1618 bis 1715 vor. Mit dem 2010 im Carl Hanser Verlag erschienenen ersten Teilband soll der Stabilisierungsprozess der Zeit zwischen dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und dem Ende des Spanischen Erbfolgekriegs – gleichsam von verschiedenen Ansichten aus – in den Blick genommen werden. Der Buchtext als solcher ist stark kompilatorisch angelegt und bleibt fragmentarisch, weil das Gesamtwerk von Kittsteiner auf sechs Halbbände angelegt worden war und eben nur ein einziger ausgearbeiteter Teil, der an dieser Stelle besprochene erste Halbband *Die Stabilisierungsmoderne*, im Druck erscheint.

Das Buch behandelt ideen- und mentalitätsgeschichtlich das 17. Jahrhundert in vier Untergliederungen bzw. Abschnitten („a. Am Ende eines langen Krieges“; „b. Das Ende der Hexenverfolgungen und das neue Weltbild“; „c. Neue Religionen und neue Philosophen“ und „d. Europa in der Welt und Deutschland in Europa“). Aber nicht nur der Große Krieg und die staatspolitischen Ereignisse des 17. Jahrhunderts werden beleuchtet, sondern auch die Entfaltung neuer gesellschaftlicher Strukturen, die im Laufe des Jahrhunderts von Angst, Furcht und Gewalt zu Einigkeit, Stabilität und Sicherheit führen, wird herausgearbeitet. Der Autor rekapituliert hierzu zum einen eine „Geschichte von unten“, zum anderen die Vergangenheit von Intellektuellen und ihren Ideen. Kittsteiner formuliert und präsentiert unter kulturhistorischem und geschichtsphilosophischem Gewand ein Konzept der Neuzeit, das er durch seine „Stufen der Moderne“ (1. „Stabilisierungsmoderne“; 2. „Fortschrittsmoderne“; 3. „Heroische Moderne“) charakterisiert. Die in der sogenannten Stabilisierungsmoderne in Gang gesetzten Veränderungen beleuchtet der Historiker und Philosoph („Die Geschichte entsteht unbewusst, und zugleich ist sie der machthabende Hintergrund, von dem das begrenzte Leben der Menschen sich abspult.“ [S. 28]) dabei auf drei Ebenen der Ideengeschichte: Erstens wird in der europäischen Politik die religiöse Vormachtstellung durch halbwegs gefestigte, absolutistische Staatengebilde abgelöst. Zweitens: Im kosmologischen Weltbild der Menschen folgt auf den Hexenwahn eine neue Weltlehre bzw. Kosmologie, welche die Vorstellung von der Natur mit Hilfe der

mathematischen Axiomatik und Beschreibbarkeit entwickelt, wodurch das neue Vertrauen in die Regelmäßigkeit der Natur zur Wissenschaft erhoben wird und die Zauberei mit ihren okkulten Kräften allmählich ihre Verfügungsgewalt über die Welt der Menschen verliert. Damit verändert sich aber drittens auch die Relation der Menschen zu Gott: Aus einem Gott des Zornes wird der Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Höllenangst und Religionshass können so – zum Beispiel im Pietismus – durch ein verinnerlichtes Gewissen, am Ende in der Aufklärung gar durch Toleranz und Vernunft abgelöst werden.

Es geht dem Ideenforscher Kittsteiner in seiner ersten Stufe dabei vornehmlich um die Herausarbeitung bzw. Profilierung des Stabilisierungsaspektes:

An die Stelle konfessionell angeheizter Kriege um die Dominanz einer universalen Vormacht trat der rational kalkulierte Kampf im Rahmen eines europäischen Gleichgewichts. Mit der Bändigung der friedensunfähigen Konfessionen entstand eine verinnerlichte Religiosität und die Philosophie begann den Theologen den Platz streitig zu machen. Vehemente Kritik an der Hexenverfolgung setzte sich allmählich durch, schließlich verschwand die Angst vor den Dämonen im Vertrauen auf eine neue Kosmologie, in der sie keinen Platz mehr hatten. (S. 25)

Kittsteiner führt hierzu in der Folge Fragen der Gelehrtenrepublik des 17. Jahrhunderts an. So lässt er unter anderen Christian Thomasius und Balthasar Bekker zu der Frage der Existenz von Hexen und Magie skeptische Antworten geben.

Diese kritische Spannung der Zeit, zu der auch die Entfaltung des einen Weltmarktes (mitsamt einer ersten ökonomischen Globalisierung) und die Entstehung des machtpolitischen Gleichgewichts der europäischen Mächte gehören, demonstriert der Historiker immer wieder auch in Form von Einzelschicksalen, zu Beginn des Buches durchgängig am Leben und Wirken des Söldners Peter Hagedorf, der als Chronist des Alltags dient. Einen weiteren Orientierungspunkt gibt Friedrich von Spee ab, der große Gegner des Hexenwahns. Spee wird an verschiedenen Stellen angeführt, um die politische Geschichte der Zeit mit verschiedenen Aspekten der Religionsgeschichte zu verknüpfen. Die pietistische Strömung mit ihrer Gebetsmagie und ihrer endzeitlichen Geschichtsperspektive wird illustrativ am Wirken und an der Persönlichkeit von Johann Wilhelm und Eleonore Petersen dargelegt.

Verschiedene Einzelereignisse des Dreißigjährigen Krieges werden seziert und das persönliche Schicksal des Söldners Hagedorf wird, gleichsam als „roter Faden“, mit der großen Ereignisgeschichte und der

Sozialgeschichte verknüpft, wobei Kittsteiner den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges als „deutsche Ur-Katastrophe“ (S. 51) begreift und beschreibt. Heinz Dieter Kittsteiner liefert ferner als „Beilagen“ zeitgenössische Gedichte, kurze Prosatexte und Theaterszenen (Andreas Gryphius' *Tränen des Vaterlandes, anno 1636* und *Abend*, Christian Hoffman von Hoffmannswaldaus *Soll der Purpur deiner Lippen...*, Martin Luthers *Ein feste Burg ist unser Gott*, Ignatius von Loyolas *Seele Christi*, Quirinus Kuhlmanns *Kühlpsalter*), die er allerdings nicht eigens ausdeutet, sondern als ideengeschichtliche Ergänzungen dem Leser zur eigenen Interpretation mitliefert.

Den Prozess des Friedens und Ausgleichs der Großmächte in Europa entwickelt Kittsteiner in einem eigenen Kapitel. Er würdigt in einem breiten Umfang die Geschichte der Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit. Direkt an diesen Abschnitt anschließend zeichnet er das Anwachsen der Vernunft im unbeirrbaren Streben von Wissenschaftlern wie Kopernikus, Kepler, Brahe, Galilei, Leibniz und Newton nach. Die Entwicklung des neuen Weltbildes geschieht in einem ambivalenten Zeitalter, das einerseits vom Aufbruch der menschlichen Vernunft kündigt, andererseits irrationale Ängste und Schrecken schürt. Kittsteiner pointiert dabei die Genese und die Fundamente des naturwissenschaftlichen Denkens, der *nova scientia*: Denker und Wissenschaftler schaffen – gleichsam als Nebenprodukt ihrer Forschungen – eine neue Basis für die Modifikationen des aus dem Mittelalter tradierten Gottesbildes, welches die europäischen Theologie der Reformation und Gegenreformation begrifflich bahnbrechend ausbildet hat. Bei der schwerpunktmäßig gewählten Szenerie erstaunt es den Leser nicht, dass der Autor letztlich einseitig eine Geistes- und Ideengeschichte der Frühen Neuzeit verfasst, denn das Verhältnis von Religion bzw. Theologie zur neuen Wissenschaft bildet eindeutig den Kern seiner historiografischen Ausführungen und veranschlagt den Großteil der vier Hauptabschnitte. Dieser Hauptteil wird ergänzt von einem Abschnitt über den Dreißigjährigen Krieg bzw. den Westfälischen Frieden und einem Abschlusskapitel „Europa in der Welt und Deutschland“. Es fehlen in der Darstellung durchdringende Darlegungen zu wirtschaftsgeschichtlichen oder rechtsphilosophischen Forschungsgegenständen; Problemfragen zur Genese des innerstaatlichen oder internationalen Rechts und Fragen zu gesellschaftspolitischen Konflikten zwischen Stände- und Berufsgruppen kommen im Buch überhaupt nicht vor. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit wird – wie sollte es bei dem Umfang des Werkes aus anders sein – nicht angemessen gewürdigt.

Dennoch: Kittsteiners Buch ist definitiv lehrreich und sehr lesenswert, obgleich der Leser vornehmlich Altvertrautes in neuem Gewand erfährt oder gerade *weil* er es in dieser Form erfährt. Entscheidend ist also – wie bei einem guten Menü – die Kombination im *order of courses* und die lukullische Komposition der Zutaten. Diese hohe Kunstfertigkeit gelingt Kittsteiner in hervorragender Art und Weise, denn er kreierte mit seinem Buch ein vortreffliches Stück Gelehrtenprosa, nicht – wie er übrigens auch ausdrücklich betont – für das Fachpublikum, sondern für interessierte Laien, die er mit den vielen interessanten Exkursen und anschaulichen Facetten in seinem Buch ausgezeichnet unterhält. Der Leser wird in der Tat durch dieses literarische Meisterwerk der Historiographie vielfältig zu eigenen Nachforschungen bzw. weiteren Lektüren angeregt. Es gelingt Kittsteiner vor allem die Lust an der Lektüre von historiografischen Werken zu wecken, weil er Aspekte einer ideen- bzw. entwicklungsgeschichtlichen Sichtweise kurzweilig – wenn auch aus kritischer, fachwissenschaftlicher Sicht definitiv sachlich-verkürzend – mit Möglichkeiten einer „Geschichte von unten“ verbindet, also ideengeschichtlich-philosophische Ausführungen mit Fragen zu den in der Geschichte leidenden Akteure verbindet. Er stellt dem Leser illustrativ Persönlichkeiten wie den Atheisten Matthias Knutzen oder die oben erwähnten Eheleute Petersen vor. Er äußert sich ausführlich zu den Leistungen und Schwierigkeiten im Zusammenhang der Forschungen von Galilei, Bayle und Spinoza. Bei allem scheint seine Forschung durch die eigene Lektürevorliebe prädisponiert zu sein, denn Kittsteiner orientiert sich gleichermaßen an Giovanni di Boccaccios *Decamerone*, an Herbert von Cherburys *De religione gentilium*, an Baruch de Spinozas *Tractatus theologico-politicus*, an Gottfried Wilhelm Leibniz' *Theodizee* und an diversem Schrifttum zum Prozess der christlichen Konfessionalisierung.

Der Autor, der sein schriftstellerisches Handwerk gelernt hat, spricht in seinem Exkurs über die christlichen Konfessionen vor allem über den Paradigmenwechsel des zornigen Gottes hin zum Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Er orientiert sich dabei an den Forschungen des amerikanischen Geschichtswissenschaftlers Theodore Rabb (*The Struggle for Stability in Early Modern Europe*) und präsentiert in lesbarer Art und Weise und gemeinverständlich die signifikanten Eigenheiten und Unterschiede der christlichen Konfessionen. Weitere Orientierungspunkte in theologischen Angelegenheiten geben Johann Musäus und Anton Praetorius ab, letzterer trat als ein großer Gegner des Hexenwahns hervor; beide werden angeführt, um die Ereignisgeschichte

der Zeit mit verschiedenen Aspekten des Kampfes gegen den Atheismus zu verknüpfen.

Wissenschaftlich fundiert und verständlich für Wissenschaftler anderer Fachgebiete oder breite Kreise von interessierten Laien bietet somit der renommierte Historiker mit seinem Buch eine interessante Einführung in die Ideengeschichte des 17. Jahrhunderts. Es handelt sich bei Heinz Dieter Kittsteiners *Stabilisierungsmoderne* in der Tat um eine populärwissenschaftliche Zusammenfassung, was aber überhaupt nicht abschlägig ist, denn viele Leistungen und Missstände der Zeit werden dem Leser durch die Lektüre erst verständlich. Dieses Buch ist – auch wegen der herausragenden Auswahl der Abbildungen – eine wirkliche Bereicherung für jeden Literaturwissenschaftler, der das Wissen über Entwicklungen von Ideen und Mentalitäten in der Frühen Neuzeit anwendet und schätzt.

Torsten Menkhaus (Hamm)

Index Aureliensis. Catalogus librorum sedecimo saeculo impressorum. Prima pars. Tomus XVI. Curavit Karla Faust. Baden-Baden: Valentin Koerner 2011. 505 S.

Das Erscheinen dieses Bandes bietet Anlass, einmal mehr auf das 1965 begonnene Großprojekt des Gesamtverzeichnisses aller Drucke des 16. Jahrhunderts als ein wichtiges Hilfsmittel zur Erforschung der Frühen Neuzeit hinzuweisen. Dessen Anspruch ist total: Sämtliche in lateinischen Typen gedruckten Titel des Zeitraums sollen berücksichtigt werden. Der aktuelle Band enthält die Stichworte „Esdra“ bis „Ezechiel“, also z. B. auch „España“ mit den dem Land zuzuordnenden Titeln. Die Stichworte sind möglichst umfassend erläutert: etwa nach den Leitbegriffen Autor mit Lebensdaten und jeweiliger biographischer Informationsquelle (bzw. Anonymus oder Zuschreibung), Verleger, Verlagsort und Erscheinungsjahr, nicht zuletzt dem Standort einschließlich der Signatur. Auch kleinere Sacherhellungen wie die Übersetzung lateinisch wiedergegebener Ortsnamen, die Auflösungen von Abkürzungen oder der Lebenszeitraum alttestamentlicher Gestalten finden sich.

Zur Erinnerung: Das Gesamtwerk ist in drei Teilen konzipiert: Der erste ist, wie angedeutet, laut Verlagsprospekt ein „alphabetischer Katalog der Bestände einer repräsentativen Auswahl öffentlicher Bibliotheken“ und wird ergänzt durch die Angaben aus den wichtigsten Bibliographien. Nach Abschluss des ersten Teils, des alphabetischen Verzeichnisses der aufgenommenen Titel mithin, wird der zweite Teil die unumgänglichen Ergänzungen bringen. Das Register ist für den dritten Teil geplant. Dessen erste zwei Bände sind gegenwärtig vergriffen, der vierte in Vorbereitung. Der dritte bietet ein Verzeichnis der Drucker und Verleger des 16. Jahrhunderts, in mancherlei Hinsicht die Voraussetzung für einschlägige, etwa typographische, Studien zum 17. Jahrhundert.

Im selben Verlag veröffentlicht der ungarische Wissenschaftler Gedeon Borsa zusammen mit österreichischen Kollegen unter dem Obertitel *WIEN NB 16* erstmals den *Katalog der Drucke des 16. Jahrhunderts in der Österreichischen Nationalbibliothek. Deutsches Sprachgebiet*. Damit wird für den fraglichen Zeitraum der Frühen Neuzeit der wissenschafts- und kulturhistorisch bedeutsame Bestand einer der zentralen Bibliotheken des deutschen Sprachraums vollständig erschlossen, darunter bestimmte Unikate. Bisher sind zwischen 2008 und 2011 fünf Bände (A–Gi) mit zahlreichen identifizierungsförderlichen Abbildungen von Titelblättern und Kolophonon erschienen; der sechste (Gl–H)

soll in Kürze herauskommen. Das Vorhaben baut auf dem konkurrierenden, doch offenbar defizitären *Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts* (VD 16) auf.

Klaus Haberkamm (Münster)

MITTEILUNGEN

Rolf Tarot zum 80. Geburtstag

Am 11.06.2011 beging Rolf Tarot seinen 80. Geburtstag. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der Grimmelshausen-Gesellschaft, um die er sich in vielfältiger Weise verdient gemacht hat. Als langjähriges Vorstandsmitglied, als Präsident von 1986 bis 1998 und seitdem als Ehrenpräsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, als Vortragender auf zahlreichen Tagungen, als Organisator unvergessener Symposien in Zürich, als Editor und als Autor hat Rolf Tarot Großartiges und Bleibendes insbesondere für die Grimmelshausen- und für die literaturwissenschaftliche Barockforschung geleistet. Nicht nur die Schriften Grimmelshausens wurden unter seiner Leitung in einer großen Werkausgabe herausgegeben, sondern auch Texte von Jakob Bidermann, Andreas Gryphius, Daniel Casper von Lohenstein, Christian Reuter und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg. Seine Arbeitsgebiete und Publikationen umfassen darüber hinaus die deutsche Literatur in ihrer ganzen Spannbreite bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Herausheben kann man unter anderem eine innovative Monographie über Hugo von Hofmannsthal und perspektivenreiche Studien zur Erzählkunst verschiedener Epochen. Anlässlich seines 65. Geburtstages wurde Rolf Tarots Schaffen 1996 durch eine imposante Festschrift mit dem Titel *Wahrheit und Wort* gewürdigt.

Zu seinen Ehren fand Mitte Juni 2011 ein Geburtstagssymposium im Deutschen Seminar der Universität Zürich statt. Der Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft und alle Mitglieder danken Rolf Tarot voller Hochachtung für sein langjähriges Engagement in der Gesellschaft und für eine Vielzahl an wichtigen Beiträgen zur Erforschung der Werke des simplicianischen Erzählers. Wir gratulieren Rolf Tarot zum 80. Geburtstag herzlich und wünschen ihm alles Gute.

Peter Heßelmann (Münster)

Die Grimmelshausen-Gesellschaft zu Gast an der Hamburger Sophie-Barat-Schule

Die Freie und Hansestadt Hamburg hat für das Zentralabitur des Bundeslandes im Schuljahr 2011/12 den Prüfungskomplex „Der Picaro-Roman“ vorgesehen. Das Themenspektrum reicht dabei von Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* bis zu dem Film *Forest Gump* mit Tom Hanks in der Hauptrolle.

Die Sophie-Barat-Schule in Hamburg-Rotherbaum, ein „staatlich anerkanntes katholisches Gymnasium mit Musikzweig und Oberstufe der Stadtteilschule“, trat in Gestalt von Frau Oberstudienrätin Marie-Luise Lauterbach M. A. mit dem Wunsch an die Gesellschaft heran, an der Schule eine Abendveranstaltung zu Grimmelshausen durchzuführen. Im Sinne der ständigen Bemühungen der Gesellschaft, die junge Generation für den Autor des 17. Jahrhunderts zu interessieren und im Idealfalle für eine Mitgliedschaft zu gewinnen, sagte der Präsident zu und beauftragte das Vorstandsmitglied Klaus Haberkamm mit der konkreten Präsentation. In Zusammenarbeit mit dem Gymnasium wurde ein mehrteiliges Programm entwickelt und am 06.06.2011 in Hamburg realisiert.

Die Zuhörerschaft bestand aus fünf Abiturienten-Gruppen (Jahrgangsstufe 12 und 13 [3./4. Semester]) mit ihren Fachlehrern und weiteren Interessenten, insgesamt ca. hundertfünfzig Teilnehmern. Die Schüler waren – der sehr guten Reputation der Schule entsprechend – bestens präpariert und deutlich engagiert. Der Vertreter der Gesellschaft begann vereinbarungsgemäß zur Einstimmung mit einer Lesung ausgewählter Passagen aus dem Roman. Es folgte unter besonderer Berücksichtigung pikarischer Indizien die ausführliche Erläuterung von Titelkupfer und Worttitel, die während der gesamten Veranstaltung als Standbild projiziert waren. Es wurden bereits an dieser Stelle von den Abiturienten erstaunlich tief ansetzende Fragen gestellt. Es schloss sich ein Kurzvortrag an, der unter Berücksichtigung des vorgesehenen Abitur-Themas wiederum besonders dem Aspekt des Vagantischen im *Simplicissimus* Rechnung trug und in einer Diskussion differenzierend erörtert wurde. Nach einer kurzen Pause folgte zum Abschluss eine lebhafte Podiumsdebatte mit ausgewählten Schüler(inne)n, deren hohes Niveau den Gast der Grimmelshausen-Gesellschaft beeindruckte. Nach der Beendigung der Abendveranstaltung wurden mit den Schülern noch mehrere Einzelgespräche geführt, die den Eindruck vermittelten, dass

in Grimmelshausen, für manche unerwartet, ein attraktiver Autor entdeckt worden war. – Den anwesenden Lehrkräften wurde auf deren Wunsch die Übermittlung von einschlägigem Informationsmaterial zur möglichst anschaulichen Gestaltung des Unterrichts zugesagt. Diese Unterstützung ging umso leichter vonstatten, als die Initiatorin Frau Lauterbach an der Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft in Wittstock Anfang Juli 2011 teilnahm.

Aus Sicht der Grimmelshausen-Gesellschaft ist es wünschenswert, derartige Werbung für Grimmelshausen öfter vornehmen zu können.

Klaus Haberkamm (Münster)

Bericht über die Tagung „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“, 01.–03. Juli 2011 in Wittstock

Die Grimmelshausen-Gesellschaft veranstaltete vom 01. bis zum 03. Juli 2011 im Wittstocker Museum des Dreißigjährigen Krieges eine Tagung zum Thema „Die Schlacht bei Wittstock (1636) und ihre Folgen. Krieg und Frieden im Werk Grimmelshausens und in der Literatur der Frühen Neuzeit“. Anlaß für die Tagung war der 375. Jahrestag der Schlacht im Jahr 2011, die als eine der blutigsten militärischen Auseinandersetzungen während des Dreißigjährigen Krieges gilt.

Die tragende Idee bei der Planung der Tagung war es, Historiker, Archäologen, Anthropologen und Literaturwissenschaftler zusammenzuführen, um die genannten Themenaspekte gemeinsam zu beleuchten. Es eröffneten sich für eine interdisziplinäre Tagung zahlreiche Arbeitsfelder, etwa die Bedeutung der Schlacht, die am 04.10.1636 (nach julianischem Kalender 24.09.1636) ausgetragen wurde, für den Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, ihre Einschätzung aus schwedischer und kaiserlich-sächsischer Perspektive, die zeitgenössische Wahrnehmung und Deutung der Schlacht, das Erleben der Kämpfe durch Soldaten und Zivilbevölkerung. Nicht zuletzt wurden die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und konfessionellen Folgen Gegenstand der Diskussion. Weitere Themenbereiche waren vergleichende Studien zu zeitgenössischen

schen Kriegsdarstellungen, Schlachtbeschreibungen sowie Manifestationen von Gewalt, Angst, Leid und sozialökonomischen Elends. Auch Friedenshoffnungen und Friedensutopien kamen zur Sprache. Ebenso ging man der Rezeption der Schlacht in zeitgenössischen Medien nach, etwa in der Presse und Bildpublizistik.

Für Literaturhistoriker gab es mehrere thematische Anknüpfungsmöglichkeiten. Ausgangspunkt war Grimmelshausen, der in seinem 1668 erschienenen Roman *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch* das Gemetzel der Schlacht bei Wittstock beschreibt (Buch II, Kapitel 27). Doch nicht nur die Spezifika dieser literarischen Schlachtschilderung wurden zum Gegenstand der Tagung. Ebenso gerieten Kriegs- und Friedensdarstellungen im Gesamtwerk des simplicianischen Erzählers und zudem in der Prosa, Dramatik und Lyrik anderer Literaten der Frühen Neuzeit in den Blick.

Nach Grußworten von Ralf Reinhardt (Landrat des Landkreises Ostprignitz-Ruppin), Jörg Gehrman (Bürgermeister der Stadt Wittstock) und Antje Zeiger (Leiterin der Kreismuseen Alte Bischofsburg – Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock) eröffnete Peter Heßelmann (Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft) die Tagung. Der erste Vortrag stellte den Feldherrn Melchior von Hatzfeldt in den Mittelpunkt. Michael Kaiser (Köln) führte aus, daß die Schlacht bei Wittstock zwar ein Rückschlag, jedoch keine verheerende Niederlage für die kaiserlich-sächsische Kriegspartei war. Martin Winter (Berlin) widmete sich Truppenbewegungen und Kommunikationswegen im Umfeld der Schlacht. Insbesondere ging es ihm um den Anmarsch von Walter Leslie aus Hessen, um die Situation der Verkehrswege und das Manövrieren der beteiligten Truppen. Die militärische Auseinandersetzung aus schwedischer Perspektive erläuterte Joachim Krüger (Greifswald). Dabei geriet auch die prekäre sozioökonomische Situation Schwedens in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts in den Blick. Die strategische Meisterleistung Johan Banérs und der errungene Sieg seien, so die These Krügers, nicht zuletzt ein „Befreiungsschlag“ für die schwedische Politik und Wirtschaft gewesen. Marian Füssel (Göttingen) untersuchte insbesondere auf der Basis zeitgenössischer Flugschriften und Messrelationen die Schlacht als Medienereignis. Dabei wurden Grundzüge der unterschiedlichen Kriegsberichterstattung und deren Deutungsmuster verdeutlicht. Der zeitgenössischen Wahrnehmung und Interpretation des Kampfes ging Thomas Kossert (Göttingen) nach. Als Quellen dienten ihm vor allem Selbstzeugnisse, die Ratsprotokollen und Edikten gegenübergestellt wurden. Anhand der

relativ lakonischen und nüchternen Darstellungen zeigt sich in der kollektiven Wahrnehmung der Schlacht, daß sie für die Zeitgenossen kein besonderes Vorkommnis, mithin kein „Schlüsselereignis“ in der Geschichte des Krieges war. Mit Vorträgen von Sabine Eickhoff, Anja Grothe und Bettina Jungklaus (Zossen) wurden Schicksale von auf dem Schlachtfeld bestatteten Söldnern aus archäologischer und anthropologischer Sicht rekonstruiert. Die Referentinnen präsentierten Ergebnisse, die sich bei der Untersuchung des im April 2007 entdeckten Massengrabes mit den Überresten von 125 Soldaten ergaben. Im Mittelpunkt des Vortrags von Gundula Gahlen (Potsdam) standen die Bevölkerung Perlebergs und ihre Entwicklung während des Dreißigjährigen Krieges. Hohe Sterblichkeit und Migration führten zu einem enormen Rückgang der Bevölkerung in der Stadt und Region. Die herangezogenen Quellen, die von Epidemien, Hungersnot und Kriegsgreuel berichten, ließen ein bedrückendes Bild von den krisenhaften Verhältnissen in dem Landstrich entstehen.

Die Vortragsreihe der Literaturhistoriker eröffnete Rosmarie Zeller (Basel), die mit den Autoren Lucan, Sidney und Grimmelshausen drei Stationen in der Tradition von Schlachtbeschreibungen in epischer Literatur erhellte. Dabei wurden Gemeinsamkeiten und Differenzen verwendeter poetischer und rhetorischer Konzepte herausgearbeitet. Jana Marosová (Prag/München) legte ihren Vortragsschwerpunkt auf die Schlacht bei Nördlingen (1634) und ihre Rezeption im simplicianischen Zyklus. Unter Berücksichtigung zeitgenössischer Flugblätter und Flugschriften verfolgte sie Allegorisierungen der Schlacht und hob die apokalyptischen wie eschatologischen Deutungsdimensionen bei Grimmelshausen hervor. Die Frage „Grimmelshausen, ein Pionier der Friedensforschung?“ beantwortete Friedrich Gaede (Freiburg) vor dem Hintergrund mehrerer philosophischer Fixpunkte. Er würdigte Grimmelshausen als Antikriegsschriftsteller, der in verschiedenen Schriften eindringliche Plädoyers für den Frieden hielt. Klaus Haberkamm (Münster) erläuterte, ausgehend vom Begriff Euphuismus und seiner literarischen Tradition, Grundzüge hypertropher Rhetorik in Grimmelshausens Schlachtschilderungen. Die Rezeption der Friedensschriften des Erasmus während des 17. Jahrhunderts war Gegenstand der Ausführungen von Dieter Breuer (Aachen). Die Aufnahme und literarische Verarbeitung der Schlacht bei Wittstock in Georg Greflingers Epos *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* (1657) untersuchte Dirk Niefanger (Erlangen-Nürnberg). Mit dem kontroversen Portrait Tillys in verschiedenen Text- und Bildgenres aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges beschäftigte sich Jost Eickmeyer

(Heidelberg), indem er provokativ die Frage „Blutsäufer oder Held?“ stellte und das Panorama von der Panegyrik bis zur Diabolisierung des schillernden Kriegsherrn nachzeichnete. Im Schlußvortrag lenkte Sibylle Penkert (Berlin) die Aufmerksamkeit auf Ricarda Huchs *Der Dreißigjährige Krieg* und die Wirkungsgeschichte in der Weimarer Republik.

Zum abwechslungsreichen Rahmenprogramm gehörten Führungen durch das Museum des Dreißigjährigen Krieges, durch die Sonderausstellung zum *Theatrum Europaeum*, durch die Kreismuseen Alte Bischofsburg, eine Stadtführung, ein Besuch des Schwedensteins und des historischen Schlachtfeldes sowie eine Besichtigung des Klosters Heiligengrave.

Die Tagung wurde gefördert durch den Landkreis Ostprignitz-Ruppin, das Land Brandenburg, die Stadt Wittstock, die Kreismuseen Alte Bischofsburg – Museum des Dreißigjährigen Krieges Wittstock, den Förderverein Museen Alte Bischofsburg und die Sparkassenstiftung Ostprignitz-Ruppin.

Peter Heßelmann (Münster)

Einladung zur Tagung „Grimmelshausen und das Wissen vom Menschen. Anthropologische Konzepte im simplicianischen Werk“, 21.–23.06.2012 in Basel

Alle Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft und alle Interessenten sind herzlich eingeladen, an den öffentlichen Tagungen teilzunehmen. Aus Kostengründen ist es leider nicht möglich, alle Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft brieflich zu den Tagungen einzuladen. Aktuelle Informationen zu den Tagungen findet man auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft: www.grimmelshausen.org.

Die Tagung wird veranstaltet von Rosmarie Zeller (Basel) in Verbindung mit Maximilian Bergengruen (Genf) und der Grimmelshausen-Gesellschaft.

Anthropologische Fragestellungen haben in den letzten Jahren in der Literaturwissenschaft zunehmend an Gewicht gewonnen. In der Frühneuzeit-Forschung werden sie jedoch nur selten angewendet. Die Tagung will nun diesem Manko abhelfen, indem sie der Frage nach-

geht, inwieweit im Werk Grimmelshausens, aber auch bei Autoren von sogenannten niederen Romanen in seinem Umkreis, anthropologische Denkfiguren manifest werden.

Grimmelshausens Werk eignet sich für die Erprobung einer solchen Fragestellung in besonderer Weise, weil er in seinen Romanen ein umfangreiches Personal vorführt, das verschiedenen Schichten, Regionen, Geschlechtern und Altersstufen entstammt und sich daher in besonderer Weise eignet, Konzepte des Menschen oder genauer der Menschen zu entwickeln. Auf der Tagung soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit Grimmelshausen anthropologische Konzepte selbst entwickelt und inwiefern er bestehende Konzepte übernimmt. Es soll auch gefragt werden, inwiefern das anthropologische und medizinische Wissen der Zeit seinerseits bereits narrative Strukturen bereithält, die mit den literarischen bei Grimmelshausen Überschneidungen aufweisen und so zu einer Wechselwirkung führen.

Der Tagungsablauf stand bei Redaktionsschluß der *Simpliciana* noch nicht fest. Nähere Informationen findet man auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft: www.grimmelshausen.org.

Referenten und Vortragsthemen:

Eric Achermann (Münster)

Iustitia et prudentia. Zum Zusammenhang von Gleichheit und erzählender Form bei Grimmelshausen und in Romanen der Frühen Neuzeit.

Matthias Bauer (Flensburg)

„Vermeynet ihr Menschen dann wol/ wir Thiere seyen gar Narren?“
Überlegungen zur anthropologischen Funktion der Redegattung bei Grimmelshausen

Jill Bühler (Genf)

„Öl zu dem ohnedas brennenden Feuer meiner Begierde“. Sündliche Versuchungen und Wollust bei Grimmelshausen

Marco Bunge-Wiechers (Münster)

Anthropologie und Recht. Menschwerdung unter den Bedingungen von Folter und Krieg im *Simplicissimus*

Simone De Angelis (Graz)

Literatur und Wissen vom Menschen – Der Fall Grimmelshausen

Nicola Kaminski (Bochum)

Bernhäuter, Kalbshäuter. Relektüre durch Brentano

Stephan Kraft (Bonn)

Volltreffer oder knapp daneben. Vaterschaft im *Simplicissimus Teutsch*

Christian Meierhofer (Bonn)

Das teuflische Wissen vom Menschen. Zu anthropologischen und dämonologischen Sinnofferten Grimmelshausens

Miriam Seidler (Düsseldorf)

„daß ich oft gewünschet/ und noch wünsche/ daß er geschwiegen hätte“. Alter und Wissen im *Simplicissimus Teutsch*

Hania Siebenpfeiffer (Greifswald)

Malum morale, malum metaphysicum, malum anthropologicum? Zur Figur des Bösen im *Simplicissimus Teutsch*

Claudius Sittig (Rostock)

„Adeligkeit“ zwischen genealogisch-anthropologischen Vorstellungen und kulturellem Code bei Grimmelshausen

Nicole Sütterlin (Basel)

Vom offenen Körper zum offenen Erzählen in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch*

Michael Titzmann (Passau)

Grundsätzliches zur Anthropologie im Barock und deren Wandlungen

Jörg Wesche (Augsburg)

„Als er ein Bestia war auf Erden“. Grimmelshausens Tiere in kultursemiotischer Sicht

Simon Zeisberg (Berlin)

Ökonomische Versetzungen in Grimmelshausens Erzählen vom Haus als Spielfeld simplicianischer Anthropologie

Anmeldungen zur Tagung bitte per E-Mail:

Jill.Buehler@unige.ch; rosmarie.zeller@uniba.ch

Hotelreservierungen: <http://www.basel.com/de.cfm/uebernachtungen/>

Bitte frühzeitig reservieren, da die Hotels in Basel meistens gut belegt sind. Günstige Hotels in der Nähe des Tagungsortes sind die Hotels „Rochat“ und „Au violon“. Für die Referentinnen und Referenten wurden bereits Zimmer reserviert.

Ankündigung der Tagung „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“, 20.–22.06.2013 in Oberkirch und Renchen

Die Grimmelshausen-Gesellschaft veranstaltet vom 20. bis zum 22. Juni 2013 in Oberkirch und Renchen eine Tagung zum Thema „Der Teutsche Michel. Kulturpatriotismus und Sprachverhalten im Werk Grimmelshausens und in der oberrheinischen Literatur der Frühen Neuzeit“. Im Zentrum soll der simplicianische Erzähler mit seinem Traktat *Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräg mit seinem Teutschen Michel* (1673) stehen, in dem er sich satirisch mit Fragen der Sprachkritik, Kulturkritik und Sozialkritik in der Literatur seiner Zeit auseinandersetzt. Die Tagung zielt darauf, Grimmelshausens Position in der zeitgenössischen kulturpatriotischen Diskussion um Sprachreinheit genauer zu bestimmen, als dies bisher in der Forschung geschah.

In der sprachpolitischen Debatte des 17. Jahrhunderts ging die Berufung auf ‚alte teutsche Tugenden‘ wie Redlichkeit und Aufrichtigkeit, Treue und ‚Einfalt‘ einher mit der Anprangerung ‚welscher‘ Untugenden wie ‚Falschheit‘ und Heuchelei, Verstellung und List. Die Überfremdung des Deutschen durch die ‚A-la-mode‘-Kultur wurde zu einem zentralen Gegenstand gesellschaftskritischer Diskussionen. Nicht selten opponierten die ‚A-la-mode‘-Kritiker gegen die Orientierung der absolutistischen deutschen Fürstenhöfe an der französischen und italienischen Hofkultur. Die Schaffung eines deutschen Sprachbewußtseins wurde zur unabdingbaren Grundlage für die Entwicklung eines weitgehend fehlenden Nationalbewußtseins erklärt. Dabei sollten kulturelle Einheit und Identität jenseits ständischer und territorialer Limitierungen generiert werden. Es galt, die bedrohte ‚alte teutsche Freiheit‘ selbstbewußt zu bewahren und eine volkssprachige Kultur zu etablieren, die von den Reichständen im Zusammenwirken mit dem Kaiser getragen und auf einfachen moralischen Werten wie ‚Treue‘ und ‚Glauben‘ gegründet sein sollte.

Die Tagung soll sich nicht nur Grimmelshausen widmen, sondern darüber hinaus weitere, vor allem auch frühere Autoren der oberrheinischen Literatur in den Blick nehmen, die substantiell zur Sprach- und Kulturkritik beigetragen haben. Im näheren regionalen Umfeld ist die Straßburger „Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen“ hervorzuheben,

die – wie andere zeitgenössische Sprachgesellschaften – kulturpatriotische mit sprachpolitischen Ambitionen verband und sich gegen die Überfremdung und Verachtung der deutschen Sprache und Literatur engagierte. Der modischen Sprachmengerei setzte man das ‚treu-deutsche‘ Wort der Väter entgegen. Der Kreis um Jesaias Rompler von Löwenhalt, Johann Freinheim, Andreas Hecht, Peter Samuel Thiederich und Johannes Matthias Schneuber suchte die sprachlich-literarische Reform in umfassendere sozialetische Kontexte zu integrieren. Auch Johann Heinrich Schill, Christoph Schorer, Johann Michael Moscherosch und Quirinus Moscherosch nahmen an diesen sprachreformerischen Anstrengungen teil, die stets von einem moralisch-patriotischen Kulturbewußtsein getragen sind.

Damit sind wichtige Themenfelder und sich daraus ergebende Fragestellungen skizziert, die im Rahmen der Tagung zu erörtern sein werden. Vergleichende Studien und Ausblicke auf weitere oberrheinische Literaten des 16. und 17. Jahrhunderts, etwa Jörg Wickram, Johann Fischart, Wolfhart Spangenberg und Jacob Balde, sind erwünscht.

Die Tagungskapazitäten sind begrenzt. Die Auswahl der Vorträge übernimmt eine vom Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft eingesetzte Kommission. Vortragsangebote bitte an:

Prof. Dr. Peter Heßelmann
Westfälische Wilhelms-Universität Münster
Germanistisches Institut
Abteilung Neuere deutsche Literatur
Hindenburgplatz 34
48143 Münster
E-Mail: info.grimmelshausen@org

ANHANG

Beiträger *Simpliciana* XXXIII (2011)

Helmut Aßmann, Herzogstr. 74, D-67435 Neustadt

Dr. Paul Barone, Grimmelshausen-Gymnasium Offenburg, Gymnasiumstr. 9, D-77652 Offenburg

Prof. Dr. Matthias Bauer, Universität Flensburg, Institut für Germanistik, Auf dem Campus 1, D-24943 Flensburg

Prof. Dr. Maximilian Bergengruen, Université de Genève, Département de langue et de littérature allemandes, 12, Bd. des Philosophes, CH-1205 Genève

Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, Barfüßertor 17, D-35037 Marburg

Prof. Dr. Dieter Breuer, Rolandstr. 34, D-52070 Aachen

Prof. Dr. Huizhen Cui, Nordwest-Polytechnische Universität Xi'an, Dongun 15 # – 2104, 127 Youyi Xilu, 710072 Xi'an/Shaanxi, VR China

Dr. Sabine Eickhoff, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Wünsdorfer Platz 4–5, D-15806 Wünsdorf

Dr. Jost Eickmeyer, Universität Heidelberg, Germanistisches Institut, Hauptstr. 207–209, D-69117 Heidelberg

Prof. Dr. Marian Füssel, Universität Göttingen, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, D-37073 Göttingen

Prof. Dr. Friedrich Gaede, Ochsenegasse 12, D-79108 Freiburg i. Br.

Dr. Gundula Gahlen, Freie Universität Berlin, Friedrich-Meinecke-Institut, Arbeitsbereich Neuere Europäische Geschichte, Koserstr. 20, D-14195 Berlin

Anja Grothe, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Wünsdorfer Platz 4–5, D-15806 Wünsdorf

Dr. Klaus Haberkamm, Nienborgweg 37, D-48161 Münster

Christian Hausknecht, Universitätsbibliothek Siegen, Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57076 Siegen

Dr. Klaus-Dieter Herbst, Brändströmstr. 17, D-07749 Jena

Prof. Dr. Peter Heßelmann, Universität Münster, Germanistisches Institut, Abt. Neuere deutsche Literatur, Hindenburgplatz 34, D-48143 Münster

Dr. Hans-Joachim Jakob, Universität Siegen, Fachbereich 3: Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften, D-57068 Siegen

Dr. Bettina Jungklaus, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Wünsdorfer Platz 4–5, D-15806 Wünsdorf

Dr. Michael Kaiser, Universität zu Köln, Historisches Institut, Albertus-Magnus-Platz, D-50923 Köln

Prof. Dr. Nicola Kaminski, Universität Bochum, Germanistisches Institut, Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universitätsstr. 150, D-44801 Bochum

Dr. Joachim Krüger, Universität Greifswald, Historisches Institut, Lehrstuhl für Nordische Geschichte, Bahnhofstr. 51, D-17487 Greifswald

Dr. Jana Maroszová, Univerzita Karlova v Praze, Ústav germánských studií, Náměstí Jana Palacha 2, CZ-11638 Praha 1

Dr. Klaus Matthäus, Burgbergstr. 33 d, D-91054 Erlangen

Dr. Torsten Menkhaus, Rhynerberg 38, D-59069 Hamm

Prof. Dr. Dirk Niefanger, Universität Erlangen-Nürnberg, Department Germanistik und Komparatistik, Bismarckstr. 1 B, D-91054 Erlangen

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, D-77731 Willstätt

Prof. Dr. Walter E. Schäfer, Horhaldergasse 17, D-76534 Baden-Baden

Dr. Timothy Sodmann, Sickinghook 9, D-46354 Südlohn

Prof. Dr. Dr. h. c. Ruprecht Wimmer, Schimmelleite 42, D-85072 Eichstätt

Dr. Martin Winter, Apfelstr. 3, D-91096 Möhrendorf

Prof. Dr. Rosmarie Zeller, Universität Basel, Deutsches Seminar, Nadelberg 4, CH-4051 Basel

Simpliciana und *Beihefte zu Simpliciana*. Richtlinien für die Druckeinrichtung der Beiträge

Die Richtlinien für die Druckeinrichtung der Beiträge findet man auf der Homepage der Grimmelshausen-Gesellschaft: www.grimmelshausen.org. Sie können auch postalisch und per E-Mail angefordert werden. Schicken Sie bitte nach den Richtlinien eingerichtete Texte als Datei im Anhang einer E-Mail (Word-Datei oder rtf) an folgende Adresse: info@grimmelshausen.org

Bezug alter Jahrgänge der *Simpliciana*

Mitglieder der Grimmelshausen-Gesellschaft können Restbestände der Jahrgänge I (1979) bis XXVIII (2006) der *Simpliciana* zum Vorzugspreis von 5,- € pro Jahrgang – solange der Vorrat reicht – erwerben. Hinzu kommen Versandkosten. Bei Interesse kann man sich wenden an: Julia Huber, Stadtverwaltung Oberkirch, Eisenbahnstr. 1, 77704 Oberkirch, Tel. 07802-82-111, Fax 07802-82-200
E-Mail: j.huber@oberkirch.de

Grimmelshausen-Gesellschaft e. V.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft e.V. wurde 1977 anlässlich der großen Gedenkausstellung *Simplicius Simplicissimus – Grimmelshausen und seine Zeit* in Münster gegründet. Sie ist inzwischen zu einer internationalen Vereinigung von Literatur- und Kulturhistorikern, interessierten Laien und der Grimmelshausen-Städte Gelnhausen, Soest, Offenburg, Oberkirch und Renchen geworden. Gemeinsames Ziel ist es, die wissenschaftliche Erforschung der Werke Grimmelshausens in ihren zeit- und wirkungsgeschichtlichen Bezügen zu fördern und deren Kenntnis zu verbreiten. Die Grimmelshausen-Gesellschaft bemüht sich dabei besonders um die Zusammenarbeit mit Forschern anderer Disziplinen und den wissenschaftlichen Dialog. Sie versucht mit ihren Aktivitäten zugleich der Mahnung Grimmelshausens gerecht zu werden, Leserinnen und Leser aller Bildungsstufen anzusprechen.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft hat zu diesen Zwecken in regelmäßigen Abständen wissenschaftliche Symposien durchgeführt (1979 in Welbergen bei Münster, 1983 in Offenburg, 1986 in Marburg, 1987 in Aachen, 1989 in Zürich, 1992 in Eichstätt, 1994 in Wolfenbüttel, 1995 in Karlsruhe, 1996 in Aachen, 1998 in Zürich, 1999 in Wolfenbüttel, 2000 in Straßburg, 2001 in Oberkirch und in Renchen, 2002 in Aachen und in Budapest, 2003 in Renchen, 2004 in Oberkirch, 2005 in Münster, 2006 in Oberkirch, 2007 in Oberkirch und Renchen, 2008 in Eger, 2009 in Oberkirch und Gelnhausen, 2010 in Oberkirch, Offenburg und Renchen, 2011 in Wittstock). Sie gibt das Jahrbuch *Simpliciana – Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft*, eine Reihe *Sondergaben der Grimmelshausen-Gesellschaft*, kommentierte Reproduktionen schwerzugänglicher Dokumente und Texte aus dem Umkreis Grimmelshausens oder der Forschungsgeschichte, die die Mitglieder der Gesellschaft unentgeltlich erhalten, sowie die Buchreihe *Beihefte zu Simpliciana* heraus.

Die Grimmelshausen-Gesellschaft ist ein gemeinnütziger Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Erforschung und Verbreitung der Werke Grimmelshausens. Sie ist von der Körperschaftssteuer freigestellt und berechtigt, für Spenden Spendenbestätigungen auszustellen. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 25,00 € (12,50 € für Studierende), für korporative Mitglieder 150,00 €. Überweisungen bitte auf das Konto der Grimmelshausen-Gesellschaft beim Schatzmeister Hermann Brüstle, Sparkasse Offenburg/Ortenau (BLZ 664 500 50), Kontonummer 853508. Zahlungen aus dem Ausland sind auch mit Verrechnungsscheck möglich. Der jährliche Mitgliedsbeitrag schließt die Lieferung des Jahrbuchs ein.

Beitrittserklärung

Hiermit erkläre(n) ich/wir den satzungsmäßigen Beitritt zur
Grimmelshausen-Gesellschaft e.V.

Name und Vorname / Firma / Institut / Körperschaft:

Student/in: ja nein

Adresse: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Ort, Datum und Unterschrift: _____

Bitte senden an:

Grimmelshausen-Gesellschaft e. V.
Herrn Schatzmeister Hermann Brüstle
c/o Stadt Oberkirch
Postfach 1443
77698 Oberkirch
Telefax: 07802-82-200
E-Mail: h.bruestle@oberkirch.de
E-Mail: info@grimmelshausen.org
Internet: www.grimmelshausen.org

Beihefte zu *Simpliciana*

Es ist ein Ziel der Grimmelshausen-Gesellschaft, die wissenschaftliche Erforschung der Werke Grimmelshausens in ihren zeit- und wirkungsgeschichtlichen Bezügen zu fördern und deren Kenntnis zu verbreiten. Dazu trägt auch die Buchreihe „Beihefte zu *Simpliciana*“ bei. Bisher sind folgende Beihefte erschienen:

- 1 Dieter Breuer / Gábor Tüskés (Hrsg.)
Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit.
Der *Ungarische oder Dacianische Simplicissimus* im Kontext barocker
Reiseerzählungen und Simpliziaden. 2005
978-3-03910-428-4
- 2 Peter Heßelmann (Hrsg.)
Grimmelshausen und *Simplicissimus* in Westfalen. 2006
978-3-03910-991-3
- 3 Misia Sophia Doms
„Alkühmisten“ und „Decoctores“. Grimmelshausen und die Medizin
seiner Zeit. 2006
978-3-03910-949-4
- 4 Franz M. Eybl / Irmgard M. Wirtz (Hrsg.)
Delectatio. Unterhaltung und Vergnügen zwischen Grimmelshausen und
Schnabel. 2009.
978-3-03911-734-5
- 5 Peter Heßelmann (Hrsg.)
Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die zeitgenössische
Kalenderliteratur. 2011
978-3-0343-0493-1
- 6 Dieter Breuer / Gábor Tüskés (Hrsg.)
Fortunatus, Melusine, Genovefa. Internationale Erzählstoffe in der
deutschen und ungarischen Literatur der Frühen Neuzeit. 2010
978-3-0343-0314-9